ARISTOTELES

OPUSCULA VI

ARISTOTELES

WERKE

IN DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

BEGRÜNDET VON

ERNST GRUMACH

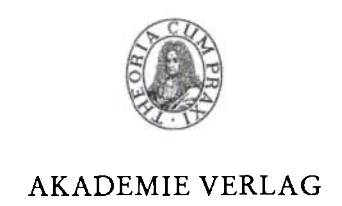
HERAUSGEGEBEN VON

HELLMUT FLASHAR

BAND 18

OPUSCULA

TEIL VI



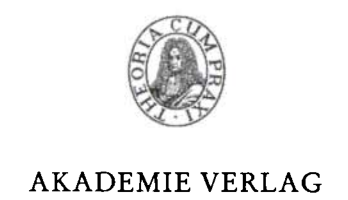
AKADEMIE VERLAG

ARISTOTELES

PHYSIOGNOMONICA

ÜBERSETZT UND KOMMENTIERT VON

SABINE VOGT



AKADEMIE VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Aristoteles:
Werke in deutsche Übersetzung / Aristoteles.
Begr. von Ernst Grumach. Hrsg. von Hellmut Flashar. –
Berlin : Akad. Verl.
ISBN 3-05-000011-2

Bd. 18. Opuscula
Teil 6. Physiognomonica / übers. und kommentiert von
Sabine Vogt. – 1999.
ISBN 3-05-003487-4

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der R. Oldenbourg-Gruppe.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.
Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer", Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

INHALT

VORWORT

Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist eine Erschließung der unter Aristoteles' Namen überlieferten Schrift *Physiognomonica* durch eine möglichst wörtliche deutsche Übersetzung, eine ausführliche Einleitung, deren thematische Schwerpunkte in einer kurzen Einführung vorgestellt werden (Einl. Kap. I), sowie sprachliche und sachliche Erläuterungen zum Text. Ein Anhang, in dem das gesamte in den *Physiognomonica* verwendete Material an Korrelationen zwischen Körpermerkmalen und Charakterzügen gesammelt wird, soll ebenso den gezielten Zugriff auf die Schrift erleichtern wie ein Register der in Einleitung und Anmerkungen besprochenen ‚loci physiognomonici' aus der griechischen Literatur.

Diese Untersuchung stellt in ihrer jetzigen Form die leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation dar, die im Wintersemester 1998/1999 der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München vorgelegen hat.

An dieser Stelle möchte ich mehrfachen Dank abstatten. Vor allen anderen gebührt er meinem verehrten Lehrer und Doktorvater, Herrn Professor Hellmut Flashar, der die Arbeit angeregt und in jeder Weise gefördert hat. Den Herren Professoren Martin Hose und Luca Giuliani schulde ich Dank für die Übernahme der Korreferate.

Der Studienstiftung des deutschen Volkes danke ich für ein dreijähriges Promotionsstipendium. Während dieser Zeit konnte ich auch einen zweiwöchigen Studienaufenthalt in der Fondation Hardt in Vandoeuvres sowie einen sechsmonatigen an der Classics Faculty der Cambridge University verbringen. Beiden Institutionen danke ich für ihre freundliche Aufnahme und die hervorragenden Arbeitsbedingungen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Freie und Hansestadt Hamburg ermöglichten mir ferner die Teilnahme am

vierwöchigen „Nachwuchsforum“ des Graduiertenkollegs “Textüberlieferung” der Universität Hamburg im Herbst 1997.

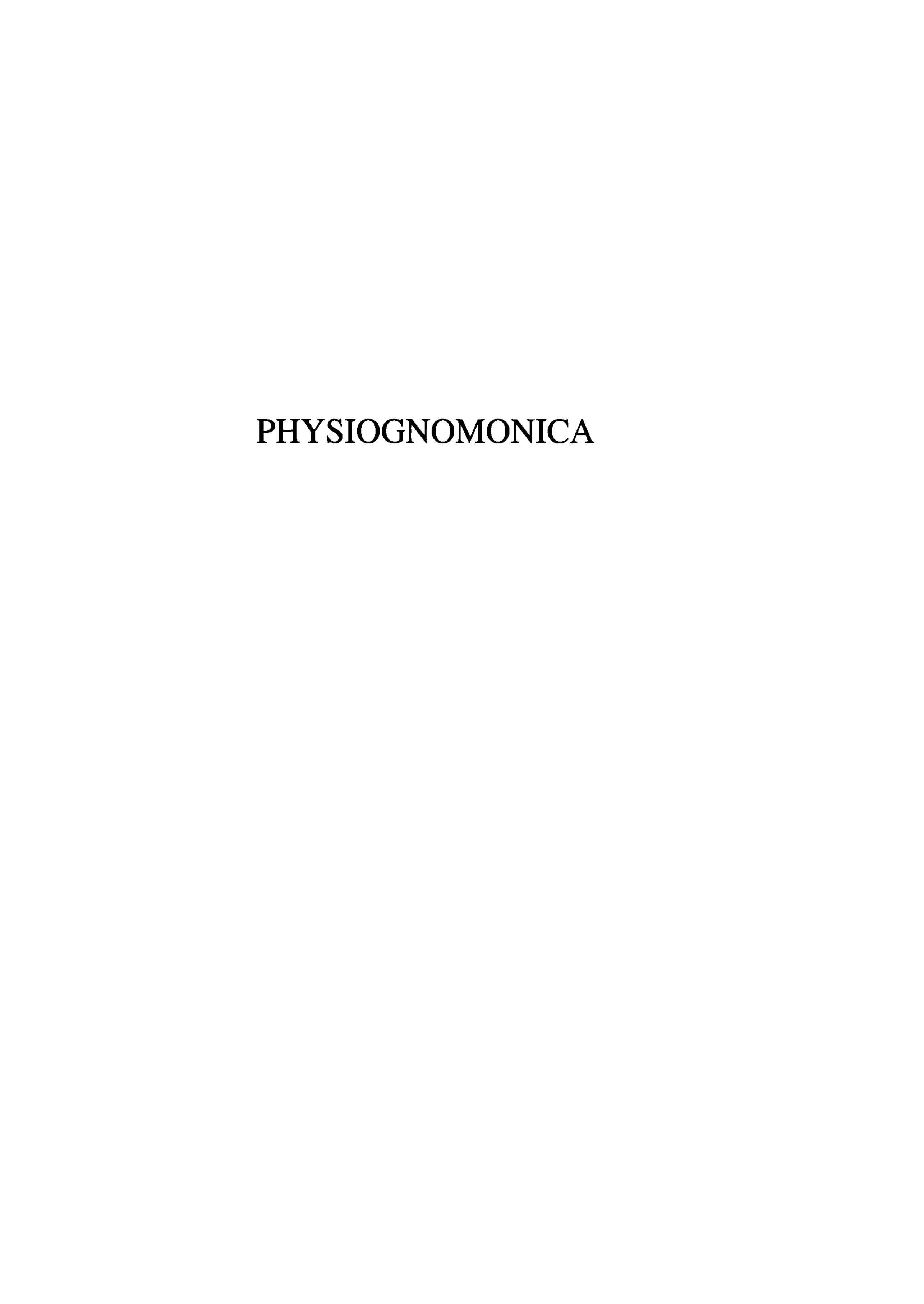
Für bereitwillige Kritik und Anregung, ständige Gesprächsbereitschaft, hilfreiche Hinweise und die Zusendung von Materialien danke ich Frau Professor Pat Easterling (Cambridge) und den Herren Professoren Myles F. Burnyeat (Oxford), Philip van der Eijk (Newcastle upon Tyne), Luca Giuliani (Freiburg und München), Eric Handley (Cambridge), Dieter Harlfinger (Hamburg), Martin Hose (München), François Lissarrague (Paris), Sir Geoffrey Lloyd (Cambridge), Klaus Oehler (Hamburg), Rolf Michael Schneider (Heidelberg und Cambridge), Christopher Rowe (Durham). Ebenso danke ich den Freunden und Kollegen Markus Dubischar (Greifswald), Dr. Ralf von den Hoff (München), Dr. Ralf Krumeich (München), Dr. Susanne Muth (Heidelberg und München) und Dr. Joanne F. Sonin (Cambridge).

Besonderer Dank gebührt den Münchner Freunden Dr. Bernhard Huß und Dr. Peter von Möllendorff, die nicht nur das Entstehen der Arbeit interessiert und hilfsbereit begleitet haben, sondern sich darüber hinaus der mühsamen Aufgabe unterzogen, das ganze Manuskript in einem früheren Stadium zu lesen. Sie haben durch ihre ausführlichen Korrekturvorschläge wesentlich zu seiner Verbesserung beigetragen. Katharina Luchner und Annette Mäurer haben mir beim Korrekturlesen und bei der Erstellung der Register unschätzbare Hilfe geleistet.

Dem Akademie-Verlag danke ich für die Betreuung während der Erstellung der Druckvorlage. Für das Layout und die technische Herstellung des Tafelteils danke ich Frau Andrea Mogwitz (München). Herrn Dr. Vinzenz Brinkmann danke ich für die Genehmigung zum Abdruck der Museumsphotos aus den Münchner Antikensammlungen.

Meinen Eltern, ohne deren liebevolle Ermutigung und geduldige Unterstützung die Arbeit nicht hätte entstehen können, ist dieses Buch gewidmet.

München, im September 1999 Sabine Vogt



PHYSIOGNOMONICA

Traktat A

[1.] Der Geist hängt vom Körper ab und besteht nicht für sich allein, unbeeinflußt von den körperlichen Vorgängen. Das wird ganz deutlich im Rausch und bei Krankheit, denn der Geist verändert sich offensichtlich sehr | durch die körperlichen Vorgänge. Und umgekehrt wird der Körper von den seelischen Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen; das wird bei Liebe und Furcht, Schmerz und Freude offensichtlich. Ferner könnte man aus dem, was von der Natur hervorgebracht wird, noch besser erkennen, daß Körper und | Seele so eng miteinander verbunden sind, daß sie einander Ursache werden für die meisten der Vorgänge in ihnen. Denn es hat noch nie ein Lebewesen von der Art gegeben, daß es die äußere Gestalt des einen, aber den Geist eines anderen Lebewesens hätte; sondern (es hat) immer den Körper und die Seele desselben Lebewesens, so daß zwangsläufig ein bestimmter Geist von einem bestimmten Körper abhängt. Ferner | vermögen Sachverständige für jedes einzelne der anderen Tiere aus ihrer äußeren Gestalt Schlüsse zu ziehen: Pferdekenner über Pferde und Jäger über Hunde. Sollte das wahr sein – und es ist immer wahr –, dann ist es wohl möglich, Physiognomik zu betreiben. [805 a; a 5; a 10; a 15]

Die bisherigen Physiognomiker versuchten nach drei Methoden, Physiognomik zu betreiben, | jeder nach einer anderen. Die einen betreiben Physiognomik ausgehend von den Tierarten, indem sie für jede einzelne Art eine bestimmte äußere Erscheinung und einen bestimmten Geist des Tieres feststellen. Auf dieser Grundlage nahmen sie (jeweils) einen bestimmten Körper(-Typus) an und meinten dann, daß jemand, der einen diesem Körper(-Typus) ähnlichen Körper hat, auch eine ähnliche Seele habe. Andere verfuhren ebenso, urteilten aber nicht von allen | Lebewesen ausgehend, sondern trafen die Auswahl der Kennzeichen auf ähnliche Weise allein von der Gattung [a 20; a 25]

Mensch ausgehend, indem sie sie nach Volksstämmen einteilten, soweit sie sich im Aussehen und in den Sitten unterschieden, wie zum Beispiel Ägypter, Thraker und Skyten. Einige (beurteilten) nach dem Ausdruck, von welchem (emotionalen) Grundzustand jeder einzelne
a 30 Ausdruck abhängt: von dem | zornigen, dem furchtsamen, dem im Liebesrausch und jedem einzelnen der anderen Affektzustände. Man kann nach allen diesen Methoden Physiognomik betreiben und auch noch nach anderen, und man kann auch die Auswahl der Kennzeichen auf andere Weise treffen.

805 b Diejenigen, | die Physiognomik ausschließlich nach den Ausdrucksarten betreiben, gehen fehl: Erstens, weil manche, obwohl sie nicht dieselben (Charaktertypen) sind, denselben Gesichtsausdruck haben, wie zum Beispiel der Mutige und der Unverschämte denselben Gesichtsausdruck haben, obwohl sie in ihrem Geist sehr verschieden
b 5 sind. Zweitens, weil (Menschen) | zeitweise nicht denselben Gesichtsausdruck haben, sondern den von anderen. Denn auch Mißmutigen geschieht es bisweilen, daß sie einen Tag angenehm verbringen und den Gesichtsausdruck des Fröhlichen annehmen, und umgekehrt (kommt es vor), daß der Heitere betrübt wird, so daß sich der Ausdruck seines Gesichtes ändert. Überdies dürfte man aus dem Gesichts-
b 10 ausdruck nur über sehr weniges | Schlüsse ziehen können.

Diejenigen, die von den Tieren ausgehend Physiognomik betreiben, treffen die Auswahl der Kennzeichen nicht in der richtigen Weise. Denn man kann gewiß nicht, indem man die Gestalt eines jeden einzelnen Tieres durchgeht, sagen, daß, wer diesem Tier am Körper ähnlich ist, ihm auch an der Seele ähnlich wäre. Denn erstens
b 15 wird – um es einfach zu sagen – | niemand einen Menschen finden, der einem Tier auf diese Weise ähnlich ist, sondern (höchstens) einen, der ihm in irgendeiner Hinsicht ähnelt. Darüber hinaus haben die Tiere wenige charakteristische Kennzeichen, aber viele gemeinsame, so daß, wenn (ein Mensch einem Tier) nicht in einem charakteristischen, sondern in einem gemeinsamen Kennzeichen ähnlich ist – warum wäre der eher einem Löwen ähnlich als einem Hirschen? Denn selbstverständlich bezeichnen die charakteristischen Kennzeichen
b 20 etwas Charakteristisches, | die gemeinsamen etwas Gemeinsames. Also dürften die gemeinsamen Kennzeichen dem Physiognomiker nichts zu erkennen geben. Wählte man aber die charakteristischen Kennzeichen eines jeden Tieres aus, wäre man nicht imstande anzugeben,

wofür sie Kennzeichen sind. Denn selbstverständlich (sind sie Kennzeichen) für etwas Charakteristisches, man darf aber wohl nicht annehmen, daß im Geist eines der Tiere, die Gegenstand der Physiognomik sind, irgendetwas Charakteristisches ist. | Denn weder ist allein der Löwe mutig, sondern auch viele andere Tiere, noch allein der Hase feige, sondern auch unzählige andere. b 25

Wenn also weder dem, der gemeinsame, noch dem, der charakteristische Kennzeichen auswählt, irgendetwas klar erkennbar wird, dann dürfte es wohl überhaupt nicht möglich sein, die Tiere einzeln zu untersuchen. Vielmehr muß man die Auswahl (der Kennzeichen) von allen (Tieren) ausgehend treffen, | die denselben Charakterzug haben. b 30 Wenn man zum Beispiel nach den Kennzeichen des Mutigen sucht, muß man die mutigen unter den Tieren einzeln vornehmen und prüfen, welche (anderen) Charakterzüge auf sie alle zutreffen, aber bei keinem anderen Tier vorliegen. Wenn man nämlich | folgendermaßen auswählen würde: 'Dies sind die Kennzeichen von Mut' an Tieren, von denen schon vorher entschieden war, daß auf sie als gemeinsamer Charakterzug in ihrem Geist nicht nur Mut zutrifft, sondern auch ein anderer – in diesem Fall wäre man wohl ratlos, ob es die Kennzeichen von Mut oder dem anderen (Charakterzug) sind. Man muß vielmehr | aus möglichst vielen Tieren auswählen, und zwar aus solchen, die keine andere Charaktereigenschaft in ihrem Geist gemeinsam haben als die, deren Kennzeichen man untersucht. 806 a … a 5

Insofern die Kennzeichen also beständig sind, zeigen sie wohl auch etwas Beständiges an; sofern sie aber das eine Mal auftreten und ein andermal wieder wegfallen – wie könnten sie da ein wahres Kennzeichen sein für etwas, das im Geist Bestand hat? Denn | wenn man ein Kennzeichen, das bald auftritt, bald wegfällt, als ein beständiges annimmt, könnte es zwar möglicherweise wahr sein, aber es dürfte wohl gewiß nicht zuverlässig sein, wenn es nicht immer mit dem Sachverhalt einhergeht. Soweit Vorgänge, die in der Seele stattfinden, in keiner Weise die vom Physiognomiker herangezogenen Kennzeichen am Körper verändern, | dürften sie keine Erkennungszeichen für eine Fertigkeit sein. So ermöglichen es zum Beispiel diejenigen Vorgänge, die sich auf Meinungen und Wissen beziehen, nicht, einen Arzt oder Kitharaspieler zu erkennen; wer nämlich irgendein Fach erlernt, verändert keines der vom Physiognomiker herangezogenen Kennzeichen. a 10 … a 15

[**2.**] Man muß also definieren, wovon denn nun die Physiognomik
a 20 handelt, | da sie ja nicht von allem handelt, und woher die einzelnen Kennzeichen genommen werden. Dann muß man der Reihe nach über jedes einzelne der deutlicher zutage tretenden (Phänomene) Klarheit schaffen. Die Physiognomik handelt also, wie schon ihr Name sagt, von den naturgegebenen Charakterzügen im Geist und (aber auch) von solchen hinzuerworbenen Charakterzügen, die durch
a 25 ihr Dazukommen | eine Veränderung derjenigen Kennzeichen bewirken, die in der Physiognomik betrachtet werden. Welche das sind wird später gezeigt werden. Ich werde jetzt die Bereiche nennen, aus denen die Zeichen genommen werden, und zwar vollständig: aus der Bewegung zieht man in der Physiognomik Schlüsse und aus der Hal-
a 30 tung, aus der Farbe, aus dem | Gesichtsausdruck, aus dem Haar, aus der Glätte der Haut, aus der Stimme, aus dem Fleisch, aus den Körperteilen und aus der Gestalt des ganzen Körpers. Von dieser Art sind also, zusammengefaßt, die Aussagen, die die Physiognomiker über
a 35 alle Bereiche machen, in denen die Kennzeichen liegen. | Wenn eine solche Darstellung nun unklar oder nicht evident wäre, würde das Gesagte ausreichen. Nun ist es aber vielleicht besser, im einzelnen
806 b über alles das genauer zu sprechen, was von den | Physiognomikern deutlich gemacht wurde, und dabei die Kennzeichen zu nennen, welche es jeweils sind und auf was sie sich beziehen – soweit es nicht in dem bisher Gesagten aufgezeigt wurde.

Kräftige Hautfarben kennzeichnen also einen Hitzigen und Heiß-
b 5 blütigen, weißrote kennzeichnen Begabung, | wenn diese Farbe bei einer glatten Haut vorkommt.

Weiche Haare (kennzeichnen) einen Feigen, harte einen Mutigen. Dieses Kennzeichen ist von allen Lebewesen ausgehend festgesetzt worden. Denn am feigsten sind Hirsch, Hase und Schafe, und sie
b 10 haben das weichste Haar; am mutigsten aber Löwe und | Wildschwein, und sie tragen das härteste Haar. Man kann genau das auch an den Vögeln sehen: Insgesamt sind sie nämlich, wenn sie hartes Gefieder haben, mutig, wenn sie weiches haben, feige, und im einzelnen ist genau das an den Wachteln und Hähnen zu sehen. In ähnlicher Weise
b 15 trifft genau dasselbe auch bei den | Menschenrassen zu: Die im Norden sind mutig und harthaarig, die im Süden aber sind feige und tragen weiches Haar.

Dichte Behaarung am Bauch zeigt Schwatzhaftigkeit an. Das bezieht sich auf die Gattung der Vögel, | denn ein charakteristisches Körpermerkmal des Vogels ist sein dichtes Gefieder am Bauch, ein charakteristisches Wesensmerkmal seine Schwatzhaftigkeit. b 20

Festes und gesundes Fleisch kennzeichnet von Natur aus einen Stumpfsinnigen, weiches einen sowohl Begabten als auch Unbeständigen, wenn es nicht bei einem kräftigen Körper vorkommt, der auch starke Gliedmaße hat. |

Träge Bewegungen (kennzeichnen) einen sanften Geist, schnelle einen hitzigen. b 25

Bei der Stimme (kennzeichnet) die tiefe und kräftige einen Mutigen, die hohe und leisere einen Feigen.

Haltung und Gesichtsausdruck werden je nach ihrer Ähnlichkeit mit dem Affekt erfaßt. | Wenn nämlich einer von einem Affekt ergriffen ist, wird – zum Beispiel, falls er einen bestimmten (Ausdruck) hat im Fall, daß er erzürnt ist, – der jähzornige (Ausdruck) zum Kennzeichen eben dieser Art (von Affekt). b 30

Das Männchen ist größer und kräftiger als das Weibchen, und seine Gliedmaße sind kräftiger, geschmeidiger, gesünder und besser für alle Arten von Aufgaben.

Sicherer | als die Kennzeichen an den Körperteilen sind die, die sich am Gesichtsausdruck ablesen lassen, und die aus den Bewegungen und der Haltung abgeleiteten Kennzeichen. b 35

Gänzlich einem einzigen Kennzeichen zu vertrauen | ist einfältig; wenn man aber mehrere in einem Punkt übereinstimmende Kennzeichen nimmt, dürfte man gewiß mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie zutreffen. 807 a

Es gibt noch eine andere Methode, nach der man Physiognomik betreiben könnte; es hat sie freilich noch niemand unternommen. Wenn es zum Beispiel | zwangsläufig so ist, daß der Jähzornige, der Niedergeschlagene und der Kleinmütige einen neidischen Charakter haben, dann dürfte es, selbst wenn es keine Kennzeichen für den Neidischen gibt, dem Physiognomiker möglich sein, ausgehend von jenen vorher genannten (Charaktertypen) den Neidischen ausfindig zu machen. Am meisten ist eine derartige Methode aber wohl charakteristisch für den, der sich mit Philosophie befaßt hat. Denn das Vermögen, unter | bestimmten Gegebenheiten den zwangsläufigen Schluß zu ziehen, dürfen wir wohl als Charakteristikum der Philoso- a 5 a 10

phie annehmen. Das widerspricht freilich manchmal den Vorgehensweisen, nach den Affektzuständen physiognomisch zu urteilen und nach den Tieren.

Was die Stimme betrifft, könnte man, wenn man sie in Hinsicht auf den Affektzustand betrachtet, annehmen, man müsse eine hohe Stim-
a 15 me dem Jähzornigen zuordnen. Denn wer | verärgert und zornig ist, spannt gewöhnlich die Stimme an und spricht hoch, wer aber unbekümmert ist, läßt in der Anspannung nach und spricht mit tiefer Stimme. Von den Tieren hingegen sind die mutigen mit einer tiefen Stimme ausgestattet, die feigen aber mit einer hohen, denn Löwe, Stier, bellender Hund und Kampfhähne geben tiefe Laute von sich,
a 20 Hirsch und | Hase hingegen haben eine hohe Stimme. Aber vielleicht ist es auch in diesen Fällen besser, ein mutiges oder ein feiges (Tier) nicht nach der Tiefe oder Höhe seiner Stimme zu bestimmen, sondern danach, daß die kräftige Stimme (als Kennzeichen) für ein mutiges, die unangespannte und schwache für ein feiges anzunehmen ist. |

a 25 Wenn die Kennzeichen nicht übereinstimmen, sondern sich widersprechen, ist es aber am besten, gar keines festzusetzen – es sei denn, (sie gehören) zu denjenigen (Merkmalsbereichen), von denen die Unterscheidung getroffen worden ist, welche vertrauenswürdiger sind als andere. Vor allem ist es am besten, (die Kennzeichen) auf die Erscheinungsformen zu beziehen, aber nicht auf die ganzen Gattungen. Sie sind dem Untersuchungsgegenstand nämlich eher gleich: denn
a 30 nicht über die ganze Gattung Mensch betreiben wir | Physiognomik, sondern jeweils über einen bestimmten Vertreter der Gattung.

[3.] Kennzeichen des Mutigen: hartes Haar; aufrechte Körperhaltung; Knochen, Brustkorb und Gliedmaße des Körpers stark und groß; ein breiter und nicht vorstehender Bauch; breite und ausein-
a 35 anderstehende Schulterblätter, | weder allzu eng anliegend noch gänzlich losgelöst; ein kräftiger, nicht sehr fleischiger Hals; die Brust fleischig und breit; eine nicht vorstehende Hüfte; nach unten zusammen-
807 b gezogene Waden; | dunkelbraune Augen, weder allzusehr geöffnet noch gänzlich geschlossen; eine ziemlich stumpfe Hautfarbe am Körper; eine helle, gerade, nicht große, magere Stirn, weder glatt noch vollkommen runzlig.

b 5 Kennzeichen des Feigen: | weiches Haar; der Körper zusammengesunken; nicht hastig; nach oben hinaufgezogene Waden; um das Gesicht blaß; schwache und blinzelnde Augen; schwache Gliedmaße

des Körpers; kurze Beine; dünne und große Hände; eine kleine und schwache Hüfte; die Haltung in den Bewegungen angespannt; nicht dreist drauflosgehend, sondern | zurückgeneigt und in Schrecken ver- b 10 setzt; ein leicht veränderlicher und niedergeschlagener Gesichtsausdruck.

Kennzeichen des Begabten: ziemlich feuchtes und ziemlich weiches Fleisch, gesund und nicht sehr fettig; der Bereich um die Schulterblätter und den Nacken ziemlich mager, so auch der Bereich | um b 15 das Gesicht; der Bereich um die Schulterblätter liegt eng an, und was darunter liegt, ist gelöst; der Bereich um die Rippen ist locker; am Rücken ist er eher nicht fleischig; ein weißroter und reiner Körper; dünne Haut; nicht allzu hartes und nicht allzu schwarzes Haar; dunkelbraune und feuchte Augen.

Kennzeichen | des Stumpfsinnigen: Nackenpartie und Beine flei- b 20 schig, steif und straff; eine gedrungene Hüfte; nach oben gezogene Schulterblätter; eine große, rundliche und fleischige Stirn; blasse und stumpfe Augen; die Unterschenkel rings um den Knöchel dick, fleischig und gedrungen; große und fleischige Kiefer; | eine fleischige b 25 Hüfte; lange Beine; ein dicker Hals; ein fleischiges und ziemlich langgezogenes Gesicht. Bewegungen, Haltung und Gesichtsausdruck nimmt er entsprechend den Ähnlichkeiten an.

Kennzeichen des Unverschämten: weit geöffnete und leuchtende Augen; blutunterlaufene und dicke | Augenlider; ein wenig krumm; b 30 nach oben gezogene Schulterblätter; in der Haltung nicht aufrecht, sondern eher ein wenig nach vorne geneigt; in den Bewegungen schnell; rötliche Hautfarbe; die Farbe blutunterlaufen; ein rundliches Gesicht; die Brust hochgezogen.

Kennzeichen des Anständigen: langsam in den Bewegungen und eine ebenfalls langsame Sprechweise und | eine hauchende und b 35 schwache Stimme; glanzlose, schwarze Augen, weder allzusehr geöffnet noch ganz geschlossen; langsam blinzelnd: denn schnell | blin- 808 a zelnde Augen bezeichnen einerseits den Feigen, andererseits den Heißblütigen.

Kennzeichen des Heiteren: eine große, fleischige und glatte Stirn; eine eher tiefliegende Augenpartie. Das Gesicht scheint eher verschlafen, weder lebendig | noch nachdenklich. Er soll in den Bewegungen a 5 langsam und ⟨in der Stimme⟩ leise sein; in der Haltung und im Gesichtsausdruck soll er nicht voreilig, sondern tüchtig erscheinen.

Kennzeichen des Traurigen: ein runzliges und hageres Gesicht; gesenkte Augen. Gesenkte Augen aber zeigen gleichzeitig zweierlei a 10 an: | einerseits das Weichliche und Weibliche, andererseits das Niedergeschlagene und Traurige. In der Haltung niedergedrückt und in den Bewegungen müde.

Kennzeichen des Kinäden: gesenkte Augen; zusammenstoßende Knie; Neigung des Kopfes nach rechts; nach oben zeigende, schlaffe a 15 Handbewegungen; Schritte von zweierlei Art: einerseits | sich in der Hüfte wiegend, andererseits mit gerade gehaltener Hüfte; Schweifenlassen der Augen; so wie der Sophist Dionysios wohl sein dürfte.

Kennzeichen des Verbitterten: ein grinsendes Gesicht; von dunkler Farbe; hager; ein zerfurchter Gesichtsbereich; ein runzliges, fleischloses Gesicht; gerad- und dunkelhaarig.

a 20 Kennzeichen des Ungestümen: | im Körper aufrecht; von der Figur her ausgeprägter Brustkorb; harmonisch; rötlich; auseinanderstehende, große und breite Schulterblätter; große und kräftige Gliedmaße; um die Brust und die Leisten unbehaart; guter Bartwuchs; herabgezogener Haaransatz.

a 25 Kennzeichen des Sanftmütigen: eine kräftige | Erscheinung; beleibt; feuchtes und viel Fleisch; gute Größe und Proportionen; etwas nach rückwärts gebeugt in der Haltung; hochgezogener Haaransatz.

Kennzeichen des Ironikers: eine fette Gesichtspartie; eine runzlige Augenpartie; das Gesicht erscheint im Ausdruck schläfrig.

a 30 Kennzeichen des Kleinmütigen: kleine Glieder; | klein und zierlich; hager; mit kleinen Augen und kleinem Gesicht; so wie jemand aus Korinth oder Leukadia sein dürfte.

Freunde des Würfelspiels sind kurzarmig; auch Tänzer.

Schmähsüchtig (sind die), deren Oberlippe hochsteht; in der Erscheinung nach vorne geneigt; rötlich.

Mitleidig (sind die), die zierlich sind; von heller Farbe; mit glän- a 35 zenden Augen; ihre Nasenflügel | sind von oben her zerfurcht; sie weinen immerzu. Eben diese sind auch Frauenhelden und zeugen weibliche Kinder, sind vom Charakter her der Liebe zugeneigt, 808 b gedächtnisstark, begabt und hitzig. Ihre Kennzeichen | sind genannt worden. Mitleidig sind der Weise, der Feige und der Anständige; mitleidslos der Ungelehrige und der Unverschämte.

Tüchtige Esser (sind die), bei denen die (Strecke) vom Nabel bis zur Brust länger ist als (die Strecke) von dort zum Nacken.

Kennzeichen des Lüsternen: von heller Farbe; dicht behaart mit geradem, | dickem und schwarzem Haar; die Schläfen dicht mit geradem Haar behaart; glänzende und gierige Augen. b 5

Schlafliebend (sind die), deren obere Körperteile größer sind; [geierartig und] hitzig; mit gesundem Fleisch.

⟨Schwatzhaft (sind die), deren obere Körperteile größer sind⟩; zierlich in der Gestalt und dicht behaart am Bauch.

Erinnerungsfähig (sind die), deren obere Körperteile kleiner, | zierlich und eher fleischig sind. b 10

Traktat B

(808 b) [4.] Meiner Meinung nach stehen die Seele und der Körper in Wechselwirkung miteinander; und wenn der Zustand der Seele sich ändert, verändert er auch zugleich das Erscheinungsbild des Körpers, wenn aber wiederum das Erscheinungsbild des Körpers sich ändert,
b 15 ändert es zugleich auch den Zustand der Seele. Denn da | betrübt zu sein und sich zu freuen eine Sache der Seele ist, ist es ganz offensichtlich, daß betrübte Menschen ziemlich finster dreinblicken und erfreute heiter. Wenn es nun möglich wäre, daß, nachdem die Seele sich (von einem bestimmten Affektzustand) gelöst hat, das (entsprechende) Erscheinungsbild des Körpers noch bestehen bliebe, dann stünden wohl auch auf diese Weise die Seele und der Körper miteinander in Wechselwirkung – freilich in einer nicht gleichzeitig zu Ende ge-
b 20 henden (Wechselwirkung). | Es ist nun aber ganz offensichtlich, daß beide jeweils vom anderen abhängen. Am deutlichsten dürfte das freilich aus folgendem werden: Wahnsinn scheint die Seele zu betreffen, und dennoch reinigen die Ärzte den Körper mit Arzneien und wenden noch dazu bestimmte Kuren an und befreien dadurch die Seele
b 25 vom Wahnsinn. Durch die Pflegemaßnahmen für den Körper | sind zur gleichen Zeit das (krankhaft veränderte) Erscheinungsbild des Körpers aufgelöst und die Seele vom Wahnsinn befreit worden. Da nun also beide gleichzeitig gelöst werden, ist es offensichtlich, daß sie bis zum Ende miteinander (in Wechselwirkung stehen). Es ist ebenfalls deutlich, daß die Erscheinungsbilder der Körper den Funktionen der Seele ähnlich werden, so daß alles Ähnliche an den Lebewesen ein Hinweis auf ein bestimmtes Selbes ist. |

b 30 Vieles von dem, was die Lebewesen tun, sind teils charakteristische Eigenschaften jeder einzelnen Art von Lebewesen, teils gemeinsame. Bei den charakteristischen Betätigungen der Seele (gibt es) einen

charakteristischen, bei den gemeinsamen aber einen gemeinsamen körperlichen Zustand. Gemeinsam sind Übermut und das Außersichsein im Liebesrausch. | Ein gemeinsamer Charakterzug der Tiere mit Nackenmähne und Schweif ist Übermut, der Esel und Schweine aber ihr Zustand in der Brunst. Charakteristisch ist bei den Hunden das Schimpfen, bei den Eseln die Unbetrübtheit. Wie also | das Gemeinsame und das Charakteristische unterschieden werden müssen, ist gesagt worden. b 35 809 a

Man braucht freilich viel Vertrautheit mit allem, wenn man in der Lage sein will, über diese Dinge einzelne Aussagen zu treffen. Denn man sagt ja, daß das, was an den Körpern zu sehen ist, sich auf die | Ähnlichkeiten bezieht, die aufgrund der Lebewesen und aufgrund ihrer Tätigkeiten entstehen, und daß bestimmte andere Erscheinungsformen aufgrund von Hitze und Kälte entstehen. Daher ist es möglich, daß einige von diesen Phänomenen an den Körpern, die nur kleine Unterschiede aufweisen und mit demselben Namen benannt werden – wie zum Beispiel die Blässe aus | Furcht und die Blässe aus Anstrengung (denn sie tragen dieselbe Bezeichnung und sind voneinander nur wenig unterschieden) –, eben weil der Unterschied nur klein ist, nur dann leicht zu erkennen sind, wenn man aufgrund seiner Vertrautheit mit der Erscheinungsform den Gesamteindruck herangezogen hat. Daher ist die schnellste und beste Methode die, die vom | Gesamteindruck ausgeht, und es ist möglich, wenn man so vorgeht und diese Methode anwendet, vieles genau zu erkennen. Und nicht nur im ganzen genommen ist das nützlich, sondern auch für die Auswahl der Kennzeichen: Denn jedes einzelne der ausgewählten (Kennzeichen) muß auch passen hinsichtlich derjenigen (Eigenschaft), die das ausgewählte (Kennzeichen angeben) will. a 5 a 10 a 15

Ferner muß man gemäß der Auswahl der Kennzeichen auch durch den Syllogismus | – den man anwenden muß, wo immer es sich irgendwie trifft – den vorliegenden (Eigenschaften) die dazugehörigen (Eigenschaften) zuordnen. Wenn zum Beispiel jemand unverschämt und auch kleinlich ist, dann dürfte er wohl einerseits ein Dieb und andererseits gemein sein, und zwar ein Dieb infolge der Unverschämtheit, und infolge der Kleinlichkeit gemein. Bei jedem einzelnen derartigen (Fall) muß man diese Methode | dem Verfahren anpassen. a 20 a 25

[5.] Ich werde nun zuerst versuchen, unter den Lebewesen zu unterscheiden, auf welche Veränderungen an ihnen es ankommt, je

nachdem, ob sie mutig, feige, gerecht oder ungerecht sind. Man muß die Gattung der Lebewesen in zwei Erscheinungsformen unterteilen, in männlich und weiblich, indem man jeder von beiden Erschei-
a 30 nungsformen das Passende zuordnet. | Sie sind ähnlich. Wir versuchen, von den Tieren die Weibchen zahmer und sanfter in ihren Seelen aufzuziehen als die Männchen, unterlegen in körperlicher Kraft, eher die Aufzucht und die Gewöhnung an die Hand annehmend. Daher dürften sie, weil sie so sind, etwas weniger mutig sein als
a 35 die Männchen. Ganz deutlich wird das etwa, wenn wir von | uns ausgehen: Wenn uns Zorn überkommt, sind wir schwerer zum Gehorsam zu bringen und haben am meisten Mut, um keinesfalls vor irgendetwas zu weichen, sondern wir lassen uns hinreißen, das zu erzwingen und zu tun, wohin uns der Zorn treibt. Mir scheinen aber die Weibchen übeltäterischer zu werden als die Männchen, vorwitziger
809 b und kraftloser. | Die Frauen und die bei uns aufgezogenen (Tierweibchen) nun (sind) offenbar ganz und gar so; und was die in den Wäldern betrifft, stimmen die Hirten und Jäger darin überein, daß sie so beschaffen sind, wie eben dargelegt wurde.

Aber auch folgendes ist offensichtlich, daß jeweils in jeder Gattung
b 5 | das Weibchen einen kleineren Kopf hat als das Männchen, ein schmaleres Gesicht und einen dünneren Hals, daß seine Brust schwächer und sein Brustkorb weniger ausgeprägt ist, daß seine Hüften und Oberschenkel mit mehr Fleisch umgeben sind als die der Männchen, daß es zusammenstoßende Knie, dünne Unterschenkel und zierlichere
b 10 Füße hat und daß die ganze Erscheinungsform des Körpers | vor allem eher angenehm als edel sein dürfte, weniger sehnig und geschmeidiger, mit feuchterem Fleisch. Die Männchen sind in alledem das Gegenteil; ihre Veranlagung ist von Geburt an mutiger und gerechter, die des Weibchens feiger und ungerechter.

b 15 Da dies so ist, scheint von allen Lebewesen der Löwe | am vollendetsten an der Gestalt des Männlichen teilzuhaben. Denn er hat ein Maul von guter Größe; ein ziemlich viereckiges, nicht zu knochiges Gesicht; die obere Kinnlade nicht hervorstehend, sondern der unteren gleichgestellt; die Nase eher dick als dünn; dunkelbraune, tiefliegende
b 20 Augen, die nicht sehr rund, aber auch nicht zu | oval und von mittlerer Größe sind; Augenbrauen von guter Größe; eine viereckige Stirn, die in der Mitte leicht vertieft ist, sich aber an der unteren Stirnseite zu den Augenbrauen und zur Nase hin wie eine Wolke vorwölbt. Oben

an der Stirn entlang der Nase hat er nach außen gedrehte Haare wie eine Tolle; einen mittelgroßen Kopf; einen Hals von guter Länge, der in der Dicke entsprechend | proportioniert und mit blonden Haaren b 25 bedeckt ist, die sich nicht sträuben, aber auch nicht zu sehr anliegen; den Bereich um die Schlüsselbeine eher locker als zusammengepreßt; kraftvolle Schultern; eine jugendliche Brust und entsprechend einen breiten Schultergürtel mit gutem Brustkorb und gutem Rücken; an der Hüfte und an den Oberschenkeln ein eher nicht fleischiges Tier; kräftige | und sehnige Beine und einen kraftvollen Gang; und den b 30 ganzen Körper gelenkig und sehnig, weder zu trocken noch zu feucht. Er schreitet langsam, macht große Schritte und wiegt sich in den Schultern, wenn er geht. Was also den Körper betrifft, ist er von solcher Art; was aber andererseits die Seele betrifft: freigebig und edel, | großgesinnt und auf Sieg bedacht, aber auch sanft, gerecht und b 35 denen, mit denen er zu tun hat, liebevoll zugetan.

Der Panther ist unter den mutig erscheinenden Tieren von eher weiblicher Gestalt, außer an den Beinen, mit denen er Leistungen und wahre Krafttaten vollbringt. Denn er hat ein kleines Gesicht, ein großes Maul, kleine, | weißliche, tiefliegende und dabei ziemlich fla- 810 a che Augen; eine ziemlich längliche Stirn, die zu den Ohren hin eher rundlich ist als flach; einen allzu langen und dünnen Hals; eine Brust mit nicht ausgeprägtem Brustkorb; einen langen Rücken; fleischige Hüftgelenke und Oberschenkel; die Partie um | den Rippenbogen a 5 und den Bauch eher glatt; eine bunte Farbe; und insgesamt ungegliedert und unproportioniert. Von dieser Art ist also die Gestalt seines Körpers, was aber andererseits seine Seele betrifft, ist er unbedeutend, spitzbübisch und, mit einem Wort, hinterlistig.

Damit sind nun also die herausragenderen Vertreter der als mutig geltenden Tiere sowie der Form | von männlich und weiblich bespro- a 10 chen. Wie die anderen Tiere beschaffen sind, ließe sich jetzt ziemlich leicht anschließen. Was jeweils von den Tieren ausgehend zu beachten ist, um Physiognomik zu betreiben, das wird in der Auswahl der Zeichen gesagt werden.

[**6.**] Die Auswahl der Zeichen im Hinblick auf die Menschen wird | folgendermaßen getroffen: Deren Füße gut gewachsen und groß, a 15 schön gegliedert und sehnig sind, die sind robust in ihrer Seele; siehe das männliche Geschlecht. Die kleine, schmale, ungegliederte Füße haben, eher angenehm anzusehen als kräftig, sind weichlich in ihrer

a 20 Seele; siehe das weibliche | Geschlecht. Deren Zehen an den Füßen krumm sind, die sind unverschämt, auch die, deren Zehennägel krumm sind; siehe die Raubvögel. Deren Fußzehen zusammengepreßt sind, die sind furchtsam; siehe die Sumpfvögel mit Schwimmfüßen.

a 25 Deren Bereich um die Knöchel | sehnig und gegliedert ist, die sind seelisch robust; siehe das männliche Geschlecht. Die an den Knöcheln fleischig und ungegliedert sind, sind seelisch weichlich; siehe das weibliche Geschlecht.

Die gegliederte, sehnige und kräftige Unterschenkel haben, sind a 30 seelisch robust; | siehe das männliche Geschlecht. Die dünne und sehnige Unterschenkel haben, sind lüstern; siehe die Vögel. Die sehr pralle Unterschenkel haben, als ob sie fast bersten, sind abscheulich und unverschämt; siehe den Gesamteindruck.

a 35 Die mit zusammenstoßenden Knien sind Kinäden; siehe | den Gesamteindruck.

Die knochige und sehnige Oberschenkel haben, sind robust; siehe das Männliche. Die fleischige und pralle Oberschenkel haben, sind 810 b weichlich; siehe | das Weibliche.

Die ein spitzes und knochiges Hinterteil haben, sind robust; die aber ein fleischiges, dickes haben, weichlich. Die wenig Fleisch haben, als ob es weggewischt worden wäre, sind bösartig; siehe die Affen.

b 5 Die mit schlanken Lenden sind jagdfreudig; | siehe die Löwen und die Hunde. Man könnte auch sehen, daß von den Hunden die jagdfreudigsten schlanke Lenden haben.

Deren Bauchbereich schmächtig ist, die sind robust; siehe das Männliche. Die aber nicht schmächtig sind, sind weichlich; siehe den Gesamteindruck.

b 10 Deren Rücken von guter Größe und kräftig ist, | die sind seelisch robust; siehe das Männliche. Die aber einen schmalen und schwachen Rücken haben, sind weichlich; siehe das Weibliche.

Die mit ausgeprägtem Brustkorb sind seelisch robust; siehe das Männliche. Die ohne ausgeprägten Brustkorb weichlich; siehe das b 15 Weibliche. Die aber vom Brustkorb her | sehr umfangreich sind, wie aufgeblasen, die sind geschwätzig und reden Unfug; siehe die Rinder oder die Frösche.

Die vom Nabel zum Brustbein eine größere (Strecke) haben als vom Brustbein zum Hals, sind gefräßig und stumpfsinnig: gefräßig, b 20 weil sie ein großes Organ haben, in das sie | die Nahrung aufnehmen,

und stumpfsinnig, weil die Empfindungen einen engeren Raum haben, da er ja vereinigt ist mit dem, der die Nahrung aufnimmt, so daß die Empfindungen durch das Anfüllen mit Speisen oder das Bedürfnis danach beengt werden.

Die eine große und gegliederte Brust haben, sind seelisch robust; siehe das Männliche. |

Die einen großen, fleischigen und gegliederten Schultergürtel haben, sind seelisch robust; siehe das Männliche. Bei denen er aber schwach, nicht fleischig und ungegliedert ist, die sind seelisch weichlich; siehe das Weibliche. Deren Schultergürtel sehr gekrümmt ist und die Schultern zur Brust zusammengezogen, | die sind bösartig; siehe den Gesamteindruck, weil das, was vorne ist und zum Vorschein treten sollte, versteckt wird. Die einen in die andere Richtung gekrümmten Schultergürtel haben, sind leichtfertig und unvernünftig; siehe die Pferde. Da (der Schultergürtel) weder sehr gekrümmt noch nach innen gebogen sein darf, muß man das Mittelmaß des gut Gewachsenen anstreben. b 25 b 30

Deren | Schultergelenke und Schultern herausstehen, die sind seelisch robust; siehe das Männliche. Deren Schultern schwach und ungegliedert sind, die sind seelisch weichlich; siehe das Weibliche. | Dasselbe sage ich im Bezug auf Füße und Oberschenkel. Deren Schultern locker sind, die sind edel; das sieht man am Augenschein, weil es zu der zutage tretenden Erscheinungsform des Edelmutes paßt. Deren Schultern verkrampft und zusammengezogen sind, die sind gemein; | siehe den Gesamteindruck. b 35 811 a a 5

Deren Bereich um die Schlüsselbeine locker ist, die sind aufmerksam; denn wenn der Bereich um die Schlüsselbeine locker ist, nehmen sie mühelos die Bewegung der Sinneswahrnehmung auf. Deren Schlüsselbeinbereich aber zusammengepreßt ist, die sind stumpfsinnig; denn wenn der Bereich um die Schlüsselbeine nicht locker ist, vermögen sie nicht, | die Bewegung der Sinneswahrnehmung aufzunehmen. a 10

Die einen dicken Hals haben, sind seelisch robust; siehe das männliche Geschlecht. Die einen dünnen haben, sind schwach; siehe das weibliche Geschlecht. Deren Hals dick und feist ist, die sind ungestüm; siehe die wilden Stiere. Deren Hals aber von guter Länge und nicht | allzu dick ist, die sind großgesinnt; siehe die Löwen. Deren Hals dünn und lang ist, die sind feige; siehe die Hirsche. Deren Hals aber allzu kurz ist, die sind hinterlistig; siehe die Wölfe. a 15

Deren Lippen dünn und an den Mundwinkeln schlaff sind, so daß der Teil der Oberlippe nahe den Mundwinkeln über den betreffenden
a 20 Teil der Unterlippe | überhängt, die sind großgesinnt; siehe die Löwen. Man könnte das auch an den großen und kräftigen Hunden beobachten. Deren Lippen dünn und hart sind, an den Eckzähnen aufgeworfen: bei denen es sich so verhält, die sind von guter Abstam-
a 25 mung; siehe die Schweine. Die mit dicken Lippen, | wobei die obere weiter vorsteht als die untere, sind dumm; siehe die Esel und Affen. Denen die Oberlippe und das Zahnfleisch vorstehen, die sind schmähsüchtig; siehe die Hunde.

Die mit dicker Nasenspitze sind leichtsinnig; siehe die Rinder. Die
a 30 mit einer an der Nasenwurzel dicken Nase sind | stumpfsinnig; siehe die Schweine. Die mit einer spitzen Nasenspitze sind leicht zu erzürnen; siehe die Hunde. Die mit einer rundlichen, stumpfen Nasenspitze sind großgesinnt; siehe die Löwen. Die mit einer dünnen Nasenspitze
a 35 sind wie Vögel. Die eine leicht von der | Stirn weggebogene Nase haben, die gerade verläuft, sind unverschämt; siehe die Raben. Die mit einer Hakennase, die von der Stirn abgesetzt ist, sind großgesinnt; siehe die Adler. Die mit einer nach innen gebogenen Nase, die vorne
811 b am Stirnbereich rundlich ist, mit einem | nach oben aufstehenden Stirnbogen, sind lüstern; siehe die Hähne. Die mit platter Nase sind lüstern; siehe die Hirsche. Deren Nasenflügel auffliegend sind, die sind ungestüm; siehe den im Zorn entstehenden Affektzustand.

b 5 Die mit einem | fleischigen Gesicht sind leichtsinnig; siehe die Rinder. Die mit mageren Gesichtern sind sorgfältig; die mit fleischigen feige; siehe die Esel und Hirsche. Die mit kleinen Gesichtern sind kleinmütig; siehe Katze und Affe. Deren Gesichter groß sind, die sind
b 10 träge; | siehe die Esel und Rinder. Da das Gesicht weder klein noch groß sein soll, dürfte der mittlere Zustand zwischen diesen der angemessene sein. Deren Gesicht niederträchtig erscheint, die sind gemein; siehe den Gesamteindruck.

Deren Tränensäcke wie Blasen herabhängen, die sind trunksüchtig.
b 15 Siehe | den Zustand: denn denen, die sich sehr vollgetrunken haben, hängen die Tränensäcke wie Blasen herab. ⟨Deren Tränensäcke wie Blasen⟩ nach vorne stehen, die sind schlafliebend; siehe den Zustand, weil denen, die gerade vom Schlafen aufgestanden sind, die Tränensäcke hervorstehen.

Die mit kleinen Augen sind kleinmütig; siehe den Gesamteindruck und | den Affen. Die Großäugigen sind träge; siehe die Rinder. Der Gutgebaute darf also weder kleine noch große Augen haben. Die mit tiefliegenden Augen sind Übeltäter; siehe den Affen. Denen die Augen hervorstehen, die sind dumm; siehe den Gesamteindruck und die Esel. Da man | weder hervorstehende noch tiefliegende Augen haben darf, sollte der mittlere Zustand vorherrschen. Deren Augen ein wenig tief liegen, die sind großgesinnt; siehe die Löwen. Bei denen sie aber noch tiefer liegen, die sind sanftmütig; siehe die Rinder. b 20 b 25

Die eine kleine Stirn haben, sind ungebildet; siehe die Schweine. Die eine allzu große | haben, träge; siehe die Rinder. Die eine rundliche Stirn haben, sind stumpfsinnig; siehe die Esel. Die eine ziemlich große und flache Stirn haben, sind aufmerksam; siehe die Hunde. Die ein der Stirn entsprechendes Viereck haben, sind großgesinnt; siehe die Löwen. Die eine düstere Stirn | haben, sind rücksichtslos; siehe Stier und Löwe. Die eine entspannte Stirn haben, sind Schmeichler; siehe den dabei entstehenden Affektzustand. Man kann aber auch an den Hunden beobachten, daß die Hunde, wenn sie mit dem Schwanz wedeln, eine glatte Stirn haben. Da also der | düstere Zustand Rücksichtslosigkeit anzeigt und die Glätte Schmeichelei, dürfte der mittlere von diesen Zuständen harmonisch sein. Die eine finstere Stirn haben, sind betrübt; siehe den Affektzustand, weil die Betrübten finster sind. Die mit gesenkter (Stirn) sind Wehklager; | siehe den Affektzustand, weil Klagende (die Stirn) gesenkt haben. b 30 b 35 812 a a 5

Die einen großen Kopf haben, sind aufmerksam; siehe die Hunde. Die einen kleinen haben, sind stumpfsinnig; siehe die Esel. Die an den Köpfen spitz sind, sind unverschämt; siehe die Raubvögel.

Die kleine Ohren haben, sind affenartig, die | große haben, eselsartig; man kann beobachten, daß auch die besten Hunde Ohren von mittlerer Größe haben. a 10

Die allzu schwarzen sind feige; siehe die Ägypter und Äthiopier. Und die allzu weißen sind feige; siehe die Frauen. Die zum Mut beitragende Farbe | muß in der Mitte liegen. Die blonden sind beherzt; siehe die Löwen. Die allzu rothaarigen sind zu allem fähig; siehe die Füchse. Die von einer blassen und erregten Hautfarbe sind feige; siehe den Affektzustand, der aus Furcht entsteht. Die bläßlich Gelben sind kühl; das Kalte ist schwer | zu bewegen; und weil das Körperliche schwer zu bewegen ist, sind sie wohl langsam. Deren a 15 a 20

Hautfarbe rot ist,die sind schnell, weil alles Körperliche sich bei Bewegung erwärmt und rot wird. Deren Farbe feuerrot ist, die neigen zum Wahnsinn, weil das Körperliche, wenn es sehr erhitzt wird, eine feuer-
a 25 rote Farbe bekommt; die aber hochgradig | erhitzt sind, sind vermutlich wahnsinnig.

Deren Brustbereich von feuerroter Farbe ist, die sind leicht zu erzürnen; siehe den Affektzustand: denn den Zornigen entflammt der Brustbereich. An deren Halsbereich und Schläfen die Adern ange-
a 30 spannt sind, die sind leicht zu erzürnen; siehe | den Affektzustand, weil bei Zornigen dies eintritt. Deren Gesicht leicht rot wird, die sind schüchtern; siehe den Affektzustand, weil denen, die sich schämen, das Gesicht rot wird. Deren Wangen leicht rot werden, sind trunksüchtig; siehe den Affektzustand, weil den Betrunkenen die Wangen
a 35 rot werden. | Deren Augen leicht rot werden, die sind im Zorn leicht reizbar; siehe den Affektzustand, weil denen, die vor Zorn außer sich sind, die Augen rot werden.

812 b Die | allzu schwarze Augen haben, sind feige: denn die allzu schwarze Farbe zeigt offensichtlich Feigheit an. Die nicht allzu schwarze (Augen haben), sondern zur gelben Augenfarbe tendieren, sind beherzt. Deren Augen hellblau oder weiß sind, die sind feige;
b 5 denn die weiße Farbe ist offensichtlich | ein Indiz für Feigheit. Deren Augen nicht hellblau, sondern dunkelbraun sind, die sind beherzt; siehe den Löwen und Adler. Deren Augen weinfarben sind, die sind gierig; siehe die Ziegen. Deren Augen feurig sind, die sind unverschämt; siehe die Hunde. Die mit blassen Augen, die erregte Augen
b 10 haben, sind feige; siehe | den Affektzustand, weil die, die in Furcht versetzt sind, blaß werden mit einer nicht ebenmäßigen Farbe. Die glänzende Augen haben, sind lüstern; siehe die Hähne und Raben.

Die dichtbehaarte Beine haben, sind lüstern; siehe die Böcke. Die
b 15 den Bereich um die Brust und den Bauch | allzu dicht behaart haben, bringen niemals eine Sache zu Ende; siehe die Vögel, weil sie diese Brust und den dichtestbehaarten Bauch haben. Die eine allzu haarlose Brust haben, sind unverschämt; siehe die Frauen. Daher darf sie also weder zu dicht behaart noch haarlos sein; der mittlere Zustand ist der
b 20 beste. Die | dichtbehaarte Schultern haben, bringen niemals eine Sache zu Ende; siehe die Vögel. Die einen allzu dichtbehaarten Rücken haben, sind unverschämt; siehe die wilden Tiere. Die den Nacken hinten dicht behaart haben, sind edelmütig; siehe die Löwen.

Die mit spitzem Kinn sind beherzt; siehe | die Hunde. Die mit zusammenstoßenden Augenbrauen mürrisch; siehe die Ähnlichkeit zum Affekt. Die, deren Augenbrauen vor der Nase nach unten, zu den Schläfen hin aber hochgezogen sind, sind einfältig; siehe die Schweine. Die borstige Haare auf dem Kopf haben, sind feige; siehe den Affektzustand, weil sich denen, die | in Schrecken versetzt werden, die Haare sträuben. Die sehr krause Haare haben, sind feige; siehe die Äthiopier. Da also nun die borstigen und sehr krausen Haare auf Feigheit verweisen, so dürften die nur an der Spitze krausen Haare auf Beherztheit führen; siehe auch den Löwen. Die das Haar an der Stirn | aufgestellt haben, sind edelmütig; siehe die Löwen. Die am Kopf Haare haben, die an der Stirn zur Nase hin wachsen, sind gemein; | siehe den Gesamteindruck, weil die Erscheinung sklavisch ist. b 25 b 30 b 35 813 a

Wer weite und langsame Schritte macht, dürfte ein langsamer Beginner, aber vollendungsfreudig sein, weil das weite Ausschreiten wirkungsvoll ist und das langsame | verzögernd. Wer kurze und langsame Schritte macht, dürfte ein langsamer Beginner und nicht vollendungsfreudig sein, weil das kurze und langsame Ausschreiten nicht wirkungsvoll ist. Wer weite und schnelle Schritte macht, ist nicht unternehmenslustig, aber vollendungsfreudig, weil die Schnelligkeit vollendungsfreudig und die Weite nicht wirkungsvoll ist. Wer kurze und schnelle Schritte macht, dürfte unternehmungslustig, aber nicht vollendungsfreudig sein. Auf die | Bewegungen von Hand, Unterarm und Arm läßt sich dasselbe übertragen. Die sich in den Schultern wiegen, wobei die Schultern aufrecht angespannt sind, und dabei kurzarmig sind, ⟨.....⟩; siehe die Pferde. Die sich nach vorne gebeugt in den Schultern wiegen, sind hochgesinnt, siehe die Löwen. Die mit nach außen gedrehten Füßen | und Waden laufen, sind weibisch; siehe die Frauen. Die sich im Körper herumdrehen und winden, sind Schmeichler; siehe den Affektzustand. Die beim Gehen nach rechts geneigt sind, sind Kinäden; siehe den Gesamteindruck. a 5 a 10 a 15

Die leicht bewegliche Augen haben, sind schnell und räuberisch; | siehe die Habichte. Die Blinzler sind feige, weil sie sich zuerst mit den Augen zur Flucht wenden. Die, die einen mißtrauischen Blick haben, und die, deren eines Augenlid halb über die Augen fällt, wenn der Blick bewegungslos ist, und die, die den Blick von unterhalb des Oberlides hinaufführen und dabei sanft blicken, und die, die die | Lider zufallen lassen, und insgesamt alle, die sanft und zerstreut a 20 a 25

blicken, ⟨.....⟩; siehe den Gesamteindruck und die Frauen. Die, die ihre Augen langsam bewegen und einen Stich Weiß im Auge haben, so als ob die Augen still stünden, sind nachdenklich; denn wenn die a 30 Seele einem | Gedanken sehr nachhängt, bleibt der Blick stehen.

Die mit lauter und tiefer Stimme sprechen, sind übermütig; siehe die Esel. Die das Sprechen mit tiefer Stimme beginnen, am Schluß aber bei einer hohen enden, sind melancholisch, Klager; siehe die a 35 Rinder und das, was zur Stimme paßt. Die mit | hoher, sanfter, ge- 813 b dämpfter Stimme reden, sind Kinäden; | siehe die Frauen und den Gesamteindruck. Die eine tiefe, hohltönende, laute Stimme haben, die nicht gekünstelt ist, ⟨.....⟩; siehe die robusten Hunde und den Gesamteindruck. Die eine sanfte, unangespannte Stimme haben, sind sanft- b 5 mütig; siehe die Schafe. Die eine | hohe und durchdringende Stimme haben, sind gierig; siehe die Ziegen.

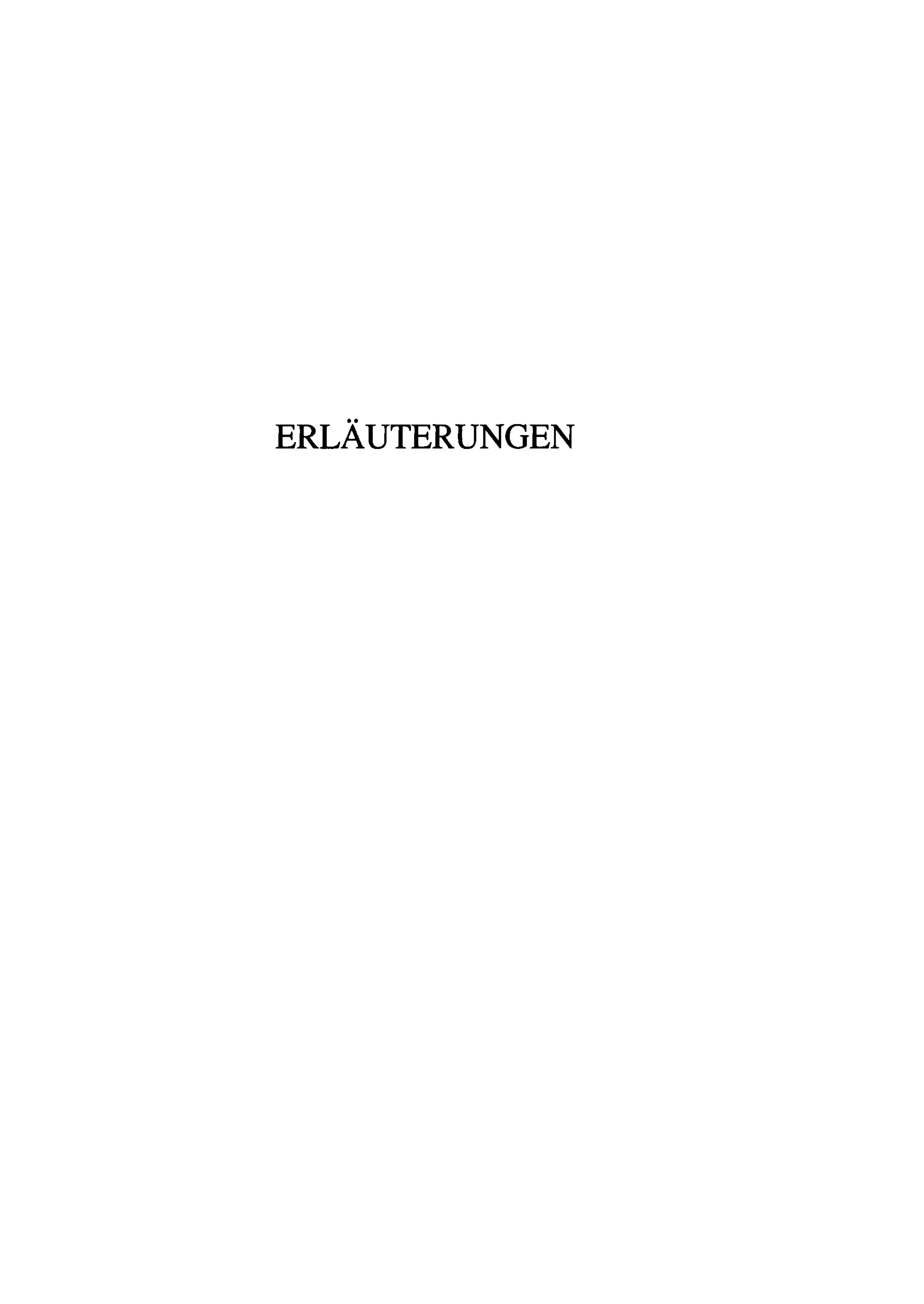
Die allzu Kleinen sind schnell (im Denken); denn da der Blutfluß wenig Raum in Anspruch nimmt, kommen auch die Bewegungen allzu schnell beim Denken an. Die allzu Großen sind langsam (im b 10 Denken); | denn da der Blutfluß viel Raum in Anspruch nimmt, kommen die Bewegungen langsam beim Denken an. Diejenigen von den Kleinen, die trockenes Fleisch haben und eine Hautfarbe, die am Körper aufgrund von Wärme auftritt, bringen nichts zu Ende; denn da der Blutfluß auf kleinem Raum und wegen des Feurigen schnell statt- b 15 findet, | ist das Denken niemals bei demselben (Gegenstand), sondern einmal hier, einmal dort, bevor es seinen übergeordneten (Gegenstand) vollendet hätte. Diejenigen von den Großen, die feuchtes Fleisch haben oder auch eine Hautfarbe, die am Körper aufgrund von Kälte auftritt, bringen nichts zu Ende; denn da der Blutfluß auf großem Raum und wegen der Kälte langsam stattfindet, kommt er nicht b20 vollständig | beim Denken an. Diejenigen von den Kleinen, die feuchtes Fleisch haben und Hautfarben aufgrund von Kälte, sind vollendungsfreudig; denn da der Blutfluß auf kleinem Raum stattfindet, bewirkt der schwer bewegliche Teil der Mischung eine Ausgewogenheit, um den Anfang zu Ende zu bringen. Diejenigen von den b 25 Großen, die trockenes Fleisch haben und Hautfarben | aufgrund von Wärme, sind vollendungsfreudig und aufmerksam; denn die Wärme macht das Übermaß an Größe, Fleisch und Farbe wieder gut, so daß (der betreffende) ausgewogen ist, um zu vollenden. Hinsichtlich dessen, was an den Körpern an Größe im Übermaß vorhanden ist oder an

Kleinheit fehlt, ist gesagt worden, wie es jeweils zum Vollenden oder zum | Nichtvollenden geeignet ist. Die mittlere von diesen Naturen ist die für aufmerksame Wahrnehmung beste und die am meisten zum Vollenden geneigte, welches Ziel auch gesetzt ist. Denn Bewegungen, die sich nicht über einen langen Zeitraum erstrecken, gelangen leicht zum Verstand; und solche, die nicht nur kurzzeitig sind, gehen darüber hinaus. Daher muß derjenige, der am wirksamsten darin sein will, das zu Ende zu bringen, was er sich vorgenommen hat, und in der Wahrnehmung, | von mittlerer Größe sein. b 30 b 35

Die Unausgewogenen sind zu allem fähig; | siehe den Zustand und das Weibliche. Wenn aber die Unausgewogenen zu allem fähig sind, dürften die Ausgewogenen gerecht und tapfer sein. Man muß die Ausgewogenheit auf die gute Erziehung und die Begabung übertragen, aber nicht nur hinsichtlich | der Form des Männlichen, wie es anfangs beschrieben wurde. 814 a a 5

Gut ist es aber, die vorher genannten Kennzeichen sowohl auf den Gesamteindruck als auch auf das Männliche und Weibliche zu beziehen; denn das wurde als die vollendete Unterscheidung bestimmt, und es wurde gezeigt, daß das Männliche gerechter, tapferer und insgesamt besser ist.

In der ganzen | Auswahl der Kennzeichen zeigen die einen Kennzeichen die zugrundeliegende Eigenschaft deutlicher an als die anderen. Deutlicher sind die, die an den geeignetsten Stellen (des Körpers) auftreten. Am besten geeignet sind der Bereich um die Augen, die Stirn, Kopf und | Gesicht, an zweiter Stelle der um die Brust und Schultern, dann die Beine und Füße; der Bereich um den Bauch am wenigsten. In einem Wort: diejenigen Stellen bieten die wirksamsten Kennzeichen, an denen auch die meiste Intelligenz offensichtlich wird. 814 b b 5



ERLÄUTERUNGEN

EINLEITUNG

I. Einführung

> Gewöhnlich sitzt Sherlock Holmes mit dem Rücken zum Fenster und plaziert seine Besucher auf dem Stuhl gegenüber, wo das Licht voll auf sie fällt. [...] „Aus Südafrika, Sir, stelle ich fest." – „Ja, Sir", antwortete er ziemlich überrascht. – „Königliche Kavallerie, nehme ich an." – „Genau." – „Middlesex Corps, ohne Zweifel." – „So ist es, Mr. Holmes, Sie sind ja ein Hexenmeister." Holmes lächelte über seine verblüffte Miene. „Wenn ein kräftig wirkender Gentleman mein Zimmer betritt, mit einer Gesichtsbräune, wie sie die englische Sonne niemals erzeugen könnte, und mit dem Taschentuch im Ärmel statt in der Tasche, fällt es nicht schwer, ihn einzuordnen. Sie tragen einen kurzen Bart, was zeigt, daß Sie kein Berufssoldat waren. Sie sehen aus wie ein Reiter. Was Middlesex betrifft, so hat mir bereits Ihre Karte verraten, daß Sie ein Börsenmakler aus der Throgmorton Street sind. Welchem Regiment sollten Sie sonst angehören?" – „Sie sehen alles." – „Ich sehe nicht mehr als Sie, aber ich habe mir angewöhnt, zu beachten, was ich sehe."
>
> Sir Arthur Conan Doyle, *Der erbleichte Soldat* (1927)

Man muß kein Sherlock Holmes sein, um aus der äußeren Erscheinung eines Menschen Schlüsse zu ziehen; besonders bei der ersten Begegnung mit einem Unbekannten tut das – zumindest unbewußt und keineswegs mit so perfekter Technik und so treffsicheren Ergebnissen wie Holmes – jeder Mensch. Nahezu alle die zahlreichen Einzelzüge, aus denen sich die äußere Erscheinung einer Person zusammensetzt, lassen sich nach jeweils verschiedenen Kriterien deuten: Statur und Gesicht geben einen sofortigen Eindruck von Geschlecht und ungefährem Alter, Kleidung und Frisur dienen als Hinweise auf Beruf, soziale Stellung, Modebewußtsein, Sorgfalt in der Körperpflege usw., Körperhaltung, Gestik und vor allem Gesichtsmimik bringen Emotionen zum Ausdruck, die der momentanen Situation und/oder dem charakterlichen Wesen entsprechen, bestimmte Körpermerkmale

wie Fieber, Hautausschlag, Schwellungen usw. sind als klinische Symptome Anzeichen von aktuellen Krankheiten, Narben wiederum weisen auf vergangene Verletzungen. Alle diese und viele andere Faktoren in beliebiger Mischung haben einen Einfluß auf das erste vorläufige Urteil, das sich bei der Begegnung mit einem Unbekannten unwillkürlich formt und das im Laufe der Zeit durch mehr Informationen immer wieder revidiert wird.[1]

Die Semiotik der ersten Urteilsbildung umfaßt damit eine große Vielfalt an Bereichen für Zeichen (Signifkanten) und Bezeichnetes (Signifikate). In den genannten Beispielen, die sich beliebig erweitern ließen, sind die Signifikate äußere Lebensumstände oder psychische oder körperliche Verfassungen, also wandelbare und äußerliche Aspekte. Bei der Begegnung mit einem Unbekannten ist das Interesse an solchen Aussagen allerdings weitaus geringer als das Interesse daran, ‚wer er wirklich ist', welche Charakterzüge sein konstantes Wesen ausmachen. Dieser Frage liegt vermutlich ein atavistisches biologisches Bedürfnis des Menschen zugrunde, auf Anhieb zu wissen, ob man es mit Freund oder Feind zu tun hat.[2] Der Charakter eines Menschen allerdings kann nicht auf den ersten Blick erkannt, son-

---

1 Vgl. Gombrich 1962 zu diesem im Popperschen Sinne epistemologischen Prozeß in der Physiognomik. – Im meines Wissens jüngsten Neuentwurf eines physiognomischen Ansatzes sieht Böhme 1995: 122f. die physiognomische Einschätzung als Eigenschaft gerade der humanen Kommunikation an und schreibt auf dieser Basis der Physiognomik im Rahmen einer neuen Ästhetik eine neue Aufgabe zu: nicht Teil einer Ausdruckslehre zu sein, sondern das Eindruckspotential zu bestimmen, d.h. die Atmosphäre, die von einem Menschen aufgrund seiner Physiognomie ausgehe.

2 Zoosemiotik befaßt sich zu großen Teilen mit genau dieser Frage: wie erkennen Lebewesen – und zwar sowohl innerhalb der Art als auch verschiedene Arten untereinander – auf Anhieb, ob sie einen Jäger oder eine Beute, einen Partner oder einen Rivalen oder ein ihnen gegenüber völlig neutrales Tier vor sich haben, d.h. ob sie angreifen oder fliehen, werben oder kämpfen sollen oder die Gegenwart des anderen friedlich negieren können. Bei der Untersuchung der diesbezüglichen Signale durch Farben, Bewegungen, Gebärden, usw. spielt natürlich auch die Frage der Täuschung eine große Rolle. Vgl. den jüngsten Überblick über die Fragestellungen und Methoden der Zoosemiotik bei Posner/Robering/Sebeok 1997: Kap. III 24 u. 27 (mit weiterer Literatur).

dern nur aus einer längeren Beobachtung seines Handelns und Redens erschlossen werden – und auch das nur unter der nicht unbedingt realistischen Annahme, daß der Charakter in sich konsistent und unveränderlich sei, und in der Hoffnung, daß der ,wahre' Charakter nicht durch Verstellung versteckt wird. Da solche längere Beobachtung aber bei der ersten Begegnung nicht möglich ist und da bei ihr die Gefahr der Täuschung besteht, liegt sozusagen als Abkürzung der Zugang mit Hilfe der Physiognomik nahe.

Per definitionem legt die Physiognomik die Klasse der Signifikanten auf möglichst unwillkürliche und unveränderliche physische Merkmale des Körpers und besonders des Gesichts fest, die Klasse der Signifikate auf Charakterzüge. Diese Bedeutung geht aus der Etymologie des Wortes nur teilweise hervor. Der Begriff ,Physiognomik' (φυσιογνωμονικὴ τέχνη) leitet sich vom Verb φυσιο-γνωμονέω ab, das wörtlich bedeutet ,das Wesen erkennen und beurteilen', aber schon in den frühesten Verwendungen[3] die spezifische Bedeu-

[3] Der erste Nachweis des Begriffes ist spät: Demosthenes ermahnt am Ende der ersten Rede gegen Aristogeiton die Richter: „Ihr werdet jetzt aus dem Gerichtsgebäude herauskommen, und die Umstehenden, Fremde und Bürger, werden jeden einzelnen von euch, wenn er vorbeigeht, anschauen, und sie werden an der Physiognomie diejenigen erkennen, die den Freispruch ausgesprochen haben (φυσιογνωμονήσουσι τοὺς ἀπεψηφισμένους). Was werdet ihr also sagen, Athener, wenn ihr die Gesetze fahren laßt und dann herauskommt? Mit was für Gesichtern und welchen Augen werdet ihr jedem einzelnen von diesen Leuten entgegenblicken?" (Dem. 25,98). Da er den Begriff so selbstverständlich verwendet, kann Demosthenes die spezifische Bedeutung offenbar bei seinem Publikum voraussetzen, und Physiognomik wurde ja vermutlich schon lange praktiziert (vgl. die Zopyros-Anekdote und die spärlichen Hinweise auf andere Physiognomiker, die in Kap. III.1 diskutiert werden). Ebenso selbstverständlich wird der Begriff von Aristoteles verwendet: *An. pr.* II.27, 70^{b}7 u. 32 (siehe Kap. III.2); vgl. φυσιογνώμων in *Gen. an.* IV.3, 769^{b}20 (siehe Kap. III.1, S. 117f.). – Die meisten Geschichten der Physiognomik geben an, der Begriff würde zuerst in den Hippokratischen *Epidemien* verwendet, als Überschriften über die Kapitel 2,5 und 2,6. Obwohl es in diesen Kapiteln in der Tat um physiognomische Korrelationen geht, handelt es sich bei den Überschriften jedoch vermutlich um spätere Zusätze mittelalterlicher Kopisten; vgl. unten Kap. IV.4, S. 210, Anm. 73.

tung hat: ‚vom Äußeren eines Menschen auf sein Inneres schließen'.[4] Mit dem Wortbestandteil φύσις wird in diesem Zusammenhang der Zustand eines Lebewesens im Sinne der vier Bedeutungsaspekte bezeichnet, die LSJ (*s.v.* II) nachweisen: (1) Naturanlage; (2) äußere Erscheinung, Physiognomie; (3) Konstitution, Temperament; (4) Wesensart, Charakter. Eine Einschränkung auf einen dieser Begriffe wäre unangemessen, denn genau in dieser Bandbreite zeigt sich, daß mit φυσιογνωμονία bzw. φυσιογνωμονικὴ τέχνη der Mensch in verschiedenen Aspekten seines Wesens erfaßt wird, sowohl den äußerlichen als auch den innerlichen Komponenten: Es gehört zu seiner φύσις, daß sein Charakter in sichtbaren Zeichen seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck kommt, und es ist die Aufgabe der Physiognomik, diese beiden und ihren Zusammenhang zu erkennen.

Ein solches Verständnis des Begriffes ist insofern für den antiken Begriff nachweisbar, als die frühesten drei Texte, die sich theoretisch mit ihm auseinandersetzen, zu Beginn ihrer Erörterungen diese Korrelation zwischen körperlichen Merkmalen und Charakterzügen postulieren.[5] Das Postulat ist jedoch höchst fragwürdig. Es geht von der empirischen Beobachtung aus, daß die Menschen sich untereinander sowohl durch ihren individuellen Charaktere als auch durch ihr individuelles Aussehen unterscheiden. Durch diese Tatsachen ist allerdings keineswegs erwiesen, daß zwischen beiden auch die semiotische Korrelation von Zeichen und Bezeichnetem vorliegen müsse.[6]

---

4 Damit unterscheidet sich der Begriff von analogen Wortbildungen, die jeweils nur den Gegenstand der Expertise, nicht aber ihre Methoden oder Kriterien angeben: ἀργυρογνώμων ‚Silberexperte' (z.B. Arist. *Rhet.* 1375^{b}5), προβατογνώμων ‚Schafkenner' (Aesch. *Ag.* 795), ὀρνιθογνώμων ‚Vogelexperte' (Aelian *De nat. animal.* 16,2) und andere mehr.

5 Arist., *An. pr.* II.27, 70^{b}7–9 und die ersten Sätze der beiden theoretischen Teile der *Phgn.* 805^{a}1–11 und 808^{b}11–14 (vgl. 805^{a}22–25; siehe die Anm. *ad loc.*); bes. 805^{a}9–11: οὕτως ἔχει πρὸς ἄλληλα σῶμά τε καὶ ψυχὴ συμφυῶς ὥστε τῶν πλείστων ἀλλήλοις αἴτια γίνεσθαι παθημάτων ("Körper und Seele sind so eng miteinander verbunden, daß sie einander Ursache werden für die meisten ihrer Zustände").

6 Physiognomik steht damit auf ähnlich unsicherer Grundlage wie Chiromantik (eine weitere, bisher nicht genannte Form der Körpersemiotik, welche die Linien in der Hand mit Ereignissen der vergangenen und zukünftigen Lebensgeschichte in Verbindung sieht), oder Astrologie (die die Konstel-

Diese Grundproblematik der Physiognomik ist am besten mit Hilfe des Begriffes der modernen Semiotik zu verstehen, wie ihn Ferdinand de Saussure und Charles S. Peirce geprägt haben. In der Terminologie von Saussure besteht ein Zeichen aus der zweifachen Entität seines materiellen Gehalts, des ,signifiant', und seines gedachten Inhalts, des ,signifié'.[7] Anders als bei den ,natürlichen Zeichen', d.h. Indizien,[8] wird bei ,künstlichen Zeichen' wie den Sprachzeichen die Beziehung zwischen beiden durch Konventionen festgelegt (,arbitrarité du signe'). Im triadischen Zeichenmodell von Peirce ist eine solche Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Zeichen nicht nötig, denn die Arbitrarität der Zuordnung ist dem Zeichen selbst eigentümlich. Denn Peirce definiert das Zeichen als eine ,triadische Relation' zwischen Zeichen, Objekt und Interpretant (der Interpretant ist dabei die Reaktion, die ein Zeichen in einem Interpreten hervorruft). Diese triadische Relation der Zeichenglieder impliziert laut Peirce den Prozeß der Semiose, d.h. „an action, or influence, which is, or involves, a cooperation of *three* subjects, such as a sign, its object, and its interpretant, this tri-relative influence not being in any way resolvable into actions between pairs."[9] Das bedeutet, daß eine Beziehung zwischen Zeichen und Objekt nur besteht, wenn sie durch einen Interpreten gesehen wird.

Auf Physiognomik angewandt heißt das: Ein Körpermerkmal ist nichts weiter als eine Eigenschaft des Körpers, ein Physiognomiker

---

lation der Gestirne im Moment der Geburt als entscheidendes Anzeichen für und zugleich Einfluß auf die Lebensgeschichte betrachtet).

7 Zu den antiken Wurzeln dieser Dichotomie siehe Oehler 1982, Kraus 1987, Kraus/Spengler 1998: 334–340.

8 Kraus/Spengler 1998: 333 definieren: „Unter Indiz [...] versteht man eine sinnlich unmittelbar feststellbare Tatsache, die mehr oder minder regelmäßig (vorher, gleichzeitig oder nachher) in Verbindung mit einer anderen, nicht unmittelbaren Tatsache, Handlung oder Eigenschaft auftritt, so daß aus ihrem Vorliegen mehr oder weniger sicher auf diese geschlossen werden kann. Dabei wird entweder das Indiz als Ursache oder Folge des Indizierten betrachtet, oder aber beide werden auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt." – Solche ,natürlichen Zeichen' sind im Sinne Saussures streng genommen keine Zeichen, weil sie nichtintentionale Manifestationen sind (vgl. Eco 1987: 36f.).

9 Peirce 1931: 5,484.

kann es aber in Beziehung zu einem Charakterzug sehen, so daß es ihm dann als ein Zeichen für eben jenen Charakterzug gilt. Welche sachlichen Kriterien in diesem Prozeß der Semiose eine Rolle spielen, wird durch den betrachtenden Physiognomiker bestimmt. So geht Johann Caspar Lavater in seinen *Physiognomischen Fragmenten zur Förderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (Leipzig 1775–1778), ganz dem Geniebegriff seiner Zeit entsprechend, von einer intuitiven Erfassung des Charakters und Wesens aus, das er bereits an der Silhouette des Gesichts abliest; die aus der Naturwissenschaft stammenden Ansätze des Phrenologen Franz Joseph Gall (*Anatomie et physiologie du système nerveux en général*, Paris 1810–1819) und des Kriminologen Cesare Lombroso (*L'uomo delinquente in rapporto all'antropologia, giurisprudenza e alle discipline carcerarie,* Turin 1878–1889) engen den Zeichenbereich auf die Ergebnisse der Vermessung von Gehirn bzw. Schädel ein, Lombroso konzentriert sich zudem als Signifikatsbereich ausschließlich auf die Kriminalität der untersuchten Menschen.

Zahllose Beispiele aus der modernen Physiognomik könnten hier angeführt werden.[10] Jede Physiognomik hat ihr eigenes System, ihre eigenen Methoden und Kriterien, weswegen die Geschichte der Physiognomik auch eine Vielfalt von disparatem, idiosynkratischem Material, aber wenig Kontinuitäten bietet. „It seems [...] that it (*sc.* physiognomy) is an art that has to be constantly reinvented; the desire to codify our pragmatic understanding of appearance as a clue to character surfaces again and again. That desire, however, appears one of the few constant features in the history of the discipline."[11] Daher werden auch andere neuzeitliche Physiognomiken in der vorliegenden Arbeit nicht behandelt; ihr jeweiliges Verhältnis zu den *Physiognomonica* kann nicht im Rahmen einer Untersuchung dieser Schrift

---

10 Neuere Überblicksdarstellungen über die Geschichte der Physiognomik in der Neuzeit geben Caro Baroja 1988, Borrmann 1994 und Schmölders 1995. In philologischen Fächern erfreut sich die Physiognomik eines besonderen Interesses, da literarische Charakterisierungen auf jeweils zeitgenössisches physiognomisches Gedankengut zurückgreifen; vgl. besonders v. Matt 1983, Groddeck/Stadler 1994, Campe/Schneider 1996, Schmölders 1996. Die Tradition der „Physiognomie der Naturgegenstände" skizziert Hoppe 1998.

11 Barton 1994: 95.

selbst geklärt werden, sondern muß bei der Beschäftigung mit den jeweiligen modernen Texten betrachtet werden.

In diesem Sinne ist auch die Schrift *Physiognomonica* nur ein einzelner, idiosynkratischer Entwurf einer Physiognomik, der – mehr oder weniger zufällig – schriftlich fixiert wurde und erhalten geblieben ist. Ihr kommt deswegen eine besondere Bedeutung zu, weil sie in der abendländischen Kulturgeschichte der erste erhaltene Text ist, der sich ausschließlich mit Physiognomik befaßt und daher eine erste ‚Momentaufnahme' in der Form einer Sammlung physiognomischer Korrelationen bietet, bereichert durch methodische Erläuterungen. Freilich muß sofort hinzugefügt werden, daß der Text deswegen keineswegs repräsentativ für ein physiognomisches Denken steht, noch nicht einmal für dasjenige seiner Zeit und in seiner nächsten Umgebung. Denn die Idiosynkrasien im einzelnen, die theoretisch mit Peirce durch die entscheidende Funktion des Interpreten (d.h. des Verfassers der *Physiognomonica*) begründet werden können, lassen sich auch ganz konkret daran nachweisen, daß andere antike Physiognomiker, auch wenn sie ausdrücklich auf (Ps.-)Aristoteles Bezug nehmen, wiederum ganz eigene Entwürfe von Physiognomik entwickeln, die in jeweils eigenem Kontext stehen (siehe Kap. IV.3). Selbst etwa zeitgleiche Äußerungen zur Physiognomik, wie sie sich verstreut in der *Historia animalium* des Aristoteles finden, weisen zwar – nicht zuletzt aufgrund ihres gemeinsamen kulturellen Hintergrundes – einige inhaltliche Übereinstimmungen mit den *Physiognomonica* auf, aber auch so viele Unterschiede, daß es deutlich wird, daß beiden eigene, unabhängige Vorstellungen zugrunde gelegen haben (siehe Kap. III.3).

Die Aufgabe eines Kommentars zu den *Physiognomonica* ist es, einerseits den Hintergrund zu sondieren, vor dem die Schrift entstanden ist, und andererseits durch eine genaue Kommentierung der einzelnen darin getroffenen Aussagen zu untersuchen, nach welchen Prinzipien und Methoden und im Rückgriff auf welche etwaigen Quellen in diesem Text der Prozeß der physiognomischen Semiose stattfindet. Die Vielfalt dieser Aufgabenstellung erfordert es, daß die Erschließung des Textes neben der ausführlichen Einzelstellenkommentierung in den Anmerkungen in drei separaten Kapiteln der Einleitung unternommen wird, die sich dem Text aus jeweils ganz unterschiedlichen Richtungen nähern. Bei der Anordnung der Kapitel

wurde darauf geachtet, daß sich die Annäherung an den Text stufenweise vom Allgemeinen zum Konkreten, d.h. vom kulturgeschichtlichen Hintergrund des physiognomischen Denkens (Kap. II) über eine Interpretation der Prinzipien und Methoden der *Physiognomonica* (Kap. III) zu ihrer Überlieferung und Textgestaltung (Kap. IV), bewegt. Text und Übersetzung selber stehen auch formal im Zentrum dieser Arbeit; auf sie folgen die Anmerkungen.

Der ersten Aufgabe, der Sondierung des Hintergrundes, versucht die vorliegende Arbeit durch eine Betrachtung der früheren und gleichzeitigen Zeugnisse physiognomischen Denkens gerecht zu werden, die eine Vergleichsmöglichkeit für die einzelnen im Text angeführten Korrelationen geben. Mit ‚Zeugnissen physiognomischen Denkens' sind dabei zum einen Aussagen sowohl über Theorie und Praxis der Physiognomik als auch über konkrete physiognomische Korrelationen gemeint, zum anderen aber auch physiognomische Züge in Darstellungen von Menschen in Kunst und Literatur. Denn nur vor einem solchen Hintergrund ist zu verstehen, inwieweit Korrelationen in den *Physiognomonica* allgemeingültige kulturelle Konstanten sind, wie z.B. der immer wieder in Metaphern und Bildern verwendete löwenmutige Held und der feige Hasenfuß.

Eine weitere und weniger spezifische Aufgabe bei der Betrachtung dieser Zeugnisse besteht darin, den allgemeinen kulturgeschichtlichen Hintergrund der Abfassung des Textes der *Physiognomonica* zu erschließen. Das Ergebnis dieser Betrachtungsweise sei hier schon angedeutet: Das Interesse an Physiognomik im Sinne eines ersten Urteils, verbunden mit einem Bewußtsein seiner Problematik und Revisionsbedürftigkeit,[12] sowie alle in den *Physiognomonica* (und der ganzen

---

[12] Wie vorschnell solche ersten Urteile sind, erweist sich oft nach kurzer Zeit, wenn die betreffende Person durch Taten oder Reden den ersten Eindruck revidiert. Ein bekanntes Beispiel ist Antenors Bericht über seine Begegnung mit Menelaos und Odysseus, bei der Odysseus zunächst unscheinbar wirkte, sobald er aber zu reden begann, sei er unübertroffen gewesen (*Il.* 3,203–224; vgl. Kap. II.2, S. 57). Ähnlich wird der erste Eindruck, den in Menanders *Dyskolos* Gorgias von Sostrates hat: „Ein Schuft, wie sein Blick verrät" (258), durch Sostrates' überaus anständiges Verhalten widerlegt (vgl. Kap. II.4, S. 99–101). Und wenn Medea sich in ihrem Zorn auf Jason beklagt, daß Zeus den Menschen zwar befähigt, falsche Münzen zu erkennen, nicht aber falsche Menschen (Eur. *Med.* 516–519), dann beklagt sie damit den

antiken Physiognomik) behandelten physiognomischen Methoden lassen sich von Homer an nachweisen; das Interesse an einer Typologisierung der menschlichen Charaktere kommt hingegen erst im vierten Jahrhundert v. Chr. auf und steht in besonderer Verbindung mit den Forschungen des Peripatos (siehe Kap. II, besonders II.4). Daher ist es keineswegs überraschend, daß die früheste Schrift, von der wir wissen, daß sie sich ausschließlich und systematisch mit Physiognomik befaßt, ein Werk aus dem Peripatos ist, das unter dem Namen des Aristoteles überliefert wurde und, auch wenn die Autorschaft nicht geklärt ist, in Inhalt und Anlage durch und durch aristotelisch ist (siehe Kap. IV.2).

Ein Versuch, das Phänomen der antiken Physiognomik insgesamt zu verstehen, kann hier nicht unternommen werden.[13] Der Gegenstand des Kommentars ist ein einziger Text, der nur bedingt repräsentativ für das Gesamtphänomen ist. Wie umfassend andererseits dieses Gesamtphänomen des physiognomischen Denkens in Griechenland ist, zeigt die Vielfalt der Quellen und Materialien, die im zweiten Kapitel herangezogen werden.

Eine allgemeine Frage muß dennoch abschließend kurz angesprochen werden: Physiognomik wird oft als ,Pseudowissenschaft' bezeichnet, weil sie sich nicht nach (natur-)wissenschaftlichen Kriterien beweisen läßt.[14] Dieser Begriff spielt für unsere Untersuchung keine

---

Mangel eines dem Menschen angeborenen und nicht willentlich veränderbaren physiognomischen Zeichensystems (vgl. Kap. II.4, S. 96 Anm. 145).

[13] Dieses Ziel verfolgen, mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunkten, die Arbeiten von Sassi 1988, die sich der Physiognomik als einer Form der „scienza dell'uomo" nähert, und Barton 1994, die die kaiserzeitliche Physiognomik neben Medizin und Astrologie als Mittel der Macht durch Wissen beschreibt.

[14] Wie vor allem Ginzburg 1979 gezeigt hat, beruht der höchst problematische Begriff auf der grundlegenden Unterscheidung zwischen Natur- und Humanwissenschaften, da erstere auf dem ,galileischen Paradigma' der Überprüfbarkeit von Ergebnissen durch Wiederholbarkeit von Experimenten beruhe, letztere aber ein ,semiotisches Paradigma' ist, das sich mit individuellen, einzigartigen Gegenständen befaßt und immer auch divinatorische Elemente enthalten muß; weder Überprüfbarkeit noch Wiederholbarkeit sind aufgrund dieser Gegenstände möglich. An den beispielhaften Vertretern Sherlock Holmes, Freud und Morelli führt Ginzburg das ,semiotische Paradigma' aus.

Rolle: Physiognomik wurde zu der Zeit, als die *Physiognomonica* entstanden, als eine unter vielen semiotischen Techniken angesehen und praktiziert – Medizin und Mantik sind die ihr am nächsten verwandten τέχναι (siehe Kap. III.1) –, wobei sie von ihren Anwendern ebensowenig wie Astrologie oder diverse divinatorische und magische Praktiken in Frage gestellt wurde.[15]

Eines der Faszinosa der Physiognomik, das diese für kulturanthropologische Untersuchungen so interessant macht, ist die Tatsache, daß sie einen Bereich der Überschneidung von verschiedenen Wissensdisziplinen und volkstümlichem Gedankengut darstellt: „Lo status della fisiognomica non è dunque facilmente definibile. Per un verso disciplina parascientifica, che offre (come si vedrà) singoli punti d'appoggio a uno studio medico-etnografico; e per l'altro ambiziosa enciclopedia dell'uomo, dall'influenza sterminata ma efficace sopratutto in ambito artistico, dove contribuisce all'approfondimento del problema dell'individualità (maschere teatrali e ritratto letterario e figurativo). Il suo segreto sta forse nella tenace presa sui sensi, nell'invito all'immaginazione, ma anche, e sopratutto, nella sapienza di una tecnica capace di dare coesione e forza persuasiva ai nostri schemi collettivi e alle nostre personali intuizioni."[16] Diese schillernde Rolle der Physiognomik innerhalb der griechischen „scienza dell'uomo", die Maria Michela Sassi in ihrer Monographie dieses Titels untersucht, steht im Hintergrund der vorliegenden Arbeit. Im Vordergrund allerdings steht die Konzentration auf die Erschließung des Textes der *Physiognomonica*, die nur ein kleiner, wenn auch wichtiger, Teil der antiken Physiognomik sind.

---

[15] Grundlegende Arbeiten zur Stellung von Wissenschaft, Wissen, Magie und Glauben in der Antike sind Lloyd 1979, 1983 und 1987. Den Unterschied zwischen „science" und „pseudo-science" lehnt er als im historischen Kontext unbegründet ab. Vgl. die Diskussion der diesbezüglichen Forschungspositionen in der Wissenschaftsgeschichte bei Barton 1994: 2–17.

[16] Sassi 1988: 80.

II. Physiognomisches Denken in der griechischen Kunst und Literatur

1. Hermeneutische Vorüberlegungen

Physiognomische Korrelationen lassen sich in zwei verschiedenen Richtungen anwenden. Zum einen lassen sich mit ihnen Menschen deuten, zum anderen aber auch Bilder vom Menschen entwerfen (die dann wiederum zur Deutung einladen). Diese beiden Richtungen können mit den Begriffen ‚analytisch' und ‚synthetisch' beschrieben werden. Der grundlegende Unterschied liegt dabei im Gegenstand der Betrachtung. Während sich beim lebenden Menschen keine objektiv gültigen Korrelationen zwischen Charakterzug und Körpermerkmal nachweisen lassen, ist beim synthetischen Kunstgebilde eine solche Korrelation durchaus gegeben, allerdings auf anderer Ebene: als ein Konstrukt, das aus dem Menschenbild der jeweiligen Kultur und Epoche hervorgeht. Dieses Menschenbild bereitet den Boden für physiognomische Deutungsmuster, die dann sowohl auf Kunstgebilde (synthetisch und analytisch) als auch auf lebende Menschen (nur analytisch) angewandt werden.

Die Feststellung zum Beispiel, daß ein Löwe mutig sei, ist eine Annahme aufgrund anthropozentrischer Deutung eines am Löwen beobachteten Verhaltens, das nach menschlichen Maßstäben als mutig gilt, – und damit ein rein kulturelles Konstrukt.[1] Auch wenn dieses

---

[1] Für die Anthropologie sind solche kulturellen Konstrukte deswegen von besonderem Interesse, da sie den Menschen, die mit ihnen umgehen, meist nicht als Konstruktionen von Wirklichkeit bewußt sind, sondern von ihnen für Wirklichkeit gehalten werden. In diesem Sinne erscheinen feste Formeln wie der ‚Mut des Löwe' als ‚natürliche Zeichen': „Are these [*sc.* natural symbols] naturally motivated signs? [...] The problem of naturally motivated

Konstrukt sich in einer Kultur durchsetzt, ist damit noch lange nicht erwiesen, daß ein Mensch, der in gewissen – und zwar welchen? – Zügen einem Löwen ähnelt, daher auch mutig sein muß, oder daß mutige Menschen einem Löwen ähneln. In der anderen Richtung ist das Konstrukt jedoch problemlos anwendbar: Ein mutiger Held läßt sich durch den Löwenvergleich konstruieren bzw. ‚synthetisieren'. Dadurch, daß der Löwe als Bild, Metapher, Vergleich usw. immer wieder zur Darstellung eines mutigen Menschen herangezogen wird, prägt sich die Korrelation ‚löwenhaft' (in welchen Zügen auch immer) mit ‚mutig' ein und legt es nahe, diese Korrelation auch an lebenden Menschen feststellen zu wollen.

Vielfältiger und zahlreicher als die Zeugnisse zur analytischen Form physiognomischen Denkens, die vor allem in physiognomischen Traktaten wie den *Physiognomonica* bestehen, sind die Zeugnisse zu seiner synthetischen Form. Denn dabei handelt es sich um ‚Bilder vom Menschen' in allen Gattungen und Erscheinungsformen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, ist die Klärung einiger der hier verwendeten Termini nötig, die vor allem in der archäologischen Diskussion in unterschiedlichem Sinn gebraucht werden.[2] Die bewußt

---

signs is complex because of the dialectic of their constitution. They seem to be ‚natural' because nature has already been constituted through the medium of culture. Independent evidence that lions are brave in nature cannot exist, if bravery is to be understood as an emotion of humans that has a volitional quality about it. The bravery of lions is an anthropomorphic association drawn by humans in terms of the lexicon of emotions that they use in evaluating other humans. On the other hand, the bravery of lions is not invented by each and every human. It is a learned association that functions as a collective representation; that is, as part of culture. As a result, lions can become symbols for human bravery even though the very bravery for which they stand has been imposed upon the conception that is held of them rather than arising from their ‚nature'. The relationship is reciprocal. Lions are brave because they are thought to be so and in the constitution of cultural systems they stand for bravery in an analogical fashion." (Karp 1986: 33f.) – Gerade diese Konzeption des Löwen als Prototyp des mutigen, tapferen Mannes nimmt auch in den *Physiognomonica* eine Vorrangstellung ein: 809^b14–36; vgl. Kap. III.5, S. 154f.

2 Ich folge hier dem Sprachgebrauch von Hölscher, bes. 1971, und Giuliani, bes. 1980.

neutral gewählte Formulierung ,Bilder vom Menschen' umfaßt sowohl die Darstellung eines allgemeinen Idealtypus als auch das individuelle Porträt konkreter, oft auch namentlich benannter oder benennbarer Persönlichkeiten.[3] Die beiden Bereiche lassen sich in den Begriffen ,Ideal' und ,Individuum' erfassen und bilden nur insofern ein Gegensatzpaar, als das Idealbild negativ definiert ,nicht-individuell' oder besser ,über-individuell' ist. Zugleich steckt im ,Ideal' aber vor allem die Konnotation des stets positiv bewerteten Normativen, die sich am besten im Begriff des ,Leitbildes' fassen läßt: „eine allgemeine Vorstellung, auf die hin man das Einzelne bzw. den Einzelnen sieht und stilisiert".[4] Beide Arten von Bildnissen können realistisch sein, so daß ,Realismus' nicht als zwangsläufiger Gegensatz von ,Ideal' mißverstanden werden darf. Diachronisch ist Realismus vielmehr als ein Stilphänomen anzusehen – man vergleiche nur archaische, klassische und hellenistische Götterdarstellungen, die alle eindeutig idealtypisch sind, aber ein unterschiedliches Maß an Realismus zeigen. Synchronisch allerdings stellt Realismus durchaus meistens eine Abweichung vom Idealbild dar, wodurch vor allem in der Betonung einzelner Besonderheiten in der Physiognomie ein individuelles Bildnis geschaffen wird.

Unter der hier behandelten Fragestellung interessiert an den Bildern vom Menschen – sowohl an den idealen, aber vor allem auch an der vielfältigeren Menge der individuellen Personendarstellungen – besonders der Umgang mit Physiognomien und ihrem Deutungspotential für eine Charakterdarstellung. Dabei geht es keineswegs um die Frage, welches Aussehen und welchen Charakter ein dargestellter Mensch wirklich hatte (das ist für den heutigen Betrachter antiker

---

[3] Vgl. die allgemein und daher offen genug gehaltene Definition von Metzler 1971: 13: „Darunter [*sc.* unter Porträt oder Bildnis] wird hier also die Darstellung eines bestimmten geschichtlichen Menschen durch die Mittel der bildenden Kunst verstanden." Kriterien wie Bildnisähnlichkeit oder Wahrhaftigkeit spielen dabei im Vergleich zu unserer Zeit, deren Porträtbegriff vor allem durch Photographie und Film geprägt ist, eine untergeordnete Rolle; individuelle Züge dienen vielmehr vorrangig der Identifizierbarkeit bzw. Wiedererkennbarkeit des Dargestellten. Vgl. die ausführliche Kritik von Fittschen 1988b: 2–5 am engeren Porträtbegriff, wie er von Bernhard Schweitzer geprägt wurde und lange Zeit weithin akzeptiert war.

[4] Hölscher 1971: 12.

Porträts ohnehin nicht mehr festzustellen), sondern welches Aussehen und welcher Charakter – und welcher Zusammenhang zwischen beiden – dem Bildnis von seinem Schöpfer und dessen Auftraggeber verliehen wurden. Nicht jede Individualisierung eines Bildnisses ist allerdings zugleich eine Charakterisierung: Die Vielzahl von Deutungsmöglichkeiten individueller Merkmale läßt die Möglichkeit offen, daß individuelle Züge auf ganz andere als physiognomische Weise zu interpretieren sind und mit ihnen daher keine Aussage über den Charakter des Dargestellten getroffen wird.

Literarische Beschreibungen und bildliche Darstellungen von realen oder fiktiven Personen bilden den größten Teil des Materials der ‚Bilder vom Menschen'. Nicht zu vergessen sind daneben aber auch die Verkörperung einer Rolle durch einen Schauspieler oder das Auftreten eines Redners, der sich bemüht, einen bestimmten Eindruck zu erzeugen, um seine Glaubwürdigkeit zu steigern.[5] Gerade in diesen letzten beiden Beispielen zeigt sich die Überschneidung der Bereiche von Physiognomik und Pathognomik: Mimik und Körpersprache werden vorübergehend so verstellt, daß der Eindruck entsteht, es handle sich um beständige Körpermerkmale, die Rückschlüsse auf den Charakter zuließen. Ein interessanter Sonderfall ist dabei die antike Theatermaske. Sie beraubt den Schauspieler der Ausdrucksmöglichkeiten seiner eigenen Gesichtsmimik – die aber ohnehin nur von den Zuschauern in den ersten Reihen genauer gesehen werden könnte. Nicht zuletzt im Interesse der weiter entfernt sitzenden Zuschauer verlangt die Maske vom Schauspieler, Emotionen nicht in der Mimik, sondern mit dem ganzen Körper zum Ausdruck zu bringen. In diese Bewegungen einbezogen wirkt die Maske keineswegs mehr starr, wie wenn man sie isoliert betrachtet, sondern auf eigene Weise lebendig:[6] Asymmetrien in der Maske selbst erzeugen verschiedene

---

5 Vgl. unten Kap. II.4, 92f.

6 Betrachtet man die zahlreichen Zeugnisse in Mosaik, Terrakotta und Marmor zu den Masken insbesondere der Neuen Komödie, wirken auch heute noch die isoliert dargestellten Masken viel starrer als diejenigen Masken, die von Figuren getragen werden und durch die Bewegung des Körpers gleichsam Leben erhalten. Man beachte die Kopfhaltung der Schauspieler, die selten einfach geradeaus gerichtet ist, sondern meist zur Seite oder nach unten oder

Eindrücke vom Gesicht, je nach dem, in welcher Position der Schauspieler sie dem Publikum zuwendet. Dabei kann er durch Bewegungen und Licht- und Schatteneffekte eine große Lebendigkeit erzielen. Gleichzeitig können aber auch in der Maske Informationen enthalten sein, die über die bloße Wiedererkennung der Bühnenfigur hinausgehen und vom Publikum gelesen werden sollen. Denn im Gegensatz zu den weitgehend neutralen Masken der klassischen Tragödie haben die Karikaturmasken der Alten Komödie und die Typenmasken der Neuen Komödie mehr oder weniger individuelle Gesichtszüge, die zur Interpretation einladen – dabei teilweise auch zur physiognomischen Deutung.[7]

Hinsichtlich der kulturhistorischen Interpretation all solcher ‚Bilder vom Menschen' ist, wie die Porträtforschung seit den siebziger Jahren zunehmend betont,[8] die Kontextgebundenheit zu beachten: Die Künstler – Schriftsteller, Dichter, Maler, Bildhauer, Maskenbildner, Schauspieler, Redner – laden durch die schöpferische Synthese von Physiognomien das Publikum zu deren analytischer Deutung ein, das hermeneutische Code-System von Analyse und Synthese ist aber nur bei einem zeitgenössischen Publikum mit demselben kulturellen Hintergrund annähernd gleich; ein heutiger Betrachter hingegen darf nicht von seiner eigenen Wahrnehmungsweise ausgehen, sondern muß „die Bildniskunst [...] als Zeichensystem ansehen und dieses System in jenem Kommunikationsprozeß, in dem es seine ursprüngliche Form erfüllte, zu rekonstruieren suchen. Erste Voraussetzung dazu ist die Entschlüsselung des Codes und die Erschließung von dessen standardisiertem Repertoire an signifikanten Formen, Chiffren und Formeln".[9] Die naturgegebene Vielzahl an möglichen Betrachtungs-

---

oben gewandt ist, um die Maske in einer bestimmten Position zu präsentieren (vgl. Taf. XIV,1–3). Vgl. Wiles 1991: bes. 192–208.

[7] Zu den tragischen Masken der klassischen Zeit vgl. Kap. II.2, S. 66f., zu denen der Alten Komödie Kap. II.2, S. 68–70, zu denen der Neuen Komödie Kap. II.4, S. 101–106.

[8] Vgl. Fittschen 1988b: 15, der die Studien von Hölscher 1971 und 1975 zu den Bildnissen von Alexander und Perikles als paradigmatische Anwendungen der neuen Methodik anführt. Vgl. auch Fehr 1979, Giuliani 1987 und zuletzt Hölscher 1995 mit Bezug auf den modernen Porträtbegriff.

[9] Giuliani 1986: 55. – Vgl. Gombrich 1962, der aus allgemein kunsthistorischer Sicht eine unreflektierte physiognomische Deutung ablehnt. Giuliani

weisen und Bedeutungen einzelner Merkmale[10] erschwert diese Aufgabe beträchtlich. Wenn im folgenden kulturhistorischen Überblick das Augenmerk auf physiognomische Deutungsmuster gelenkt wird, darf darüber nicht vergessen werden, daß diese Deutungsweise nur eine von vielen ist.

Weitere hermeneutische Schwierigkeiten für eine physiognomische Deutung liegen in der Vielfalt des Materials begründet, da Darstellungen vom Menschen in Beschreibungen in der Literatur ebenso wie in der Bildniskunst zu betrachten und miteinander zu vergleichen sind. Im Medium des Textes läßt sich eine Figur durch die Erzählung ihrer Handlungen, Verhaltensweisen, Reden und Gedanken darstellen, also eben der Bereiche, an denen sich Charakterzüge erkennen lassen. Auf eine Beschreibung des Äußeren kann eine literarische Charakterisierung vollkommen verzichten. Das Medium des Bildes dagegen stellt gerade die äußere Erscheinung eines Menschen vor Augen; Charakterzüge kann es nur mittelbar durch die Einbindung des dargestellten Körpers in einen situativen Kontext (d.h. durch seine Beziehung zu anderen Personen oder Objekten) oder eben durch Anhaltspunkte für eine physiognomische Deutung zum Ausdruck bringen.[11] Die Ver-

---

1986: 11–51 umreißt konkrete Probleme und Perspektiven der Porträtforschung und illustriert die Problematik der von modernen Betrachtern nach subjektivem Eindruck vorgenommenen physiognomischen Deutung ausführlich am Beispiel des Porträts von Pompeius in Kopenhagen.

10 Vgl. Kap. I, S. 45f.

11 Vgl. hierzu den kontrastiven Vergleich der beiden künstlerischen Medien, den Gotthold Ephraim Lessing im *Laokoon* (1766) zu einem poetologischen Konzept entwickelt. Er unterscheidet zwischen den „natürlichen Zeichen" der Malerei und den „willkürlichen" der Poesie. Beiden Zeichensystemen liegen unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten zugrunde: „Die Poesie zeiget uns die Körper nur von einer Seite, nur in einer Stellung, nur nach einer Eigenschaft, und läßt alles übrige derselben unbestimmt. Die Malerei kann dieses nicht. Bei ihr ziehet ein Teil den andern, eine Eigenschaft die andere nach; sie muß alles bestimmen." (*Laokoon*, Paralipomena 3,X). Sprache als willkürliches Zeichensystem ist durchaus in der Lage, auch Körper zu beschreiben, allerdings ist deskriptive Sprache nach Lessings Auffassung keine Poesie (deren Ziel die Illusion ist), sondern Prosa. Der eigentliche Bereich der Poesie ist die Nachahmung von Handlungen, die der Malerei wiederum nur andeutungsweise in der Deskription des Körpers möglich ist. Lessings

bindung von körperlicher Präsenz und charakterdarstellendem Handlungsgeschehen findet sich nur in der Verkörperung einer Rolle durch den Schauspieler oder Redner; in Malerei und Plastik fehlt dagegen in der Regel der Handlungszusammenhang, während in Texten die Beschreibung der äußeren Erscheinung oft nur fragmentarisch und immer selektiv ist. Für eine Untersuchung der physiognomischen Züge von Menschendarstellungen in Texten und Bildnissen bedeutet dieser grundlegende Unterschied, daß von vornherein das Bildmedium die größere Materialmenge bereitstellt. Im Gegensatz zur literarischen Beschreibung geht das plastische oder gemalte Bildnis naturgemäß von der äußeren Erscheinung aus und muß daher im Prinzip alle Körperzüge darstellen – auch die, denen sein Schöpfer gar keine semantische Funktion beimißt. Es ist die schwierige Aufgabe des Interpreten, aus dem Bildnis die semantisch relevanten Züge herauszufinden und dann zu entscheiden, welche Bedeutung sie dabei tragen könnten. Die Suche wird durch das Fehlen der zeitlichen Dimension in Malerei und Plastik zusätzlich erschwert. Deshalb ist in diesen Bildwerken bei vielen Merkmalen nicht klar zu entscheiden, ob sie physiognomisch oder pathognomisch zu deuten sind. Ferner können äußere Eigenarten aller verschiedenen Formen von Körpersemiotik als ikonographische Formeln oder als bewußte Zitate einen Bezug zu anderen Werken herstellen, um Teile von deren Aussage aufzugreifen. Die Aufschlüsselung der Botschaft eines Bildnisses ist insofern ein vielschichtiger Prozeß, in dem selbstverständlich nicht nur physiognomische Aspekte von Bedeutung sind – vielmehr können ein und dieselben äußeren Merkmale physiognomisch bedeutungslos, aber in einer anderen Hinsicht bedeutungstragend sein.

Aufgabe des folgenden kulturhistorischen Überblicks über ‚Bilder vom Menschen' ist es daher festzustellen, wie sich der Umgang mit Körpermerkmalen am Menschenbild über die Epochen hin wandelt und inwieweit dabei physiognomische Deutung eine Rolle spielt.

Ästhetik ist damit ein interessanter Ausgangspunkt für die Diskussion der Medien Bild und Text auch in der antiken Kunst; dazu ausführlich Giuliani 1996b.

2. Ideal und Gegenbild von der Archaik bis in die Klassik

Die nach der minoischen und mykenischen Kultur frühesten Menschendarstellungen in Griechenland finden sich in der spätgeometrischen Vasenmalerei seit der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. – etwas früher als die ersten Beschreibungen von Menschen in der griechischen Epik. Das auffallendste Kennzeichen dieser geometrischen Menschenbilder (vgl. Taf. I,1), und zwar der Männer und Frauen gleichermaßen, ist der betonte Kontrast zwischen der schmalen Taille, die durch die Form der Oberkörper als auf der Spitze stehende, oft leicht konkave Dreiecke entsteht, und der stilisiert betonten Muskulatur von Gesäß, Oberschenkeln und Waden,[12] die sich unter anderem als Zeichen von körperlicher Beweglichkeit und Lebendigkeit lesen lassen. Dieselben Merkmale finden sich auch an den wenigen erhaltenen geometrischen Bronzestatuetten nackter Männer, in denen oft die Taille durch einen breiten Gürtel betont wird,[13] und bleiben auch in der früharchaischen orientalisierenden Epoche charakteristisch (vgl. Taf. I,2–3). Die Körper beginnen sich jetzt jedoch aus ihrer Silhouettenhaftigkeit zu lösen und plastischer den Raum auszufüllen. Diese Entwicklung setzt sich in der archaischen Kunst des 7. und 6. Jahrhunderts fort, in der erstmals Großplastik angefertigt wird (vgl. Taf. II,1–2). Waren die Arme der geometrischen Figuren noch weitgehend ungegliedert und schmal, zeigen die archaischen Statuen muskulöse, angespannte Arme, die entweder mit zu Fäusten geballten Händen nahe an Körper und Oberschenkel anliegen (bei den Kuroi) oder ein Attribut halten oder ins Gewand greifen (bei den Koren).[14] Der ganze Körper befindet sich in einer durchgehenden Anspannung, die sowohl in der aufrechten Haltung als auch durch die Betonung der Muskulatur anschaulich gemacht wird. Das ist am nackten Kuros deutlicher zu erkennen als an der bekleideten Kore; aber auch bei ihr zeichnen sich unter dem Gewand deutlich die muskulösen Formen von Schultern, Gesäß und Beinen ab, und an der Haltung ist die

---

12 Bei bekleideten Frauen sind die Beine zwar durch einen Rock verdeckt, Taille und Gesäß formen sich darunter aber in der Regel deutlich ab (vgl. Taf. I,1).

13 Vgl. Himmelmann 1964 und Stewart 1990: I,103f. – Ein solcher Gürtel findet sich auch noch beim früharchaischen Mantiklos-Apollon (Taf. I,2).

14 Vgl. Martini 1990: 2–10.

Anspannung der gesamten Muskulatur zu erkennen.[15] In diesen Körpermerkmalen kommt – wesentlich stärker als bei den geometrischen Figuren – die physiologische Zustandsbeschreibung eines athletisch trainierten Körpers zum Ausdruck,[16] so daß ihre Deutung als Kennzeichen von Energie und Tatkraft naheliegt. Weitere typische Züge der archaischen Skulpturen sind die leicht geöffnete Schrittstellung der Kuroi, die sich als Chiffre für Beweglichkeit, aber auch für Standhaftigkeit verstehen läßt,[17] und die Jugend und Schönheit, die sich an den gepflegten und kunstvoll zusammengehaltenen langen Locken der Männer sowie den sorgfältigen Frisuren und reich geschmückten Gewändern der Frauen zeigt. Dieselbe Übereinstimmung von Kraft und Schönheit läßt sich in der Mimik erkennen. Die von den leicht hochgezogenen Mundwinkeln angespannten Lippen formen sich zum ‚archaischen Lächeln', das nicht nur als „künstlerisches Mittel zur Belebung frontal dargestellter Gesichter [...] ihrem Träger Lebendigkeit verleihen"[18] soll, sondern vor allem „als mimisches Merkmal zum Erscheinungsbild strahlender Schönheit gehört"[19]. Es ist ein festes Attribut archaischer Kuroi und Koren, das nicht nur an ruhig stehenden, sondern auch an heftig agierenden Figuren zu beobachten ist und insofern nicht auf einen vorübergehenden Affekt, sondern auf eine konstante Wesensart verweist.[20]

---

15 An den beiden etwa zeitgleichen Beispiele, dem Kroisos von Anavyssos (Taf. II,1) und der Antenor-Kore (Taf. II,2), wird dies besonder anschaulich: Sie stellen fast genau denselben Körper dar, nur daß derjenige der Frau bekleidet ist.

16 Dabei haben die Griechen in archaischer Zeit keineswegs so ausgesehen, wie Knochenfunde belegen. Körperproportionen und Körperbau der Kuroi und Koren stellen vielmehr ein Idealbild dar, das kein lebendiger Körper erreichen konnte. Vgl. Stewart 1997: 12.

17 Vgl. Fehr 1979: 10–12 zur Anspannung des Sich-Aufrichtens und des Sich-Geradehaltens, die (ebenso wie die des kraftvollen weiten Ausschreitens) in archaischer und klassischer Zeit als Zeichen von ἀρετή angesehen wurde. Zahlreiche Belegstellen aus der Literatur bei Fehr 1979: 11 Anm. 42.

18 Martini 1990: 85.

19 Giuliani 1986: 10.

20 Dazu Yalouris 1986: 3–5 und ausführlich Giuliani 1986: 105–112. Er weist nach, daß eine Steigerung der mimischen Expressivität entweder, attributiv, unmenschliche Wesen (wie beispielsweise die Gorgo Medusa oder Kentau-

Die genannten Merkmale der menschlichen Physiognomie – Körperkraft, Jugendlichkeit und Schönheit – sind offensichtlich verbindlich für das Menschenbild der archaischen Zeit, denn trotz aller stilistischen Unterschiede etwa aufgrund des Herkunftsortes oder der Entstehungszeit sind sie für alle Kuroi und Koren typisch. Die einzelne Statue konnte dabei je nach Aufstellungskontext und eventuell mit Attributen ausgestattet verschiedenen Funktionen dienen: als Grabstatue der Repräsentation eines namentlich genannten Verstorbenen (z.B. Taf. II,1), als Götterbild der Darstellung einer bestimmten Gottheit und als Votivstatue der Ehrung eines Heiligtums.[21] Diese Polyvalenz desselben einheitlich unpersönlichen Statuentypus zeigt,daß im darin formulierten Menschenbild nicht nur eine bestimmte Wahrnehmungsweise zum Ausdruck kommt, sondern auch ein allgemeines und verbindliches Schönheitsideal menschlicher Vollkommenheit: das von aristokratischen Werten geprägte Leitbild der καλοκἀγαθία, der ‚Schönheit und Tüchtigkeit'.[22] Insofern, als darin menschliche Vollkommenheit durch die Übereinstimmung von Aussehen und Wesensart definiert wird, verknüpft diese Vorstellung ästhetische und ethische Werte in einer Art ‚physiognomischer Äquivalenz': der Schöne ist gut, der Schlechte häßlich.

Die Großplastik, die in ihrer Kostspieligkeit ein künstlerisches Ausdrucksmittel des Adels ist, formuliert überall und ausschließlich dieses Leitbild. Auch in anderen aristokratischen Kunstgattungen ist es vorrangig. So weisen die Menschendarstellungen auf den Vasenbildern

---

ren) bezeichnet oder, situativ, in einem spezifischen Handlungszusammenhang Pathos anzeigt (so kann ein nur ganz leicht geöffneter lächelnder Mund sowohl den wilden Mut eines vorstürmenden Kriegers als auch den Schmerz eines Sterbenden zum Ausdruck bringen).

21 Votivstatuen können auch die Gottheit darstellen, der sie geweiht sind. Ein Beispiel dafür ist die früharchaische Bronzestatuette des Apollon als Bogenschützen (Taf. I,2), deren Funktion aus der auf der Vorderseite der Oberschenkel eingeritzten Inschrift zu erkennen ist: Μάντικλος μ' ἀνέθεκε ϝεκαβόλοι ἀργυροτόχσοι τᾶς (δ) δεκάτας, τὺ δέ, Φοῖβε, δίδοι χαρίϝετταν ἀμοιϝ[άν] („Mantiklos hat mich dem Ferntreffenden mit dem silbernen Bogen geweiht als Zehnten. Du aber, Phoibos, schenk' ein freundliches Geschick").

22 Dazu ausführlich Fehr 1996, der das ‚Vokabular' der Bildsprache der archaischen Kuroi und Koren auf die darin formulierten Werte der archaischen aristokratischen Gesellschaft hin untersucht.

des 6. Jahrhunderts eine dem plastischen Kuros vergleichbare Gestaltung auf. Im Kontext einer mythischen Bilderzählung ebenso wie in Alltagsbildern mit Szenen aus Sport, Kampf oder Symposion sind die Männer kraftvoll, schön und jugendlich – häßlich wirkende Alterszüge fehlen auch bei durch Bart als älter gekennzeichneten Männern und sogar bei fast glatzköpfigen Greisen.[23] Solche reich verzierten, kostbaren Gefäße fanden Verwendung beim Symposion, der typischen Form aristokratischer Geselligkeit, bei der man das ideale Menschenbild in Gesang und Gespräch beschwor – und das auch selbst häufig zum Gegenstand der Vasenbilder auf den Trinkgefäßen wurde, so wie der Sport im Gymnasion als Bestandteil des adeligen Lebens ein beliebtes Thema war. Auf den Gefäßen werden zwar bisweilen einzelne Figuren durch Namensbeischriften als bestimmte Individuen identifiziert und stadtbekannte Jünglinge in den καλός-Inschriften gefeiert, aber sie sind ikonographisch nicht zu unterscheiden und entsprechen alle gleichermaßen dem Idealtypus (vgl. Taf. III,1).[24] Individueller Preis wird also durch die Orientierung am

---

[23] So ist beispielsweise die Stirnglatze des Priamos auf der Münchner Euthymides-Amphora, Antikensammlung Inv. 8730, um 510/500 v. Chr. (Abb. bei Boardman 1975: Abb. 33.1, Zanker 1995: Abb. 10), durch eine einzelne nach oben geführte und über der Stirn geknotete Haarlocke bedeckt. Eine vergleichbare, noch komplizierter angelegte Frisur hat der frühklassische Homer (Taf. IX,1): Vom Wirbel her ist ein Teil des Kalottenhaars über die ganze vordere Schädelhälfte nach vorne zur Stirn gezogen, wo sie von einem sog. Heraklesknoten und einer Binde zusammengehalten werden (genaue Beschreibung dieser Frisur bei Vierneisel-Schlörb 1979: 36 u. 38 mit Anm. 22; vgl. Schefold 1997: 92).

[24] Auf beiden Seiten dieses Kelchkraters des Euphronios in Berlin befindet sich die Inschrift Λέαγρος καλός („Leagros ist schön"), und möglicherweise ist damit der einzige unbenannte Jüngling ganz links auf der A-Seite (Taf. III,1) gemeint, der im Begriff ist, sein Glied zu infibulieren (zu diesem Benennungsvorschlag von Furtwängler siehe v. Bothmer 1991: 61). Die anderen Figuren sind mit Namensbeischriften versehen, sogar zwei der Sklaven, von denen einer den Namen Tranion trägt, ein zweiter nur anonym als ὁ παίς bezeichnet ist. Der Mann in der Mitte der A-Seite ist durch Himation und Stab als Trainer gekennzeichnet. Durch die Namensinschriften werden die Figuren also mit bestimmten Personen identifiziert, in Körperbau, Physiognomie und Haartracht hingegen sind sie nicht voneinander zu unterscheiden:

allgemeinen Leitbild ausgedrückt. Denselben Befund zeigen zahlreiche Fragmente einer Dichtungsgattung aus der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr., deren Rezeptionsort ebenfalls hauptsächlich das Symposion war: die Elegie. Aus den erhaltenen Gedichten von Kallinos, Tyrtaios, Mimnermos, Solon und Theognis lassen sich für diese Gattung als Hauptcharakteristika eine argumentative Appellstruktur und eine paränetische Absicht erschließen. Sie fordern zu mutigem Kampf im Krieg oder politischer Aktivität auf und belehren moralisch-philosophisch.[25] Kurzum: die Elegie hält Aristokraten zu einem Verhalten im Rahmen ihrer Polisgemeinschaft an, das der καλοκἀγαθία entspricht. Der einzelne soll sich bemühen, dem Leitbild sowohl in ästhetischer als auch in ethischer Hinsicht möglichst nahe zu kommen.

Schon im Jahrhundert zuvor zeigt auch die Beschreibung der Helden in den homerischen Epen Männer, die dieses Leitbild erfüllen. Allerdings geht hier die Differenzierung der einzelnen Personen untereinander sehr viel weiter, als es das typische ikonographische Schema der physiognomischen Äquivalenz erwarten ließe. Alle bedeutenden Helden zeichnen sich vor anderen, d.h. vor den gemeinen Soldaten, durch ihre καλοκἀγαθία aus, jeder von ihnen unterscheidet sich aber von den anderen Helden durch besondere Begabungen: Agamemnon zum Beispiel ist als Heerführer der mächtigste, Odysseus vor allem schlau, Achill besonders schnell und stark, Aias groß und kräftig, der alte Nestor besonnen. Neben diesem Wissen um die Vielfalt menschlicher Erscheinungen und Charaktere wird auch die physiognomische Äquivalenz des Leitbildes der καλοκἀγαθία bisweilen – und in der *Odyssee* zunehmend – in Frage gestellt: das Äußere und das Wesen eines Menschen müssen nicht immer übereinstimmen. Das beste Beispiel dafür ist in der *Ilias* die Gestalt des Paris, dessen Schönheit immer wieder betont wird, der aber zugleich als feige, weichlich

---

Die vornehmen Athleten sind genauso dargestellt wie ihr Trainer und selbst ihre Diener (die nur durch ihre proportionale Verkleinerung von den Adeligen unterschieden sind). Vgl. v. Bothmer 1991: 61–69; Giuliani 1980: 55f., 1997: 983–985.

[25] Vgl. Latacz 1990, Bowie 1994.

und schwach dargestellt wird.[26] In der *Odyssee* zahlt Odysseus die Beschimpfungen, die er sich, als Bettler verkleidet, gefallen lassen muß, in gleicher Münze heim, indem er den Phäaken Euryalos (*Od.* 8,158–198) und später den Freier Antinoos (*Od.* 17,454) als trotz ihres edlen Aussehens unverständig tadelt.[27] Die Möglichkeit der Diskrepanz zwischen Erscheinungsbild und inneren Anlagen betont er dabei als eine generelle Warnung vor übereilten Urteilen: „So haben die Götter nicht allen Menschen anmutigen Wuchs, Verstand und Redegabe gegeben. Der eine ist an Aussehen schwächer, aber ein Gott krönt seine Gestalt mit Worten, und die anderen wenden sich ihm zu und schauen auf ihn; er spricht untrüglich, mit sanfter Bescheidenheit, und sticht unter den Versammelten hervor; wenn er die Stadt hinauf geht, schauen sie ihn an wie einen Gott. Ein anderer wiederum ist den Unsterblichen gleich an Aussehen, aber ihn umgibt keine Anmut bei seinen Worten" (*Od.* 8,167–175).[28] Die Diskrepanz zwischen Aussehen und rednerischer Begabung ist genau das Kriterium, das in der *Ilias* auch auf Odysseus selbst angewandt wird. Als Odysseus einst mit Menelaos zusammen in Troja Verhandlungen führte, so erzählt Antenor in der Teichoskopie Helena und Priamos, habe Odysseus zunächst vergleichsweise unscheinbar und unbeholfen gewirkt, sobald er aber zu reden begann, sei er unübertroffen gewesen (*Il.* 3,203–224).

Eine Bestätigung erfährt die aristokratische Norm nicht nur in Darstellungen des Leitbildes, sondern auch durch verschiedene Gegen-

---

[26] Vgl. Hektors Tadel, Paris sei zwar der beste im Aussehen, habe aber weder Verstand noch Kampfkraft (*Il.* 3,38–57).

[27] Odysseus zu Euryalos: „...so wie auch du zwar ein sehr schönes Aussehen hast, und schöner könnte es auch ein Gott nicht erreichen, aber an Verstand bist du leer" (ὡς καὶ σοὶ εἶδος μὲν ἀριπρεπές, οὐδέ κεν ἄλλως / οὐδὲ θεὸς τεύξειε, νόον δ' ἀποφώλιός ἐσσι, *Od.* 8,176f.), und zu Antinoos: „O weh, deinem Aussehen entspricht nicht dein Verstand" (ὢ πόποι, οὐκ ἄρα σοί γ' ἐπὶ εἴδεϊ καὶ φρένες ἦσαν, *Od.* 17, 454).

[28] *Od.* 8,167–175: οὕτως οὐ πάντεσσι θεοὶ χαρίεντα διδοῦσιν / ἀνδράσιν, οὔτε φυὴν οὔτ' ἄρ φρένας οὔτ' ἀγορητύν. / ἄλλος μὲν γὰρ εἶδος ἀκιδνότερος πέλει ἀνήρ, / ἀλλὰ θεὸς μορφὴν ἔπεσι στέφει· οἱ δέ τ' ἐς αὐτὸν / τερπόμενοι λεύσσουσιν, ὁ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύει, / αἰδοῖ μειλιχίῃ, μετὰ δὲ πρέπει ἀγρομένοισιν, / ἐρχόμενον δ' ἀνὰ ἄστυ θεὸν ὣς εἰσορόωσιν. / ἄλλος δ' αὖ εἶδος μὲν ἀλίγκιος ἀθανάτοισιν, / ἀλλ' οὔ οἱ χάρις ἀμφὶ περιστέφεται ἐπέεσσιν.

bilder dazu. So tritt der häßliche und bucklige Thersites in der *Ilias* (2,211–277) zunächst dreist und streitsüchtig auf; sobald er aber von Odysseus beschimpft und geschlagen wird, zieht er sich verängstigt zurück und wird von allen ausgelacht. Seine Physiognomie wird in einiger Ausführlichkeit beschrieben: „Als der häßlichste Mann war er nach Troja gekommen: krummbeinig und hinkend auf einem Fuß, beide Schultern krumm und an der Brust zusammengebogen, und obendrauf ein spitzer Kopf, den spärliche Wolle bedeckte".[29] Dem häßlichen Aussehen des Thersites entspricht sein häßliches Verhalten, da er es wagt, die Heerführer zu kritisieren.[30] Mehr als zweihundert Jahre später, seit dem Ende des 6. Jahrhunderts, zeigen vereinzelte Vasenbilder Figuren, die beinahe Illustrationen des Thersites sein könnten: alte Männer mit Halbglatze und übergroß gezeichnetem Kopf, teilweise verwachsen (vgl. Taf. III,3).[31] In ihrer ausgesprochenen Häßlichkeit stellen sie anschauliche, erheiternde Gegenbilder zum jugendlich-athletischen Ideal des positiven Leitbildes dar, das dadurch zugleich *ex negativo* bestätigt wird. Die Aristokraten dürften beim

---

[29] *Ilias* 2,216–219: αἴσχιστος δὲ ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθε· / φολκὸς ἔην, χωλὸς δ' ἕτερον πόδα· τὼ δέ οἱ ὤμω / κυρτώ, ἐπὶ στῆθος συνοχωκότε· αὐτὰρ ὕπερθε / φοξὸς ἔην κεφαλήν, ψεδνὴ δ' ἐπενήνοθε λάχνη. – Ein spitzer Kopf gilt in *Phgn.* 812^a8 als Kennzeichen des Unverschämten; die verwachsenen Schultern des Thersites dürfen vielleicht mit den verkrampften und zusammengezogenen Schultern des Geizigen (*Phgn.* 811^a4f.) in Verbindung gesehen werden. Die anderen bei Homer genannten Merkmale kommen in den *Phgn.* nicht vor.

[30] Diese Aussage des Iliasdichters über das Welt- und Menschenbild der geschlossenen aristokratischen Gesellschaft wirkt dadurch besonders pointiert, daß er Thersites bis in die Formulierungen hinein die gleichen Anschuldigungen gegen Agamemnon in den Mund legt wie Achill (Thersites wiederholt in *Il.* 2,240 wörtlich Achill in 1,356 u. 507); was bei dem größten Helden der Griechen jedoch als Ausdruck seines Zorns akzeptiert wird, der das Thema für den gesamten Handlungsablauf der *Ilias* bildet, ist aus dem Mund des Thersites ein Verstoß gegen die soziale Ordnung. Das macht schon die Wortwahl deutlich: Innerhalb von nur drei Versen wird Thersites' Rede durch die Worte ἀμετροεπὴς, ἔπεα ἄκοσμα und οὐ κατὰ κόσμον charakterisiert (*Il.* 2,212–214).

[31] Vgl. Giuliani 1980: 57f., Metzler 1971: 81–108 und Zinserling 1967a und 1967b mit weiteren Beispielen.

Symposion, bei dem sie solche Vasenbilder vor Augen hatten, über diese „skurrilen Witzfiguren“[32] ebenso gelacht haben wie die Soldaten in der *Ilias* über Thersites – oder wie die adelige Gesellschaft, in der die Homerische Szene vorgetragen wurde.

Widerspruch gegen das normative Leitbild kann aber nicht nur lächerlich wirken und Spott hervorrufen, sondern auch als gezielte Provokation zum Nachdenken über seine Gültigkeit anregen. Dies ist besonders in der literarischen Gattung des Iambos der Fall, in der in zahlreichen Varianten aristokratische Werte und damit auch das Ideal der καλοκἀγαθία in Frage gestellt werden. So stellt es Archilochos um die Mitte des 6. Jahrhunderts in einem Gedicht als empfehlenswert dar, den auf der Flucht hinderlichen Schild wegzuwerfen und dem Feind als Beute zu überlassen (*fr.* 5 West) – ganz entgegen dem Ehrenkodex des Kriegers, wie er in den gleichzeitigen Kampfparänesen von Kallinos und Tyrtaios beschworen wird und nach dem ein Krieger lieber auf dem Schild als ohne ihn aus der Schlacht zurückkehren soll. In einem thematisch vergleichbaren Iambos bedient sich Archilochos physiognomischer Beschreibungen, um die normative Übereinstimmung von Schönheit und Vortrefflichkeit in Zweifel zu ziehen: „Ich mag weder den großen Feldherrn noch den, der weit ausschreitet, noch den mit glänzend gewellten Haaren, noch den, der seinen Bart stutzt, sondern für mich sollte es ein kleiner sein, der an den Schenkeln krumm anzusehen ist, aber mit den Füßen sicheren Stand hat, und der voller Mut ist“ (*fr.* 114 West).[33]

Das Idealbild bleibt bis in die klassische Kunst hinein eine geläufige Form der Personendarstellung, auch wenn es sich um Ehrenbilder einzelner Persönlichkeiten handelt. Denn seit der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. ist es üblich, als Weihgaben in Heiligtümern oder auf Gräbern Statuen aufzustellen, die durch inschriftliche Benennung als Porträtstatuen kenntlich gemacht sind.[34] Plinius überliefert Nach-

---

[32] Giuliani 1980: 44.

[33] Archilochos *fr.* 114 West: οὐ φιλέω μέγαν στρατηγὸν οὐδὲ διαπεπλιγμένον / οὐδὲ βοστρύχοισι γαῦρον οὐδ᾽ ὑπεξυρημένον, / ἀλλά μοι σμικρός τις εἴη καὶ περὶ κνήμας ἰδεῖν / ῥοικός, ἀσφαλέως βεβηκὼς ποσσί, καρδίης πλέως.

[34] Als Beispiel für eine Grabstatue wurde der Kroisos von Anavyssos (um 530 v. Chr.) bereits genannt (Taf. II,1); vgl. oben S. 54. Vgl. Fittschen 1988b: 15 mit Literaturangaben.

richten von besonders ausgefallenen Bildnissen dieser Art: Theodoros aus Samos (dessen Blütezeit um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. angesetzt wird)[35] habe eine bronzene Statue von sich selbst geschaffen, die nicht nur wegen ihrer technischen Feinheit, sondern auch wegen großer „similitudo" berühmt gewesen sei (Plin. *Nat. hist.* 34,83). Obwohl in Griechenland anfangs Abbilder vom Menschen nicht üblich gewesen seien, hätten sich Athleten, die in Olympia dreimal siegreich waren, dort ‚ikonische' Statuen errichten lassen dürfen, die „similitudo" mit ihren Körpern hatten;[36] die ersten öffentlich aufgestellen Porträtstatuen in Athen seien hingegen die Ehrenstatuen für die Tyrannentöter gewesen (Plin. *Nat. hist.* 34,16f.). Der Begriff ‚similitudo' (griech. ὁμοιότης) ist hier nicht im Sinne einer Abbildung der individuellen Züge des Dargestellten, sondern im Sinne von realistischer oder naturalistischer Wiedergabe zu verstehen;[37] analog ist mit ‚iconicus' (griech. εἰκών) nicht ‚bildnishaft' oder ‚porträthaft' gemeint, sondern ‚durch besondere Kennzeichen kenntlich':[38] Ebenso wie bei den Tyrannentötern der Moment des Attentats durch die Waffen-Attribute und die Bewegungsmotive zum Ausdruck kommt und wie Theodoros sich mit Handwerkszeug und Meisterstück kenntlich macht, wurden die Wettkampfdisziplinen der Athleten durch die Bewegungen ihrer Glieder und Muskeln dargestellt („ex membris ipsorum similitudine expressa", „durch die realistische Wiedergabe ihrer eigenen Gliedmaße zum Ausdruck gebracht", Plin. *Nat. hist.*

---

35 Zu Theodoros siehe Moreno 1966 und Pollitt 1990: 27f.

36 Gross 1969 weist die hier vorgetragene Deutung an vergleichbaren Texten von Pausanias und Lukian, Xenophon und Cicero sowie an den Statuenbasen und Inschriften aus Olympia überzeugend nach. – Anders dagegen Himmelmann 1994: 86, der das Zeugnis des Plinius für suspekt hält, weil es nicht mit dem Befund der Denkmäler übereinstimme (nach Plinius müßte „realistische Darstellung die höherwertige" gewesen sein).

37 Vgl. Pollitt 1974: 201–204 (Quellen und Kommentar zu ὁμοιότης) und 430–434 (zu „similitudo"); Gross 1969: 362f.

38 Der Begriff ‚iconicus', der von Plinius auf die olympischen Sieger (*Nat. hist.* 34,16) und die Feldherrn im Marathongemälde (*Nat. hist.* 35,57) angewandt wird, bedeutet, wie Gross 1969: bes. 363–365 anhand von Parallelen nachweist: ‚mit besonderen Kennzeichen'. – Die Deutung von Misener 1924 als ‚photographisches Abbild' ist durch die Arbeit von Gross endgültig überholt.

34,17). Ein Porträt im modernen Wortsinn ist damit sicherlich nicht gemeint, jedoch sind die Werke durchaus Einzelstücke und stellen durch ihre naturalistischen Individualmerkmale ganz bestimmte Personen dar, weshalb die Bezeichnung als Porträt gerechtfertigt ist.[39] Auf ähnliche Weise – d.h. durch Stellung und Gestik – war wahrscheinlich die Erkennbarkeit der Heerführer der Griechen und Perser auf dem berühmten Gemälde von der Schlacht bei Marathon in der Stoa Poikile in Athen gewährleistet,[40] ohne daß die Namen inschriftlich genannt waren.[41] Dies scheint zumindest die Darstellungsweise zu sein, in der die Tyrannentöter Harmodios und Aristogeiton in den von Antenor geschaffenen Ehrenstatuen auf der Athener Agora geehrt wurden, die die Athener 510 v. Chr. gleichzeitig mit der Einführung eines Heroenkultes für die beiden Volkshelden der Tyrannenvertreibung errichten ließen. Allerdings ist diese Gruppe nicht direkt erhalten, da die Perser sie 480/479 v. Chr. bei ihrer Einnahme von Athen nach Susa verschleppten. Wir kennen nur römische Kopien der frühklassischen Ersatzgruppe, die die Bildhauer Kritios und Nesiotes

---

[39] Ebenso wie im Idealtypus konnten auf diese Weise auch mit dem Gegenbild des Häßlichen Individuen repräsentiert werden: Plinius *Nat. hist.* 36,11f. berichtet von den Bildhauern Bupalus und Athenis aus Chios, die den Dichter Hipponax mit häßlichen Abbildern verspotteten; er habe sich durch bissige Verse gerächt.

[40] Die wichtigsten antiken Quellen sind Plin. *Nat. hist.* 35,57 und Paus. 1,15,3. Als Maler kommen Panaios, Polygnot oder Mikon in Frage (sollte Polygnot der Schöpfer sein, wird die Annahme idealtypischer Porträts durch Aristoteles, *Poetik* 2, 1448^{a}5f. gestützt: Polygnot stelle die Menschen besser dar, als sie sind). Ich folge hier der Deutung von Gross 1969: 363f. (mit weiterer Literatur). – Anders nehmen Gauer 1968: 137f. und Metzler 1971: 352–354 Porträthaftigkeit an, wie immer man diese versteht: „Die Köpfe der athenischen Strategen Miltiades, Kallimachos und Kynegeiros sowie der persischen Feldherren Datis und Artaphernes müssen aber irgendwie durch differenzierte und individualisierte Zeichnung zu unterscheiden gewesen sein, denn Plinius nennt sie iconicos duces." (Metzler 1971: 352). – Himmelmann 1994: 86f. bestreitet auch beim Marathongemälde eine Individualisierung der Dargestellten; seiner Ansicht nach seien rein im Stil begründete realistische Züge von Plinius und Pausanias mißverstanden worden.

[41] Aischines 3,186 berichtet, die Polis habe Miltiades seine Bitte um Namensnennung am Gemälde verweigert.

477/476 v. Chr. im Auftrag der Polis Athen errichteten (Taf. IV,1). Vermutlich in Anlehnung an das entwendete Original zeigen diese beiden Statuen keine persönlichen oder individuellen Züge (abgesehen von dem an Haar- und Barttracht deutlich erkennbaren Altersunterschied), sondern folgen dem Typus archaischer Kuroi, lösen allerdings deren Statik in heftige Bewegung auf.[42]

Obwohl seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. auch Porträts geschaffen wurden, die individuelle Züge tragen,[43] ist das überindividuelle Idealbild weiterhin die Norm auch in der Darstellung bestimmter Persönlichkeiten. Denn jede Abweichung von dieser Norm läuft Gefahr, als häßlich angesehen und negativ bewertet zu werden, ein Porträt ist aber *per se* eine Darstellung mit positiver, lobender Aussage. Dies läßt sich an zahlreichen Athletenstatuen, vor allem aber an den attischen Grabreliefs gewöhnlicher Bürger nachvollziehen (vgl. Taf. XI,2), die bis ins 4. Jahrhunder diesem Idealtypus als einem normativen Leitbild folgen, dessen Ausprägung sich zwar stilistisch, nicht aber inhaltlich wandelt.[44]

Dieses Leitbild kommt besonders im Bildnis des Perikles zum Ausdruck, das in Marmorkopien des Kopfes einer Bronzestatue erhalten ist (Taf. IV,2).[45] Das plastische Porträt zeigt bei nur minimalen individualisierenden Merkmalen[46] ruhig verhaltene, ‚klassisch schöne' Gesichtszüge, die ganz dem Typus anderer hochklassischer Kunstwerke wie den Parthenonskulpturen entsprechen. Das darin zum Ausdruck kommende normative Leitbild kann mit Hilfe von literarischen Zeugnissen inhaltlich umrissen werden, so daß hier eine physiognomische Deutung möglich ist, wie sie sich dem zeitgenössischen Betrachter aufgedrängt haben dürfte. Protagoras berichtet von Perikles'

---

[42] Vgl. Fehr 1984; Krumeich 1995: 300–304; Krumeich 1997: 57–59.

[43] Siehe unten Kap. II.3.

[44] Siehe unten Kap. II.3, S. 85 mit Anm. 110.

[45] Zum plastischen Perikles-Porträt vor allem Hölscher 1975. Vgl. auch Gauer 1968: 142f., Giuliani 1997: 995–1000, Krumeich 1997: 118–125.

[46] Die Wangen sind schmal, die Stirn hoch, und der ganze Schädel ist schlank und schmal. Die Deutung von Metzler 1971: 219f. ist als willkürlich psychologisierend abzulehnen (z.B.: „die Sachlichkeit und Kargheit des Rationalisten sprechen aus diesen Zügen, aber auch ein energischer Wille und die sanfte Gewalt des Menschenbeherrschers, die stete Sorge des sich für sein Volk verzehrenden Staatsmannes", 219).

Selbstbeherrschung während der großen Seuche in Athen: „Als seine jungen, schönen Söhne innerhalb von nur acht Tagen starben, ertrug er es ohne Trauer; er hielt fest an seiner Gelassenheit, aus der er jeden einzelnen Tag viel Nutzen zog für Wohlbefinden, Schmerzlosigkeit und das Ansehen beim Volk; denn jeder, der ihn sein Leid tapfer tragen sah, hielt ihn für hochgesinnt und mutig und selbstbeherrscht, wußte er doch genau um seine eigene Hilflosigkeit in einer solchen Situation."[47] Diese Selbstbeherrschung ist dem zeitgenössischen Zeugnis zufolge nicht nur ein Mittel, die eigene Trauer zu verkraften (εἰς εὐποτμίην καὶ ἀνωδυνίην), sondern sie ist vor allem auch auf ihre Wirkung in der Öffentlichkeit angelegt (εἰς... τὴν ἐν τοῖς πολλοῖσι δόξαν), denn sie folgt dem damaligen Idealbild in doppelter Hinsicht: „Selbstbeherrschung und Gefaßtheit entsprachen einerseits althergebrachten Regeln aristokratischen Benehmens, andererseits aber auch bestimmten Vorstellungen einer harmonisch-vollendeten Lebensform, die damals höchst aktuell gewesen zu sein scheint. Gerade im näheren Umkreis des Perikles berief man sich auf ein ebenso ästhetisches wie

---

[47] Protag. *fr.* 80 B 9 D.-K: τῶν γὰρ υἱέων νεηνιῶν ὄντων καὶ καλῶν, ἐν ὀκτὼ δὲ ταῖς πάσῃσιν ἡμέρῃσιν ἀποθανόντων, νηπενθέως ἀνέτλη. εὐδίης γὰρ εἴχετο, ἐξ ἧς πολλὸν ὤνητο κατὰ πᾶσαν ἡμέρην εἰς εὐποτμίην καὶ ἀνωδυνίην καὶ τὴν ἐν τοῖς πολλοῖσι δόξαν· πᾶς γάρ τίς μιν ὁρῶν τὰ ἑαυτοῦ πένθεα ἐρρωμένως φέροντα, μεγαλόφρονά τε καὶ ἀνδρεῖον ἐδόκει εἶναι καὶ ἑαυτοῦ κρείσσω, κάρτα εἰδὼς τὴν ἑαυτοῦ ἐν τοιοῖσδε πράγμασιν ἀμηχανίην. – Vgl. dazu Plutarch, *Pericles* 36: „Trotzdem [als viele seiner Verwandten und Freunde am der Seuche starben] erlag er nicht und gab auch im Unglück seine Mannhaftigkeit und Seelengröße nicht preis (οὐ μὴν ἀπεῖπεν οὐδὲ προὔδωκε τὸ φρόνημα καὶ τὸ μέγεθος τῆς ψυχῆς ὑπὸ τῶν συμφορῶν). Nie sah man ihn weinen, weder an der Bahre noch am Grabe eines seiner Angehörigen, bis er auch Paralos, den letzten seiner rechtmäßigen Söhne, verlor. Unter diesem Schlag brach er zusammen, so sehr er darum rang, standzuhalten und seinen hohen Sinn zu bewahren (ἐγκαρτερεῖν τῷ ἤθει καὶ διαφυλάττειν τὸ μεγαλόψυχον). Als er jedoch dem Toten den Kranz auf das Haupt setzte, überwältigte ihn ob des Anblicks der Schmerz, so daß er in lautes Weinen ausbrach und einen Strom von Tränen vergoß. In seinem ganzen Leben hatte er solches noch nie getan." Obwohl Plutarch dem Zeugnis des Protagoras hier hinsichtlich des Verhaltens beim Tod des Paralos widerspricht, bringt er – gerade an dieser Ausnahme anschaulich gemacht – dieselbe Grundhaltung des Perikles zum Ausdruck.

ethisches und politisches Ideal der εὐκοσμία, das sich teilweise an altadlige Wertvorstellungen anlehnte, dessen allgemein didaktischer Anspruch aber durchaus modern war, und das in mancher Beziehung neue Maßstäbe setzte“[48]. Anständiges Benehmen, das mit den Begriffen σωφροσύνη, εὐκοσμία und πραότης umfaßt wird, ist also nicht nur eine persönliche Eigenschaft, sondern entspricht auch einem gesellschaftlichen normativen Leitbild.[49] Noch Aristoteles folgt dieser Vorstellung, wenn er in der *Nikomachischen Ethik* (IV.7–8, 1123^{a}34–1125^{a}16) den Charaktertypus des μεγαλόψυχος, des Großgesinnten, skizziert.[50] In seiner Beschreibung zeichnen sich die meisten Züge durch die positive Mittelstellung zwischen zwei Extremen aus; zugleich hält der Großgesinnte sich frei sowohl von Abhängigkeiten von anderen als auch von Emotionen (positiver wie negativer Art). Sein hohes Selbstbewußtsein bezeichnet Aristoteles als gerechtfertigt; gegenüber der Menge äußert es sich bisweilen in Ironie. Seine Bewegungen sind – laut einer der seltenen physiognomischen Bemerkungen des Aristoteles in der *Nikomachischen Ethik* – gemessen, und seine Stimme ist tief und ausgeglichen im Tonfall. Mit dieser Skizze entwirft Aristoteles ein Charakterbild, das in manchen, und gerade in Äußerlichkeiten, auf geläufige Wertvorstellungen zurückgeht, wie sie durchaus im zeitgenössischen Porträt des Perikles durch Thukydides, Protagoras und den Bildhauer zu sehen sind.[51]

---

[48] Giuliani 1986: 131f.

[49] Vgl. Anm. zu 807^{b}33f. zum Anständigen (κόσμιος). – Giuliani 1986: 132 weist auf das Gegenbild hin, das einige Zeitgenossen in Kleon sahen: Aristophanes vergleicht ihn mit Monstern wie Typhon (*Eq.* 511) oder Kerberos (*Eq.* 1030). Er karikiert ihn als pöbelhaften Wüterich auf der Pnyx (*Vesp.* 31–36); das entspricht dem Zeugnis in der *Athenaion Politeia* 28,3, Kleon habe als erster Politiker auf der Rednertribüne geschrien und geschimpft und an seinen Kleidern gerissen, während die anderen ruhig sprachen.

[50] Vgl. Anm. zu 809^{b}34f.

[51] Vgl. Giuliani 1986: 133. – Plutarchs Charakterisierung des Perikles in *Per.* 5 weist so große Übereinstimmungen mit dieser Passage bei Aristoteles auf, daß sie mit großer Wahrscheinlichkeit eher im Hinblick auf die Aristotelische Charakterskizze als im Rückgriff auf zeitgenössische Quellen formuliert ist. Die Verbindung zwischen Plutarch und Aristoteles hat zuerst Protzmann 1972: 74–79 nachgewiesen, der allerdings die Abhängigkeit umkehrt und annimmt, Aristoteles sei hier dem perikleischen Leitbild gefolgt; Giuliani

Die Berufung auf einen solchen überpersönlichen normativen Idealtypus läßt sich auch in der Tragödie beobachten. Obwohl die Figuren der Tragödie auf der Bühne durch die Situationen, in denen sie stehen, und durch ihr Reden und Handeln als einzigartige und außergewöhnliche Charaktere gekennzeichnet werden, zeigen weder der Dramatiker noch der Maskenbildner und Schauspieler noch auch das Publikum Interesse an einer Betonung von Individualität in der äußeren Erscheinung. Im Text der erhaltenen Tragödien gibt es nur vereinzelte Hinweise, daß äußere Züge mit dem Charakter in Verbindung gebracht werden. Die einzige ausführliche Beschreibung der äußeren Erscheinung, die eine – in diesem Fall abfällige – physiognomische Wertung impliziert, ist Pentheus' Reaktion auf den Anblick des Dionysos in Euripides' *Bakchen* (453–459): „Du bist körperlich nicht häßlich, Fremder, nach weiblichen Maßstäben – und zu diesem Zweck bist du ja nach Theben gekommen. Deine Locken sind lang, nicht wie beim Ringen, hingegossen gleich an der Wange vorbei, sehnsuchtsvoll. Du hast durch Pflege weiße Haut, nicht von den Sonnenstrahlen her, sondern weil du im Schatten in Schönheit Aphrodite jagst."[52] Aber selbst diese Beschreibung geht nicht auf individuelle Züge ein, sondern bleibt dem Typus des weiblichen Schönheitsideals verhaftet,[53] das auch sonst in der Ikonographie des ‚effeminierten' Gottes Dionysos immer wieder durchscheint.

1986: 133 Anm. 115 berichtigt die Abhängigkeit. – Ein weiteres Beispiel für diese Darstellungsweise ist die (wahrscheinlich in Perikles' Auftrag errichtete) hochklassische Statue des Anakreon auf der Akropolis (römische Marmorkopie in Kopenhagen, Ny Carlsberg Glyptothek; Abb. bei Zanker 1995: Abb. 12), die zwar eindeutig zum Typus des ‚schwärmenden Dichters' gehört, aber gleichzeitig durch das Fehlen jeglicher individueller Züge derselben überpersönlich-idealen Bildniskonzeption folgt wie das Perikles-Porträt; vgl. Gauer 1968: 141f., Zanker 1995: 29–38.

52 Eur. *Bacc.* 453–459: ἀτὰρ τὸ μὲν σῶμ' οὐκ ἄμορφος εἶ, ξένε, / ὡς ἐς γυναῖκας, ἐφ' ὅπερ ἐς Θήβας πάρει· / πλόκαμός τε γάρ σου ταναός, οὐ πάλης ὕπο, / γένυν παρ' αὐτὴν κεχυμένος, πόθου πλέως· / λευκὴν δὲ χροιὰν ἐκ παρασκευῆς ἔχεις, / οὐχ ἡλίου βολαῖσιν, ἀλλ' ὑπὸ σκιᾶς / τὴν 'Αφροδίτην καλλονῇ θηρώμενος.

53 Dasselbe trifft auch auf die Beschreibung von Helenas Schönheit zu, die mehrfach bei Euripides durch die Betonung einzelner Züge veranschaulicht wird (*Hek.* 441–443; *Tro.* 891–893; *Hel.* 260–266, 772f.; *Iph. Aul.* 1417f.).

In der Regel spielt das körperliche Erscheinungsbild der *dramatis personae* keine Rolle in der Tragödie.[54] Entsprechend zeigen die wenigen Zeugnisse zu den Masken der Tragödie der klassischen Zeit Gesichter, die in unmittelbarer Nähe zur idealtypischen Plastik und Vasenmalerei stehen: ruhig, unbewegt, emotionslos.[55] Unnatürlich wirkt nur der große und weit geöffnete Mund, der aus praktischen Gründen nötig war. Zum Zweck der visuellen Unterscheidung der Bühnenfiguren wurden anscheinend vor allem die Haarfarbe und Haartracht variiert, nicht aber individuelle Gesichtszüge dargestellt. Unmittelbar erkennbar waren demnach nur Geschlecht, Alter und Rang der dargestellten Person. Die Maske gab also nur die nötigsten oberflächlichen Informationen über die Bühnenfigur, denn eine differenzierte Charakterisierung sollte erst durch das Geschehen auf der Bühne geschehen.[56] Im Hinblick auf die äußere Erscheinung entspricht das vollkommen den Beobachtungen, die am plastischen Porträt in der Klassik getroffen wurden.

Zwei Beispiele genügen, um diesen Sachverhalt zu verdeutlichen.[57] Die früheste erhaltene Darstellung tragischer Masken ist ein Vasen-

---

Auch hier haben die Details der äußeren Erscheinung aber durchwegs topischen Charakter und legen nicht etwa eine physiognomische Deutung nahe.

54 Daß es überhaupt erwähnt wird, ist daher auch äußerst selten. Zu den beiden bereits genannten Beispielen für weibliche Schönheit (s. Anm. 52f.) ist nur eines für einen Mann hinzuzufügen: Iokaste beschreibt in Sophokles' *König Ödipus* 740–743 den getöteten Laios, und zwar ohne jeden Bezug zu einer Charakterdeutung. Umgekehrt werden die Heerführer in den *Sieben gegen Theben* 377–652 von Aischylos durch den Boten einzeln charakterisiert, aber nicht aufgrund ihres Aussehens, sondern anhand ihrer Wappnung, wobei den Wappenzeichen auf den Schilden besondere symbolische Bedeutung zukommt. In der Beschreibung der sieben Heerführer durch Admet charakterisiert Euripides sie in den *Hiketiden* 857–908 jeweils durch einen kurzen biographischen Bericht, auch hier ohne Hinweis auf ihr Aussehen.

55 Vgl. Halliwell 1993: 202–205; Green 1991: 33–44.

56 Vgl. Wiles 1991: 68: „This neutral mask obliged the spectator to judge Agamemnon or Oedipus not by his appearance but by his actions."

57 Die umfangreichste Materialsammlung, sortiert nach Tragödientiteln der drei kanonischen attischen Tragiker, bieten Trendall/Webster 1971. Weitere repräsentative Beispiele zuletzt vor allem bei Green 1991, Green/Handley 1995, Taplin 1997.

bild aus den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts v. Chr. (Taf. V,1): Sechs Choreuten bewegen sich, ein Chorlied singend,[58] auf einen Altar mit einer hockenden Figur zu (die als Dionysosstatue oder als aufsteigender Geist eines beschworenen Toten gedeutet wird, was für unsere Thematik jedoch irrelevant ist).[59] Nur die markante Kinnlinie zeigt, daß die Choreuten tatsächlich Masken tragen, deren Münder nicht übermäßig weit geöffnet sind und deren Gesichtsausdruck neutral, ruhig und verhalten ist. Die knapp hundert Jahre jüngere Satyrspielvase in Neapel (Taf. V,2) zeigt für die involvierten tragischen Akteure im oberen Register immer noch – verglichen mit den emphatischen Theatermasken des 4. Jahrhunderts – gemäßigte und schlichte Gesichtszüge auf den Masken, die nicht im mimischen Ausdruck, sondern nur in der Ebenmäßigkeit ihrer Züge von den Gesichtern der gemalten Schauspieler abweichen. Analog ist die Situation bei den Satyrmasken, die die jungen Schauspieler teils in den Händen halten, teils aufgesetzt haben. Sie folgen der typischen Satyrikonographie: wilde, struppige, lange Haare, langer Bart, kräftige Augenbrauen, stumpfe Nase.[60] Der tanzende Satyr in der unteren Bildhälfte ist nur an dem umgebundenen Fell mit Phallos – und natürlich am Kontext der ihn umgebenden Schauspielertruppe – als Schauspieler im Satyrspiel zu erkennen; auf vielen anderen Vasen-

[58] Vor den geöffneten Mündern waren ursprünglich einzelne Buchstaben zu lesen, die heute aber nicht mehr zu erkennen sind; vgl. Schmidt 1967: 71.

[59] Vgl. Schmidt 1967, die auch die Frage diskutiert, ob es sich um einen tragischen Chor oder um einen Dithyrambenchor handelt.

[60] Zur Satyrikonographie siehe Taf. IX,2–3 und unten Kap. II.3, S. 81, Anm. 99. Daß die Satyrspielmasken dieser Ikonographie folgen, bezeugt auch der Maskenkatalog des Pollux, der ihnen einen einzigen Satz widmet: „Satyrmasken: grauhaariger Satyr, bärtiger Satyr, bartloser Satyr, Papposilen. Die Masken sind in allem anderen (*sc.* einander?) ähnlich, außer in den Punkten, in denen ihre Namen Unterschiede aufweisen, wie beispielsweise der Papposilen in seiner Erscheinung eher wie ein wildes Tier ist.“ (σατυρικὰ δὲ πρόσωπα Σάτυρος πολιός, Σάτυρος γενειῶν, Σάτυρος ἀγένειος, Σειληνὸς πάππος. τἆλλα ὅμοια τὰ πρόσωπα, πλὴν ὅσοις ἐκ τῶν ὀνομάτων αἱ παραλλογαὶ δηλοῦνται, ὥσπερ καὶ ὁ Παπποσείληνος τὴν ἰδέαν ἐστὶ θηριωδέστερος, *Onomastikon* 4,142). – Zu Pollux siehe unten Kap. II.4, S. 102, Anm. 161. – Zu den Masken in Tragödie und Satyrspiel vgl. Pickard-Cambridge/Gould/Lewis 1988: 180–196.

bildern mit Satyrn ist diese Unterscheidung hingegen nicht möglich, weil die Satyr-Physiognomie bei Masken und Satyrn identisch und daher eine Maske nicht eindeutig als solche erkennbar ist.

Die Masken der Alten Komödie hingegen waren entweder Karikaturmasken oder Grotesken,[61] wie der Maskenkatalog des Pollux bezeugt: „die Masken der Alten Komödie wurden zumeist den Gesichtern derer, die sie verspotteten, ähnlich gemacht (ἀπεικάζετο) oder wurden ins Lächerliche gezogen."[62] Dasselbe Verb (ἀπ-)εἰκάζειν gebraucht Aristophanes in den *Rittern*, wenn er das Publikum darauf hinweist, daß die Maske des Kleon ihm gar nicht ähnlich sehe: „Habt keine Furcht; er ist ja gar nicht abgebildet (ἐξεκασμένος); denn aus Furcht wollte keiner der Maskenbildner ihn abbilden (εἰκάσαι)" (*Eq.* 230–232). Wie auch immer man diese Verse deutet[63] – es geht klar aus ihnen hervor, daß hier eine Ähnlichkeit zu einer bestimmten lebenden Person beabsichtigt war. Diese Ähnlichkeit war aller Wahr-

---

[61] Zu den Masken der Alten Komödie siehe neben Pickard-Cambridge/Gould/Lewis 1988: 218–220 vor allem Dover 1967. – Forschungsstand und Problemlage diskutiert Martin Revermann in seiner Monographie über dramatische Technik und Bühnentechnik bei Aristophanes Forschung (der Umarbeitung seiner Oxforder Dissertation 1997b, in Vorbereitung), in der er auch die Bedeutung der Masken für die Identifizierung von Bühnenfiguren untersucht. Ich danke ihm für die Zusendung der betreffenden Teile seines Manuskripts.

[62] Pollux, *Onomastikon* 4,143: τὰ δὲ κωμικὰ πρόσωπα τὰ μὲν τῆς παλαιᾶς κωμῳδίας ὡς τὸ πολὺ τοῖς προσώποις ὧν ἐκωμῴδουν ἀπεικάζετο ἢ ἐπὶ τὸ γελοιότερον ἐσχημάτιστο. – Zu Pollux und der Problematik seines Maskenkataloges als Zeugnis siehe unten Kap. II.4, S. 102, Anm. 161f.

[63] Ich schließe mich der Deutung von Giuliani 1997: 996 an: „La battuta è chiaramente paradossale: tutti avrebbero, secondo quanto dice il servo, un cosí sacro terrore di Cleonte da non osare mettere in scena una figura che lo rappresenti; ma l'affirmazione viene palesemente contraddetta dal fatto stesso che di questo terrore viene fatta esplicita e ironica menzione. Altrettanto scherzoso e ironico è l'acceno alla maschera, della quale non ci sarebbe da aver paura poiché non somiglierebbe affatto a Cleonte; anche in questo caso lo scherzo ovviamente richiede, per essere efficace, un seguito che lo contraddice: Paflagone avrà fatto il suo ingresso in scena con una maschera esagerata e stravolta, ma perfettamente riconoscibile come una caricatura di Cleonte (e pertanto, come pretende il testo, sempre infinitamente meno spaventosa dell'originale)."

scheinlichkeit nach modernen Karikaturen vergleichbar,[64] indem sie auf wenige besonders charakteristische Kennzeichen abhob, die ins Groteske gesteigert werden konnten. Darauf deutet der gleich folgende Vers hin: „Man wird ihn freilich ganz und gar erkennen. Denn unser Publikum ist schlau!“ (*Eq.* 232f.). Zweck der Maske war also in erster Linie die Identifizierbarkeit einer bestimmten Person, und die läßt sich am einfachsten durch wenige deutliche Züge gewährleisten. Das wird am Beispiel der Perikles-Karikatur in der Komödie besonders deutlich. Die äußere Erscheinung des Perikles war anscheinend weitgehend tadellos, weshalb er auch im idealisierten Bildnis angemessen dargestellt werden konnte.[65] Auch er hatte aber laut Plutarch einen charakteristischen individuellen Zug in seiner Physiognomie: Sein Kopf soll länglich und unsymmetrisch gewesen sein. Aus diesem Grund, fährt Plutarch fort, hätten ihn die Bildhauer stets mit Helm abgebildet und hätten ihn die Komiker ‚Zwiebelkopf‘ (σχινοκέφαλος) genannt (Plut. *Per.* 3,2). Ob diese Bemerkung historisch ist oder auf einer späteren Interpretation des bekannten Bildnistypus als Stratege beruht, ist nicht relevant; immerhin bezeugt Plutarch fünf Stellen aus den Komikern, an denen auf den Zwiebelkopf des Perikles angespielt wird.[66] Eines dieser Fragmente, aus Eupolis' *Δῆμοι* (*fr.* 115 K.-A.), stammt aus der Zeit über eine Dekade nach dem Tod des Perikles. Damit ist erwiesen, wie zuletzt Revermann gezeigt hat, daß der ‚Zwiebelkopf‘ eine karikaturistische Chiffre zur Identifizierung von Perikles war, die vom Publikum sofort verstanden wurde.[67]

---

64 Vgl. Gombrich 1960: 279–303 (Kap. 10: „The Experiment of Caricature“), und 1963 („The Cartoonist's Armoury“).

65 Vgl. oben S. 62–64.

66 Kratinos Χείρωνες *fr.* 258 K.-A., Νέμεσις *fr.* 118 K.-A.; Θρᾷτται *fr.* 73 (alle drei zitiert bei Plut. *Per.* 3,4; 3,5 u. 13,9f.); Telekleides *inc. fab. fr.* 47 K.-A. (bei Plut. *Per.* 3,6); Eupolis Δῆμοι *fr.* 115 K.-A. (bei Plut. *Per.* 3,7).

67 Revermann 1997a argumentiert, daß deswegen auch in Kratinos' *Διονυσαλέξανδρος*, in dem Dionysos als Paris und anschließend als Widder verkleidet auftritt – wobei er beide Male als Dionysos erkennbar bleibt –, die ganze Komödie über durch den Zwiebelkopf der Theatermaske des Dionysos die (unausgesprochene) Anspielung auf Perikles visuell präsent war, die die erhaltene Hypothesis (P.Oxy. 663) nahelegt.

Ein wesentlicher gemeinsamer Aspekt von Karikatur, Groteske und Komödienmaske ist die Häßlichkeit, die auch für die Kostüme der Alten Komödie konstitutiv ist. Die umgeschnallten dicken Bäuche mit den überdimensionalen Phalloi widersprachen deutlich dem ästhetischen Schönheitsideal der klassischen Kunst, das in der äußeren Erscheinung der Bühnenfiguren der Tragödie durchaus gepflegt wurde.[68] Die Häßlichkeit der ganzen Gestalt einer Komödienfigur setzt sich in der individuellen Häßlichkeit der Maske fort, die auch Aristoteles in der *Poetik* betont (1449ª35–37).

In diesem Sinne stehen die Masken der Alten Komödie in einer Reihe mit anderen Formen von Spott und Karikatur in anderen Kunstgattungen, die als deutliche und bewußte Gegenbilder zu den idealtypischen Physiognomien der klassischen Kunst geschaffen wurden. Zwei Vasenbilder aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. zeigen solche Karikaturen (Taf. VI,1–2): alte Männer, deren übertrieben großer Kopf auf einem dürren Körper sitzt, mit hoher, platter oder vorgewölbter Stirn, fast kahlem, übermäßig gewölbtem Schädel und

---

68 Diesen Unterschied macht die Gegenüberstellung von repräsentativen Figuren der beiden dramatischen Gattungen auf der ‚Choregenvase', einem apulischen Glockenkrater aus Tarent (Malibu, J. Paul Getty Museum 96.AE.29) anschaulich deutlich (Abbildung bei Taplin 1993: Abb. 9,1; Taplin 1997: Abb. 9; Schmidt 1998: Abb. 7,1): Drei Komödienschauspieler – zwei als ‚Choregos' benannte und zwischen ihnen ‚Pyrrhias' (vermutlich ein Sklave) – stehen auf der rechten Hälfte einer Bühne, auf die durch eine Tür links ‚Aigisthos' in tragischem Kostüm getreten ist. Taplin 1993: 55–66 deutet die beiden nach vorn blickenden Pyrrhias und Aigisthos als Repräsentanten von Komödie und Tragödie, denen jeweils ein Chorege zugeteilt sei; die Szene stelle einen Agon der beiden Gattungen dar (anders Trendall 1991 und Trendall/Cambitoglou 1992: es handle sich um eine süditalische Phlyaken-Posse). Gegen Taplins Deutung wendet sich Schmidt 1998: 28–31, die sich auf die deutliche bildkompositorische Trennung zwischen der Sphären der drei komischen Figuren und des Aigisthos berufen kann. Ihrer Meinung nach handelt es sich um die Scheideweg-Situation des Aigisth, der ins Haus gerufen wurde, wo ihn sein Mörder erwartet: „Bleibt er (*sc.* Aigisth) seiner Herkunft aus der Gattung Tragödie treu, wird er ins Haus gehen. Wenn nicht könnte er – und dazu scheinen ihn die drei komischen Schauspieler mehr durch ihr Auftreten als durch ihre in Worte gefaßte Suggestion aufzufordern – ins komische Fach überwechseln." (Schmidt 1998: 30).

spärlichem Bartwuchs, der gerade für einen spitzen Ziegenbart ausreicht. Im Innenbild einer attisch-rotfigurigen Schale in Rom (Taf. VI,1) lauscht ein passiv und unbeweglich in seinen Mantel gehüllter Mann einem lebendig redenden Fuchs, dessen Aktivität an der geöffneten Schnauze und der zum Redegestus erhobenen rechten Pfote deutlich zu erkennen ist. Der Mann, der dem Fuchs durch seine besonders große und lange Nase auch physiognomisch angeglichen ist, wird allgemein als Äsop gedeutet,[69] aber es kann sich auch um einen anonymen Denker handeln, dem durch den physiognomischen Tiervergleich und die offensichtlich begierige Aufnahme der Unterweisung durch das Tier ein ‚füchsischer' Charakter zugeschrieben wird. Ein attisch-rotfiguriger Askos derselben Zeit, um 440 v. Chr., in Paris (Taf. VI,2) zeigt am unteren äußeren Rand einen Mann, der sich in der klassischen Bürgerhaltung auf seinen Stock stützt, also durchaus zur besseren Gesellschaft gehören möchte. Seine vor allem auf den grotesken Proportionen beruhende Häßlichkeit kennzeichnet ihn jedoch deutlich als einen Außenseiter.[70] Derartige Gegenbilder zum klassischen Idealtypus rufen, ähnlich wie Thersites und die häßlichen Männchen auf den spätarchaischen Vasenbildern (Taf. III,2–3), Spott und Hohn hervor und tragen damit zur Bestätigung der ästhetischen und gesellschaftlichen Norm bei. Die Darstellungen zeigen aber auch eine Freude am physiognomischen Detail, wie man sie offenbar auch an Grotesken empfand, die seit der Mitte des 5. Jahrhunderts beispielsweise aus dem thebanischen Kabirion in Böotien belegt sind.[71] Die Figuren sind durch lächerliche und monströse Verzerrungen gekennzeichnet (vgl. Taf. VI,3). Vor allem Kopf und Gesicht, die wichtigsten Merkmalsbereiche für physiognomische Deutung,[72] sind meist überproportional groß dargestellt und ziehen damit die Auf-

---

[69] Ich danke François Lissarrague für die Zusendung seines im Druck befindlichen Manuskripts „Esope, entre l'homme et l'animal: portraits et illustrations antique", in dem er Zweifel an der Benennung des Vasenbildes äußert.

[70] Zanker 1995: 40 schlägt eine Deutung als Sophist vor: „Wahrscheinlich karikiert der Maler hier einen der ‚Meisterdenker' seiner Tage. Der kahle, sich nach allen Seiten ausbeulende Schädel des Männleins birst jedenfalls fast von den vielen schweren Gedanken, die er darin bewegt."

[71] Vgl. insgesamt Himmelmann 1994: 89–122.

[72] Vgl. *Phgn.* 814^{a}9–^{b}9 mit Anm.

merksamkeit auf sich. Vermutlich läßt sich der größte Teil dieser Figuren als Narrengestalten deuten, denn die allen gemeinsamen großen abstehenden Ohren, die dicken ‚Esels'-Lippen und die hervorquellenden glotzenden Augen sind ikonographisch konstante physiognomische Merkmale für Dummheit.[73]

Diesen Grotesken ikonographisch unmittelbar vergleichbar sind mißgestaltete Krüppel, häßliche Alte und Grotesken in der hellenistischen Kleinkunst, in denen ebenfalls eine große Detailfreude[74] in der Darstellung der Verkrüppelungen und Verzerrungen zu beobachten ist (vgl. Taf. VI,4). In seiner Interpretation dieser Figuren als „selige Krüppel" (1987) hat Luca Giuliani gezeigt, daß die Bedeutung dieser überaus beliebten Figuren in ihrer doppelten Funktion als Prestigeobjeke und als Gegenbilder liegt: Sie repräsentieren die verkrüppelten Bettler und grotesken Spaßmacher, die zu den Festen der Reichen eingeladen wurden und den Gastgebern und Gästen ihren eigenen Wohlstand und ihr Wohlergehen durch die Kontrastwirkung vor Augen stellten; diese Funktion erfüllen sie unter anderem durch die Heiterkeit und den Spott, den ihre komisch wirkenden Bewegungen und Darbietungen hervorrufen. Ähnliches gilt, *mutatis mutandis*, für die Genreplastik im Hellenismus (vgl. Taf. VII,1–2). Die Aufstellung

---

[73] Vgl. Himmelmann 1994: 101, der auch auf die betreffenden Stellen in den *Physiognomonica* verweist: Dicke Lippen (811^{a}24–26), eine dicke Nasenspitze (811^{a}29f.), hervorstehende Augen (812^{a}9f.) und große Ohren (812^{a}9f.) gelten dort als Anzeichen für Dummheit, wobei als Begründung auf Esel, Affen und Schweine verwiesen wird; ein spitzer Kopf (812^{a}8f.) wird als Merkmal des Unverschämten genannt. Vgl. die Anmerkungen *ad loc.* – Die Deutung der Physiognomie der Kabiren sollte aber nicht allein von diesen Textstellen ausgehen (vgl. Kap. III.3 und Exkurs), sondern vielmehr von den zugrundeliegenden gängigen Tiervergleichen und ikonographischen Formeln für Häßlichkeit und Obszönität.

[74] Die anatomische Genauigkeit in der Darstellung der jeweiligen Verkrüppelungen ist oft so groß, daß in manchen Fällen sogar retrospektive medizinische Diagnosen der Pathologie möglich sind; das führte zu der einseitigen Deutung, die Figuren wären als pathologische Studien geschaffen worden (vgl. Giuliani 1987: 707–711). Den Versuch einer positivistischen Bestandsaufnahme des Bildmaterials und seiner Diagnostik unternimmt Dasen 1993, ohne die Frage nach der Bedeutung und Verwendung dieser Figuren auch nur zu erwähnen.

von veristisch dargestellten Fischern und Landleuten[75] oder alten Frauen[76] in den Gärten und Palästen der Reichen entspringt einer Ästhetik des Häßlichen, das einen kontrastiven Hintergrund bildet, vor dem Schönheit und Wohlergehen umso deutlicher hervorstrahlen.

3. Normabweichung in der Physiognomie: das Individualporträt

Spätestens seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. findet sich neben der Alternative zwischen Ideal- und Gegenbild eine weitere Darstellungsform: das von der Norm abweichende, realistische Porträt, an dem individuelle Züge erkennbar sind. Es darf nicht als ein tatsächliches Abbild des Dargestellten mißverstanden werden. Die Porträts zeigen jedoch Züge, die sie als individuelle Bildnisse aus der Menge der anderen – entweder idealen oder auf ihre eigene Weise individuellen – Bildnisse herausheben und die Dargestellten damit als Einzelpersönlichkeiten erkennbar machen.

Diese stilistische Tendenz ist zuerst in den Vasenbildern zu beobachten. Gleichzeitig mit der Einführung der rotfigurigen Technik, die größere Detailgenauigkeit in den Binnenzeichnungen ermöglicht (um 530/520 v. Chr.), setzt ein Interesse an der Darstellung genau beobachteter Züge der Anatomie und Physiognomie des menschlichen Körpers ein.[77] Die damit verbundene Detailfreudigkeit und das Experimentieren mit neuen Darstellungsmöglichkeiten z.B. von Bewegung und Emotionsausdruck führen zu einer Vielfalt von Figuren, die nicht

---

[75] Mit diesen Genrefiguren beschäftigt sich die Monographie von Laubscher 1982, der ein Kapitel allein den physiognomischen Charakteristika widmet (1982: 49–59). Häufig sind (ähnlich wie bei den Kabiren) große abstehende Ohren, große, starre und hervortretende Augen, dicke hängende Unterlippen, stumpfe Nasen, geöffnete Münder, runzlige Gesichter und vieles mehr.

[76] Vgl. z.B. die Interpretation der ‚Trunkenen Alten' (Taf. VII,2) von Zanker 1989.

[77] Innerhalb der umfangreichen Literatur sei hier nur auf Williams 1991a und 1991b (zum anatomischen Realismus der sog. ‚Pioniere') und Kurtz 1992 (zu dem des Euphronios) verwiesen, die weiterführende Literatur angeben. – Für Hinweise und Materialien zu dieser Thematik danke ich Athena Tsingarida, die mir auch Einsicht in ihre noch unveröffentlichte Oxforder Dissertation gewährte.

mehr als Ausprägungen desselben Typus verstanden werden können – ohne daß man jedoch auf der anderen Seite darin die Darstellung bestimmter Individuen annehmen dürfte (vgl. Taf. III,2–3). Vielmehr wird jetzt ganz allgemein der Blick auf die Vielfalt der menschlichen Erscheinungs- und Ausdrucksformen gelenkt.[78] Damit übernimmt die Vasenmalerei eine Vorreiterrolle gegenüber der Plastik, die sich dieser Entwicklung in gemäßigterer Form im Strengen Stil anschließt,[79] der zu Recht im Hellenismus als eine erste Phase realistischer Kunst rezipiert wurde.[80]

In den Strengen Stil gehört auch das nach unseren Kenntnissen früheste erhaltene rundplastische Porträtbildnis im Sinne der Darstellung eines benennbaren Individuums, in dem ganz offensichtlich der Idealtypus verlassen wird: das um 480/470 v. Chr.[81] geschaffene Bildnis des Themistokles, das in einer einzigen römischen Replik, einer 1939 in Ostia gefundenen Herme, erhalten ist (Taf. VIII,1).[82] „Der kugelige Schädel über dem stiernackigen Hals und das starke Gesicht mit dem breiten Mund, den runden Augen und der wulstigen Stirn sind vom herkömmlichen aristokratischen Schönheitsideal weit entfernt. Hier geht es offenbar nicht mehr um die Anpassung an eine gegebene Norm, sondern um eine Unverwechselbarkeit, die gleichzeitig das Herausragen des Dargestellten über den Durchschnitt anzeigt.“[83] Obwohl eine typologische Annäherung an die Darstellung sowohl von Schwerathleten als auch von Herakles beobachtet werden

---

[78] Vgl. Zinserling 1967a, 1967b, 1969 und Metzler 1971: 81–108 mit zahlreichen weiteren Beispielen.

[79] Vgl. Ridgway 1970: bes. 8–11, Stewart 1990: I,141f.

[80] Vgl. Ridgway 1970: 130–148, Himmelmann 1994: 21f.

[81] Die Forschung ist seit den 60er Jahren zur *communis opinio* einer stilistischen Datierung in den Strengen Stil gelangt, deren Begründung Krumeich 1997: 74f. zusammenfaßt. Er ergänzt, daß aufgrund der äußeren historischen Umstände entweder eine private Aufstellung in Athen zwischen dem Sieg über die Perser 480/479 v. Chr. und der Ostrakisierung des Themistokles 471/470 v. Chr. oder eine Anfertigung während Themistokles' Aufenthalt in Argos 470–467 v. Chr. möglich ist.

[82] Zum Themistoklesporträt vgl. Giuliani 1980: 45f., Voutiras 1980: 46–53, Himmelmann 1994: 66–69 und vor allem Krumeich 1997: 72–78, der auch die Forschungsgeschichte zusammenfaßt.

[83] Giuliani 1980: 46. Vgl. Krumeich 1997: 77 Anm. 216.

kann, ist eine inhaltliche Interpretation der konkreten Züge bisher nicht gelungen. Denn die literarischen und historischen Quellen geben keinen Anhaltspunkt für eine Teilnahme an gymnischen Agonen – obwohl die Pankratiastenohren anders nicht zu erklären sind – oder für eine besondere Affinität zu Herakles. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Besonderheiten des Porträts auf die reale Physiognomie des Themistokles zurückgreifen, über die allerdings – abgesehen von der Ostia-Herme – nichts überliefert ist, so daß sich hier keine Gewißheit gewinnen läßt.[84]

Die besonderen Züge des Porträts, die seine Wiedererkennung gewährleisten, gehen also auf Individualmerkmale des Dargestellten zurück, ohne daß damit zwangsläufig eine Deutung dieser Züge impliziert wäre. Daß eine solche Deutung – anders als bei Themistokles – bisweilen möglich ist, zeigt das Porträt Pindars aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. (Taf. VIII,2). Seine ungewöhnliche Barttracht, in der der untere Teil des Kinnbartes abgeteilt und zu einem Knoten gezwirbelt ist, war zu dieser Zeit bereits aus der Mode gekommen und wurde als altertümlich angesehen. Daß Pindar mit einem solchen Bartknoten abgebildet ist, läßt sich nur dann verstehen, wenn er ihn auch wirklich getragen hat – vermutlich als ein Zeichen seiner konservativen, aristokratischen Gesinnung –, wenn also das Bildnis in diesem Detail nach mimetischer Ähnlichkeit strebt.[85] Auch bei Phantasieporträts, d.h. Bildnissen lange Verstorbener, dienen solche Individualmerkmale der Identifizierung der Person und eventuell der Deutung ihres Wesens. So entspricht das älteste Bildnis des Homer, das um 460 v. Chr. geschaffen wurde (Taf. IX,1), weitgehend idealen Darstellungsformen, weicht von ihnen aber durch die hervortretenden Wangenknochen und eingefallenen Wangen sowie die geschlossenen

---

84 Vgl. Krumeich 1997: 77, der die Aporie der bisherigen Forschung aufzeigt.

85 Ich folge hier der Interpretation von Giuliani 1997: 992–995. Vgl. Bergemann 1991: bes. 173–182, Himmelmann 1994: 69–74, bes. Anm. 80 (beide in Einzelheiten korrigiert von Giuliani 1998: 635f.). – Die ausgeprägte Adlernase am anonymen Bronzekopf aus dem Schiffswrack von Porticello (um 450 v. Chr.) ist wohl ebenfalls als mimetische Ähnlichkeit zu deuten (Reggio Calabria, Museo Nazionale; Abbildung bei Fittschen 1988b: Taf. 43,1 und 35,1, Himmelmann 1994: Abb. 31).

Augen ab, die Alter und Blindheit des Dargestellten anzeigen.[86] Die Vorstellung von der Blindheit Homers – als Zeichen seines ungeheuren Erinnerungsvermögens und wohl auch, wie bei Sehern, seiner inneren Visionsfähigkeit – war seit Beginn der Viten- und Legendentradition ein vorrangiger Zug in der Darstellung seiner Person.[87] Daß der Bildhauer Homer als vornehmen, schönen Greis darstellt, entspricht seiner eigenen Konzeption.[88]

Dabei spielt es keine Rolle, daß die Künstler bzw. Auftraggeber das tatsächliche Aussehen von Themistokles, Pindar und dem nur für uns unbenannten Alten vermutlich kannten, während Homer, dessen Lebenszeit ins 8. Jahrhundert fällt, ein Phantasieportät erhielt. Denn an allen vier Porträts werden Züge stilisiert, die die Wiedererkennbarkeit des Dargestellten ermöglichen, sei es, daß diese Züge aus dem unmittelbaren Anblick gewonnen sind, sei es, daß sie einer legendenhaften Tradition entspringen wie Homers Blindheit. In Abweichung vom normativen Idealtypus werden also einzelne Details der Physiognomie realistisch gestaltet, um so ein individuell wirkendes Porträt zu schaffen, das etwas von den äußerlichen Eigentümlichkeiten des Dargestellten zum Ausdruck bringen soll.

Die individuellen Züge dieser Porträts gewährleisten also die Identifizierung der Dargestellten anhand der Physiognomie, im Gegensatz zu archaischen Bildnissen, die nur durch Namensinschriften einer bestimmten Person zuzuordnen sind. Gemeinsam ist beiden, daß das Porträt *per se* immer eine positive, lobende Absicht hat, denn sie wurden zu Ruhm und Preis der Dargestellten errichtet. Die Porträts des Strengen Stils, die als erste individuelle Züge tragen, setzen sich allerdings gerade durch die damit verbundene bewußte Abweichung von der Norm des Idealbildes der Gefahr einer negativen Bewertung als häßlich aus, wie die Beispiele der Karikaturen gezeigt haben.

---

[86] Man betrachte dazu im Vergleich den zeitlich, stilistisch und typologisch nahestehenden Seher im Ostgiebel des Zeustempels von Olympia (Abb. z.B. bei Fittschen 1988a: Taf. 12,2), der anonym und unpersönlich bleibt, weil ihm Individualmerkmale fehlen.

[87] Vgl. Zanker 1995: 24f.

[88] Vgl. Zanker 1995: 23; im Unterschied dazu stellt das hellenistische Porträt Homer zwar auch als blinden Greis, aber in heftiger innerer Erregung und Anspannung dar, vgl. Zanker 1995: 161–166.

„Dieses Risiko werden Auftraggeber und Künstler nur dann in Kauf nehmen, wenn es durch einen entsprechenden Vorteil aufgewogen wird: dieser aber kann eigentlich nur im Wiedererkennungseffekt bestehen. Das Wiedererkennen eines Gesichtes setzt allerdings dessen Bekanntheit voraus. Daraus folgt: je bekannter der Auftraggeber ist, und bei je mehr Betrachtern er mit einem potentiellen Wiedererkennungseffekt rechnen kann, desto eher wird er sich auch auf das Risiko einer normabweichenden Darstellung einlassen. [...] Weniger prominente Auftraggeber hingegen werden das Risiko oft gescheut und sich lieber an den gültigen Normaltypus gehalten haben: dies ist in aller Regel bei Athletenstatuen der Fall, und natürlich bei bürgerlichen Grabreliefs bis zum Ende des 4. Jahrhunderts. Wenn hingegen bei prominenten Politikern auf individuelle Kennzeichnung verzichtet wird, wie es etwa beim Perikles-Porträt der Fall ist, so liegt es nahe, dahinter ideologische Gründe zu vermuten.“[89]

Für unser Thema ist dabei die Frage von besonderer Bedeutung, ob sich solche Individualmerkmale, die die Wiedererkennung ermöglichen, zugleich auch physiognomisch deuten lassen, d.h. ob mit ihnen Charakterzüge zum Ausdruck gebracht werden sollen. Bei den bisher besprochenen Beispielen konnten solche physiognomischen Aussageabsichten in unterschiedlichem Maße wahrscheinlich gemacht werden, am deutlichsten bei Perikles' ruhiger Besonnenheit (Taf. IV,2). Das beste Beispiel ist in diesem Zusammenhang das Bildnis des Sokrates, zu dem nicht nur ein plastisches Porträt in zwei relativ sicher datierten Bildnistypen, sondern auch zahlreiche Zeugnisse seiner Zeitgenossen und Schüler über sein Aussehen und dessen Wirkung erhalten sind. Daher bietet sich Sokrates ganz besonders als Testfall für physiognomische Deutung an.

Die einzigen direkten Zeitgenossen, die sich über Sokrates' Aussehen und Auftreten äußern, sind die Komödiendichter. In Aristophanes' *Wolken* von 423 v. Chr. wird Sokrates selbst zwar zur Bühnenfigur, der Text sagt jedoch nichts über sein Erscheinungsbild, was nicht auch über andere Sophisten aus seinem Umkreis gesagt werden könnte.[90] Insofern erfährt man aus dieser einzigen zeitgenössischen

---

[89] Giuliani 1998: 637.

[90] Aristophanes beschreibt Sokrates, Chairephon und die anderen „Grübelspekulanten“ (μεριμνοφροντισταί, *Nub.* 101) als blaß und barfüßig (ὠχριῶντες,

Quelle nichts Konkretes über sein individuelles Aussehen. Da in der Alten Komödie aber Karikatur- oder Groteskmasken gebräuchlich waren,[91] dürfte die Maske als Aussage über das Äußere aller Wahrscheinlichkeit nach genügt haben. Dover gibt allerdings zu bedenken, daß Sokrates zur Zeit der Aufführung der *Wolken* erst etwa 45 Jahre alt war und daß damit in der Maske zumindest keine Alterszüge – wie sie uns von den Porträts bekannt sind – anzunehmen sind.[92] Sie dürfte auf die notorische Häßlichkeit des Sokrates zurückgegriffen haben (wie auch immer man sich das im einzelnen vorzustellen hat), die vor allem aus zahlreichen Zeugnissen in der Generation seiner Schüler zu erschließen ist.

So löst in Xenophons *Symposion* Sokrates' Ankündigung, er wolle Tanzunterricht nehmen, allgemeine Heiterkeit aus (2,16f.). Sofort schlägt Sokrates selbst verschiedene Gründe vor, weshalb sein Tanzen lächerlich erscheinen könnte: einer davon ist sein Alter (2,18), ein anderer sein ziemlich dicker Bauch – obwohl er doch gerade den durch die körperliche Betätigung schlanker machen wolle (2,19). In *Smp.* 5,1–10 läßt er sich auf einen Schönheitswettbewerb mit dem anwesenden Kritobulos ein,[93] den er zunächst der Prämisse zustimmen läßt, daß dasjenige schön ist, das seine Bestimmung am besten erfüllt (*Smp.* 5,3f.). Auf dieser Grundlage muß Kritobulos nun nach und nach zugeben, daß Sokrates schöner sei als er: Seine vorstehen-

---

ἀνυπόδητοι, 103) und viel geplagt (τὸ ταλαίπωρον ἔνεστιν, 414); alles in allem sind sie in den Worten des Strepsiades „rechtschaffene Männer mit Verstand, von denen keiner – aus reiner Sparsamkeit – jemals sich das Haar hat schneiden lassen, sich gesalbt hat oder ins Bad gegangen ist, um sich zu waschen" (833–837). Ähnlich ist einigen Komikerfragmenten zu entnehmen, Sokrates sei ein „Bettel-Schwätzer" (πτωχὸς ἀδολέσχης, Eupolis *inc. fab. fr.* 386 K.-A.) und laufe als Hungerleider barfuß und im groben Wollmantel umher (Ameipsias Κόννος *fr.* 9 K.-A.); vgl. Patzer 1994.

91 Siehe oben Kap. II.2, 68–70.

92 Dover 1968: xxxii. Dover hält allerdings die Beschreibungen von Sokrates' Äußerem bei Platon und Xenophon für authentische Porträtzüge (vgl. dagegen die im folgenden vertretene Deutung) und sieht daher ein vielleicht gar nicht existentes Problem: Der Maskenbildner hätte als Porträt des Sokrates eine Maske erstellen müssen, die genauso ausgesehen habe, wie sonst Karikaturen fiktiver Personen.

93 Vgl. Huß 1999 *ad loc.*

den Augen sehen besser nach allen Seiten, seine aufgewölbten Nasenflügel fangen mehr Düfte ein, seine platte Stumpfnase behindert nicht den Blick, sein großer Mund ist zum Abbeißen besser geeignet und seine wulstigen Lippen können besser küssen (*Smp.* 5,5–7). Als letzten Beweis für seine Schönheit führt Sokrates an, die Naïaden – immerhin Göttinnen! – hätten schon gewußt, was sie taten, als sie Silene hervorbrachten, die eher ihm ähnlich seien als dem Kritobulos (*Smp.* 5,7). Mit dieser ironischen Umkehrung bezieht er sich explizit auf den Vergleich seiner Erscheinung mit der eines Silens, der in den von ihm genannten Körperzügen deutlich wird und den Kritobulos schon früher formuliert hatte: Sokrates „dürfte wohl der häßlichste von allen Silenen in den Satyrspielen sein" (πάντων Σειληνῶν τῶν ἐν τοῖς σατυρικοῖς αἴσχιστος ἂν εἴη, *Smp.* 4,19). Es läßt sich zeigen, daß alle genannten Details in der ikonographischen Tradition der Silendarstellung verankert sind. Xenophon hat hier also offensichtlich weniger das reale Aussehen des Sokrates im Blick als den Topos des Silenvergleiches, der sich offenbar bald nach dem Tod des Philosophen gebildet hatte und auf den er im letzten Absatz seiner Beschreibung ausdrücklich hinweist.

Auch in Platons Dialogen ist die Bezugnahme auf Sokrates' Häßlichkeit mehrfach mit dem Silenvergleich verbunden. So läßt Platon im *Theaitetos* den Dialogpartner Theodoros auf Sokrates' Stülpnase und seine hervortretenden Augen hinweisen (*Tht.* 143e7–9, 209b10–c2), die beide typische Merkmale der Silene sind. In Platons *Symposion* 215a4–217a2 wird der Silenvergleich durch Alkibiades von der äußeren Erscheinung auch auf das Wesen übertragen: Sokrates gleiche den Silensfigürchen mit Syringen oder Flöten in der Hand, die man aufklappen könne, so daß ein Götterbild zum Vorschein komme (*Smp.* 215a6–b3). Wie die Silene halte er sich gern in der Umgebung der Jungen und Schönen auf und mache dennoch zugleich in Liebesdingen einen einfältigen Eindruck; das sei aber nur seine äußere Hülle, denn in seinem Inneren stecke – wie in den Silensfiguren das Götterbild – Selbstbeherrschung und Verachtung aller äußerlichen Werte (*Smp.* 216c4–e5). Ferner gleiche er dem Satyr Marsyas im Aussehen ebenso wie im Wesen, denn er bezaubere die Menschen durch seine Worte ebenso wie Marsyas durch sein Flötenspiel (*Smp.* 215b3–d6).

Im ältesten plastischen Sokrates-Porträt (Taf. X,1)[94] tritt das Silenhafte deutlich zutage. Das Bildnis wurde wahrscheinlich um 380/370 v. Chr. von Anhängern und Freunden des Sokrates in der 385 v. Chr. gegründeten Akademie Platons aufgestellt.[95] Das Porträt und die literarischen Anspielungen auf Sokrates' Aussehen bei Platon und Xenophon entstammen also demselben Kreis der unmittelbaren Sokrates-Anhänger, so daß der Darstellung des Sokrates in den Schriften und im Bildnis dieselbe Aussageabsicht zugrundeliegen dürfte. Das Bildnis zeigt ein breites, gedrungen wirkendes Gesicht mit Stirnglatze und Vollbart. Die Physiognomie wird bestimmt von den vorstehenden Jochbeinen und Wangenknochen, relativ großen Augen mit deutlichen Krähenfüßen, einer fleischigen, platten, kurzen und breiten Stülpnase, die von der Stirn durch eine tief eingezogene Falte abgesetzt ist, und einem breiten Mund mit wulstiger Unterlippe. Diese Merkmale lassen sich als Zitate aus der Ikonographie der Silendarstellung erklären (vgl. Taf. IX,2).[96] Charakteristisch für den Silen sind der mächtige Schädel mit Glatze und breiter Stülpnase, die hervortretenden Augen und der große Mund – also genau die Züge, die Xenophon an Sokrates im *Symposion* nennt (5,1–10; auch der in 2,19 betonte dicke Bauch ist ein typisches Merkmal des Silens).[97]

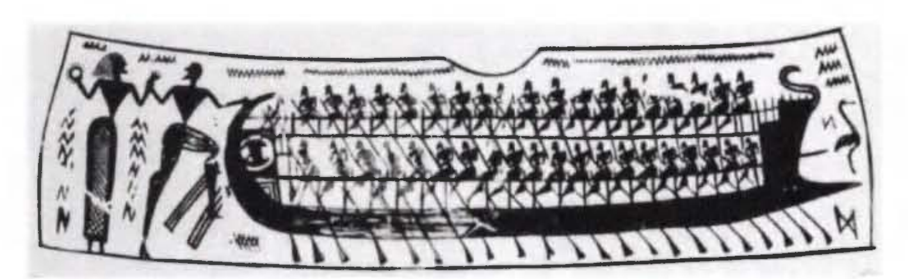
---

[94] Durch die Kopienrezension von Scheibler 1989b: 10–20 (mit Abb. 5–15) ist der Kopf in Neapel als beste Replik des Originals nachgewiesen.

[95] Ausgehend von der stilistischen Datierung in die siebziger Jahre des 4. Jahrhunderts v. Chr. (vgl. Scheibler 1989b: 17–20) ergibt sich, daß das Bildnis nicht in der Öffentlichkeit aufgestellt worden sein kann, da Sokrates zu dieser Zeit noch nicht rehabilitiert worden war und seine Hinrichtung allgemein gebilligt wurde (vgl. Lysias, *fr.* 1; Isokrates, *Busiris* 4; Hypereides, *fr.* 55; Aischines, *Tim.* 1,173). Die Errichtung einer Ehrenstatue war unter diesen Umständen nur im privaten Rahmen möglich; der wahrscheinlichste Ort dafür ist der halböffentliche Raum der Akademie.

[96] Vgl. auch die bei Giuliani 1996a: 18, Anm. 40 (mit Abb. 7–11) aufgeführten Beispiele. Vgl. unten S. 81, Anm. 100.

[97] Vgl. Giuliani 1996a: 19: „Xenophons Text ist drastischer und scheint alles in allem der traditionellen Silensikonographie wesentlich stärker verhaftet geblieben zu sein als das plastische Porträt." – Auch die zweifache explizite Nennung des Silens in der Ankündigung und gegen Ende des Schönheitswettbewerbs (*Smp.* 4,19 und 5,7) zeigt, daß Xenophon bei seiner Beschreibung des Sokrates den Silen als Vergleichsgröße im Sinn hatte.



1 Ein Mann und eine Frau an einem Schiff. Detail aus einem attisch-spät-geometrischen Krater (Umzeichnung). 2. Hälfte 8. Jh. v. Chr. London, British Museum. *(Siehe S. 52)*

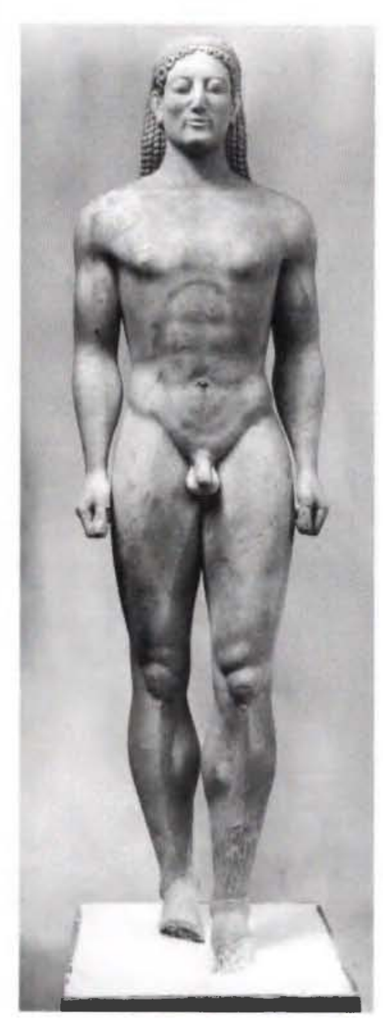




2 Bronzestatuette des Apollon, geweiht von Mantiklos aus Theben. Um 700 v. Chr. Boston, Museum of Fine Arts. *(Siehe S. 52, 54)*

3 Polyphem wird von Odysseus und seinen Gefährten geblendet. Halsbild einer protoattischen Amphora. Um 670 v. Chr. Eleusis, Museum. *(Siehe S. 52)*

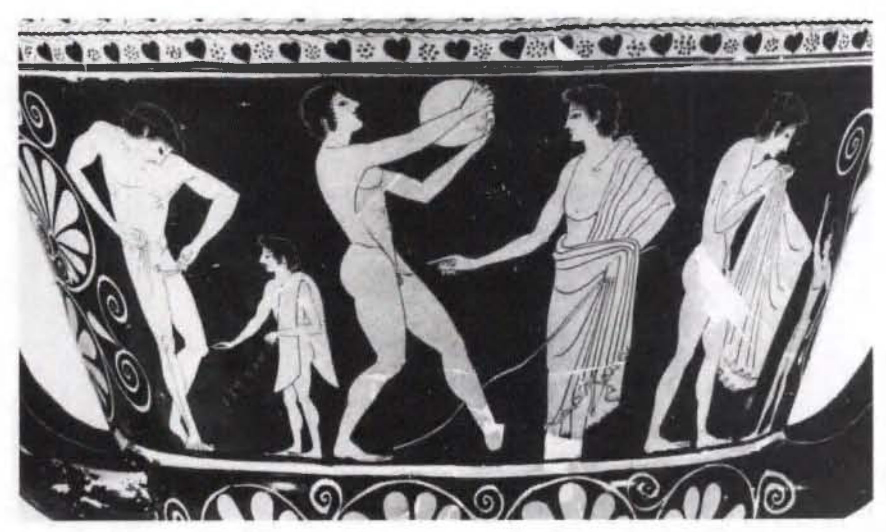
Tafel II



1 Grabstatue des Kroisos von Anavyssos. Um 530 v. Chr. Athen, Nationalmuseum. *(Siehe S. 52f., 54, 59, 164)*



2 Kore des Bildhauers Antenor. Um 525 v. Chr. Athen, Akropolismuseum. *(Siehe S. 52f., 164)*



1 Junge Männer beim Sport. A-Seite eines attisch-rotfigurigen Kelchkraters des Euphronios. Um 510 v. Chr. Berlin, Antikenmuseum. *(Siehe S. 55)*



2 ‚Herr und Hund'. Innenbild einer Schale. Um 510/500 v. Chr. New York, Metropolitan Museum. *(Siehe S. 71, 74, 160)*

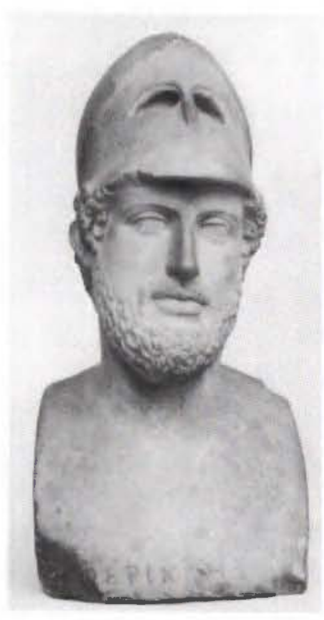


3 Nacktes Männchen beim Verrichten seiner Notdurft. Scherbe von der Akropolis. Um 500 v. Chr. Athen, Akropolismuseum. *(Siehe S. 58, 71, 74)*

Tafel IV



1 Ehrenstatuen der Tyrannentöter Harmodios und Aristogeiton. Rekonstruierte römische Marmorkopien der Bronzestatuen von 477/476 v. Chr. Neapel, Museo Nazionale. *(Siehe S. 62)*



2 Bildnis des Perikles. Römische Kopie nach einer Statue um 429–425 v. Chr. London, British Museum. *(Siehe S. 62, 77,164)*



1 Choreuten einer Tragödie. Ausschnitt aus einem attisch-rotfigurigen Kolonettenkrater. Um 500/490 v. Chr. Basel, Antikenmuseum. *(Siehe S. 67)*



2 Dionysos und Ariadne, umgeben von Mitwirkenden an einem Satyrspiel. Ausschnitt aus einem apulischen Volutenkrater. Um 400 v. Chr. Neapel, Museo Nazionale. *(Siehe S. 67f.)*



1 Karikatur, sog. ‚Äsop'. Innenbild einer attisch-rotfigurigen Schale. Um 440 v. Chr. Rom, Musei Vaticani. *(Siehe S. 70, 71, 161)*



2 Karikatur auf dem Rand eines attisch-rotfigurigen Askos. Um 440 v. Chr. Paris, Louvre. *(Siehe S. 70, 71)*



3 Terrakotte aus dem thebanischen Kabirion. Etwa 440–410 v. Chr. Athen, Nationalmuseum. *(Siehe S. 71, 161, 181)*



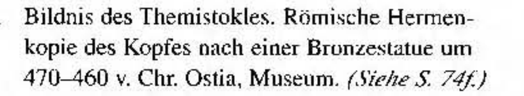
4 Tanzender Buckliger. Alexandrinische Bronzestatuette. 2. Jh. v. Chr. München, Antikensammlungen. *(Siehe S. 72)*



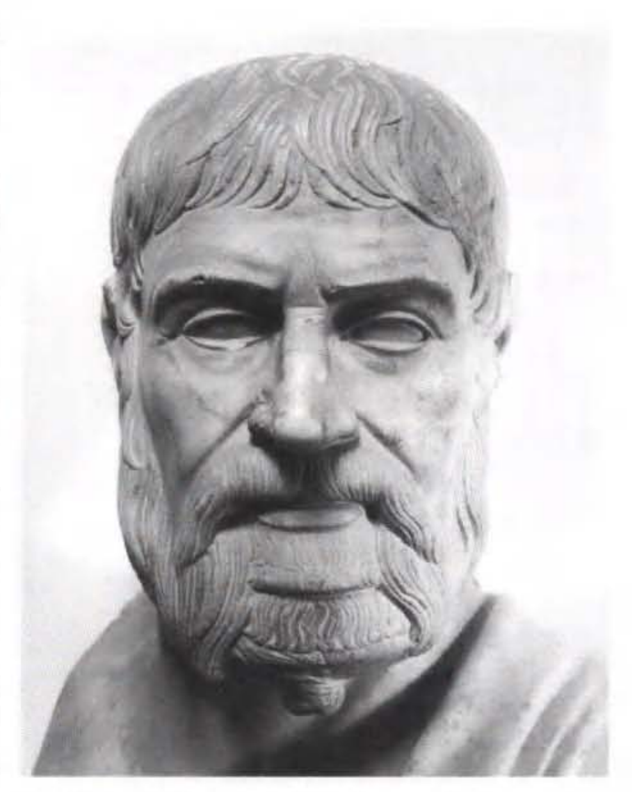
1 Stehender Fischer, ‚Seneca'-Typus. Römische Kopie nach einem Original aus dem letzten Viertel des 3. Jh. v. Chr. Rom, Musei Vaticani.
(Siehe S. 72f., 161, 181)

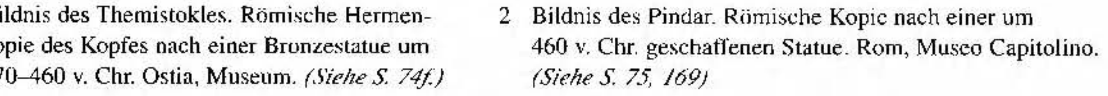


2 ‚Trunkene Alte'. Römische Kopie nach einem Original aus dem späten 3. Jh. v. Chr. München, Glyptothek.
(Siehe S. 72f., 161)

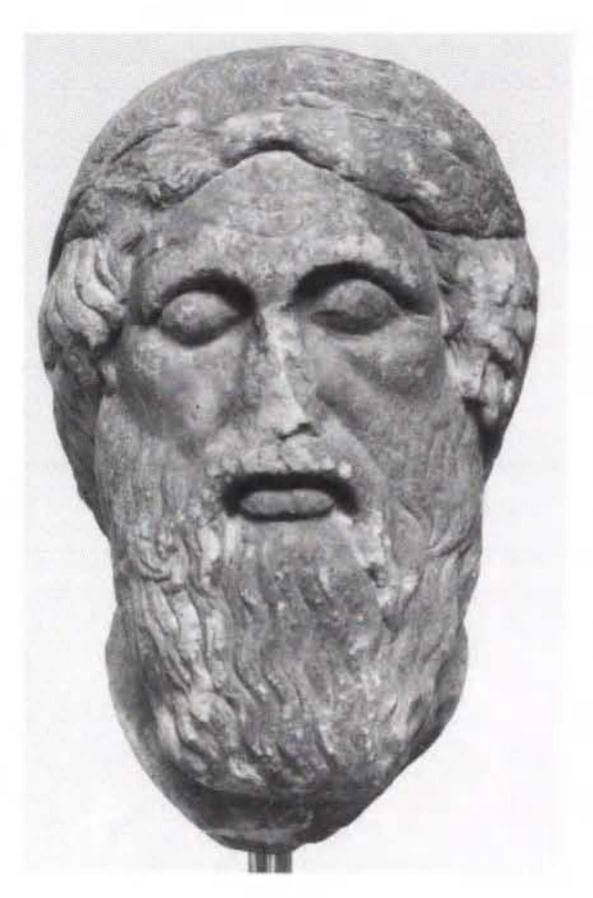


1 Bildnis des Themistokles. Römische Hermenkopie des Kopfes nach einer Bronzestatue um 470–460 v. Chr. Ostia, Museum. *(Siehe S. 74f.)*





2 Bildnis des Pindar. Römische Kopie nach einer um 460 v. Chr. geschaffenen Statue. Rom, Museo Capitolino. *(Siehe S. 75, 169)*

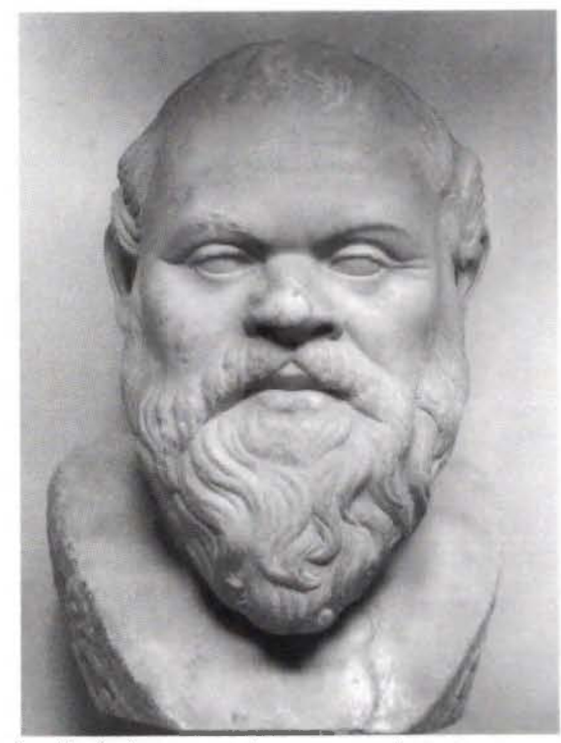


1 Bildnis des blinden Homer, sog. Epimenides-Typus. Römische Kopie nach einem Original um 460 v. Chr. München, Glyptothek.
(Siehe S. 55, 75f.)

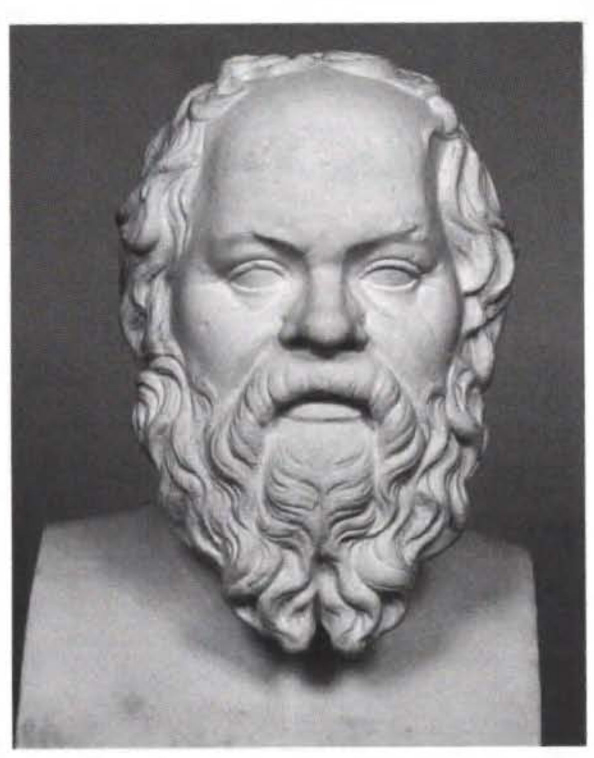
2 Satyrn im Gefolge des Dionysos. Ausschnitt aus einem attisch-schwarzfigurigen Kolonettenkrater. Um 540 v. Chr. München, Antikensammlungen.
(Siehe S. 67, 80, 81)



Tafel X



1 Bildnis des Sokrates, Typus A. Römische Kopie nach einem Original um 380/370 v. Chr. Neapel, Museo Nazionale.
(Siehe S. 80, 182)



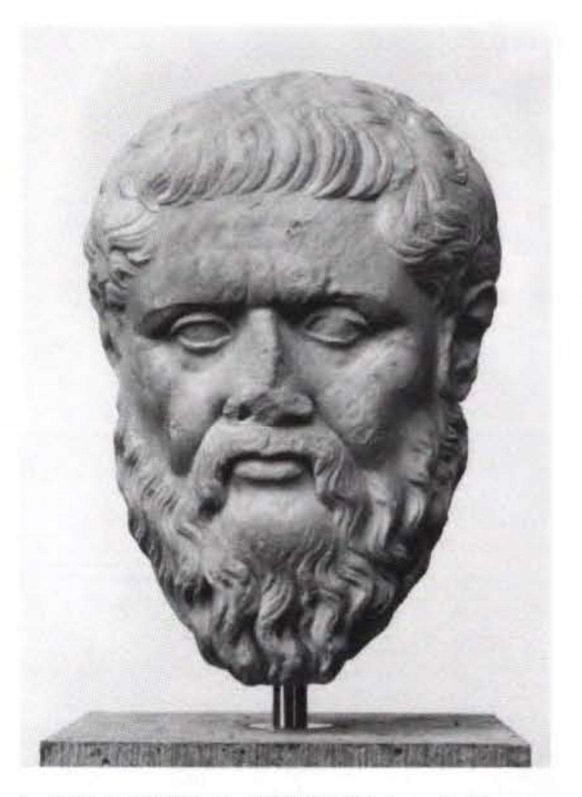
2 Bildnis des Sokrates, Typus B. Römische Kopie nach einem wahrscheinlich 317–307 v. Chr. geschaffenen Original. Rom, Museo Capitolino (Abguß).
(Siehe S. 85)



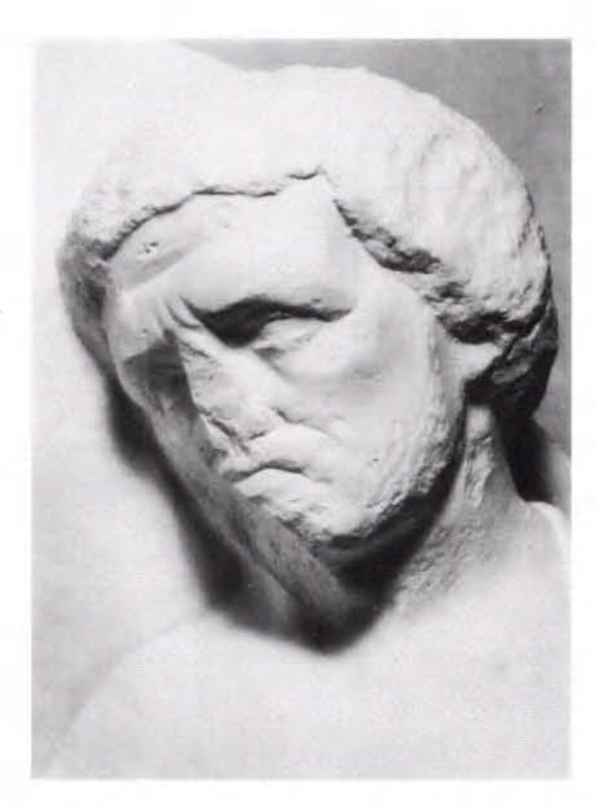
1 Statuette des Sokrates. Replik, vermutlich den Statuentypus des Bildnistypus B darstellend. London, British Museum. *(Siehe S. 85)*



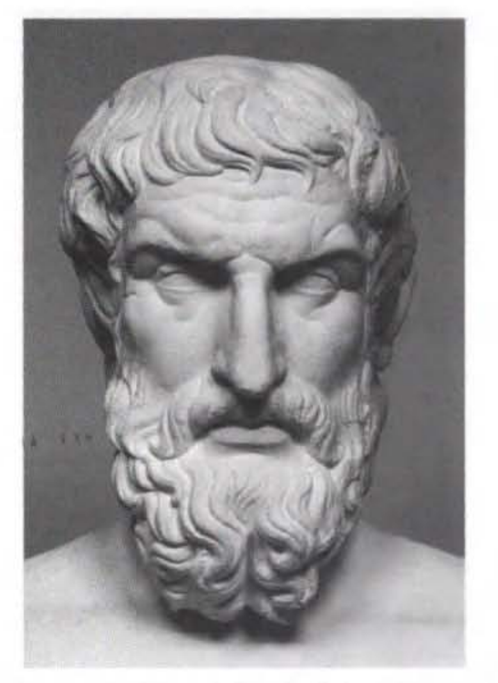
2 Grabrelief des Artemon. Attisch. Um 350 v. Chr. München, Glyptothek. *(Siehe S. 62, 85)*

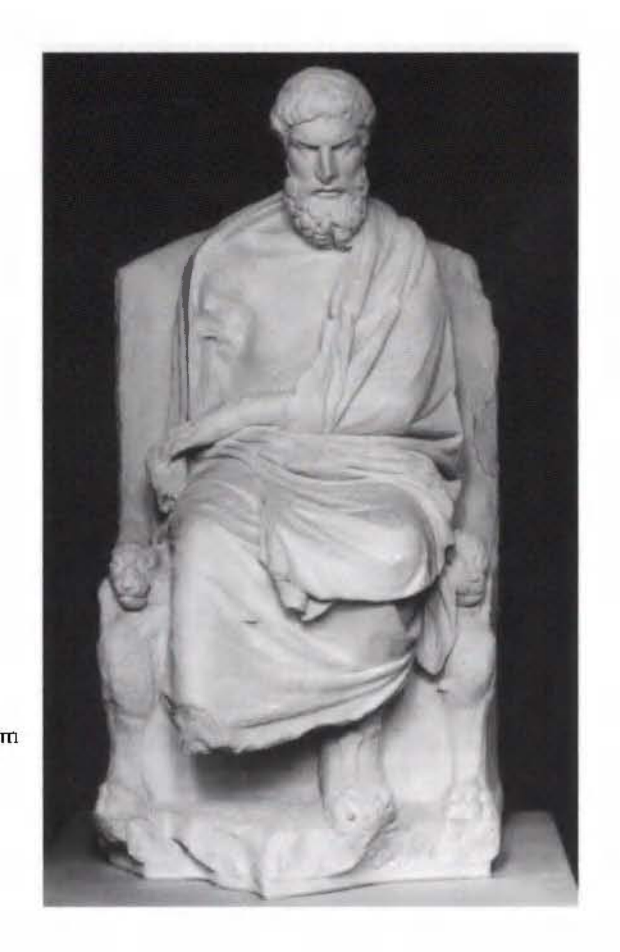


1 Bildnis des Platon. Römische Kopie nach einer vermutlich kurz nach 348 v. Chr. geschaffenen Statue. München, Glyptothek. *(Siehe S. 86)*



2 Detail aus dem Grabrelief eines Komödiendichters. Um 350 v. Chr. Lyme Hall bei Stockport, Chesire (Abguß). *(Siehe S. 86)*





1 Bildnis des Epikur. Römische Doppelherme nach einem Original von ca. 270 v. Chr. Rom, Museo Capitolino (Abguß). *(Siehe S. 87, 175–177, 181–183)*

2 Sitzstatue des Epikur. Rekonstruktion. Göttingen, Abgußsammlung. *(Siehe S. 175–177, 182f.)*

1 Eingangsszene aus Menanders Synaristosai. Bodenmosaik aus Pompeji. Spätes 2. Jh. v. Chr., nach einem Original um 300 v. Chr. Neapel, Museo Nazionale. *(Siehe S. 49, 105f.)*

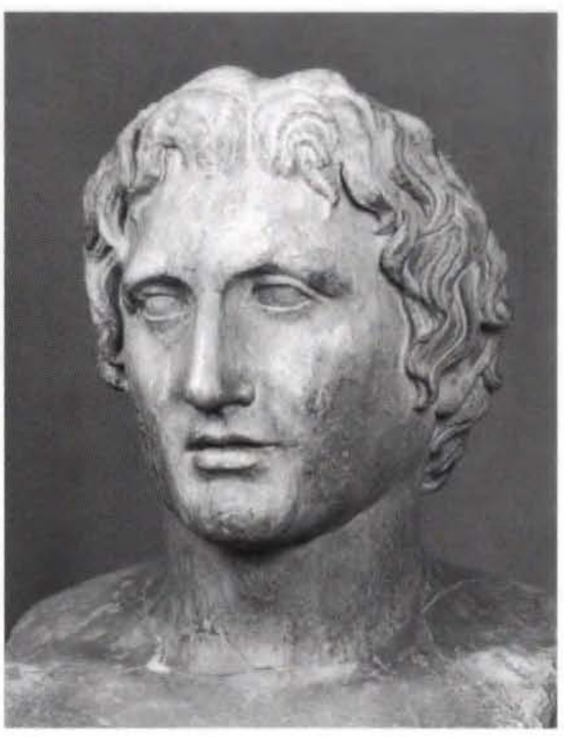
2 Maske vom Fuß eines keramischen Kohlebeckens. Späthellenistisch (ca. 150 bis 50 v. Chr.). Delos. *(Siehe S. 49, 105f.)*



3 Moderner Abdruck eines Terrakotta-Models aus Tarent. Um 300 v. Chr. London, British Museum. *(Siehe S. 49, 105f.)*



1 Bildnis Alexanders des Großen, sog. Alexander Schwarzenberg. Römische Kopie nach einer Statue um 336 v. Chr. München, Glyptothek.
(Siehe S. 183f.)



2 Bildnis Alexanders des Großen, sog. Azára-Herme. Römische Hermenkopie nach einer Statue um 320 v. Chr. Paris, Louvre.
(Siehe S. 18[illegible]f.)



1 ‚Alexander Rondanini'.
Römische Marmorkopie nach einer Statue aus der 1. Hälfte des 3. Jh. v. Chr.
München, Glyptothek.
(Siehe S. 164, 184f.)



2 Aphrodite von Knidos.
Römische Kopie nach einem Original des Praxiteles um 350/340 v. Chr.
München, Glyptothek.
(Siehe S. 156, 164)

Diese mehrfachen Silenvergleiche in Bildnis und Schriften lassen sich auf verschiedenen Ebenen deuten. Zum einen ist die vordergründigste Gemeinsamkeit beider Gestalten von Bedeutung: ihre Häßlichkeit.[98] Da es von Sokrates kein Bildnis gegeben haben dürfte, das zu seinen Lebzeiten angefertigt worden wäre, wird die Erinnerung an sein tatsächliches Aussehen bald nach seinem Tod verblaßt sein. Vielleicht hatte seine äußere Erscheinung in der Tat Züge, die mit Körpermerkmalen der Silene in Verbindung gebracht werden konnten, so daß sich die Formel ‚Sokrates sieht aus wie ein Silen' schon den Zeitgenossen aufdrängte. Nach seinem Tod jedenfalls diente sie offensichtlich als visuelle Gedächtnisstütze für das Erinnerungsbild an Sokrates. Denn Silene, Satyrn (und Kentauren, deren ikonographischer Typus unmittelbar mit dem der Satyrn zusammenhängt und daher hier nicht gesondert ausgeführt werden muß) waren die einzigen Wesen, an denen anthropomorphe Häßlichkeit ikonographisch dargestellt wurde.[99] In einer Kultur, deren Bilderwelt von ikonographischen Formeln und Traditionen geprägt ist, liegt es daher nahe, daß die Formel ‚Sokrates war wie ein Silen' auch posthum jedem Zeitgenossen ein lebendiges Bild vor Augen stellte – selbst wenn er Sokrates nie selbst gesehen haben sollte. So wurde diese formelhafte Aussage, die vermutlich schon zu Lebzeiten in Ansätzen vorbereitet wurde, sowohl im Text – mit verschiedenen inhaltlichen Implikationen, wie die Textstellen bei Platon und Xenophon zeigen – als auch im Bild für die Tradierung der Erinnerung an Sokrates nach seinem Tod zentral.

---

[98] Darauf weist Giuliani 1996a: bes. 14–19 hin, dessen Argumentation im folgenden kurz referiert wird.

[99] Die ikonographischen Merkmale der Silene sind über die Jahrhunderte hin weitgehend konstant (vgl. Taf. IX,2 und weiteres Material bei Simon 1997): eine wilde, ungepflegte, manchmal an eine Pferdemähne erinnernde Frisur von festen, struppigen Haaren, die auch vor den Ohren wachsen; ein derbes Gesicht mit deutlich von der Stirn abgesetzter Stülpnase, großen Augen mit deutlich überhängenden Augenbrauen und wulstigen Lippen; eine fleischige bis dicke Bauchpartie; oft – besonders bei den alten Silenen – kommen zottiges Fell an Beinen und/oder Bauch, Pferdehufe, ein langer oder zu einem kurzen Stummel verkürzter Pferdeschwanz, ein langer Bart aus ungegliederten Locken hinzu.

Auf einer nächsten Stufe der Deutung weisen die Silenvergleiche aber auch auf die Ambivalenz im Wesen der Satyrn und Silene hin. Sie sind nämlich nicht nur die dummen, lüsternen, tierischen Tölpel, als die sie auf zahlreichen Vasenbildern und im Satyrspiel erscheinen, sondern einzelne unter ihnen verfügen über übermenschliche Weisheit und Könnerschaft, wie der flötenspielende Marsyas, dessen Musik sich selbst mit Apollons Leierspiel messen kann,[100] der Silen, den Midas gefangennehmen läßt, um von seiner Weisheit zu profitieren,[101] oder der alte Silen, dem die Erziehung des Dionysosknaben anvertraut wird und der als Papposilen im Satyrspiel durchaus geistreich und klug erscheint. Zudem sind die Satyrn und Silene mythische Figuren und dämonische Wesen außerhalb der menschlichen Gesellschaft und Zivilisation, auf die die Menschen aber gerade wegen ihrer Andersartigkeit auch Züge ihrer eigenen Natur (wie Rausch, Sexualität, Triebhaftigkeit) projizieren. In diesem Sinne läßt sich die große Anzahl und thematische Vielfalt der Satyrdarstellungen auf Vasenbilden erklären, zumeist auf Trinkschalen, wie sie beim Symposion benutzt wurden. Das Spiel mit Rausch und Ekstase, das der athenische Bürger am ehesten in der Ausgelassenheit des Symposions erlebt, wird in den Satyrfiguren bis zu einem Grad ausgeschöpft, der dem Polisbürger unmöglich wäre. Die Satyrn auf den Trinkgefäßen setzen also in gewisser Weise das Erleben des Symposiasten fort. Zugleich können Satyrn auf diesen Bildern aber auch in die Rolle anständiger Bürger schlüpfen, wenn sie nämlich in alltäglichen Situationen und untadeligem Verhalten dargestellt werden.[102] Ein vergleichbares ‚Zwitterwesen' war in den Augen seiner Mitbürger Sokrates, der sich – durch seine Teilnahme am Krieg und seinen unbedingten Gehorsam gegenüber den Gesetzen der Stadt – zwar ausdrücklich als Mitglied der athenischen Bürgerschaft bekennt, die Athener aber

---

100 Vgl. Hdt. 7,2,6; Xen. *Anab.* 1,2,8; Melanippides *fr.* 758 PMG.

101 Vgl. Hdt. 8,138; Xen. *Anab.* 1,2,13.

102 Die Ambiguität der Satyrn gründet sich in ihrer sexuelle Ausgelassenheit und Berauschtheit. Sie treten ikonographisch aber nicht nur in dionysischen, sondern auch in bürgerlichen Kontexten auf, wobei sie sowohl normales Verhalten als auch extreme Exzesse zeigen können. Vgl. Bérard/Bron 1984, Durand/Frontisi-Ducroux/Lissarrague 1984, Lissarrague 1990a, 1990b, 1993.

zugleich durch sein Auftreten und seine Fragen immer wieder provoziert.[103] Dem provokanten Auftreten des Sokrates ist der Vergleich mit dem in seinem Wesen oszillierenden Silen daher auf verschiedenen Bedeutungsebenen angemessen – angefangen von der äußeren Häßlichkeit, die beide verbindet.

In den bisher genannten Deutungen wurde das Sokrates-Bild vordergründig physiognomisch bewertet, und zwar aufgrund der Parallelen zur Physiognomie der Satyrn und Silene. Es gibt aber deutliche Hinweise darauf, daß eine angemessene Interpretation der Intention des Sokrates-Porträts im Typus A ebenso wie der genannten Silenvergleiche in den Schriften seiner Schüler noch eine Dimension tiefer gehen muß. Denn schon die Tatsache, daß die Anhänger des Sokrates, der ja schließlich von der Polis verurteilt worden war, überhaupt eine Bildnisstatue von ihm errichteten, dürfte von Außenstehenden als Provokation verstanden worden sein. Diese Wirkung lag sicherlich in der Intention der Sokrates-Schüler, die auch in den Schriften über ihren Meister sein provokantes Wesen gerade anhand des Silenvergleiches schilderten. Aber der Silenvergleich in Text und Bild hat daneben noch eine tiefere Dimension. Nicht nur ist auch der Silen ein undurchsichtiges Wesen, dessen Äußeres einerseits seine Lüsternheit, Wildheit und andere Eigenschaften deutlich zur Schau stellt, andererseits aber auch – wie besonders bei Marsyas, den Alkibiades ja ausdrücklich als Vergleich für Sokrates nennt (Plat. *Smp.* 215b3–d6) – Verführungskraft und Kunstfertigkeit hinter einer rauhen Schale verbirgt. Vielmehr ist der ‚Silen Sokrates' im eigentlichen Sinne gar kein Silen, sondern hinter seinem silenhaften Aussehen liegt ein ganz anders geartetes Wesen, das Alkibiades als ἄγαλμα, als ‚kostbares Götterbild' bezeichnet, wie man es in aufklappbaren Silensfigürchen finden könne (Plat. *Smp.* 216c4–e5). In der Person

---

[103] Besonders anschaulich werden diese Züge – wenn auch durch die Platonische Perspektive wohl verzerrt – in Platons *Apologie*, die nicht nur sein entlarvendes Befragen einzelner Vertreter der intellektuellen Führungsschicht beschreibt, sondern auch sein provokantes Auftreten vor den Richtern vor Augen führt, von denen er nach dem Schuldspruch als Strafmaß die Speisung im Prytaneion fordert (und erst dadurch sein Todesurteil provoziert). Vgl. Anm. zu 808^{a}27 zum Ironiker.

des Sokrates wird so die naheliegende physiognomische Deutung demontiert.

Das entspricht genau der Aussage einer Anekdote, die ebenfalls aus dem Kreis der Sokratiker erhalten ist. Im Dialog *Zopyros* des Sokrates-Schülers Phaidon aus Elis wird vom Auftreten des professionellen Physiognomikers Zopyros berichtet.[104] Er beurteilte den ihm unbekannten Sokrates als dumm und einfältig, weil er an der Kehle keine Einbuchtung in den Schlüsselbeinen aufweise, und als Weiberhelden. Als die Umstehenden Zopyros wegen seiner offensichtlichen Fehleinschätzung verlachten, gebot Sokrates ihnen Einhalt: so sei in der Tat seine Veranlagung, aber er unterdrücke sie kraft seiner Vernunft. Sokrates' Antwort gibt sich den Anschein einer Verteidigung der Physiognomik – ist aber letztlich ihre Vernichtung. Indem Sokrates nämlich die physiognomisch erkennbaren Naturanlagen vom aktuellen Charakter abgrenzt, wird die physiognomische Erkenntnis nutzlos, weil sie eben nicht das wirklich Wesenhafte erkennt, das der Mensch sich selbst in freier Selbstbestimmung aus diesen Anlagen geformt hat und das offensichtlich auch gerade in der Unterdrückung der Naturanlagen bestehen kann.[105] In diesem Sinne läßt sich auch das Porträt verstehen: „Man könnte das Sokrates-Bildnis als den seltenen, wahrscheinlich sogar singulären Fall eines physiognomischen Porträts wider die Physiognomiker bezeichnen."[106] Denn gerade in der deutlichen Betonung der ungewöhnlichen, silenhaften Physiognomie des Bildnisses wird der offensichtliche Schluß auf die triebhafte Silensnatur des Sokrates konterkariert. Sokrates erweist sich mithin in dem von seinen Anhängern errichteten Bildnis als der Iro-

---

[104] Diese Anekdote, ihre Quellen und deren Wortlaut werden weiter unten ausführlich behandelt; siehe Kap. III.1, S. 114–116. – Möglicherweise befaßte sich auch der Sokratiker Antisthenes in einer Schrift mit dem Kurztitel φυσιογνωμονικός (so von Athen. 14,656F zitiert) mit der Zopyros-Anekdote; vgl. unten Kap. IV.4, S. 210, Anm. 71.

[105] In dieselbe Richtung weist die Feststellung des platonischen Alkibiades, daß bei Sokrates offensichtlich Schein und Sein im Widerspruch liegen: seine Selbstbeherrschung verwandelt die aus dem Äußeren zu vermutende Naturanlage der Lüsternheit in Enthaltsamkeit, weil er sogar die Verführungsversuche des auf seine Schönheit so stolzen jungen Alkibiades an sich abprallen ließ (Plat. *Smp.* 217a2–219d2).

[106] Giuliani 1996a: 28.

niker, als der er zu Lebzeiten seine athenischen Mitbürger in die Irre führte und provozierte.[107]

Zwei Generationen nach dem ältesten Sokrates-Bildnis, vermutlich als Demetrios von Phaleron in Athen das Amt des Prostates innehatte (317–307 v. Chr.), wurde als Symbol der Sühne für seine Hinrichtung von Staats wegen eine Ehrenstatue des Sokrates im Pompeion in Athen errichtet.[108] In diesem Porträt des Typus B (Taf. X,2) hält sich der beauftragte Künstler, wahrscheinlich Lysipp, zwar an die Vorlage des älteren Bildnisses, drängt aber die silenhaften Züge vergleichsweise zurück: Das Gesicht ist schmaler und länger gestreckt, es wird nun von langen Locken gerahmt, die aus dem fülligeren Haupthaar hervorgehen – aus der häßlichen Halbglatze wird somit eine edle Stirnglatze – und auch die Ohren bedecken. Die Nase ist weniger stumpf, die Augenbrauen wölben sich weniger stark über die Augenhöhlen. Der Mund ist kleiner und wird vom überhängenden Schnurrbart halb verdeckt. Sokrates ist hier „als weiser Mann und philosophische Autorität aufgefaßt und mit entsprechend beruhigten, fast verklärten Zügen dargestellt."[109] Zu dieser Annäherung des Porträts an die Typologie der Intellektuellendarstellung paßt ein Statuentypus, der in einer kaiserzeitlichen Statuettenreplik aus Alexandria erhalten ist (Taf. XI,1): Eine stehende Mantelfigur im klassischen athenischen Bürgertypus, wie er aus zahlreichen attischen Grabdenkmälern (vgl. Taf. XI,2) und Ehrenstatuen für Redner, Dichter und Politiker bekannt ist.[110] Wenn diese Statuette die zum Porträttypus B gehörende Statue darstellt, dann ist aus dem ‚enfant terrible' der athenischen Gesellschaft vor der Jahrhundertwende jetzt, drei Generationen nach seinem Tod, im Bewußtsein der Athener ein ehrbarer Bürger

---

[107] Vgl. Anm. zu 808^{a}27–29 zum Ironiker.

[108] Die Streitfrage um die Datierung ist seit Scheibler 1989b: 24f. im hier genannten Sinne gelöst.

[109] Scheibler 1989b: 10.

[110] Zur Ikonographie der ‚Mantelmänner' als typische Darstellungsweise der Bürger auf attischen Grabdenkmälern des 4. Jh. v. Chr. siehe Bergemann 1994 u. 1997: bes. 76–78. – Zu Ehrenstatuen und Bürgerbild siehe Fehr 1979: 51–58 (ausgehend von der Sophokles-Statue im Lateran) und Zanker 1995: 47–90.

geworden – ‚ehrbar' im wörtlichen Sinne, nämlich durch eine von der Polis errichtete Ehrenstatue.

Im Unterschied der beiden Sokrates-Bildnistypen zeigt sich aber nicht nur eine Umbewertung der Figur des Sokrates im Bewußtsein der Athener 80 bis 90 Jahre nach seinem Tod. Er spiegelt auch die allgemeine stilistische Entwicklung des Porträts im 4. Jahrhundert v. Chr. wieder. Stellt man nämlich beide Porträt-Typen neben das Bildnis des Platon (Taf. XII,1), das bald nach 348 v. Chr. geschaffen worden sein dürfte und nach dem ‚Sonderfall' des Sokrates Typus A das früheste benennbare Intellektuellenbildnis ist, sowie neben ein ebenfalls um die Jahrhundertmitte entstandenes Porträt eines anonymen Komödiendichters auf einem attischen Grabrelief (Taf. XII,2), so fällt auf: Stirnrunzeln und gehobene Augenbrauen, die bei den Sokrates-Köpfen noch als silenhafter Zug gelten können, sind in den beiden anderen Bildnissen in etwas abgewandelter Form gleichfalls zu sehen, und zwar in einer bis ins Detail formelhaften Übereinstimmung. „Die Brauen verlaufen nicht, wie es bei einem entspannten Gesicht zu erwarten wäre, als flach geschwungene Bögen, sondern eckig gebrochen und nach innen zu einer scharfen Geraden zusammengezogen; gleichzeitig und durch diese Kontraktion bilden sich über der Nasenwurzel starke, eingekerbte Steilfalten, die ihrerseits abrupt mit den Brauen zusammenstoßen."[111] Dieses Merkmal wird ab der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zu einer konstanten Pathosformel im Porträt des Intellektuellen,[112] nachdem es als literarisches Motiv seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. zwar schon bekannt war, aber nur für den negativ bewerteten akuten Zustand von Trauer, Schmerz oder Sorge Verwendung gefunden hatte.[113] Auch als Merkmal des Klugen wird

---

111 Giuliani 1986: 137.

112 Vgl. als (allerdings späten) literarischen Beleg Philostrat, *Vit. Soph.* 1,24: Τὸ δὲ τῶν ὀφρύων ἦθος καὶ ἡ τοῦ προσώπου σύννοια σοφιστὴν ἐδήλου τὸν Μάρκον. („Der Ausdruck seiner Augenbrauen und die Nachdenklichkeit seines Gesichts ließen Marcus als Sophisten erkennen.").

113 Vgl. Giuliani 1986: 134–140. – Die alte Dienerin, die in Sophokles' *Trachinierinnen* den Tod der Deianeira meldet, wird vom Chor bei ihrem Auftritt als συνωφρυωμένη beschrieben (*Trach.* 869); ebenso fordert die besorgte Amme in Euripides' *Hipployto*s die liebeskranke Phädra dazu auf, ihre Brauen zu lösen (στυγνὴν ὀφρῦν λύσασα, *Hipp.* 290). Herakles tadelt in Euripides' *Alkestis* den Diener wegen seines ernsten und finsteren Ge-

das Motiv physiognomisch durch den Affekt-Vergleich gedeutet: Die normalerweise nur momentane geistige Konzentration auf einen Gegenstand wird beim Intellektuellen zu einem konstanten Kennzeichen. Ansonsten unterscheiden sich die Denker im Habitus (Barttracht, Gewandung, Haltung) nicht von anonymen Bürgerbildern – die sogar ihrerseits teilweise die Denkermiene der berühmten Intellektuellen kopieren.[114]

Mit der Herausbildung eines Typus der Intellektuellendarstellung geht eine Differenzierung innerhalb dieses Typus einher. Das wird besonders deutlich an den Porträts der hellenistischen Philosophen, bei denen die Art des Denkens und die in der Philosophie vorgestellte Lebenshaltung auch im Porträt zum Ausdruck gebracht werden – derart, daß sich für die Philosophenschulen gesonderte Bildnistypen herausbilden. Ein Stoikerporträt ist von dem eines Epikureers auf den ersten Blick zu unterscheiden, wobei typologische und ikonographische Merkmale überwiegen, aber auch physiognomisch deutbare Gesichtszüge vorkommen. So läßt sich beispielsweise auch das um 270 v. Chr. angefertigte Porträt von Epikur (Taf. XIII,1) nach typologischen Schemata deuten, die zum Teil physiognomische Aussagen vermitteln:[115] eine ‚edle' Adlernase und löwenhafte Züge wie die tiefliegenden Augen, die hochgewölbten Augenbrauen und die bewegte Stirn sind Züge, die durch naheliegende Tiervergleiche auf Größe und Bedeutung hinweisen. Nicht zufällig werden gerade diese Züge in den *Physiognomonica* als Kennzeichen von ‚Großgesinntheit' (μεγαλοψυχία) angeführt, und zwar unter Hinweis auf eben jene Tiervergleiche zu Adler und Löwe.[116]

---

sichtsausdrucks und seiner zusammengezogenen Brauen (*Alc.* 773–802), nicht wissend, daß er um Alkestis trauert. Vgl. den Ausdruck ὀφρῦς συνάγειν bei Aristoph. *Nub.* 582 und *Plut.* 756 sowie die Aufforderung an Getas in Menanders *Dyskolos* 423: „und laß doch endlich deine Augenbrauen locker!" (καὶ τὰς ὀφρῦς ἄνες ποτ').

114 Auf dieses Phänomen weist Zanker 1995: 76–78 hin.

115 Siehe die ausführlichere Deutung des Epikur-Porträts im Exkurs, S. 175–177 u. 181–183.

116 Siehe Anm. zu 809^{b}34f.

4. Charakterstudien und Charaktertypologien

Wie bereits das Beispiel der Philosophenporträts zeigt, setzt im 4. Jahrhundert in allen Bereichen der Kunst und Literatur ein verstärktes Interesse sowohl am Individuum als auch an seiner Subsumierung unter bestimmte Charaktertypen ein, das zu der stark auf das Individuum ausgerichteten Kultur des Hellenismus hinführt.[117] Mit diesem Wandel in der Wahrnehmungsweise geht der stilistische Wandel von der Spätklassik zum Frühhellenismus einher. Er läßt sich auch in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Menschen und seinem Charakter in Rhetorik, Philosophie und Psychologie beobachten. In einem bisher einzigartigen Überblick über *Art and Literature in 4th Century Athens* hat Webster 1956 die gemeinsamen Züge der genannten Kulturphänomene verdeutlicht. Die folgenden Ausführungen gehen in vielem auf seine Studie zurück; deshalb ist es legitim, das Kapitel mit einem ausführlichen Zitat aus ihr zu beginnen.

„The dialogues of Plato and Aristotle are dramas of a particular kind and comparable not only to tragedy and comedy but also to carved or painted figures in a setting. Or we may increase the possible number of comparisons by thinking of the figures rather than the setting or the plot. Thus we can include in the same portrait gallery the characters of drama and philosophical dialogue, the character sketches drawn by the philosophers to illustrate their ethics, and the portraits drawn by orators, biographers, and historians, as well as the portraits executed by painters and sculptors. [...] The common object of these portraits is to give a picture of another human being, to

---

[117] Der Individualismus nimmt in der hellenistischen Kultur unterschiedliche Formen an: Nicht nur wird in den hellenistischen Philosophenschulen von (hauptsächlich) Stoa und Epikureismus das Ideal der persönlichen Eudaimonie als Ziel angesehen, sondern das Einzelstück und seine Einzelheiten werden auch in allen Gattungen von Literatur und Kunst zur Hauptsache, was sich beispielsweise an der Vorliebe für Kleinkunst und literarische Miniaturen zeigt. Mit dem verstärkten Individualismus geht demnach stilistisch eine Steigerung des Realismus als der hauptsächlichen Möglichkeit der Differenzierung zwischen den Individuen einher; vgl. zu diesem Phänomen in der Literatur G. Zanker 1987, in der Kunst Himmelmann 1983 und Pollitt 1986. Vgl. auch das Kapitel „Individuum und Gesellschaft" bei Dihle 1956: 35–56.

communicate to an audience certain opinions about him. What has often been called a development towards realism may equally well be called a change in the kind of opinions in which the audience is interested, and it is these changes which are primarily our subject. The communication of opinions about a person (alive, dead, or imaginary) is the common element in all portraiture. He is to be made intelligible, and being intelligible will awaken some reaction in the audience. The orator hopes that they will praise his client and blame his client's opponent. The historian may want to place his character in a favourable or unfavourable light. The dramatist designs the speeches of his characters to stir particular emotions in his audience. The carved or painted portrait is usually a lasting memorial of the virtues of its original. Even the philosopher's characterisations are seldom entirely neutral, since they occur in contexts which can roughly be labelled ethical. Thus, besides communicating information about his subject, the maker of a portrait usually selects his information to arouse a particular emotion in his audience."[118]

Die hier beschriebenen Phänomene lassen sich mit einer allgemeinen Tendenz zum Subjektivismus erklären, der sowohl in der Sophistik greifbar ist als auch in der Ästhetik von Literatur und Kunst. In diesem Sinne läßt sich die Kunst der Spätklassik mit dem Schlagwort „observer-oriented art"[119] charakterisieren. Ästhetische Urteile etwa über die Schönheit eines Kunstwerkes werden jetzt zur Sache des einzelnen, und zugleich ist in Literatur und Kunst das Bestreben zu beobachten, den einzelnen als Individuum darzustellen, seinen Charakter (ἦθος und πάθος) zum Ausdruck zu bringen. Ein wichtiges Zeugnis für die ästhetische Auseinandersetzung mit dieser neuen Sehweise sind Xenophons Gespräche des Sokrates mit dem Maler Parrhasios und dem Bildhauer Kleiton in *Memorabilien* 3,10,1–8. Beide Künstler stimmen Sokrates zu, daß sie Ethos und Pathos des Menschen zwar nicht unmittelbar darstellen, aber doch durch Anzeichen im Blick, im Gesichtsausdruck und in der Körperhaltung andeuten können. Damit geben sie zugleich auch zu, daß sie es als ihre

---

[118] Webster 1956: 4f. Eine wichtige Grundlage für jede Beschäftigung mit Charakterzeichnung in der Literatur des 5. und 4. Jhs. v. Chr. stellt auch die klassische Studie von Bruns 1896 dar.

[119] Stewart 1990: I,176.

Aufgabe verstehen, das Innere des Menschen darzustellen, also durchaus ein physiognomisches Interesse verfolgen.[120]

Es würde zu weit führen, auf alle von Webster genannten Bereiche im einzelnen ausführlich eingehen zu wollen. Daher seien nur einige Beispiele herausgegriffen, an denen die neue Art der Charakterzeichnung und vor allem die Einbeziehung physiognomischen Denkens besonders gut deutlich gemacht werden können.

Als Zeuge für die von Webster beschriebene Entwicklung soll zunächst Platon herangezogen werden, der in den Schilderungen der Gesprächspartner und in den Rahmensituationen seiner Dialoge vielfältige und lebendige Charakterskizzen zeichnet. Zusätzlich anschaulich macht er seine Figuren durch Tiervergleiche und andere Mittel, wie etwa wenn Thrasymachos zu Beginn der *Politeia* in den Dialog eingreift „wie ein wildes Tier" (συστρέψας ἑαυτὸν ὥσπερ θηρίον, 1, 336b5), oder wenn sich die Seelen in den Seelenwanderungsmythen im *Phaidon* (81e2–82c1) und in der *Politeia* (10, 619e6–620d5) für die Verkörperung im nächsten Leben ein Tier aussuchen, das ihrem Charakter im vorigen entspricht: Orpheus einen Schwan, Aias einen Löwen, Agamemnon einen Adler, Thersites einen Affen. Der Vergleich von Sokrates' Physiognomie und Charakter mit der von Satyrn und Silenen wird von Platon ebenso wie von anderen Sokratikern mehrfach ausgeschöpft.[121] Darüber hinaus ist er sich der unterschiedlichen Wirkung einzelner Körperzüge bewußt, wenn er den Liebhabern generell zugesteht, jedes beliebige Körpermerkmal ihrer Geliebten positiv zu bewerten (*Rep.* 3, 474d3–475a1). Seine Beschreibung des guten und des schlechten Pferdes im Rosselenkergleichnis im *Phaidros* (253d1–5) bedient sich neben der Benennung von Charakterzügen auch physiognomischer Äquivalenzen im Aussehen:

„Von den beiden Pferden, sagten wir, sei das eine gut, das andere nicht. Worin aber die Vortrefflichkeit des guten und die Schlechtigkeit des schlechten besteht, haben wir nicht erörtert; das soll jetzt

---

[120] Einzelheiten über die praktische Umsetzung dieses Interesses werden allerdings nicht ausgeführt, abgesehen von allgemeinen Feststellungen der Art, daß der Glückliche heiter und der Unglückliche traurig (*Mem.* 3,10,4), der Kämpfende drohend und der Sieger freundlich blicken (*Mem.* 3,10,8). Vgl. Preißhofen 1974.

[121] Vgl. oben Kap. II.3, S. 77–86.

gesagt sein. Das eine also von den beiden, das sich in besserem Zustand befindet, ist aufrecht in seiner Erscheinung[122] und schön gegliedert,[123] hat einen hohen Nacken, eine leicht gebogene Nase,[124] weiße Haare und schwarze Augen;[125] es zeigt Ehrliebe, verbunden mit Besonnenheit und Schamhaftigkeit, ist ein Gefährte der wahren Meinung und wird ohne Schläge, nur durch Ermahnung und Wort gelenkt. Das andere dagegen ist krumm, klobig, schlecht gebaut, hat einen harten Nacken, einen kurzen Hals und eine stumpfe Nase,[126] ist von schwarzer Farbe, hat hellblaue und blutunterlaufene Augen,[127] ist ein Gefährte von Übermut und Prahlerei, zottig um die Ohren, stumpf und gibt kaum der stachelbesetzten Peitsche nach." (Plat. *Phaidr.* 251d1–e5)

Neben dieser Beobachtung und Skizzierung der Charaktervielfalt interessiert sich Platon aber auch für Theorien zu ihrer Entstehung. So erklärt er beispielsweise im achten Buch der *Politeia* den Wechsel der Staatsverfassungen, deren jede sich aus einem vorangehenden Gegenteil entwickelt, in Analogie zum Generationenwechsel, bei dem die Söhne jeweils einen ihren Vätern gegenteiligen Charakter haben. Auch befaßt er sich im *Timaios* (69a–92e) mit den physiologischen Aspekten des menschlichen Körpers, die mit den Charaktertypen zusammenhängen und die Geschlechtertrennung begründen. Den Einfluß des Klimas und der geographischen Lage auf den Charakter beschreibt er in den *Nomoi* (5, 747d1–e9), in denen er auch feststellt, daß die Lage einer Stadt am Meer durch den damit verbundenen Kleinhandel die Bürger zu verschlagenen und mißtrauenswürdigen ‚Krämerseelen' macht (*Leg.* 5, 705a2–7). Ähnlich betont er in der Schilderung von Ur-Athen im Rahmen des Atlantis-Mythos, daß

---

122 τὸ εἶδος ὀρθὸς: vgl. Anm. zu 807ᵃ31f.

123 διηρθρωμένος: vgl. Anm. zu 810ᵃ16.

124 ἐπίγρυπος; vgl. Anm. zu 811ᵃ34.

125 Schwarze Augen gelten in den *Phgn.* allerdings als Kennzeichen des Feigen; siehe Anm. zu 812ᵃ37–ᵇ2.

126 σιμοπρόσωπος: eine stumpfe Nase gilt in *Phgn.* 811ᵇ2 als Merkmal von Lüsternheit.

127 γλαυκόμματος, ὕφαιμος: Hellblaue Augen sind in den *Phgn.* ein Merkmal des Feigen, vgl. Anm. zu 812ᵇ3–5; blutunterlaufene Augenlider und Hautfarbe kennzeichnen den Unverschämten, vgl. Anm. zu 807ᵇ28.

Athene und Hephaistos sich gerade deswegen Attika ausgesucht hätten, weil diese Gegend aufgrund des gemäßigten Klimas besonders geeignet sei, in ihren Bewohnern ἀρετή und φρόνησις hervorzubringen (*Crit.* 109c5–d2; *Tim.* 24c3–d3). Damit greift Platon auf Theorien zum Zusammenhang zwischen Klima und Charakter zurück, wie sie bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. in ethnologischen Theorien etwa bei Herodot und Hippokrates entwickelt wurden.[128] Es ist also nicht nur eine differenzierte Beobachtung verschiedener Charaktere und Typen zu konstatieren, sondern auch ein Interesse an deren Begründung, das sich zum Teil derselben Erklärungsmuster bedient wie die Physiognomik, nämlich der physiologischen Erklärung, des ethnologischen Vergleichs und vor allem des Tiervergleichs.

Das Interesse an genauer Beobachtung und Darstellung verschiedener Charaktere findet sich besonders ausgeprägt in der Rhetorik. Denn der Redner muß über diese Fähigkeiten in dreierlei Hinsicht verfügen. Erstens muß er seine Zuhörerschaft psychologisch richtig einschätzen können, um sich auf sie einzustellen und diejenigen Argumente und Taktiken anzuwenden, für die sie besonders empfänglich ist; zweitens muß er in der Lage sein, auf überzeugende Weise seine Gegner schlecht zu machen und sich selbst und seine Freunde im besten Licht erscheinen zu lassen, wofür kurze Charakterskizzen ein wichtiges Mittel sind; drittens muß der Redner sich selbst während des Vortrags in einer bestimmten Rolle darstellen, um seiner Aussage Nachdruck zu verleihen. Diesen dritten Aspekt formuliert bereits Aristoteles eindringlich in der *Rhetorik* (I.2, 1356^{a}1–13). Es gebe drei Formen von Beweisgründen (πίστεις), die ersten lägen im Charakter des Redners (ἐν τῷ ἤθει τοῦ λέγοντος), die zweiten in der Disposition der Zuhörerschaft (ἐν τῷ τὸν ἀκροατὴν διαθεῖναί πως), die dritten schließlich in der Rede selbst (ἐν αὐτῷ τῷ λόγῳ); der wichtigsten unter diesen drei Beweisgründen sei der Charakter des Redners. Diese Stellungnahme greifen die späteren rhetorischen Schriften auf und geben dem Redner genaue Anweisungen, wie er seine Gestik und vor allem seine Stimme zweckmäßig einsetzen könne. Der eigentliche Auftritt, die ‚pronuntiatio‘ oder ‚actio‘, wird als fünfte und letzte Aufgabe des Redners im klassischen System der Rhetorik

---

[128] Vgl. unten Kap. III.1, S. 113f.

behandelt. Diesem Kapitel wird allerdings in den rhetorischen Handbüchern im Vergleich zu den anderen vier Aufgaben unverhältnismäßig wenig Raum gegeben.[129] Allerdings ist das anscheinend wichtigste Werk zu diesem Thema verloren: Diogenes Laertios 5,48 bezeugt für Theophrast ein Werk *Περὶ ὑποκρίσεως* (*Über den Vortrag*).[130] Den ersten Aspekt, das Eingehen des Redners auf seine Zuhörerschaft, behandelt Aristoteles ausführlich im zweiten Buch der *Rhetorik*, indem er eine charakterologische Publikumstypologie entwirft: Junge Menschen seien ehrgeizig, mutig und hoffnungsvoll, aber auch ungestüm und leidenschaftlich; alte Menschen hingegen besonnener, zurückhaltender, ängstlicher und generell schwächer; die auf der Höhe des Lebens stehenden schließlich bildeten eine Mitte zwischen diesen beiden Extremen (*Rhet.* II.12–14). Auch glückliche und unglückliche Situationen hinsichtlich Geschick, Geburt, Reichtum und Macht bestimmen die Empfänglichkeit des Publikums für bestimmte Argumente (*Rhet.* II.15–17).

Diese eher analytisch ausgerichtete Charakterforschung bildet die Grundlage für das in der Rhetorik häufig praktizierte Verfahren der kurzen und präzisen Charakterskizze. Das Material hierzu ist umfang-

---

129 Arist. *Rhet.* III.1, 1403^{b}20–1404^{a}39; Auct. ad Herenn. 3,19 u. 26f.; Cic. *De orat.* 3,220–223; Quintilian *Inst. or.* 9,3,65–136 (immerhin ist hier eine Steigerung des Interesses an der ‚actio' im Lauf der Zeit zu beobachten: widmet Cicero dem Thema nur 4 Paragraphen, sind es bei Quintilian schon 72). – Das Mißverhältnis setzt sich in der Forschung fort, vgl. die Standardwerke von Volkmann 1885: 573–580 und Martin 1974: 353–355, die in ihren umfangreichen Handbüchern zur antiken Rhetorik nur die letzten acht von 580 bzw. drei von 355 dem Vortrag widmen. Eine Monographie zur ‚actio' in der antiken Rhetorik gibt es bisher bis auf die Arbeit von Maier-Eichhorn 1989 nicht; auch Olbricht 1997 bleibt oberflächlich. – Das seit kurzem wachsende Interesse an Körpersprache und nonverbaler Kommunikation in der Antike hat sich bisher eher mit literarischen Texten befaßt (vgl. Lateiner 1996) als mit den thematisch näherliegenden Texten aus der rhetorischen Theorie und Praxis. Holoka 1992 erwähnt diesen Bereich zu Recht als erstes Thema, auf das ein Studium der nonverbalen Kommunikation in der antiken Literatur gewinnbringend angewandt werden könnte. Ansätze zu einer Untersuchung der ‚actio' unter physiognomischen Gesichtspunkten bei Quintilian bietet Currie 1985.

130 Vgl. Fortenbaugh 1985.

reich und bisher keineswegs aufgearbeitet,[131] weshalb im folgenden nur ein einziges Beispiel angeführt werden soll, an dem die physiognomische Betrachtungsweise besonders deutlich wird. In Demosthenes' 37. Rede, *Gegen Pantainetos*, muß sich der Auftraggeber der Rede, der Angeklagte Nikobulos, gegen unsachliche Vorwürfe zur Wehr setzen, die Pantainetos mit Hilfe gängiger physiognomischer Vorurteile gegen ihn erhoben hat: Er sei ein Geldverleiher – was allein schon ihn bei den Athenern verhaßt macht –, weil er schnell gehe, laut spreche und einen Stock bei sich trage (37,52). Nikobulos versucht gar nicht erst, diese Vorurteile gegen die Art seines Auftretens in der Öffentlichkeit zu entkräften, im Gegenteil: Er stellt sich sogar bewußt dem für ihn unvorteilhaften direkten Vergleich, indem er seinem Gang das ruhige Schreiten des Pantainetos gegenüberstellt (37,55). Aber er betont zu seiner Verteidigung, daß darauf beruhende Vorwürfe keine rechtliche Grundlage haben, bemüht sich also, die unsachlichen, aber offenbar für das Volk völlig überzeugenden Gründe ganz beiseite zu schieben. Die Kombination von schnellem Gehen und lautem Sprechen steht im Gegensatz zum ruhigen und gemäßigten Gehen und Sprechen (das ebenso im Tempo wie in der Tonlage gemäßigt ist), wie es dem anständigen Bürger geziemt.[132] Lautes Sprechen hingegen war ein Kennzeichen des bäuerischen

---

[131] Umfangreiches, aber bei weitem nicht vollständiges Material zur Personendarstellung bei den attischen Rednern stellt Bruns 1896: 425–558 zusammen. Vgl. daneben vor allem Süss 1910 und Dihle 1956: 51–55. – Bisher unveröffentlicht ist die Cambridger Dissertation von Hesk 1997, in der auch die Erzeugung von Vorurteilen gegen den Gegner mit physiognomischen Mitteln behandelt wird. Einige dieser Materialien hat er in Hesk 1999 weiter ausgeführt. – Joanne F. Sonin bereitet in Cambridge eine Dissertation zur Körpersprache bei Demosthenes vor; ich danke ihr für zahlreiche Anregungen und für die Erlaubnis, auf einen unpublizierten Vortrag zu Beschreibungen des Gehens bei Demosthenes zurückgreifen zu dürfen.

[132] Vgl. Anm. zu 807^{b}33f. zum κόσμιος und Anm. zu 813^{a}3–18 über den Gang.

Menschen;[133] und einen Stock zu tragen war nur für alte Männer (als Bürgerstock) und Krüppel (als Krückstock) angebracht.[134]

Derartige Skizzierung von Charakteren in wenigen Strichen hat vor allem Cicero zur Meisterschaft entwickelt.[135] Als Sinnfigur ist diese Technik der Prosopopoiie oder Ethopoiie[136] ein Gegenstand der rhetorischen Lehre; bei Aristoteles findet sie allerdings noch keine Erwähnung. Noch größere Bedeutung als für die Redner im demokratischen Athen oder in der römischen Republik gewinnt sie in der kaiserzeitlichen und spätantiken deklamatorischen Rhetorik.[137] Die Redner schlüpfen jetzt in verschiedene Rollen, entweder von berühmten Figuren der Vergangenheit, d.h. aus Geschichte und Mythologie,[138] oder von Charaktertypen wie z.B. dem Menschenfeind,[139] dem Geizhals,[140] dem jugendlichen Liebhaber.[141] Nicht zufällig war es gerade ein Rhetor, der in der Zweiten Sophistik eine Physiognomik

---

133 So z.B. in Theophrasts viertem *Charakter*, dem ἄγροικος, und bei Cratinus *fr.* 374 K.-A.: ἀγροβόας ἀνήρ; vgl. *Phgn.* 813ᵃ31f., wo eine tiefe, laute Stimme unter Hinweis auf den Esel als Kennzeichen des Übermütigen gilt.

134 Stellennachweise bei Carey/Reid 1985: 155f.

135 Einen guten Eindruck davon vermittelt die umfangreiche Materialsammlung von Evans 1969: 43–45.

136 Vgl. Volkmann 1896: 489–491; Martin 1974: 291–293.

137 Vgl. Russell 1983: 87–105; dort sind die folgenden Beispiele entnommen.

138 Ein frühes Beispiel von mythisch-historischer Ethopoiie ist Gorgias' Verteidigungsrede des Palamedes (*fr.* 82 B 11a D.-K.), die im Gegensatz zur *Helena* (*fr.* 82 B 11 D.-K.) in der Ich-Form verfaßt ist.

139 Zwei Beispiele dieses beliebten Themas: Libanius *Decl.* 26 ist die Selbstanklage des Ehemannes, dem das Leben mit seiner schwatzhaften Frau unerträglich ist und der Ruhe im Tod durch den Schierlingsbecher sucht; in *Decl.* 27,3–8 erklärt ein griesgrämiger Vater, warum er seinen Sohn enterbt hat, als dieser ihn auslachte, weil er auf dem Marktplatz gestolpert und hingefallen ist (vgl. Russell 1983: 89–96).

140 Zum Beispiel Libanius *Decl.* 35: Ein Sohn hat eine Auszeichnung für seine Tapferkeit im Krieg verdient und wählt sich als Belohnung nicht Geld, sondern einen Olivenzweig, weswegen der Vater ihn umgehend enterben will (vgl. Russell 1983: 96–102).

141 Zum Beispiel Choricius *Decl.* 5: Er wünscht sich von seinem geizigen Vater als Belohnung für seine Kriegstaten, statt der ihm bestimmten reichen Braut das Mädchen seiner Wahl heiraten zu dürfen (vgl. Russell 1983: 102–105).

verfaßte: Polemon aus Laodikeia.[142] Die enge Verbindung zwischen theoretischer Physiognomik und praktischer Redekunst zeigt sich darin, daß sein persönlicher Feind Favorinus, den er in zahlreichen Reden angriff, ebenso wie der rhetorisch von ihm umschmeichelte Kaiser Hadrian Eingang in die Schrift zur Physiognomik fanden.[143]

Die Charaktertypologie, die sich in der Rhetorik und in der Biographie[144] herausbildet, geht in mehrfacher Hinsicht auf Aristoteles zurück. Ebenso, wie er in der *Rhetorik* Charakter und mentale Empfänglichkeit verschiedener Typen von Publikum umreißt, entwirft er in den *Ethiken* Skizzen der Verhaltens- und Denkweisen von Menschen, denen bestimmte Tugenden und Laster zu eigen sind. Diese Charakterbilder des Aristoteles werden in Witz, Klarheit und Prägnanz weit übertroffen von Theophrasts *Charakteren*. Der Titel ἠθικοὶ χαρακτῆρες bedeutet „Prägungen im Bereich des ἦθος, Prägungen des Seelenteiles also, der keinen λόγος hat, insofern aber am λόγος Anteil haben kann, als er ihm gehorcht oder nicht gehorcht."[145] Theophrast skizziert in dieser Schrift dreißig negativ

---

[142] Zu Polemon siehe Kap. IV.4, S. 200f.

[143] Favorinus wird im ersten Kapitel (p. II,160 F.) zwar nicht namentlich genannt; laut Anon. Lat. 40 ist aber mit der abfälligen Bemerkung über den Eunuchen er gemeint. Hadrian wird ebenfalls im ersten Kapitel (p. II,148 F.) im Abschnitt über die Augen als Träger schöner, strahlender, heller Augen angeführt, die laut Polemon auf die besten Charaktereigenschaften schließen lassen. Vgl. Anm. zu 808ᵃ16 zum Sophisten Dionysios.

[144] Da die Biographie als eigene Gattung sich erst auf der Grundlage der ethischen und psychologischen Begrifflichkeit des Peripatos herausbildet, also erst nach der vermutlichen Abfassung der *Physiognomonica* (vgl. zur Datierung unten Kap. IV.2), wird sie in der vorliegenden Arbeit – die ja den Hintergrund dieser Schrift sondieren möchte, nicht ihre Rezeption (vgl. oben Kap. I, S. 40–44) – nicht näher behandelt. Grundlegendes dazu bei Dihle 1956.

[145] Steinmetz 1962: II,7f.; vgl. Fortenbaugh 1984: 93f. – Burnyeat deutet in einem unveröffentlichten Vortrag, den er mir dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat, den Begriff χαρακτῆρ im Titel als ‚Kennzeichen' im selben Sinne wie in Medeas Klage nach dem Verrat durch Jason: „O Zeus, warum hast du den Menschen sichere Zeichen gegeben, welche Goldmünze falsch ist, bei Menschen aber ist kein Prägezeichen in den Körper eingewachsen, an dem man den schlechten erkennen könnte." (ὦ Ζεῦ, τί δὴ

bewertete Charaktertypen (den Betrüger, den Schmeichler, den Schwätzer usw.), deren Verhalten er in kurzen Einzelszenen vor Augen stellt. Dabei geht es stets um die Reaktion auf bestimmte Situationen und vor allem um die Interaktion mit anderen Menschen; der Charaktertypus wird also allein durch seine stereotypen, oberflächlich erkennbaren Verhaltensweisen definiert und nicht, wie bei Aristoteles, durch die Wünsche und Vorstellungen, die sein Verhalten motivieren.[146] Die konkrete Absicht der Schrift ist nicht klar; aufgrund des unterhaltsamen Stils ist ein Zusammenhang mit Vorlesungen möglich.[147] Theophrasts Vorlesungen waren nach Aussage von Diogenes Laertios 5,37 äußerst beliebt und unterhaltend, und die *Charaktere* bieten eine witzige Ausgangsbasis für charakterologische Untersuchungen,[148] wie sie Theophrast im Zusammenhang mit Ethik, Rhetorik und wohl auch Poetik (besonders der Komödie) betrieben hat.[149]

In der Auswahl der Charaktertypen überschneidet sich Theophrast nicht nur mit Aristoteles' *Ethiken*, sondern auch mit der Neuen Komödie Menanders.[150] Auch mit den *Physiognomonica* gibt es

---

χρυσοῦ μὲν ὃς κίβδηλος ᾖ / τεκμήρι' ἀνθρώποισιν ὤπασας σαφῆ, / ἀνδρῶν δ' ὅτῳ χρὴ τὸν κακὸν διειδέναι, / οὐδεὶς χαρακτὴρ ἐμπέφυκε σώματι, Eur. *Med.* 516–519). In diesem Zitat wird der Übergang der Grundbedeutung von χαρακτήρ ‚Prägestempel' auf die metaphorische Anwendung ‚Erkennungszeichen' bzw. ‚charakterliche Eigenschaften' eines Individuums deutlich. Entsprechend bezeichnet Burnyeat die Grundfrage der Physiognomik, woran das Wesen des Menschen zu erkennen sei, als ‚Medeas Frage'.

146 Diesen Unterschied in der Akzentsetzung betont Fortenbaugh 1975.

147 Argumente für diese Annahme bei Rusten 1993: 22f.

148 Gomperz 1889: 11–13 nimmt an, die *Charaktere* stünden im selben Verhältnis zu Theophrasts ethischen Schriften wie die *Athenaion Politeia* zu Aristoteles' *Politica* und seine *Homerischen Probleme* zur *Poetik*.

149 Vgl. Fortenbaugh 1975, 1984: bes. 93–96, 1994; die *Charaktere* sind also sicherlich nicht nur, wie Rusten 1993: 22 meint, „pure entertainment".

150 Vgl. Fortenbaugh 1974 und 1981. – Menanders Interesse an stereotypen Charakteren zeigt sich auch daran, daß er sie oft als Titel seiner Komödien wählt; einige überschneiden sich mit *Charakteren* bei Theophrast: der Ungläubige (ἄπιστος, Men. *test.* 41,7 K.-A.; Theophr. *Char.* 18), der Bauerntölpel (ἄγροικος, Men. *test.* 41,3 K.-A.; *Char.* 4), der Abergläubische (δει-

solche formalen Übereinstimmungen,[151] die sich jedoch nicht inhaltlich fortsetzen, denn Theophrast erwähnt kein einziges äußerliches Körpermerkmal. Bei Aristoteles' Charakterskizzen in den *Ethiken* hingegen kommt es bisweilen vor, daß Körpersprache und Aussehen eines bestimmten Typus beschrieben werden, so beispielsweise beim ‚Großgesinnten' (μεγαλόψυχος).[152] Theophrast scheint diesen ganzen Bereich bewußt auszuklammern – gerade in seiner unterhaltsamen Art der Skizzierung, die auf Alltagssituationen beruht und auf volkstümliche Vorurteile zurückgreift, hätte physiognomisches Denken durchaus nahegelegen. Auf der anderen Seite ist der Aufbau der Schrift in manchen Hinsicht dem Katalog A der *Physiognomonica* vergleichbar. Die ganze Schrift ist selbst ein Katalog von dreißig nicht aufeinander bezogenen Charaktertypen, die eingangs genannt und in einer kurzen Definition vorgestellt und dann durch eine Reihe von Einzelszenen illustriert werden. Diese Einzelszenen können teilweise zu thematischen Gruppen zusammengefaßt sein, sind aber im Grunde eine lose Aneinanderreihung. Genau dasselbe Strukturprinzip gilt sowohl für die Abfolge der Stichworte (d.h. der Charaktertypen) als auch für die Aufzählung der Körpermerkmale unter diesen Stichworten im Katalog A der *Physiognomonica* – die darüber hinaus jeglichen Hinweis auf Verhaltensweisen vermeiden und auch auf Definitionen der Charakterypen verzichten. Insofern sind die beiden Schriften in ihren Interessen komplementär zueinander.[153]

σιδαίμων, Men. *test.* 41,19 u. 42,8 K.-A.; *Char.* 16) und der Schmeichler (κόλαξ, Men. *fr.* 292–300 Kock; *Char.* 2).

151 Der Ironiker (Theophr. *Char.* 1) wird in *Phgn.* 808ᵃ27 behandelt, der Schwatzhafte (*Char.* 7) in 806ᵇ18–21, der Stumpfsinnige bzw. Zerstreute (*Char.* 14) in 807ᵇ19, der Gemeine bzw. Geizige (*Char.* 22) in 811ᵃ4 und der Feige (*Char.* 25) in 807ᵇ4; vgl. im einzelnen die Anmerkungen *ad loc.*

152 Arist. *EN* IV.8, 1125ᵃ12–16; vgl. Anm. zu 809ᵇ34f.

153 Es ist durchaus möglich, daß *Physiognomonica* und *Charaktere* in enger zeitlicher und räumlicher Nähe zueinander stehen, daß also die Verfasser miteinander Kontakt hatten: Für Theophrasts *Charaktere* ist die Entstehung im Jahr 319 v. Chr. in Athen mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen: dieses Jahr ist der gemeinsame Nenner für die einzigen datierbaren Charaktere 8, 22, 23, 26 (vgl. die ausführliche Darlegung der historischen Anspielungen bei Stein 1992: 21–45 und die Zusammenfassung bei Rusten 1993: 8–11), und die Abfassung der gesamten Schrift dürfte sich kaum über einen

Die literarische Gattung, die sich am stärksten auf Charaktertypen konzentriert, ist sicherlich die Neue Komödie. Menander wird in mehrfacher Hinsicht als Schüler von Theophrast angesehen,[154] und seine gelegentliche Bezugnahme auf die *Charaktere* ist evident.[155] Dabei spielt er mit den Erwartungen, die sowohl die Bühnenfiguren als auch das Publikum an solche festen und vermeintlich wohlbekannten und ganz durchschaubaren Charaktertypen stellen, in einer subtilen Weise, die von genauer psychologischer Beobachtungsgabe zeugt – und auch hier dürfte eine Schulung durch die peripatetische Psychologie im Hintergrund stehen. Ein einziges Beispiel sei genug, um diesen Sachverhalt zu verdeutlichen. Im *Dyskolos* werden in den beiden jungen Männern Gorgias und Sostratos die gängigen Typen von Landmann und Städter einander gegenübergestellt. Der junge reiche Städter Sostratos hat sich auf dem Land in ein Mädchen verliebt und kommt, um bei ihrem Vater Knemon (dem ‚Menschenfeind' im Titel des Stücks) um ihre Hand anzuhalten. Sein bloßes

---

langen Zeitraum erstreckt haben. Für die *Physiognomonica* ist eine Entstehung im frühen nacharistotelischen Peripatos wahrscheinlich, d.h. in den Dekaden um 300 v. Chr.; vgl. Kap. IV.2.

[154] Vgl. Webster 1950: 195–219 und 1974: 43–55 zum Verhältnis Theophrasts zur Ethik des Aristoteles. Auch die anderen Forschungsgebiete des Peripatos bezieht Gaiser 1967 ein, der nach Durchsicht der relevanten Textstellen zu dem Ergebnis kommt, „daß ein direkter Einfluß der peripatetischen Schule auf die Dichtung Menanders zwar an keiner Stelle völlig zwingend zu beweisen ist, daß man aber an mehreren, inhaltlich verschiedenen Stellen eine ausreichende Wahrscheinlichkeit dafür erhält" (36), wobei Menanders Bezug auf die Philosophie des Peripatos stets von Ironie umspielt sei. Eine (ebenfalls ironische) direkte Bezugnahme auf Aristoteles hat v. Möllendorff 1994 nachgewiesen: Die *Samia* erfüllt in vieler Hinsicht die normativen Forderungen an eine ideale Tragödie, die Aristoteles in der *Poetik* aufstellt, und greift dabei im Handlungsgeschehen ausdrücklich auf Aristoteles' Mustertragödie, den *König Ödipus* von Sophokles, zurück.

[155] Siehe oben Anm. 151 zu den Charakter-Titeln. Zur inhaltlichen Bezugnahme vgl. Webster 1950: 213f., Walton/Arnott 1996: 97–117 („Chapter 5: Menander's People") und vor allem Fortenbaugh 1981, der nachweist, daß Menander Theophrasts Vorstellung von der Unheilbarkeit der durch dauerhafte Gewohnheit erworbenen Charakterzüge in einigen seiner Bühnenfiguren umsetzt.

Erscheinen ruft bei Daos, dem Diener des Gorgias, sogleich den Verdacht hervor, er wolle das Mädchen verführen, und er berichtet seinem Herrn davon. So vorbereitet, ist die erste Reaktion des Gorgias auf den Anblick des Sostratos eine Bestätigung seiner Vorurteile gegen untätige reiche Städter, und zwar aufgrund eines physiognomischen Urteils (*Dysk.* 256–258): (Daos:) „...er kommt wieder zurück!" – (Gorgias:) „Der da mit dem feinen Mantel? Meinst du den?" – (Daos:) „Ja, den." – (Gorgias:) „Ein Schuft, wie sein Blick sofort verrät!"[156] Was für ein Blick damit genau gemeint ist, bleibt unausgesprochen, war dem Publikum aber vielleicht durch die Maske oder durch die Kopfhaltung des Schauspielers ersichtlich.[157] Menander konterkariert die so überzeugend wirkenden Vorurteile dadurch, daß gerade Sostratos sich in jeder Hinsicht als Ehrenmann erweist, der nicht nur den persönlichen Verdacht gegen ihn, sondern auch die

---

[156] Men., *Dysk.* 256–258: (Da.:) ...ἔρχετ' ἀνακάμψας πάλιν. / (Go.:) ὁ τὴν χλανίδ' ἔχων οὗτός ἐστιν ὃν λέγεις; / (Da.:) οὗτος. (Go.:) κακοῦργος εὐθὺς ἀπὸ τοῦ βλέμματος. – Schon die χλανίς, der feingewobene Wollmantel, der den müßigen und modisch eleganten Städter erkennen läßt, ist dem arbeitenden Landmann suspekt (vgl. Handley 1965: *ad loc.*).

[157] In den *Phgn.* gelten tiefliegende Augen als Kennzeichen für Übeltäter (κακοῦργοι), wie am Affen zu erkennen sei (811^{b}22f.). Da Menander aber von „Blick" (βλέμμα) spricht, meint er wohl kaum ein solches anatomisches Merkmal. Obwohl der Blick kein eigentlich der Physiognomie zugeordnetes Phänomen ist, wird auch er in den physiognomischen Schriften behandelt (für die in den *Physiognomonica* beschriebenen Varianten des Blicks und ihrer Deutungen siehe die Übersicht im Anhang, S. 497). – Vgl. für das Lesen des Blicks auch Philetairos *fr.* 5 K.-A.: „O Zeus, welch schmelzenden und sanften Blick er hat" (ὡς τακερόν, ὦ Ζεῦ, καὶ μαλακὸν τὸ βλέμμ' ἔχει) und Antiphanes *fr.* 232 K.-A.: „alles andere, Pheidias, mag einer wohl verbergen können außer zwei Dingen: wenn er Wein trinkt und wenn er verliebt ist. Beides verrät er nämlich durch Blick und Worte" (κρύψαι, Φειδία, / ἅπαντα τἆλλά τις δύναιτ' ἂν πλὴν δυοῖν, / οἶνόν τε πίνων εἰς ἔρωτά τ' ἐμπεσών. / ἀμφότερα μηνύει γὰρ ἀπὸ τῶν βλεμμάτων / καὶ τῶν λόγων ταῦτθ'). – Vgl. auch Aristoph. *Eq.* 1239, wo der Wursthändler auf die Frage, was er in der Ringschule gelernt habe, antwortet: „beim Stehlen zu schwören, ich hätte es nicht getan, und dabei ⟨dem anderen⟩ in die Augen zu schauen" (κλέπτων ἐπιορκεῖν καὶ βλέπειν ἐναντίον).

Vorurteile gegen alle Städter widerlegt und Gorgias selber am Ende durch Ehestiftung zum reichen Städter macht.

Menander spielt auf diese Weise nicht nur mit den Erwartungen seiner Bühnenfiguren, sondern auch mit denen seines Publikums, die sich auf feste, unveränderliche Charaktertypen einstellen. Dazu helfen in der Neuen Komödie besonders die Masken, da sie sich bestimmten Grundtypen zuordnen lassen.[158] Diese Zuordnung geschieht in den Masken zum Teil mit der Hilfe physiognomischer Deutungsmuster, weshalb sie hier näher zu betrachten sind. Entsprachen in der Klassik die Masken von Tragödie und Komödie (und dem Sonderfall Satyrspiel) ganz dem Gegensatz von Ideal- und Gegenbild,[159] so werden die Masken der Mittleren und Neuen Komödie zu Typenmasken. In der nachklassischen Tragödie ist diese Entwicklung nicht zu beobachten; die Masken unterscheiden sich hier von den klassischen nicht typologisch, sondern stilistisch. Ihr herausragendes Merkmal ist ein betonter ὄγκος, eine von der Stirn sich erhebende dreiecksförmige Haarpartie, die die Proportionen des Gesichts stark verändert und dabei auch die Maske im Verhältnis zum Körper grotesk groß erscheinen läßt. Zugleich wird das Pathos im Gesichtsausdruck deutlich gesteigert. Die Bühnenfiguren und damit auch die Masken der Mittleren und Neuen Komödie setzen jedoch nicht die Tradition der Alten fort, sondern stellen ein ganz neues, eigenes Konzept vor. Menschen werden so dargestellt, wie sie sind, allerdings einer gewissen Klassifikation unterworfen, die durch ihr Alter, ihre soziale Stellung, aber auch ihre charakterliche Veranlagung gegeben ist. „In Aristotelian terms, New Comedy was to represent men as neither worse than they really are (like Aristophanes), nor better than they really are (like Sophocles), but as they are – like Euripides. The masks of New Comedy evolved in accordance with this thinking. Their purpose was not to idealize or caricature, but to express something of how people really are.“[160]

Eine physiognomische Deutung der Masken der Neuen Komödie anhand der erhaltenen Maskenformen in Reliefs, Mosaiken, Terrakotten oder an Schauspielerdarstellungen ist insofern problematisch, als

---

[158] Vgl. Raina 1989.

[159] Vgl. oben Kap. II.2, 66–70.

[160] Wiles 1991: 68.

die Wirkung der Masken auf das zeitgenössische Publikum nicht mehr rekonstruiert werden kann, da zu viel vom Kontext dieser Maskendarstellungen verloren ist. Eine bessere Ausgangslage ergibt sich für den Maskenkatalog des Pollux,[161] von dem wir zwar nicht wissen, auf der Basis welcher Auswahlkriterien[162] und zu welchem Zweck er erstellt wurde, so daß er nicht unbedingt als repräsentatives Zeugnis angesehen werden kann. Er bietet jedoch für unsere Fragestellung den Vorteil, daß er Körpermerkmale und Charakterzüge explizit miteinander verbindet – wenn auch nur bei wenigen Beispielen. Für die Neue Komödie führt Pollux insgesamt 44 Maskentypen an: neun alte und elf junge Männer, sieben Sklaven, drei alte und vierzehn junge Frauen. Die Benennung der einzelnen Typen erfolgt weitgehend nach Alter (alt und jung), Hautfarbe (hell und dunkel) oder Haar- und Barttracht (lockig, geschoren, halbgeschoren, bartlos, usw.). In den Beschreibungen überwiegen ebenfalls Angaben zu

---

[161] Julius Pollux gibt im späten 2. Jh. n. Chr. im vierten Buch des *Onomastikon* einen Katalog der Theatermasken von Tragödie (28 Typen), Satyrspiel (4 Typen) und Komödie (44 Typen). Die Quelle für diese Liste ist vermutlich nicht später als hellenistisch (vgl. Webster/Green/Seeberg 1995: I,6; Pickard-Cambridge/Gould/Lewis 1988: 177–179); aus welcher Zeit und welchem Kontext sie stammt, und wie nahe Pollux ihr steht, ist jedoch unklar (vgl. Nesselrath 1990: 83–88). – Die grundlegenden modernen Sammlungen des umfangreichen Materials an Theatermasken-Darstellungen gliedern nach Pollux' Kriterien (vor allem Webster/Green/Seeberg 1995, wichtig auch Bernabò Brea 1981). Allerdings ist dieses Verfahren nicht nur methodisch, sondern auch in der Anwendung problematisch: Etliche erhaltene Masken entziehen sich der Einteilung nach Pollux' System, und einige der von Pollux genannten Typen konnten bisher nicht nachgewiesen werden. Zudem ist auch die Vielfalt der Charaktere bei Menander so groß, daß sie sich nicht leicht in das starre Gerüst einer Typisierung nach Pollux zwängen lassen. Vgl. Brown 1987, Blume 1994 und 1998: 70–74.

[162] Selbst die Herausgeber des Corpus der Masken der Neuen Komödie ziehen die Möglichkeit in Betracht, daß es sich um eine rein zufällige Zusammenstellung handeln könnte: „Margaret Bieber's more pessimistic view [...], that Pollux' source is the chance record of the wardrobe of some acting troupe of a previous century, has a salutary coolness, but it has less general probability, and, even if it were true, the degree of standardization necessary in the visual signals of the comic stage of Antiquity would give the document some value.“ (Webster/Green/Seeberg 1995: I,6).

Haar- und Barttracht, Haut- und Haarfarbe, Form der Augenbrauen, bisweilen ergänzt durch Aussagen zu Körperbau und -haltung oder Bekleidung. Daraus läßt sich entnehmen, daß das Code-System, mit dem Typen von Bühnencharakteren angezeigt wurden, – wie nicht anders zu erwarten – in weithin sichtbaren Zügen von Maske und Kostüm zum Ausdruck kam. Nur in Ausnahmefällen wird durch die Bezeichnung auf den Charakter oder die Rolle verwiesen. So heißt der erste junge Mann „vortrefflichster“ (πάγχρηστος, 146; auch der erste junge Mann der Tragödie trägt diese Bezeichnung, 135), der fünfte junge Mann „bäurisch“ (ἄγροικος, 147), der achte und neunte „Schmeichler und Parasit“ (κόλαξ δὲ καὶ παράσιτος, 148), die erste junge Frau „geschwätzig“ (λεκτική, 152); eine Variante davon ist die sechste junge Frau, die „graumelierte geschwätzige“ (σπαρτοπόλιος λεκτική, 153). Zweimal gibt der Name einer Maske den Beruf bzw. die Tätigkeit im Stück an: Der achte alte Mann ist „Zuhälter“ (πορνοβοσκός, 145), die dritte alte Frau „Haushälterin“ (οἰκουρός, 151). Die erste alte Frau wird außerdem als „mager oder wölfisch“ (ἰσχνὸν ἢ λυκαίνιον, 150) bezeichnet, womit ihr Aussehen in einem Tiervergleich beschrieben wird, wie es so oft auch in der Physiognomik der Fall ist.

Die Körpermerkmale, die diesen Charakteren zugeordnet werden, sind in vielen Fällen naheliegend, wie z.B. die sonnengebräunte dunkle Hautfarbe von tüchtigen Athleten und mutigen Kriegern, im Gegensatz zur bleichen Haut von Frauen und verweichlichten, feigen Männern. Diese Unterscheidung, die quer durch die griechische Kulturgeschichte eines der Standardmotive für die Abgrenzung der Geschlechter und der Mutigen von den Feigen ist, und die auch in den *Physiognomonica* belegt ist,[163] findet sich auch in Pollux' Katalog der Masken der Neuen Komödie: Der erste alte Mann (143) und der „verzärtelte“ vierte junge Mann (147) sind hellhäutig, der „vortrefflichste“ erste (146) und der „bäurische“ fünfte junge Mann (147) hingegen haben beide einen sonnengebräunten Teint, scheuen also keineswegs die körperliche Betätigung im Freien – der eine als ehrenwerten Sport, der andere als weniger ehrenwerte Feldarbeit zum Broterwerb. Auch der Schmeichler und der Parasit sind dunkel, aber nicht dunkler als man es durch den Sport in der

[163] Vgl. Anm. zu 812ᵃ12–15.

Palästra wird, wie ausdrücklich betont wird (οὐ μὴν ἔξω παλαίστρας, 148). Unter den jungen Frauen wird bei den ersten fünf auf einen unterschiedlichen Grad von weißer Hautfarbe hingewiesen, wie es sich für Frauen gehört; nur die achte ist „rötlicher" (ἐρυθρότερον).

Eine weiter ins Detail gehende Parallelisierung der physiognomischen Beschreibungen der Charaktertypen in den *Physiognomonica* und Pollux' Maskenkatalog wurde mehrfach versucht, ist aber methodisch problematisch. Zum einen gibt es bei den wenigen Charaktertypen, die Pollux nennt, nur eine einzige Überschneidung mit den *Physiognomonica*: Geschwätzigkeit.[164] Unter den Körpermerkmalen gibt es naturgemäß mehr Übereinstimmungen, aber es ist fraglich, ob die Charakterzuweisung, die anhand der *Physiognomonica* getroffen werden könnte, in jedem Fall auch auf den Maskentypus bei Pollux zutrifft.[165] Wiederum soll nur ein Beispiel genauer betrachtet werden, um diesen Sachverhalt anschaulich zu machen. Der Maskentyp der Kupplerin ist identifizierbar anhand eines Mosaiks aus Pompeji, das die Eingangsszene von Menanders *Synaristosai*, die *Frauen beim*

---

[164] In den *Phgn.* wird als einziges Körpermerkmal für Geschwätzigkeit die dichte Bauchbehaarung erwähnt (vgl. Anm. zu 806^{b}18–21); bei Pollux 152 ist die Maske der schwatzhaften jungen Frau περίκομος, ‚ringsum behaart', und zwar entweder mit am Gesicht anliegenden oder mit gelockten Haaren; sie hat außerdem gerade Augenbrauen und eine weiße Hautfarbe. Ob man allerdings die von den Vögeln abgeleitete dichte Bauchbehaarung der *Phgn.* mit der kräftigen Haarpracht der Maske bei Pollux ohne weiteres in Verbindung setzen darf, ist eine Ermessensfrage.

[165] Die Parallelen zwischen dem Maskenkatalog und den *Physiognomonica* haben bisher Webster 1949 und Krien 1955 untersucht. Krien hat vergleichbare Kriterien wie Hautfarbe, Haarbeschaffenheit u.a. aus beiden Texten isoliert und miteinander in Verbindung gebracht – ein methodisch äußerst fragwürdiges Verfahren, da es auf eine simple Addition von Korrelationen zwischen Körpermerkmal und Charakterzug hinausläuft (zur Kritik an dieser Vorgehensweise siehe unten den Exkurs), noch dazu ausschließlich von zwei Texten ausgehend, die jeweils als Quellen in sich schon problematisch sind. Webster gelangt zu wesentlich wertvolleren Ergebnissen, da er sich weniger von der Deutung der Maskentypen durch die *Physiognomonica* leiten läßt, als vielmehr eine Zuordnung der Maskentypen zu den Figuren der bekannten Komödien unternimmt und die Masken mit Beschreibungen aus den Komödientexten verbindet.

Frühstück, darstellt (Taf. XIV,1).[166] Drei Frauen sitzen an einem kleinen Tisch, die durch ein späteres Mosaik mit derselben Darstellung und Namensbeischriften[167] dem verlorenen Stück zugeordnet und als die alte Kupplerin Philainis, das Mädchen Plangon und die Hetäre Pythias identifiziert werden können. Die Maske, die Philainis hier trägt, ist in einer späthellenistischen Maske aus Delos zu erkennen (Taf. XIV,2), die zusammen mit zwei anderen Maskentypen (dem jungen bäurischen Mann und einem jungen Mädchen) den Fuß eines Kohlebeckens schmückte.[168] Derselbe Maskentyp wird auch von der Terrakotta-Figur einer alten Frau getragen, die aus einem in Tarent gefundenen Model von ca. 300 v. Chr. modern abgegossen wurde (Taf. XIV,3): Die großen, auseinanderstehenden Augen mit hohen Brauenbögen, die platte breite Nase, die hervorstehenden Wangen und der breite Mund der Maske stechen expressiv aus dem Gewand heraus, in das die Figur völlig eingehüllt ist; die um den Kopf gelegte Kapuze hält sie mit beiden Händen, die ebenfalls völlig im Gewand verschwinden, stramm festgezogen. Dieser Typus der alten Kupplerin kann möglicherweise dem Maskentyp der ‚wölfischen Alten' im Katalog des Pollux zugeordnet werden,[169] die folgendermaßen beschrieben ist: „die wölfische Alte hat ein längliches Gesicht, feine und dichte Runzeln, weiß(-haarig), bläßlich, mit schielendem Blick".[170] Die weißen Haare und die Runzeln sind auf dem Mosaik und in der Maske aus Delos gut zu sehen; die schielenden Augen mag man in den weit auseinanderstehenden Augen der Terrakottafigur wiedererkennen, deren Pupillenmarkierung einen myoptisch in verschiedene Richtungen weisenden Blick erzeugt. Allerdings wird man das Gesicht auf den Masken kaum als länglich bezeichnen können, so daß der

---

166 Es wird auf das späte 2. Jh. v. Chr. datiert und folgt einer Vorlage von ca. 300 v. Chr. – Vgl. Webster/Green/Seeberg 1995: I,94 (Nr. XZ 37) und II,186 (Nr. 3DM 1) mit Auswahlbibliographie.

167 Bodenmosaik aus Mytilene, Haus des Menander; nach 350 n. Chr.; Abbildung und Literatur bei Green/Handley 1995: 79 Abb. 51.

168 Webster/Green/Seeberg 1995: II,265 (Nr. 3 XV 5) mit Bibliographie; vgl. Green 1994: 125–127.

169 So Webster/Green/Seeberg 1995: I,35–37.

170 Pollux, *Onomast.* 4,150f.: τὸ μὲν λυκαίνιον ὑπόμηκες· ῥυτίδες λεπταὶ καὶ πυκναί· λευκόν, ὕπωχρον, στρεβλὸν τὸ ὄμμα.

Maskentyp nicht mit letzter Sicherheit Pollux' Beschreibung zugeordnet werden kann.

Die drei Darstellungen der Maske jedenfalls zeigen, wie wenig aussagefähig hinsichtlich einer Charakterisierung der Figur die Auswahl der Kriterien von Pollux ist. Er nennt nur distinktive Unterschiede zu anderen Maskentypen (und diese klassifikatorische Betrachtungsweise ist schließlich auch sein dezidiertes Anliegen); sofern die Figur aber zu einer physiognomischen Deutung einlädt, tut sie das eher aufgrund anderer Merkmale, wie etwa der Augenbrauen, der von Runzeln zerfuchten Stirn, der platten Nase und dem hervorstehenden Kinn. Ferner ist die Körpersprache der ganzen Figur wohl am ausdrucksvollsten: Das durch die Maske häßlich verzerrte Gesicht sticht aus der sorgfältigen Verhüllung des restlichen Körpers hervor, der krampfhafte Griff der Faust oder Fäuste ins Gewand und der aufgrund des krummen Rückens vorwärts gereckte Kopf vermitteln den Eindruck von jemandem, der sich in anderer Leute Angelegenheiten hineindrängt. Der Schauspieler bringt also durch seine bewegte Körpersprache, die hier wie in einer Momentaufnahme festgehalten ist, die Aktivitäten der von ihm verkörperten Rolle ebenso zum Ausdruck wie durch die Worte, die ihm der Verfasser des Stückes in den Mund legt. Es ist also vordringlich die Rolle im Stück, die den Charakter der Bühnenfigur erkennen läßt, weniger ihre äußerliche Darstellung durch Kostüm und Maske. Der Charakter einer Bühnenfigur kann demnach aus der Lektüre des Textes allein erkannt werden; weder seine Benennung noch sein Maskentypus noch die Umsetzung der Rolle in einer Aufführung sind notwendige Voraussetzungen zum Verständnis der antiken Dramen.[171] Der Stellenwert einer physiognomischen Deutung der Maske ist damit gering. Vielmehr entspricht der Umgang mit der Charakterzeichnung auf der Bühne der Neuen Komödie ganz dem Umgang mit Charaktertypen in der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles oder den *Charakteren* Theophrasts: Die charakter- oder rollentypische Festlegung bezieht sich auf das Verhalten, das Äußere hat demgegenüber eine weit untergeordnete Funktion.

---

[171] Das hat zuerst Brown 1987 in dieser Deutlichkeit formuliert; Wiles 1991 hingegen geht von der Priorität der Maske als eines jeweils neuen komplexen Zeichensystems aus.

Mit diesem letzten ausführlichen Beispiel soll der kulturhistorische Überblick abgeschlossen werden. Die Grundlinien – Ideal- und Gegenbild, Individualporträt und Charaktertypus – konnten aufgezeigt und historisch eingeordnet werden. Ihnen ist im weiteren Verlauf der antiken Literatur- und Kunstgeschichte nichts eigentlich Neues mehr hinzugefügt worden, sondern sie laufen in unterschiedlicher Gewichtung parallel zueinander weiter. Vor allem im Späthellenismus ist das Interesse am Individuum und seiner einzigartigen Ausprägung innerhalb eines Typus zu beobachten, während in der augusteischen Zeit daneben ein neues klassizistisches Idealbild geschaffen wird.

Der Abbruch des kulturhistorischen Überblicks an dieser Stelle ist auch aus zeitlichen Gründen gerechtfertigt, da hier der Hintergrund für ein Verständnis der physiognomischen Vorstellungen in den *Physiognomonica* dargestellt werden sollte, die (wahrscheinlich) in die Dekaden um 300 v. Chr. zu datieren sind (siehe Kap. IV.2).

Auch aus methodischen Gründen ist das zuletzt erörterte Beispiel geeignet, einen Schlußpunkt zu setzen. Die Deutung des Maskentypus der ‚alten Kupplerin' hat gezeigt, wie wenig aussagekräftig letztlich eine praktisch-physiognomische Deutung anhand der theoretisch-physiognomischen Texte ist, die damit in Verbindung gesetzt werden können – d.h. der Maskenkatalog bei Pollux und die *Physiognomonica.* Diese Thematik wird später im Exkurs zur Bildnisinterpretation noch einmal aufgegriffen; zuvor sollen aber die Prinzipien der *Physiognomonica* selbst genauer untersucht werden.

III. Physiognomische Theorie, Praxis und Methoden in den *Physiognomonica*

1. Die Praxis der Physiognomik und verwandter semiotischer Disziplinen

Im weitesten Sinne als Weltdeutung aus sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen verstanden ist Semiotik in allen Bereichen griechischen Denkens von der Frühzeit an gegenwärtig[1] – man betrachte nur die Häufigkeit des betreffenden Vokabulars, das über alle Autoren und Themenbereiche verbreitet ist: χαρακτήρ ‚Prägezeichen', σημεῖον oder τεκμήριον ‚Indiz', ‚Zeichen', ‚Kennzeichen', ‚Anzeichen', τεκμαίρεσθαι ‚aus Indizien schließen' sind die wichtigsten Begriffe in diesem Wortfeld.[2] Einzelne Bereiche dieses weiten

---

1 Zahlreiche Beispiele semiotischen Denkens aus Medizin, Geschichtsschreibung und vorsokratischer Philosophie behandelt Diller 1932 in einem Aufsatz, der das Fragment 59 B 21a D.-K. von Anaxagoras zum Titel hat: ὄψις ἀδήλων τὰ φαινόμενα („was zutage tritt, ist äußere Erscheinung dessen, was unklar ist"). Diller betrachtet das Fragment als generelle Formulierung der Phänomenologie im griechischen Denken des späten 5. Jh. v. Chr., die sich den Analogieschluß als wissenschaftliches Werkzeug entwickelt habe. Vgl. dazu jedoch Lloyd 1966: 338f., der dieses „obscure, but highly important dictum" von Anaxagoras eher auf konkrete Theorien zu einzelnen Naturphänomenen bezogen sehen will.

2 Einen Eindruck von der Vielfalt der Kontexte geben die Beispiele bei Burnyeat 1982: 191: „The notion of sign itself is of course virtually as old as the Greeks' habit of giving grounds or evidence for their assertions. The term ‚sêmeion' may be found in tragedy, in the orators, in the historians, in the medical writers, in the philosophers. Reporting the illegal burial of Polyneices, a sentry says, ‚There were no signs of any beast or dog having come and mauled the body' (Soph. *Ant.* 257–8). Near Heracleia is a place ‚where

Spektrums von Anwendungen des Zeichenschlusses können hier ebensowenig genauer behandelt werden wie die Entwicklung der Theorie der Zeichenlehre seit Aristoteles, die bei den hellenistischen Philosophen einen Höhepunkt erreichte.[3] Vielmehr soll hier nur auf diejenigen semiotischen Verfahren verwiesen werden, die mit der physiognomischen Semiotik in direkten Zusammenhang gebracht werden können.

Das ist zum einen die Mantik: die Deutung von Zeichen, in denen die Menschen Botschaften von den Göttern zu erhalten meinen, die sie aber nicht unmittelbar verstehen können, wie z.B. Vogelzeichen, Träume, Orakel. Heraklit beschreibt die Tätigkeit des Orakels von Delphi bezeichnenderweise mit dem Verb σημαίνειν: „Der Gott, dem das Orakel von Delphi gehört, spricht weder aus noch verbirgt er, sondern er gibt Zeichen" (οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει, *fr.* 22 B 93 D.-K.). Aus der umgekehrten Perspektive, nämlich der der menschlichen Rezipienten, kennzeichnet Alkmaion die Erkenntnisfähigkeit des Menschen als Erschließen (τεκμαίρεσθαι) im Gegensatz zur Gewißheit (σαφήνεια) der Götter (*fr.* 24 B 1 D.-K.). Alkmaion, der aus der berühmten Ärzteschule in Kroton hervorgegangen ist, erschließt denn auch aus sichtbaren Phänomenen die frühesten erhaltenen medizinischen Theorien zu Gesundheit und Physiologie des Menschen.[4] Damit ist der zweite Bereich angewandter Semiotik angesprochen, der für die Physiognomik von unmittelbarer Bedeutung ist:

---

they now show the signs of Heracles' descent to Hades' (Xen. *Anab.* VI 2.2). An orator pleads, ‚Don't seek any other test of my good will but the signs furnished by my present conduct' (Andoc. 2.25). The accused argues that the fact that a man was not stripped is not a sign that he was not murdered for his clothing (Antiphon I 2.5). Any number of persons marshal grounds for a claim by saying ‚Here are the signs for it', or words to that effect (e.g. Aristoph. *Nub.* 369; Diog. Apoll. *fr.* 4; Hipp. *VM* 18.1–2; Isoc. *Paneg.* 86; Pl. *Theaet.* 153A), where the signs which follow are as likely to be abstract and argumentative as concrete and observational." Vgl. Hankinson 1997. – Ein zentrales Verfahren ist die Zeichendeutung im Sinne einer prognostischen Erkenntnis aus Anzeichen in Gegenwart und Vergangenheit in der Geschichtsauffassung des Thukydides, der darin methodisch den hippokratischen Ärzten nahe steht; vgl. Rechenauer 1991.

[3] Vgl. z.B. Burnyeat 1982, Sedley 1982.

[4] Vgl. Longrigg 1993: 47–81.

die Medizin. Physiognomiker und Mediziner gehen beide vom körperlichen Erscheinungsbild eines Menschen aus, der eine auf der Suche nach konstanten individuellen Merkmalen, die auf die Naturanlage schließen lassen, der andere im Hinblick auf Veränderungen, die die natürliche Konstitution des Patienten durch eine momentane Krankheit erfahren hat.

Beide Bereiche, Mantik und Medizin, stehen miteinander in enger Verbindung. Denn auch in der wissenschaftlich-rationalistischen hippokratischen Medizin hat die medizinische Semiotik ein divinatorisches Element. Die Aufgabe des Arztes ist nicht nur das Erstellen einer Diagnose und das Einleiten einer entsprechenden Therapie – der hippokratische Arzt ist sich sehr wohl dessen bewußt, daß sein Eingreifen oft vergeblich ist –, sondern seine Kunst wird vor allem daran gemessen, daß er die zutreffende Prognose stellt.[5] Der locus classicus hierzu ist das elfte Kapitel des ersten hippokratischen *Epidemienbuches:* „⟨Der Arzt soll⟩ sagen, was vorher war, erkennen, was gegenwärtig ist, voraussagen, was künftig sein wird; diese Kunst ⟨muß er⟩ üben." (λέγειν τὰ προγενόμενα, γινώσκειν τὰ παρεόντα, προλέγειν τὰ ἐσόμενα· μελετᾶν ταῦτα). Nicht zufällig greift diese Formulierung für die Verbindung von Wissen um Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft die althergebrachte hexametrische Formel ‚τά τ' ἐόντα, τὰ ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα' auf, mit der Homer das Wissen des gottbegnadeten Sehers Kalchas (*Il.* 1,70) und Hesiod das der Musen beschreibt (Hes. *Th.* 38) und die zur Bezeichnung von Allwissenheit topisch wird.[6] Schon durch diese sprachlichen Anklänge an altehrwürdige divinatorische Kontexte wird das prognostische Wissen des Arztes – das nicht mehr durch göttliche Begabung, sondern durch selbst erworbene technische Fachkompetenz errungen wird – auf eine höhere Ebene erhoben als gewöhnliche menschliche Fähigkeiten. Bedeutung, Umfang und Verfahrensweisen bei der Prognose werden

---

[5] Auch Galen definiert die praktische Tätigkeit des Arztes durch die drei Begriffe διάγνωσις, πρόγνωσις und θεραπεία (z.B. *De loc. aff.* 4,5 [8,414 K.]); vgl. García Ballester 1981: bes. 16–18 und Nutton 1993.

[6] Weitere Belege für diesen Vers bzw. Teile davon bei West 1966: 166 *ad* Hes. *Th.* 32.

besonders ausführlich in der Schrift *Prognostikon* behandelt,[7] die eingehend das Verfahren der medizinischen Semiotik und die verschiedenen Bereiche der relevanten Zeichen beschreibt. So heißt es im Eingang der Schrift (*Progn.* 2), der Arzt müsse bei seiner ersten Begegnung mit dem Patienten zuerst dessen Gesicht prüfen, ob es dem von gesunden Menschen, und am meisten, ob es dem Gesicht des Patienten selbst (zu ergänzen: als er noch bei voller Gesundheit war) gleicht; dies wäre die beste Ausgangssituation. Ist das Gegenteil der Fall, so ist die Situation ernst: „eine spitze Nase, eingefallene Augen, eingesunkene Schläfen, kalte und zusammengezogene Ohren mit hervortretenden Ohrläppchen, die Haut über dem Gesicht fest und gespannt und ausgetrocknet und die Farbe des ganzen Gesichts bleich oder schwarz." Diese Beschreibung erinnert an das Gesicht eines Toten, d.h. ein solcher Patient ist bereits ‚vom Tode gezeichnet' und durch ärztliche Kunst nicht mehr zu retten (falls nicht, wie der Autor hinzufügt, innerhalb von zwei Tagen eine Besserung einsetzt). Natürlich sind auch andere Symptome heranzuziehen, die nicht auf unmittelbare Ähnlichkeit zu Gesundheit oder Tod hin betrachtet und in den anschließenden Kapiteln ausführlich besprochen werden – dieses eine Beispiel soll jedoch genügen, um das weite Feld der medizinischen Semiotik wenigstens anzudeuten, deren Entwicklung von Hippokrates an näher zu betrachten lohnend wäre; vor allem Galen

---

7 Vgl. den programmatischen Eingangssatz, *Progn.* 1: „Der Arzt muß meiner Meinung nach Vorhersagen treffen: denn wenn er bei den Kranken ⟨noch bevor sie es ihm sagen⟩ erkennt und ausspricht, was der gegenwärtige Zustand ist, was zuvor geschehen ist und was noch geschehen wird, und wenn er das darlegen kann, was die Kranken ⟨in ihrem Bericht⟩ ausgelassen haben, dann wird man ihm wohl eher vertrauen, daß er die Krankheitsumstände kennt, so daß die Kranken sich selbst dem Arzt eher anzuvertrauen wagen." (Τὸν ἰητρὸν δοκεῖ μοι ἄριστον εἶναι πρόνοιαν ἐπιτηδεύειν· προγινώσκων γὰρ καὶ προλέγων παρὰ τοῖσι νοσέουσι τά τε παρεόντα καὶ τὰ προγεγονότα καὶ τὰ μέλλοντα ἔσεσθαι, ὁκόσα τε παραλείπουσιν οἱ ἀσθενέοντες ἐκδιηγεύμενος πιστεύοιτο ἂν μᾶλλον γινώσκειν τὰ τῶν νοσεύντων πράγματα, ὥστε τολμᾶν ἐπιτρέπειν τούς ἀνθρώπους σφᾶς αὐτοὺς τῷ ἰητρῷ.).

hat das Aufspüren der für den Arzt relevanten Symptome und ihrer diagnostischen Bedeutung perfektioniert.[8]

Ausdrücklich physiognomische Beobachtungen finden sich in einzelnen Kapiteln der hippokratischen *Epidemien*. Im zweiten Buch[9] werden verschiedene bleibende Kennzeichen als Hinweise für eine gesunde oder anfällige Konstitution gedeutet (Kap. 5) bzw. Charakterzüge aus ihnen abgelesen, die keinen unmittelbaren Bezug zur medizinischen Diagnose haben (Kap. 6).[10] Im thematisch verwandten sechsten Buch wird die Schwierigkeit einer Differentialdiagnose betont: „Auch guten Ärzten bereiten Ähnlichkeiten, aber auch Widersprüche, Irrwege und Ratlosigkeit. ⟨Es ist zu überlegen,⟩ welche Erklärung gegeben werden kann, und daß auch für den, der die Wege kennt, die Einschätzung schwierig ist; wenn beispielsweise ein Mann einen spitzen Kopf und eine stumpfe Nase hat, überaus trocken, gallig, schwer zum Erbrechen zu bringen, voll schwarzer Galle und jung ist und leichtfertig lebt: es ist schwierig, das alles miteinander in Einklang zu bringen.“[11] Diese Beispiele zeigen die enge Verbindung zwischen eigentlich medizinischer und physiognomischer Semiotik in der praktischen Anwendung durch Ärzte. Das liegt auch nahe, wenn

---

[8] Vgl. Nutton 1993 und García Ballester 1981: 24–46, der Galens Untersuchungsmethode der Beobachtung von Symptomen, der Befragung und der logischen Schlußfolgerung aufgrund fundierter pathologischer und anatomischer Kenntnisse beschreibt.

[9] Buch II der *Epidemien* gehört möglicherweise zur älteren Schicht des Corpus Hippocraticum aus dem Ende des 5. Jh. v. Chr.; vgl. Smith 1994: 1–10. Eine sichere Datierung ist allerdings nicht möglich, und ein wesentlich späteres Datum wäre nicht auszuschließen. Wie zuletzt Smith 1994: 10 darlegt, kann nur Buch I der *Epidemien* aufgrund der Übereinstimmung von Patientennamen mit inschriftlichen Magistratslisten auf Thasos einigermaßen sicher in die Zeit um 410 v. Chr. datiert werden; die Ähnlichkeit der Sichtweise in den anderen Büchern läßt es möglich erscheinen, daß sie in zeitlicher Nähe zu Buch I entstanden sind.

[10] Siehe unten Kap. IV.4, S. 210 Anm. 73.

[11] Hipp. *Epid.* 6,8,26: Ἀγαθοῖσι δὲ ἰητροῖσιν, αἱ ὁμοιότητες πλάνας καὶ ἀπορίας, ἀλλὰ τἀναντία. ἡ πρόφασις, οἵη· ὅτι χαλεπόν ἐστιν ἐκλογίσασθαι εἰδότα τὰς ὁδούς· οἷον εἰ φοξός, εἰ σιμός, ὑπόξυρος, χολώδης, δυσήμετος, χολώδης μέλας, νέος εἰκῇ βεβιωκώς, ἅμα ταῦτα πρὸς ἄλληλα ξυνομολογήσασθαι χαλεπόν.

man bedenkt, daß die körperlichen Symptome (also der Bereich der Zeichen oder Signifikanten) dieselben sind wie in der medizinischen Semiotik und daß für den praktizierenden Arzt die Signifikats-Bereiche Krankheit und Veranlagung eng zusammenhängen. Aufgrund dieser inneren Verwandtschaft von Medizin und Physiognomik überrascht es nicht, daß Galen Hippokrates für den Erfinder der Physiognomik hielt (*Quod animi mores* 7, [4,798 K.]).

Die Veranlagung (φύσις) wird nach der Vorstellung der frühen Ärzte auch von den äußeren Lebensbedingungen beeinflußt. Diese Theorie, die medizinische Diagnostik mit ethnologischem Interesse verbindet, wird in der hippokratischen Schrift *Über Luft-, Wasser- und Ortsgegebenheiten* (*Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων*) ausführlich dargelegt: Klima und geographische Lage sowie Beschaffenheit von Wasser und Boden haben Einfluß auf das körperliche und charakterliche Erscheinungsbild der verschiedenen Völker. Herodot verfolgt in ethnologischen Partien seines Geschichtswerkes einen ähnlichen Ansatz, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß beide Schriften, die zudem ungefähr zur selben Zeit verfaßt worden sein dürften, hinsichtlich dieser Überlegungen in Kenntnis voneinander entstanden sind.[12] Die Theorie geht von humoralpathologischen Zusammenhängen zwischen der Säftekonstitution der Menschen und deren Beeinflussung durch von außen einwirkende Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit aus. Vor allem die Beschaffenheit des Trinkwassers (z.B. aus stehenden Gewässern oder Flüssen) interagiert mit den Säften im Menschen und begünstigt bestimmte Krankheiten (*Aer.* 1–11); die durch die geographische Lage gegebenen klimatischen Bedingungen einer ganzen Region wiederum begünstigen eine spezifische körperliche und charakterliche Natur ganzer Völker und Volksstämme (*Aer.* 12–24). Gerade in diesem zweiten Teil des Traktats werden ausführlich Unterschiede in Physiognomie und Charakter einzelner Volksstämme beschrieben und auf gemeinsame Ursachen zurückgeführt;

[12] Vgl. die ins Detail gehenden Übereinstimmungen in der Beschreibung der als Frauen sich kleidenden Männer bei den Skythen (Hdt. 1,105 und Hipp. *Aer.* 22) sowie in der Theorie, daß ein weicher Boden die Bevölkerung verweichlicht (Hdt. 9,122 und Hipp. *Aer.* 24,45–53).

die Schrift ist daher eine wichtige Quelle für spätere physiognomische Deutungen, weil sie Erklärungsmodelle für sie bereitstellt.[13]

Das neue Interesse an der Vielfalt der menschlichen Charaktere, das diese ethnologischen Aussagen widerspiegeln, kann auch im Wandel der Darstellungen vom Menschen in der Kunst und Literatur der Spätklassik nachgewiesen werden.[14] Es ist kein Zufall, daß das literarische und plastische Bildnis des Sokrates, das mit den Möglichkeiten physiognomischer Deutung spielt, gerade in dieser Zeit kreiert wurde.[15] Im Zusammenhang mit diesem von den Sokratikern entworfenen Bild ist auch eine Anekdote überliefert, die das früheste Zeugnis einer professionellen praktischen Ausübung physiognomischer Charakterdiagnose darstellt. Zwei Passagen bei Cicero (*De fato* 10 und *Tusc.* 4,80) sowie vereinzelte spätere Quellen, die sich alle auf den verlorenen Dialog *Zopyros* des Sokrates-Schülers Phaidon von Elis zurückführen lassen,[16] belegen das öffentliche Auftreten eines Physiognomikers namens Zopyros[17] in Athen. Er soll von sich behauptet haben, er könne aus dem Erscheinungsbild von Körper, Gesicht und Augen den Charakter und das Wesen eines jeden Menschen erkennen.[18] Das einzige überlieferte Bruchstück seines physio-

---

[13] Auf ähnliche Gedanken bei Platon (bes. in *Leg.*, *Crit.*, *Tim.*) wurde bereits hingewiesen; siehe oben Kap. II.4, S. 91f.

[14] Siehe oben Kap. II.4.

[15] Siehe oben Kap. II.3, S. 77–86.

[16] Den Nachweis, daß unsere Kenntnis der Zopyros-Anekdote auf Phaidon aus Elis zurückgeht, führt Rossetti 1980, der auch alle direkten und indirekten Zeugnisse zum Dialog *Zopyros* angibt. Giannantoni 1990 führt unter den Fragmente des Phaidon nur die direkten Zeugnisse an (I,487–494 = SSR III.A), bespricht die indirekten aber im Kommentar im Rahmen seines Referats der Forschungsdiskussion zu Phaidon und zum *Zopyros* (IV,115–127). – Zu Phaidon aus Elis vgl. auch v. Fritz 1938 und Kahn 1996: 9–12.

[17] Der Name Zopyros weist auf persische Herkunft (vgl. Gisinger 1972: 765). Zu Zopyros vgl. Foerster 1893: I,vii–xii, Gisinger 1972, Yalouris 1986: 5–7, Degkwitz 1988: 13–15, Böhme (mit problematischer Deutung) 1995: 114–118.

[18] So beschreibt Cicero die Tätigkeit des Zopyros an beiden Stellen: „Zopyrus physiognomon, qui se profitebatur hominum mores naturasque ex corpore, oculis, vultu, fronte pernoscere“ („Der Physiognomiker Zopyros, der von sich behauptete, Charakter und Wesen der Menschen aus Körper, Augen,

gnomischen Wissensschatzes ist aus der Anekdote seiner Begegnung mit Sokrates bekannt. Demnach diagnostizierte er bei ihm Dummheit und Einfalt, weil er „an der Kehle keine Einbuchtung zwischen den Schlüsselbeinen habe", und Lüsternheit.[19] Den Umstehenden, die Zopyros wegen seines offensichtlichen Fehlurteils verlachten, gebot Sokrates mit dem Hinweis Einhalt, er sei in der Tat so veranlagt, habe seine Natur aber durch Vernunft überwunden.[20] Dieser Teil der Legende paßt so gut mit anderen Passagen von Sokratikern über die Diskrepanz zwischen Sokrates' häßlichem Äußeren und seiner gött-

---

Gesicht und Stirn zu erkennen", *De fato* 10), und: „Zopyrus, qui se naturam cuiusque ex forma perspicere profitebatur" („Zopyros, der von sich behauptete, das Wesen eines jeden aus der Gestalt zu durschauen", *Tusc.* 4,80).

19 Die einzige Quelle, die das anatomische Detail überliefert, von dem Zopyros bei seinem Schluß ausgeht, ist Cicero, *De fato* 10: „stupidum esse Socraten dixit et bardum, quod iugula concava non haberet, obstructas eas partes et obturatas esse dicebat; addidit etiam mulierosum, in quo Alcibiades cachinnum dicitur sustulisse." („Dumm sei Sokrates, sagte er, und einfältig, weil er keine Einbuchtung in den Schlüsselbeinen habe, denn, sagte er immer wieder, diese Teile seien blockiert und versperrt. Er fügte hinzu, Sokrates sei auch ein Weiberheld, woraufhin Alkibiades in lautes Gelächter ausgebrochen sein soll."). Für die letztgenannte Charaktereigenschaft ist kein Körpermerkmal angegeben. – Dieselbe Korrelation zwischen einer Blockade in den Schlüsselbeinen und Stumpfsinn findet sich auch in den *Physiognomonica* und beim Anonymus Latinus; siehe dazu ausführlich die Anmerkung zu 811ª5–10. – Die Methode des Zopyros, das entscheidende Merkmal herauszufinden, in dem wie in einem Siegel der ganze Charakter erkennbar ist (und nicht etwa additiv mehrere Korrelationen zu verbinden), wird in Traktat B der *Physiognomonica* empfohlen; siehe unten Kap. III.4, S. 147f.

20 Cic. *Tusc.* 4,80: „cum multa in conventu vitia conlegisset in eum [*sc.* Socratem] Zopyrus, qui se naturam cuiusque ex forma perspicere profitebatur, derisus a ceteris, qui illa in Socrate vitia non agnoscerent, ab ipso autem Socrate sublevatus, cum illa sibi insita, sed ratione a se deiecta diceret." („Denn als Zopyros, der von sich behauptete, eines jeden Mannes Wesen aus der Gestalt erkennen zu können, vor einer großen Versammlung die Fehler an ihm aufzählte, wurde er von den übrigen ausgelacht, die jene Fehler an Sokrates nicht sahen, von Sokrates selbst aber wurde er getröstet, indem er sagte, diese Fehler seien ihm angeboren, er habe sie aber durch seine Vernunft abgelegt."). Cicero erwähnt diese Begebenheit in *Tusc.* 4,80 als Beleg dafür, daß die Seele erziehbar sei.

lichen Seele zusammen,[21] daß er möglicherweise ganz auf die Ausgestaltung durch Phaidon zurückgeht.[22] Es gibt jedoch keinen Grund, den Kern der Legende, nämlich die Begegnung zwischen Sokrates und Zopyros, für nicht historisch zu halten. Daß ein Mann namens Zopyros in Athen zu dieser Zeit einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hatte, belegt auch der Titel *Ζώπυρος περικαιόμενος* des Komikers Strattis (*fr.* 9–10 K.-A.), über deren Inhalt allerdings nichts bekannt ist, so daß eine Identifizierung mit dem Physiognomiker nicht gesichert werden kann.[23]

Der Name Zopyros verweist auf den Orient,[24] und möglicherweise darf man die Berichte über Zopyros mit einem Zeugnis bei Diogenes Laertios 2,45 verbinden: „Aristoteles sagt, ein gewisser Weiser (μάγος τις) sei aus Syrien nach Athen gekommen und habe Sokrates sowohl der übrigen Dinge beschuldigt als auch vor allem (gesagt), er werde ein gewaltsames Ende haben" (Φησὶ δ' Ἀριστοτέλης μάγον τινὰ ἐλθόντα ἐκ Συρίας εἰς Ἀθήνας τά τε ἄλλα καταγνῶναι τοῦ Σωκράτους, καὶ δὴ καὶ βίαιον ἔσεσθαι τὴν τελευτὴν αὐτῷ). Diese Geschichte ist mit den anderen, ausführlicheren Berichten über Zopyros gut in Einklang zu bringen. Aristoteles könnte mit seiner kurzen Bemerkung τά τε ἄλλα καταγνῶναι („er habe ihn der übrigen Dinge beschuldigt") auf die Charakterdeutung Bezug genommen haben, die durch die Verbreitung in der sokratischen Literatur weitgehend bekannt gewesen sein dürfte. Das von Aristoteles genannte zweite Ergebnis der physiognomischen Deutung, die Vorhersage eines gewaltsamen Todes, war für die Sokratiker im Rahmen der Diskussionen um Schein und Sein weniger interessant, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn es in den erhaltenen Zeugnissen über die Zopyros-Anekdote nicht belegt ist. Gerade dieser Punkt ist aber für die Praxis der Physiognomik durch den Orientalen Zopyros aufschlußreich. Denn wir wissen, daß Physiognomik als divinatorische Kunst bereits in

---

[21] Dazu ausführlich oben Kap. II.4, S. 78f. und 83f.

[22] So vermutet Gisinger 1972: 768f.

[23] Der Titel könnte sich auch auf einen anderen Zopyros, den Sohn des Megabyxos, beziehen, der sich in den späten 30er Jahren des 5. Jahrhunderts v. Chr. in Athen aufhielt. Er fiel 429 v. Chr. in der Schlacht bei Kaunos, in der er auf der Seite der Athener gekämpft hatte (vgl. Miller 1997: 24,110)

[24] Siehe oben Anm. 17.

Mesopotamien verbreitet war. Zahlreiche akkadische Omentafeln (*šumma alamdimmû*) geben detaillierte Deutungen von Körpermerkmalen, meist als Vorhersagen des persönlichen Geschicks, bisweilen aber auch als Charakterdeutung.[25] Die Praxis der Physiognomik, der diese Texte gleichsam als Handbuch dienten, lebte offenbar bis in römische Zeit fort, wie eine Anekdote bei Plutarch nahelegt: Ein „Chaldäer“[26] habe Sullas Physiognomie „nach den Prinzipien der τέχνη“ geprüft und ihm eine große Zukunft vorhergesagt.[27] Es liegt nahe, hierin einen Hinweis auf die physiognomischen Omina der Babylonier zu sehen.[28] Jedenfalls ergibt die Kombination dieser sehr unterschiedlichen Quellen – der akkadischen Omentafeln mit den Anekdoten über die physiognomischen Prophezeiungen an Sokrates und Sulla – ein kohärentes Bild.[29]

Ein kurzer Satz bei Aristoteles bezeugt die Existenz eines weiteren Physiognomikers in Griechenland: „Ein gewisser Physiognomiker führte alle Erscheinungsformen des Körpers (ὄψεις) auf diejenigen von zwei oder drei Tieren zurück; und oft überzeugte er (*sc.* sein Publikum), wenn er sprach“ (φυσιογνώμων δέ τις ἀνῆγε πάσας εἰς δύο ζῴων ἢ τριῶν ὄψεις, καὶ συνέπειθε πολλάκις λέγων, *Gen. an.* IV.3, 769^{b}20–22). Über diesen Physiognomiker und seine Methode

---

25 Ediert und übersetzt von Kraus 1935.

26 Dieses Toponym ist allerdings nicht notwendig als Herkunftsangabe zu verstehen, sondern kann „ganz allgemein den Magier und Wahrsager“ bezeichnen (Kraus 1935: 14).

27 Plut. *Sulla* 5,5–6: ἱστορεῖται δέ τις ἀνὴρ τῶν μετὰ Ὀροβάζου καταβεβηκότων, Χαλδαῖος, εἰς τὸ τοῦ Σύλλα πρόσωπον ἀπιδὼν καὶ ταῖς κινήσεσι τῆς τε διανοίας καὶ τοῦ σώματος οὐ παρέργως ἐπιστήσας, ἀλλὰ πρὸς τὰς τῆς τέχνης ὑποθέσεις τὴν φύσιν ἐπισκεψάμενος, εἰπεῖν ὡς ἀναγκαῖον εἴη τοῦτον τὸν ἄνδρα μέγιστον γενέσθαι, θαυμάζειν δὲ καὶ νῦν πῶς ἀνέχεται μὴ πρῶτος ὢν ἁπάντων („Es wird berichtet, einer von den Männern, der mit Orobazos angekommen war, ein Chaldäer, habe Sullas Gesicht betrachtet und habe dann – weil er sich mit den Verfassungen des Charakters und des Körpers nicht nur beiläufig auskannte, sondern die Veranlagung nach den Prinzipien der Disziplin (τέχνη) genau geprüft hatte – gesagt, dieser Mann würde zwangsläufig der bedeutendste werden, und er wundere sich darüber, wie er es jetzt aushalte, nicht der erste von allen zu sein.“)

28 Kraus 1935: 14f.

29 Anders Foerster 1893: I,xi Anm. 1.

ist nichts weiter bekannt; er könnte einer der Vorgänger des Verfassers der *Physiognomonica* sein, die zu Beginn von Traktat A aufgrund ihrer Tiervergleich-Methode kritisiert werden.[30]

Ähnlich wie Galen im 2. Jahrhundert n. Chr. Hippokrates als den ‚Erfinder' (πρώτος εὑρετής) der Physiognomik bezeichnet (*Quod animi mores* 7 [4,789 K.]), sieht der Neuplatoniker Porphyrius ein Jahrhundert später Pythagoras als den ersten Physiognomiker (*Vit. Pyth.* 13) an. Nach seinen Angaben hat Pythagoras „niemanden zu seinem Freund oder Schüler gemacht, ohne ihn vorher physiognomisch untersucht zu haben".[31] Laut Diogenes Laertios haben sich auch die Stoiker für Physiognomik interessiert: Kleanthes vertrat die These des Zenon, der Charakter sei aus dem Aussehen zu erkennen, und bewies seine physiognomischen Fähigkeiten, indem er einen Kinäden an seiner Art des Niesens erkannte.[32] Derartige späte Anek-

---

30 Vgl. Anm. zu 805a18–33.

31 Porphyr. *Vita Pythagorae* 13: τὸν δὴ Ἀστραῖον τῷ Πυθαγόρᾳ χαρίζεται Μνήσαρχος. ὁ δὲ λαβὼν καὶ φυσιογνωμονήσας καὶ τὰς κινήσεις καὶ τὰς ἠρεμίας τοῦ σώματος ἐπισκεψάμενος ἐπαίδευεν. ταύτην γὰρ ἠκρίβου πρῶτος τὴν περὶ ἀνθρώπων ἐπιστήμην, ὁποῖος τὴν φύσιν ἕκαστος εἴη μανθάνων. καὶ οὔτ' ἂν φίλον οὔτε γνώριμον ἐποιήσατο οὐδένα πρὶν πρότερον φυσιογνωμονῆσαι τὸν ἄνδρα, ὁποῖός ποτ' ἔστιν („Mnesarchos empfahl den Astraios dem Pythagoras. Der nahm ihn auf, nachdem er ihn physiognomisch untersucht und seinen Körper in Bewegung und Ruhe genau untersucht hatte, und bildete ihn aus. Denn dieses Wissen vom Menschen hatte er als erster geschärft, indem er lernte, wie jeder einzelne hinsichtlich seiner Naturanlage beschaffen sei. Und er machte niemanden zu seinem Freund oder Schüler, ohne den Mann vorher physiognomisch untersucht zu haben, wie er wohl beschaffen sei.") – Einen ähnlichen Bericht bietet Aulus Gellius, *Noct. Att.* 1,9.

32 Diogenes Laertios 7,173: λέγεται δέ, φάσκοντος αὐτοῦ κατὰ Ζήνωνα καταληπτὸν εἶναι τὸ ἦθος ἐξ εἴδους, νεανίσκους τινὰς εὐτραπέλους ἀγαγεῖν πρὸς αὐτὸν κίναιδον ἐσκληραγωγημένον ἐν ἀγρῷ καὶ ἀξιοῦν ἀποφαίνεσθαι περὶ τοῦ ἤθους· τὸν δὲ διαπορούμενον κελεῦσαι ἀπιέναι τὸν ἄνθρωπον. ὡς δ' ἀπιὼν ἐκεῖνος ἔπταρεν, "ἔχω," εἶπεν, "αὐτόν," ὁ Κλεάνθης, "μαλακός ἐστι." („Es heißt, als er [*sc.* Kleanthes] davon sprach, daß es nach Zenon möglich sei, den Charakter aus der äußeren Erscheinung zu erfassen, hätten einige schlagfertige junge Leute zu ihm einen Kinäden gebracht, der durch Feldarbeit abgehärtet gewesen war, und sie hätten ihn aufgefordert,

doten dürfen wohl kaum als authentische Zeugnisse betrachtet werden, geben aber doch einen Eindruck von der Selbstverständlichkeit, mit der ihre Verfasser von der Praxis der Physiognomik ausgingen und sie auch den Geistesgrößen vergangener Zeiten zuschrieben.

Die in diesen Beispielen nachgewiesene, als eine von zahlreichen semiotischen τέχναι praktisch angewandte Physiognomik wird vermutlich durch den oder die Verfasser der *Physiognomonica* erstmals schriftlich festgehalten. Denn obwohl es keine Möglichkeit eines sicheren Nachweises dafür gibt, drängt sich angesichts der Verbreitung der angewandten Physiognomik die Vermutung auf, daß zumindest die Katalogteile des Traktats auf eine aus der physiognomischen Praxis gewonnene Materialsammlung zurückgehen. Auch die methodischen Grundsätze, die in den *Physiognomonica* aufgestellt werden, scheinen aus der angewandten Praxis übernommen zu sein (vgl. Kap. III.4). Noch wichtiger ist aber die Tatsache, daß diese physiognomische Praxis in den *Physiognomonica* durch die Verbindung mit der Syllogistik des Aristoteles methodisch ‚geadelt' wurde. Die erste schriftliche Abhandlung zur Physiognomik in Griechenland verbindet damit die beiden Disziplinen, denen sie aufgrund ihrer semiotischen Natur angehört: Zeichenlehre und Schlußlehre;[33] erstere in der Zusammenstellung von aus der Praxis gewonnenen Erkenntnissen zur Methodik und zu physiognomischen Korrelationen in den Katalogteilen (Kap. III.4–5), letztere in den Darlegungen zu ihrer Anwendung, die ausdrücklich auf Aristoteles zurückgehen (Kap. III.2).

---

sich über dessen Charakter zu äußern. Kleanthes habe den Mann, weil er sich mit ihm überhaupt nicht auskannte, fortgeschickt. Als der beim Weggehen nieste, sagte er: ‚Ich hab' ihn – er ist eine Schwuchtel!'"). – Zum Kinäden vgl. Anm. zu 808ª12.

33 Vgl. Kraus/Spengler 1998: 333f. im Anschluß an ihre Definition des Begriffes ‚Indiz' (zitiert oben in Kap. I, S. 39, Anm. 8): „Das Indiz ist Gegenstand einerseits der allgemeinen Zeichenlehre (Semiotik), in der es als ‚natürliches' Zeichen von den willkürlich gesetzten Zeichen (z.B. Sprachzeichen) abgegrenzt wird, andererseits der Schluß- und Beweislehre, insofern es als Prämisse in Syllogismen oder Enthymeme eingehen kann."

2. Die logische Grundlegung der Physiognomik durch Aristoteles, *Analytica priora* II.27

Bei den Überlegungen zu den logischen Grundlagen der Physiognomik wird in den *Physiognomonica* ausdrücklich auf Aristoteles Bezug genommen, der am Schluß des zweiten Buches der *Analytica priora* (II.27, 70^b7–38) die Physiognomik als Beispiel für das Enthymem anführt und sowohl ihre logischen Voraussetzungen als auch ihr eigentliches Schlußverfahren analysiert.[34]

Kapitel 27 ist das letzte in einer Reihe von Kapiteln, die die Ankündigung in II.23, 69^b9–14 erfüllen: „Wir müssen jetzt erklären, daß nicht nur dialektische und demonstrative Syllogismen durch die genannten Figuren bewirkt werden [d.h. auf den engen Begriff von Syllogismus zurückgeführt werden können, der durch die drei Figuren gegeben ist], sondern auch rhetorische Syllogismen und überhaupt jeder überzeugende Beweis. Denn alle unsere Überzeugungen entstehen entweder durch Syllogismus oder durch Induktion."[35] Nachdem die Kapitel 24 bis 26 von Induktion (ἐπαγωγή), Beispiel (παράδειγμα) und Deduktion (ἀπαγωγή) gehandelt haben, geht es jetzt um das Wahrscheinliche (εἰκός) und das Zeichen (σημεῖον), die beide im Enthymem, dem rhetorischen Syllogismus, eine besondere Reihe spielen.[36] Denn das Enthymem ist ein Schluß aus Wahrschein-

---

[34] Vgl. insbesondere Oehler 1982.

[35] Arist. *An. pr.* II.23, 68^b9–14: ὅτι δ' οὐ μόνον οἱ διαλεκτικοὶ καὶ ἀποδεικτικοὶ συλλογισμοὶ διὰ τῶν προειρημένων γίνονται σχημάτων, ἀλλὰ καὶ οἱ ῥητορικοὶ καὶ ἁπλῶς ἡτισοῦν πίστις καὶ ἡ καθ' ὁποιανοῦν μέθοδον, νῦν ἂν εἴη λεκτέον. ἅπαντα γὰρ πιστεύομεν ἢ διὰ συλλογισμοῦ ἢ ἐξ ἐπαγωγῆς.

[36] Burnyeat 1994 weist nach, daß das Enthymem nicht das eigentliche Thema des Kapitels ist, sondern nur den in II.23 angekündigten Bezug auf rhetorische Schlußverfahren herstellt. Damit beweist er zugleich, daß die seit Ross 1949: 500f. übliche Verschiebung des Satzes 'Ενθύμημα δὲ ἐστὶ συλλογισμὸς ἐξ εἰκότων ἢ σημείων von 70^a10f. an den Anfang des Kapitels, weil er eine Themenangabe sei, nicht gerechtfertigt ist (Burnyeat 1994: 8–10 u. 32). Das Enthymem ist, Burnyeat zufolge, keineswegs ein ,unvollständiger Syllogismus', wie ihn die communis opinio versteht, sondern vielmehr ,eine bestimmte Form von Syllogismus': nämlich das in der Rhetorik verwendete Argument, das aufgrund seines Inhalts, der meistens bestreitbar ist, und der

lichem oder aus Zeichen, d.h. aus sicheren oder unsicheren Indizien.[37] Den Begriff ,Zeichen' definiert Aristoteles wie folgt: „Mit einem Zeichen (σημεῖον) ist eine notwendige oder aber allgemein anerkannte Prämisse eines Beweises (πρότασις ἀποδεικτικὴ ἢ ἀναγκαία ἢ ἔνδοξος) gemeint. Denn wofür gilt, daß, wenn es vorhanden ist, das und das ebenfalls vorhanden ist oder daß, wenn es geschieht, das und das früher oder später ebenfalls geschehen ist, das ist ein Zeichen dafür, daß jenes geschehen bzw. vorhanden ist."[38] Bei der Behandlung des Enthymems in der *Rhetorik*[39] weist Aristoteles auf den Unterschied zwischen τεκμήρια und σημεῖα hin:[40] Bei ersteren ist der Bezug zwischen Zeichen und Sache notwendig, und der Zeichenschluß läßt sich daher in einem gültigen und unwiderlegbaren Syllogismus der ersten Figur darstellen. Beim bloßen σημεῖον hingegen ist der Bezug nicht notwendig, und der daraus gebildete Syllogismus ist widerlegbar.

Als Anwendungsbeispiel führt Aristoteles in *Analytica priora* II.27 die Physiognomik an. Zunächst erläutert er die logische Qualität des σημεῖον, die erforderlich ist, damit es als sicheres Symptom zu einem gültigen Schluß (im Sinne eines Syllogismus der ersten Figur) führt: Ein bedeutungstragendes Körpermerkmal muß ἓν ἑνὸς σημεῖον sein, also in eineindeutiger (d.h. umkehrbar eindeutiger) Korrelation zu

---

Ausrichtung auf das Publikum nicht denselben strengen Regeln unterworfen werden kann wie der logische Syllogismus.

[37] Zur Deutung der Disjunktion von ἐξ εἰκότων ἢ σημείων (70ᵃ10f.) siehe Oehler 1982: 264. Zum Indizienbegriff jetzt Kraus/Spengler 1998.

[38] Arist. *An. pr.* 70ᵃ6–9: σημεῖον δὲ βούλεται εἶναι πρότασις ἀποδεικτικὴ ἢ ἀναγκαία ἢ ἔνδοξος· οὗ γὰρ ὄντος ἔστιν ἢ οὗ γενομένου πρότερον ἢ ὕστερον γέγονε τὸ πρᾶγμα, τοῦτο σημεῖόν ἐστι τοῦ γεγονέναι ἢ εἶναι. – Ich folge der Übersetzung und der Deutung von Weidemann 1988: 27f. – Die Differenzierung zwischen Zeichen und Syllogismus präzisiert Aristoteles nach Beispielen für die drei Figuren des Syllogismus (d.h. die Stellung des Zeichens an erster, mittlerer oder dritter Stelle im Schlußsatz; 70ᵃ9–24): „Wenn also eine einzige Prämisse genannt ist, handelt es sich um ein bloßes Zeichen, wenn aber auch die andere hinzugenommen wird, um einen Syllogismus." (70ᵃ24f.: Ἐὰν μὲν οὖν ἡ μία λεχθῇ πρότασις, σημεῖον γίνεται μόνον, ἐὰν δὲ καὶ ἡ ἑτέρα προσληφθῇ, συλλογισμός.)

[39] Einen Überblick über die Stellen in der *Rhetorik* gibt Grimaldi 1980.

[40] Arist. *An. pr.* II.27, 70ᵇ1–6; *Rhet.* I.3, 1357ᵇ3–10; II.25, 1402ᵇ18–20.

einem Charakterzug stehen (70^{b}12, 22), und beide, Körpermerkmal und Charakterzug, müssen für die betrachtete Tierart – nur sie nennt Aristoteles als Gegenstand der physiognomischen Untersuchung – jeweils einzig (ἕν) und charakteristisch (ἴδιον) sein (70^{b}18–26). Denn nur in diesem Fall ist die im Zeichenschluß nicht genannte Prämisse gegeben und läßt sich das Enthymem in einen Syllogismus umwandeln: ‚ein bestimmtes Körpermerkmal ist ein konvertibles Zeichen für einen bestimmten Charakterzug'. Nur unter dieser Prämisse (maior) führt die in den *Physiognomonica* genannte Prämisse (minor): ‚dieses Lebewesen hat dieses bestimmte Körpermerkmal' zu einem gültigen Schluß: ‚dieses Lebewesen hat jenen bestimmten Charakterzug'.

Dieses Kriterium für die Feststellung, ob ein Zeichen tatsächlich bedeutungstragend und somit physiognomisch relevant ist, wird auch in Traktat A der *Physiognomonica* angeführt, in offensichtlich direkter Übernahme aus Aristoteles. Um zu zeigen, wie weit der Verfasser im einzelnen Aristoteles folgt, bedarf es eines ausführlichen Vergleiches der relevanten Textpassagen. Daher seien hier zunächst die einzelnen Argumentationsschritte des Aristoteles im ganzen Abschnitt 70^{b}7–38 kurz paraphrasiert:

(I.) Voraussetzungen:

(1.) Körper und Seele unterliegen gleichzeitiger Veränderung, soweit es die naturgegebenen Charakterzüge betrifft (φυσικὰ παθήματα); also z.B. nicht beim Erlernen von Musik, sondern bei natürlichen Regungen wie Zorn und Begierde (70^{b}7–11).

(2.) Für jeden Charakterzug gibt es ein und nur ein Körpermerkmal als Zeichen (70^{b}11–12). Die Sammlung solcher eineindeutiger Paare von Bezeichnetem und Zeichen ist die Aufgabe der Physiognomik (70^{b}22–26).

(3.) Es ist möglich, den einzigen einer Tierart eigentümlichen Charakterzug und das dazugehörige Zeichen herauszufinden (wie z.B. den Mut des Löwen und seine großen Extremitäten); beide können durchaus auch an anderen Tierarten vorkommen, aber nicht an ihnen in ihrer Gesamtheit (70^{b}12–22).

(4.) Wenn eine Tierart zwei charakteristische Charakterzüge hat (wie z.B. der Löwe Mut und Freigebigkeit), kann man die jeweils dazugehörigen Zeichen durch Vergleich mit anderen Tieren herausfinden, mit denen sie nur einen Charakterzug gemeinsam haben: nur die gemeinsamen Körpermerkmale sind dann die bedeutungstragenden Zeichen des gemeinsamen Charakterzuges (70^{b}26–32).

(II.) Das logische Schlußverfahren (70^{b}32–38):

> Ein Syllogismus der ersten Figur – definiert in *An. pr.* I.4, 25^{b}37–39: „Wenn A von jedem B und B von jedem C ausgesagt wird, muß A von jedem C ausgesagt werden" –, bei dem folgende Bedingungen erfüllt sind: der Mittelbegriff B ist mit dem Oberbegriff A konvertibel, reicht über den Unterbegriff C aber hinaus und ist nicht mit ihm konvertibel. Beispiel: ‚Der Löwe C hat große Extremitäten B (wie sie auch andere Tiere haben). Nur wer große Extremitäten B hat, ist mutig A (und umgekehrt: nur wer mutig ist, hat große Extremitäten). Also ist der Löwe mutig.'

Bevor diese Passage im einzelnen betrachtet werden kann, ist eine Überlegung über den Status ihrer Aussage nötig. G. E. R. Lloyd bezeichnet die Behandlung der Physiognomik in diesem Abschnitt als „hypothetical throughout"[41]. Mit diesem Urteil bezieht er sich vor allem auf die zentrale Zusammenfassung der Voraussetzungen in 70^{b}11–14 zu: εἰ δὴ τοῦτό τε δοθείη καὶ ἓν ἑνὸς σημεῖον εἶναι, καὶ δυναίμεθα λαμβάνειν τὸ ἴδιον ἑκάστου γένους πάθος καὶ σημεῖον, δυνησόμεθα φυσιογνωμονεῖν („Wenn dies [*sc.* Vor. 1] gegeben wäre und auch gegeben wäre, daß es für ein [*sc.* Körpermerkmal] genau ein Zeichen gibt [= Vor. 2], und wenn wir in der Lage wären, das für eine jede Tierart charakteristische Charaktermerkmal und sein Zeichen festzustellen [= Vor. 3], dann werden wir in der Lage sein, Physiognomik zu betreiben"). Nur in diesem Satz steht in den Protaseis ausdrücklich der Optativ (δοθείη, δυναίμεθα), der die Aussage als irreal bewertet, und in der Apodosis Futur (δυνησόμεθα). An allen anderen Stellen in 70^{b}11–14 wird in den Protaseis Indikativ gesetzt, also der indefinite Fall des Konditionalgefüges, der keine Stellungnahme über den Bezug zur Wirklichkeit abgibt, und in den Apodoseis erscheint durchwegs der Indikativ, häufig im Futur. Es wird also durch den Modus kein Anlaß gegeben, die Aussagen in Frage zu stellen. Wollte man im zitierten Satz Aristoteles' Zweifel an der Realität der Voraussetzungen und damit an der Anwendbarkeit physiognomischer Schlüsse zum Ausdruck gebracht sehen, so geriete man in Widerspruch mit den Beobachtungen an den biologischen Schriften. An verschiedenen Stellen der *Historia animalium* zögert Aristoteles nämlich nicht, physiognomische Aussagen über Tierarten

[41] Lloyd 1983: 22f.

zu treffen.[42] Allerdings muß zur Unterstützung der Zweifel hinzugefügt werden, daß die vier genannten Voraussetzungen innerhalb der Argumentation von *Analytica priora* II.27 eigentlich nicht zu erwarten wären und wie eingeschoben wirken. Denn im Rahmen der Ausführungen zu den Schlußformen beim Enthymem wäre ein direkter Übergang von $70^{b}6$ zu $70^{b}32$ organischer: Der erste Satz dort ordnet den physiognomischen Schluß in das soeben beschriebene System ein, indem er ihn der ersten Figur des Syllogismus zuschreibt. Möglicherweise sollen also die langen Ausführungen zu den logischen Voraussetzungen der Physiognomik dazu dienen, die Anführung dieses (in sich zweifelhaften) Beispiels zu rechtfertigen. Nimmt man nun an, Aristoteles verhalte sich gegenüber der Physiognomik implizit ablehnend, so hätte zumindest der Verfasser des Traktats A der *Physiognomonica* über solche Bedenken im Text des Aristoteles geflissentlich hinweggelesen, als er die einzelnen Argumente übernahm. Wahrscheinlich sollte aber seine rhetorische Affirmation am Ende des Einleitungsabschnittes der *Physiognomonica:* εἰ δὲ ταῦτα ἀληθῆ εἴη – ἀεὶ δὲ ταῦτα ἀληθῆ ἐστίν –, εἴη ἂν φυσιογνωμονεῖν („Wenn das aber wahr ist – und es ist immer wahr – dann darf man wohl Physiognomik betreiben", $805^{a}17$f.) als eine Reminiszenz an die konditionale Struktur bei Aristoteles verstanden werden. Die Zweifel, die Aristoteles also an der Tragfähigkeit physiognomischer Schlüsse versteckt äußert, will der Verfasser der *Phgn.* ausgeräumt wissen.

Zum Inhalt der Ausführungen sind drei Dinge festzuhalten: Erstens bezieht sich Aristoteles wie selbstverständlich beim physiognomischen Schlußverfahren auf den Tiertypus als Vergleichsebene – was aber gar nicht so selbstverständlich ist, denkt man beispielsweise an Zopyros, der die physiognomische Beurteilung des Sokrates anhand physiologischer Erklärungen unternahm, und an die hippokratische Schrift *De aere*, in der ein Zusammenhang zwischen der Physiognomie von Volksstämmen und dem Klima ihres Lebensraumes gesehen wurde.[43] Zu diesen drei Methoden tritt in Traktat B

---

[42] Vgl. unten Kap. III.3. – Allerdings sind, wie Lloyd 1983: 23f. betont, die physiognomischen Aussagen dort im Vergleich zu denen aus den *Physiognomonica* zurückhaltend und vorsichtig formuliert.

[43] Vgl. oben Kap. III.1, S. 113f.

der *Physiognomonica* noch der Bezug auf die Geschlechterdifferenz.[44] Aristoteles nun beschränkt sich auf den Tiervergleich, ohne die anderen Methoden überhaupt zu erwähnen. Da er Physiognomik als Anwendungsbeispiel für das Enthymem heranzieht, wäre eine umfassende Darstellung auch kaum zu erwarten, andererseits zeigt jedoch die Wahl des Tiervergleichs, daß Aristoteles diese Methode der Physiognomik anscheinend am geläufigsten ist – nicht zuletzt findet sie ja auch in der *Historia animalium* Anwendung.[45] Dabei setzt Aristoteles eine wesentliche Grundannahme stillschweigend voraus: daß nämlich jede Tierart als ganze Art feststehende, nicht wandelbare und an allen Vertretern der Art wahrnehmbare Charaktereigenschaften hat. Ohne diese Voraussetzung kann das von Aristoteles beschriebene Zeichenschlußverfahren keine Gültigkeit haben. Daß er sie nicht explizit nennt, obwohl er doch im ersten Teil seiner Erörterung zur Physiognomik (70^{b}7–32) ausdrücklich die Voraussetzungen der Physiognomik behandelt, läßt sich damit erklären, daß ihm diese Voraussetzung so selbstverständlich war, daß er sie nicht für der Rede wert hielt. Für Aristoteles ist nämlich die Konstanz und Homogenität der Art in ihrer definierten Form ein unbestreitbares Faktum.[46] Die Zuweisung konstanter Charaktertypen an Tierarten ist aber auch ein kulturanthropologisches Konstrukt, dessen Grundlage im griechischen Denken kaum angezweifelt wurde.[47] Der Verfasser der *Physiognomonica* kann diese Hypothese daher ebenso selbstverständlich voraussetzen wie Aristoteles.

Zum zweiten ist das von Aristoteles vorgeführte Enthymem gar nicht der eigentliche physiognomische Schluß, da es den einzelnen Menschen als Objekt der physiognomischen Deutung nicht einbe-

---

[44] Vgl. unten Kap. III.5, S. 153–138.

[45] Siehe unten Kap. III.3.

[46] Die Definition einer Art geschieht durch ihr εἶδος, und das εἶδος ist „der Wesensbegriff eines jeden Dinges und sein ursprüngliches Wesen“ (εἶδος δὲ λέγω τὸ τί ἦν εἶναι ἑκάστου καὶ τὴν πρώτην οὐσίαν, *Met.* VII.7, 1032^{b}1f.). Die Individuation innerhalb der Art bezieht sich nur auf den Stoff (*Met.* VII.8, 1034^{a}7f.; X.9, 1058^{a}37–^{b}2).

[47] Vgl. unten Kap. III.5, S. 161f. und für Details die Anmerkungen zu den einzelnen Tieren im Kommentarteil.

zieht.[48] Der individuelle Mensch müßte im Beispiel an die Stelle des Löwen treten, damit ein physiognomischer Schluß vorliegt. Aristoteles richtet sein Augenmerk jedoch nicht auf den Schluß selbst, sondern auf die Aufstellung gültiger Prämissen, d.h. im konkreten Beispiel: auf den Nachweis, daß Mut und große Extremitäten konvertible Begriffe sind. Eben dieser Nachweis wird in den *Physiognomonica* mit Hilfe des Tiervergleiches *per analogiam* geführt. Aristoteles läßt in seiner Formulierung des Schlußverfahrens also zwei gedankliche Stufen weg, die erst induktiv zur allgemeinen Regel und dann deduktiv zum Schluß auf den Charakter eines einzelnen Menschen führen – um das Beispiel beizubehalten: ‚(1.) Die Tatsache, daß der Löwe mutig ist und große Extremitäten hat, beweist, daß diese beiden Eigenschaften konvertible Begriffe sind und der Satz gilt: Wer große Extremitäten hat, ist mutig. (2.) Ein einzelner Mensch, der große Extremitäten hat, ist daher – analog zum Löwen – mutig.‘[49] Die *Physiognomonica* hingegen nehmen einen anderen Zugang zu dieser Problematik. Aus der Perspektive der praktischen Anwendung geht es in den Katalogteilen dort in erster Linie um eine Sammlung von

---

48 Ross 1949: 501 macht darauf aufmerksam, daß Aristoteles den Menschen als Gegenstand des physiognomischen Schlußverfahrens stillschweigend voraussetzt: „The passage [*sc.* 70^b7–38] becomes intelligible only if we realize something that A. never expressly says, viz. that what he means by τὸ φυσιογνωμονεῖν is the inferring of mental characteristics in *men* from the presence in them of physical characteristics which in some other kinds of animal go constantly with those mental characteristics.“ Das Problem, daß damit ein einzelner, individueller Mensch bzw. ein menschlicher Charaktertyp einer ganzen Tiergattung verglichen wird (siehe unten S. 127), erwähnt Ross dabei nicht.

49 Aristoteles' Beispiel ist sachlich merkwürdig: Was ist unter ‚große Extremitäten‘ zu verstehen? Ist Größe hier in Relation zu anderen Körperteilen oder zu anderen Tieren zu definieren? Ferner ist die Korrelation zwischen großen Extremitäten und Löwen ebensowenig eine exklusive eins-zu-eins-Entsprechung wie die zwischen Löwen und Mut: auch andere Tiere sind mutig, und dem Löwen sind auch viele andere Eigenschaften zuzuschreiben (siehe Anm. zu 807^a31–$^b4$ zum Mutigen und zu 809^b14–36 zum Löwen). Selbst wenn man die Verbindung zwischen Löwe und Mut akzeptieren wollte, gäbe es andere, auffälligere und charakteristischere Körpermerkmale wie z.B. die Mähne.

konkreten Schlußregeln, die oft auch begründet werden (in Traktat B meist durch Analogien zu Tieren oder durch Hinweis auf die Geschlechterdifferenz) oder deren Begründung sich erschließen läßt (vorwiegend in Traktat A, in dem oft physiologische Beobachtungen an den Konstitutionstypen zugrundeliegen).[50]

Drittens wirft ein solches Analogieverfahren die Frage nach der Vergleichbarkeit eines *einzelnen* Menschen, nämlich der jeweils zu analysierenden Person, mit einer ganzen *Art* von Tieren auf.[51] Auch diese Problematik wird von Aristoteles jedoch übergangen, ebenso wie in den *Physiognomonica*, in denen aber immerhin betont wird, daß sich der Physiognomiker nicht für die Gattung Mensch interessiert, sondern für den einzelnen Menschen (807^{a}29).

Vergleicht man nun den Text aus den *Analytica priora* als Schlüsselstelle des Aristoteles zur Physiognomik mit den beiden Methodenteilen der *Physiognomonica*, so läßt sich an vielen Stellen nachweisen, daß in Trakat A – nicht jedoch in Traktat B – Aristoteles' Überlegungen unter Verwendung von dessen Begrifflichkeit aufgegriffen, von der formalen logischen Ebene auf die praktische Anwendung übertragen und im Zusammenhang damit gegebenenfalls weiterentwickelt werden. Es kann dabei gezeigt werden, daß der Verfasser von Traktat A, weil er im Gegensatz zu Aristoteles von der Praxis der physiognomischen Deutung her denkt, das zweite und dritte in den *Analytica priora* unbehandelte Problem zu lösen versucht. Das erste jedoch ist eine Frage, die auch er gar nicht erst stellt, weil die Anwort darauf ihm ebenso wie Aristoteles selbstverständlich erscheint.

Ein erstes Indiz für die enge Bezugnahme des Traktat A auf Aristoteles sind terminologische Anklänge an *Analytica priora* II.27. Vier Begriffe in den *Physiognomonica* scheinen aus dem Zusammenhang der aristotelischen Gedankenführung zu stammen: κινήσεις ‚Vorgänge' (*An. pr.* 70^{b}11) im programmatischen Einleitungs-

---

[50] Zu den Begründungsmethoden im einzelnen vgl. unten Kap. III.5.

[51] Damit eng verbunden ist die Problematik der Definition von moralischem Verhalten von Tieren: um dem Löwen Mut oder anderen Tieren Feigheit, Lüsternheit, etc. zuschreiben zu können, muß ihr Verhalten anthropomorph gedeutet werden. Vgl. oben Kap. II.1, S. 46f. und S. 125.

abschnitt (*Phgn.* 805a2);[52] dort auch συμπάσχειν ‚in Mitleidenschaft gezogen werden‘ (*An. pr.* 70b16, *Phgn.* 805a6 und in der Einleitung zu Traktat B: 808b11, 19);[53] der ungewöhnliche Ausdruck φυσικὰ παθήματα ‚naturgegebene Charakterzüge‘ (*An. pr.* 70b8f., *Phgn.* 806a23f.), der anscheinend von Aristoteles für den Kontext der Physiogonomik erst geprägt wurde;[54] und schließlich das in der Logik terminologische Verb ὑπάρχει ‚es kommt zu‘, ‚es trifft zu‘ (*An. pr.* 70b14, 17, 20) zweimal im engen Kontext von *Phgn.* 805b33 und 806a2.[55]

Würde es sich bei diesen vier terminologischen Anklängen um bloße Parallelen handeln, könnte man sie wohl kaum als bewußte Bezugnahmen auf die *Analytica priora* interpretieren. In den ersten drei Fällen handelt es sich jedoch um einen Sprachgebrauch, der entweder im Griechischen oder in den *Physiognomonica* eigentlich unüblich ist, so daß es sich nicht um eine unbewußte natürliche Wortwahl, sondern um eine absichtliche Terminologie handelt. Diese sprachlichen Bezugnahmen werden zudem durch weitere inhaltliche Gemeinsamkeiten ergänzt. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Ausgangspunkte der beiden Texte sich grundlegend unterscheiden. Während Aristoteles die Physiognomik im Rahmen der Schlußlehre behandelt und daher ausschließlich an ihrer logischen Struktur interessiert ist, blickt der Verfasser von Traktat A der *Physiognomonica* aus der Sicht der praktischen Anwendung physiognomischer Deutung auf die Grundlagen und Methoden der Physiognomik. Da Aristoteles, wie bereits betont wurde, einzig von der physiognomischen Deutung des Tieres ausgeht, sind Parallelen zu seiner Argumentation vor allem in demjenigen Teil von Traktat A zu suchen, der sich mit der Methode des Tiervergleichs beschäftigt (805b10–806a18, Abschnitte IV bis VI). In einer dialektischen Erörterung kritisiert der Verfasser hier die unzulängliche Auswahl der Zeichen bei seinen Vorgängern und entwickelt selbst eine Regel zur

---

[52] In den *Phgn.* kommt κίνησις sonst immer in konkreterer Bedeutung vor, und für ‚Vorgänge' wird als Äquivalent παθήματα verwendet (*Phgn.* 805a5, 6, 11); vgl. die Anm. zu 805a2.

[53] Vgl. Anm. zu 805a6 und zu 808b11f.

[54] Vgl. Anm. zu 806a23f.

[55] Vgl. Anm. zu 805b33.

Feststellung bedeutungstragender Zeichen. Diese Textpassage soll wegen ihrer Bedeutung für das folgende zunächst in einer schematischen Paraphrase vor Augen geführt werden:

(I) Auswahl der Zeichen beim Tiervergleich

Problem: Die früheren Physiognomiker treffen beim Tiervergleich die Auswahl der Zeichen auf falsche Weise (οὐκ ὀρθῶς): sie gehen von einzelnen Tierarten aus (ἕκαστον τῶν ζῴων) und postulieren deren Ähnlichkeit mit einem einzelnen Menschen (805b10–13). In diesem Verfahren liegen zwei Fehler:

(1.) erstens ist kein Mensch einem Tier wirklich ähnlich (ὅμοιος), d.h. vergleichbar, sondern höchstens in einer gewissen Hinsicht ähnlich (προσεοικώς τι, 805b14–15) – und daher nicht vergleichbar;

(2.) zweitens haben die Tierarten nur wenige charakteristische Zeichen (ἴδια σημεῖα), aber viele gemeinsame (κοινὰ σημεῖα), die sie mit anderen Tierarten teilen (805b15–17).

(a) Gemeinsame Zeichen sind nicht bedeutungstragend, weil ihnen der eindeutige Bezug auf einen bestimmten Charakter fehlt (805b17–21).

(b) Charakteristische Zeichen sind nicht bedeutungstragend, denn sie sind nur eindeutig, aber nicht eineindeutig (d.h. umkehrbar eindeutig), weil jede Charaktereigenschaft an mehreren Tieren vorkommt, so daß keine dem charakteristischen Körpermerkmal eines bestimmten Tieres sicher zugeordnet werden kann (805b21–27).

=> Weder die gemeinsamen noch die charakteristischen Zeichen sind bedeutungstragend (805b27f.).

Lösung: Man darf bei der Auswahl der Zeichen nicht von einzelnen, sondern muß von allen denjenigen Tieren ausgehen, die denselben Charakterzug haben (805b28–30).

Beispiel: Wer die Zeichen des Mutes erkennen will, muß sich nacheinander alle mutigen Tiere vornehmen, um herauszufinden, welche Eigenschaften ihnen allen gemeinsam sind und zugleich an keinem anderen Tier vorkommen (805b29–33).

Gegenprobe: Wenn man hingegen Zeichen an Tieren auswählt, von denen schon vorher feststeht, daß sie nicht nur den Mut gemeinsam haben, sondern auch andere Charakterzüge, dann kann man die Zeichen nicht eineindeutig zuordnen (805b33–806a4).

Schlußfolgerung (Wiederholung der Lösung): Man muß aus vielen Tieren auswählen, und zwar aus solchen, die kein anderes gemeinsames Wesensmerkmal haben als das, dessen Kennzeichen man sucht (806a4–6).

(II) Notwendige Qualitäten der Zeichen:

(1.) Nur beständige Zeichen zeigen etwas Beständiges (d.h. beständige Charakterzüge) an; vorübergehende Zeichen lassen keine zuverlässige Aussage zu (806ª7–12).

(2.) Durch Wissen oder Fachkenntnis erworbene Charakterzüge wirken sich auf keines der physiognomisch relevanten Zeichen aus (806ª12–18).

Im Vergleich mit der Textpassage von Aristoteles fällt zunächst auf, daß hier Aristoteles' Hauptaussage, die logische Verfahrensweise beim Zeichenschluß (70ᵇ32–38), mit keinem einzigen Wort erwähnt wird – indessen trotz des völlig anders strukturierten dialektischen Gedankenganges alle vier von Aristoteles angeführten Voraussetzungen des physiognomischen Zeichenschlusses vollständig übernommen werden.

Das Erkenntnisinteresse des Verfassers von Traktat A kongruiert am ehesten mit Aristoteles' vierter Voraussetzung, der Auswahl der bedeutungstragenden Zeichen bei mehreren Charakterzügen am selben Tier (70ᵇ26–32), und so verwundert es nicht, daß diese Fragestellung in Traktat A am ausführlichsten behandelt wird (‚Lösung' bis ‚Conclusio', 805ᵇ28–806ª6). Innerhalb dieser Ausführungen (im Rahmen der ‚Gegenprobe', 805ᵇ33–806ª4) wird auch Aristoteles' zweite Voraussetzung angeführt, das Postulat eines einzigen Zeichens für jeden einzelnen Charakterzug (70ᵇ11f., 21f.). Die dritte Voraussetzung, die umkehrbar eindeutige Beziehung zwischen dem charakteristischen Zeichen und dem Bezeichneten (70ᵇ22–26), wird in den *Physiognomonica* durch die Gegenüberstellung des Begriffspaares ‚gemeinsam' und ‚charakteristisch' (κοινά und ἴδια, 805ᵇ15–28) modifiziert. Die erste Voraussetzung bei Aristoteles, die Interdependenz zwischen Seele und Körper hinsichtlich ihrer physischen Verfassung (70ᵇ7–9) steht programmatisch im Eingangssatz der *Physiognomonica* (805ª1f.) und wird daher hier nicht wiederholt (aber doch ergänzt: durch das Postulat, bedeutungstragende Körpermerkmale müßten dauerhaft sein, 806ª7–12). Ihr Zusatz bei Aristoteles jedoch, daß es sich bei physischer Verfassung nicht um Erlerntes handle (70ᵇ9–11), wird vom Verfasser nach seiner ‚Conclusio' überraschend unmotiviert angehängt (806ª12–18). Vermutlich wollte er einen Gedanken des Aristoteles, den er bisher nicht in seinen eigenen

Gedankengang einfügen konnte, nicht übergehen und übernahm ihn deshalb zusammenhangslos

Diese Auflistung zeigt, daß es dem Verfasser von Traktat A offensichtlich wichtig war, die einzige ausführliche Aussage des Aristoteles zur Physiognomik vollständig zu rezipieren. Dabei darf es nicht irritieren, daß er gerade das Hauptanliegen des Aristoteles, die präzise logische Formulierung des physiognomischen Zeichenschlusses (*An. pr.* II.27, $70^{b}32$–38), nicht explizit übernimmt.[56] Der Aufbau eines formalen logischen Systems als Grundlage gültiger Schlußregeln in den *Analytiken* ist etwas grundsätzlich anderes als die praktische Anwendung solcher Schlußregeln, wie sie die Physiognomik fordert. Aristoteles selbst behauptet nirgends, daß das in den *Analytiken* formulierte syllogistische System zwangsläufig als wissenschaftliches Werkzeug einzusetzen ist,[57] und wie seine unterschiedliche Behandlung des Enthymems in *Analytica priora* und *Rhetorik* zeigt,[58] akzeptiert er selber für praktische Zwecke Schlüsse, die nach syllogistischen Regeln problematisch sind. Der Verfasser von Traktat A der *Physiognomonica* hat also die Passage aus den *Analytica priora* genau so rezipiert, wie Aristoteles sie vermutlich gemeint hat: Er übernimmt und diskutiert die logischen Voraussetzungen der Physiognomik; das ‚logische Werkzeug' ihrer Anwendung, das Enthymem, bedarf hingegen keiner näheren Diskussion, da es eben ein Werkzeug ist, mit dem der Physiognomiker selbstverständlich operiert.

Der Verfasser von Traktat A ist aber nicht nur bemüht, die vier grundlegenden Argumente des Aristoteles wiederzugeben, sondern führt sie an zwei Stellen auch weiter aus. So stellt er dem ἴδιον σημεῖον (*An. pr.* $70^{b}13$) das κοινὸν σημεῖον (*Phgn.* $805^{b}15$–21) gegenüber, unterscheidet also die Zeichen danach, ob sie wirklich charakteristisch für eine Tierart oder aber mehreren Tierarten gemeinsam sind. Ein solches gemeinsames Körpermerkmal kann kein bedeu-

---

[56] Vielmehr wird der Syllogismus ohne weitere Reflexion deduktiv für den einzelnen Menschen angewandt, nachdem Aristoteles, wie gezeigt werden konnte, statt dieses eigentlichen physiognomischen Schlusses ein Analogon an der Tierart formulierte, das die induktive Ableitung der jeweiligen Schlußregel (der konkreten Relation Zeichen-Bezeichnetes) impliziert.

[57] Grundlegend dazu Barnes 1969.

[58] Vgl. oben S. 120f.

tungstragendes Zeichen sein. Diese Ausführungen lesen sich wie ein Kommentar zu der Stelle bei Aristoteles, in der er die Feststellung eines für jede einzelne Tierart charakteristischen Wesenszuges und des dazugehörigen Körpermerkmal nur in aller Knappheit als Voraussetzung erwähnt: εἰ [...] δυναίμεθα λαμβάνειν τὸ ἴδιον ἑκάστου γένους πάθος καὶ σημεῖον, δυνησόμεθα φυσιογνωμονεῖν (70b11–14). Als Folgerung aus diesen Überlegungen wird in Traktat A eine Regel für das Auffinden bedeutungstragender Zeichen aufgestellt: Man dürfe nicht von einer einzelnen Tierart ausgehen (denn dann könne man nicht unterscheiden, ob ihre Körpermerkmale charakteristisch oder gemeinsam sind), sondern müsse aus allen Tierarten diejenigen auswählen, die denselben – aber auch keinen anderen gemeinsamen – Charakterzug aufweisen, und dann ihr einziges gemeinsames Körpermerkmal als Zeichen für diesen Charakterzug annehmen (805b28–30; 806a4–6). Nur dieses Verfahren führe zu gesicherten Prämissen und damit zu wahren Schlüssen.[59]

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß in den einführenden Teilen der *Physiognomonica* – die Kataloge müssen hier vorerst außer acht bleiben – ausdrücklich auf Aristoteles' Darlegungen in den *Analytica priora* II.27 Bezug genommen wird, allerdings in einer Weise, die deutlich werden läßt, daß die Perspektive in den *Physiognomonica* die der praktischen Anwendung der physiognomischen Semiotik ist. Insofern läßt sich die Abfassung der *Physiognomonica* als der Moment ansehen, in dem die verbreitete Praxis der Physiognomik – die auch Aristoteles geläufig war, sonst hätte er sie nicht als Beispiel herangezogen – mit einer bei Aristoteles noch abgesonderten Reflexion über ihre logischen Voraussetzungen verbunden wird. An der konkreten Form des physiognomischen Zeichenschlusses ist der Verfasser der *Physiognomonica* dabei im Rahmen theoretischer Auseinandersetzung offensichtlich nicht interessiert, wendet ihn aber in der Praxis ständig an: Die physiognomischen Schlußregeln in den *Physiognomonica* gleichen in ihrer Struktur dem Regelbeispiel bei

---

59 Auch der Verfasser des Traktats B erwähnt in 808b30–809a1 die Differenzierung zwischen charakteristischen und gemeinsamen Zeichen; der Gedanke wird dort aber nicht ausgeführt, sondern nur mit einem Beispiel belegt. Darin ist vermutlich eine absichtliche Bezugnahme des Traktats B auf Traktat A zu sehen.

Aristoteles: „der Löwe hat große Gliedmaße, also ist er mutig" – mit dem oben bereits betonten grundlegenden Unterschied, daß der Physiognomiker sein Augenmerk auf einen bestimmten Menschen lenkt und ihm der Löwe aus Aristoteles' Beispiel dabei als Analogie dient. Die logischen Voraussetzungen, welche die Aufstellung solcher Regeln ermöglichen, sind hingegen für den Praktiker von großem Interesse, wenn er sein Material auf semiotische Validität hin überprüfen will. Innerhalb der theoretischen Einführung in Traktat A werden daher auch nur solche Schlußregeln als Beispiele genannt, deren Validität überprüfbar ist (vgl. 806^{b}3–807^{a}3 mit Anm.) oder sogar ausführlich diskutiert wird (wie z.B. die Stimme, bei der nicht die Höhe, sondern die Intensität als Kriterium herausgearbeitet wird: 807^{a}13–30; vgl. die Anm. *ad loc.*). Das Material in den Katalogen scheint hingegen nicht auf seine logische und semiotische Validität hin überprüft worden zu sein.

3. Das Verhältnis der *Physiognomonica* zu physiognomischen Bemerkungen in der *Historia animalium*

Angesichts dieser gründlichen Rezeption einer Aussage von Aristoteles zur Physiognomik stellt sich die Frage, ob auch andere physiognomische Bemerkungen von ihm in den *Physiognomonica* aufgegriffen werden. Solche Bemerkungen finden sich verstreut im ersten Buch der *Historia animalium*.[60] Es handelt sich dabei um Korrelationen zwischen den Beschaffenheiten von Körperteilen und Charakterzügen, wie sie als physiognomische Schlußregeln herangezogen werden könnten. In der folgenden knappen Auflistung dieser Stellen

---

[60] *Phgn.*, *An. pr.* II.27 und *Hist. anim.* I sind die einzigen Texte im Corpus Aristotelicum, in denen ausdrücklich von Physiognomik die Rede ist. Zwar gibt es im biologischen Werk und vor allem in den *Problemata* verstreut Bemerkungen, etwa zu Humoralpathologie und Physiologie, die sich mit physiognomischen Aussagen in Verbindung bringen lassen (siehe im einzelnen die Anmerkungen zu den *Phgn.*), aber sie stellen nicht, wie die physiognomischen Kontexte, eine unmittelbare Verbindung zwischen Charakter und Körper her.

weist ein anschließender Kommentar auf die jeweiligen Übereinstimmungen und Abweichungen mit den *Physiognomonica* hin.[61]

Hist. anim. I.8, 491^{b}12–14: „Menschen mit großer Stirn sind schwerfällig, die mit kleiner beweglich; bei denen sie flach ist, die sind leicht erregbar, bei denen sie rundlich ist, nachgiebig“ (τοῦτο δ' οἷς μὲν μέγα, βραδύτεροι, οἷς δὲ μικρόν, εὐκίνητοι· καὶ οἷς μὲν πλατύ, ἐκστατικοί, οἷς δὲ περιφερές, θυμικοί). — Nur eine dieser vier Korrelationen findet sich, in anderem Wortlaut, in den *Phgn.*: „Deren Gesichter groß sind, die sind träge; siehe die Esel und Rinder“ (811^{b}9f.). Im langen Abschnitt über die Stirn in Traktat B, 811^{b}4–13 werden verschiedene andere Kriterien und Korrelationen angeführt.

Hist. anim. I.8, 491^{b}14–18: „Gerade Augenbrauen sind das Zeichen eines weichlichen Charakters, zur Nase hin gebogene das eines mürrischen (στρυφνός), zu den Schläfen hin gebogene das eines Spötters und Ironikers,[62] herabgezogene das eines Neiders.“ — In den *Phgn.* finden sich ungefähre Übereinstimmungen mit dieser Passage hinsichtlich des Mürrischen: „Die mit zusammenstoßenden Augenbrauen sind mürrisch (δυσάνιος); siehe die Ähnlichkeit zum Affekt“ (812^{b}25f.) Die Wortwahl ist zwar unterschiedlich, aber sachlich dürften sich beide Stellen auf die zur Nasenwurzel hin zusammengezogenen Augenbrauen beim Stirnrunzeln beziehen (in den *Phgn.* wird ja ausdrücklich auf den Affekt verwiesen).[63] Die in den *Phgn.* darauf folgende Korrelation hat allerdings nichts mit denen aus der *Hist. anim.* gemein: „Die mit zusammenstoßenden Augenbrauen sind mürrisch (δυσάνιος); siehe die Ähnlichkeit zum Affekt. Die, deren

---

[61] Alle hier aufgelisteten Stellen aus *Hist. anim.* I führt Galen als Zeugnisse für die Physiognomik des Aristoteles in *Quod animi mores* 7 (4,796f. K.) an. Sie werden auch bei Byl 1980: 264–268, Lloyd 1983: 23 und Sassi 88: 53f. im Rahmen ihrer Diskussion von Aristoteles' Umgang mit Physiognomik zitiert. Schmölders 1995: 172f. druckt im Quellenanhang dieselben Passagen unter dem falschen Titel „Aristoteles, Die Teile der Tiere“ ab.

[62] Mit dieser Korrelation könnte auf das Sokrates-Bild angespielt sein; vgl. Anm. zu 808^{a}27.

[63] Vgl. zum Stirnrunzeln und dem damit verbundenen finsteren Gesichtsausdruck oben Kap. II.3, S. 86f.

Augenbrauen vor der Nase nach unten, zu den Schläfen hin aber hochgezogen sind, sind einfältig; siehe die Schweine“ (812^{b}26–28).

Hist. anim. I.8, 491^{b}23-26 über die inneren und äußeren Augenwinkel (κανθοί): „wenn sie lang sind, ist es ein Zeichen von Bosheit (κακοηθεία), wenn sie aber, wie die Gabelweihen,[64] den Bereich zur Nasenwurzel hin fleischig haben, von Schlechtigkeit (πονηρία).“ — Augenwinkel werden in den *Phgn.* nicht erwähnt.

Hist. anim. I.9, 492^{a}1–4 über die Iris: „bei den einen ist sie schwarz (μέλας), bei anderen sehr hellblau (γλαυκός), bei anderen dunkelbraun (χαροπόν), bei anderen bernsteinfarben (αἰγωπός; letzteres ist ein Zeichen für den besten Charakter und am besten für die Sehschärfe.“ — In der langen Auflistung der verschiedenen Augenfarben und ihrer charakterlichen Korrelationen in *Phgn.* 812^{a}37–^{b}12 gelten die „weinfarbenen Augen“ der Ziegen (die den *h.l.* genannten bernsteinfarbenen Augen entsprechen (vgl. Anm. zu 812^{b}6f.) als ein Zeichen für Gier; am besten werden hingegen die dunkelbraunen Augen bewertet, die den Beherzten (εὔψυχος) anzeigen, was mit den Beispielen von Adler und Löwe - den Prototypen des männlichen Idealbildes (vgl. Anm. zu 809^{b}14 und 811^{a}37) - belegt wird. In diesem Punkt weicht also die physiognomische Deutung in den beiden Kontexten deutlich voneinander ab. In der Passage in den *Phgn.* werden außer den genannten Augenfarben auch noch weitere Farbwerte angeführt („feurig“, „blaß“ und „glänzend“), die in dem kurzen Absatz in der *Hist. anim.* keine Rolle spielen.

Hist. anim. I.9, 492^{a}7f.: „Augen sind groß oder klein oder von mittlerer Größe; die mittleren sind die besten.“ — Diese Aussage setzt das Mittelmaß als ein (nicht genauer bestimmtes) Ideal fest, wie es in den *Phgn.* mehrfach und sogar in normativer Formulierung geschieht.[65] Die Passage zur Augengröße in *Phgn.* 811^{b}18–22 bringt dasselbe Prinzip zum Ausdruck, ist aber ausführlicher als die *Hist. anim.*, weil sie konkrete Charakterzüge und Tiervergleiche einbezieht: „Die mit kleinen Augen sind kleinmütig; siehe den Gesamteindruck

---

[64] Ich folge Peck und Balme in der Korrektur des überlieferten οἱ κτένες in οἱ ἰκτῖνες; vgl. Byl 1980: 265 Anm. 12 und Lloyd 1983: 23 Anm. 49.

[65] Siehe unten Kap. III.6.

und den Affen. Die großäugigen sind träge; siehe die Rinder. Der gut gebaute darf also weder kleine noch große Augen haben."

Hist. anim. I.9, 492a8–10: „Augen stehen entweder sehr heraus oder liegen sehr tief oder in der Mitte; die am meisten tiefliegenden sind bei allen Lebewesen ein Kennzeichen für den schärfsten Blick, die mittleren eines für den besten Charakter." — Aristoteles erwähnt, wie bei der Augengröße, den ‚besten Charakter', befaßt sich aber daneben mit dem biologischen Kriterium der Sehschärfe. Das Prinzip des idealen Mittelmaßes wird auch in der Passage über die Lage der Augen in *Phgn.* 811b22–28 vertreten, ist aber, wie bei der Augengröße, um zahlreiche Einzelheiten und Tiervergleiche erweitert: „Die mit tiefliegenden Augen sind bösartig; siehe den Affen. Denen die Augen hervorstehen, die sind dumm; siehe den Gesamteindruck und die Esel. Da man weder hervorstehende noch tiefliegende Augen haben darf, sollte der mittlere Zustand vorherrschen. Deren Augen ein wenig tief liegen, die sind großgesinnt; siehe die Löwen. Bei denen sie aber noch tiefer liegen, die sind sanftmütig; siehe die Rinder."

Hist. anim. I.9, 492a10–12: „Augen sind zum Blinzeln geneigt oder starr oder halten die Mitte; die mittleren sind Zeichen des besten Charakters, von den anderen ist der zweite unverschämt, der erste unbeständig." — Blinzler gelten in den *Phgn.* als feige (807b7, 808a1, 813a20); in 810a27–30 wird der, der den Blick selten bewegt, als nachdenklich bezeichnet. Eine Übereinstimmung zwischen den beiden Passagen liegt also nicht vor.

Hist. anim. I.11, 492a30–34: „Manche Ohren sind kahl, manche dichtbehaart, manche mittelmäßig; am besten für das Gehör sind die mittleren, und sie sind kein Zeichen für einen bestimmten Charakter." — Interessant ist hier der Hinweis, daß vorhandene oder fehlende Haare in den Ohren keine physiognomische Signifikanz haben (als ob eine solche zu erwarten wäre).[66] In den *Phgn.* spielt dieses Kriterium keine Rolle.

Hist. anim. I.11, 492a34–b3: „Die Ohren sind entweder groß oder klein oder mittelmäßig oder sehr abstehend oder wenig oder mittelmäßig; die mittleren sind ein Zeichen des besten Charakters, die

66 Vgl. Lloyd 1983: 23.

großen und abstehenden von Dummschwätzerei und Schwatzhaftigkeit (μωρολογία καὶ ἀδολεσχία).“ — Auch die Ohrengröße folgt in beiden Texten dem Prinzip des idealen Mittelmaßes, obwohl die Extreme jeweils ganz unterschiedlich beschrieben sind; in der betreffenden Passage in *Phgn.* 812ᵃ9–11 fehlen dabei eigentliche Charakterzüge, vielmehr werden die Vergleichstiere zu Charakteren umgedeutet: „Die kleine Ohren haben, sind affenartig, die große haben, eselsartig; man kann beobachten, daß auch die besten Hunde Ohren von mittlerer Größe haben.“

Hist. anim. I.15, 494ᵃ16–18: „Bei manchen ist die Fußinnenseite dick und nicht gewölbt, sondern sie treten mit dem ganzen Fuß auf: sie sind zu allem fähig (πανοῦργοι).“ — Dieses Kriterium wird in den *Phgn.* nicht angewandt.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß es zwar in den Details durchaus einzelne Übereinstimmungen in den physiognomischen Korrelationen zwischen dem ersten Buch der *Historia animalium* und den *Physiognomonica* gibt, daß aber die Diskrepanzen überwiegen; nicht nur durch seltene direkte Widersprüche (bei den Augenfarben: *Hist. anim.* I.9, 492ᵃ1–4 und *Phgn.* 812ᵃ37–ᵇ12), sondern vor allem dadurch, daß oft unterschiedliche Kriterien angewandt werden, so daß sich keine genauen Überschneidungen ergeben. Aufgrund dieser Beobachtungen kann auf jeden Fall die Möglichkeit ausgeschlossen werden, daß bei der Abfassung der Katalogteile der *Physiognomonica* das Material physiognomischer Korrelationen aus Aristoteles gesammelt und als Quelle verwertet worden wäre (etwa so, wie es Galen später in *Quod animi mores* 7 [4,796f.] zusammenstellt).[67] Die Diskrepanzen ließen sich sonst nicht erklären, wohingegen die Übereinstimmungen durchaus unabhängig voneinander entstanden sein können. Damit werden die Bemerkungen des Aristoteles zur angewandten Physiognomik vom Verfasser der *Physiognomonica* (oder zumindest ihres Traktats A) nicht ebenso behandelt wie die Passage zu den logischen Voraussetzungen des physiognomischen Schlußverfahrens in den *Analytica priora*, die in der theoretischen Einleitung zu Traktat A gründlich rezipiert und weiterentwickelt wurde.

---

[67] Vgl. oben S. 134 Anm. 61.

Dieses Ergebnis muß auch noch an einer anderen Art von Quelle physiognomischer Aussagen überprüft werden. Im ersten und neunten[68] Buch der *Historia animalium* finden sich nämlich mehrfach Zuweisungen von Charaktertypen an Tierarten, die in dieser Form als Grundlage physiognomischer Schlüsse dienen könnten. Diese zweite Gruppe von Textstellen ist aber nicht ausdrücklich physiognomisch, weil Körpermerkmale gar nicht erwähnt werden; sie soll daher nur kursorisch behandelt werden, um zu überprüfen, wieweit es Übereinstimmungen in der Vorstellung vom Charakter der Tiere in der *Historia animalium* und den *Physiognomonica* gibt.

Von vorrangiger Bedeutung ist dabei die Einleitung zum ersten Buch, in der festgehalten wird, daß sich Tiere nach Lebensunterhalt, Verhaltensweise, Charakter und Anatomie unterscheiden (αἱ δὲ διαφοραὶ τῶν ζῴων εἰσὶ κατά τε τοὺς βίους καὶ τὰς πράξεις καὶ τὰ ἤθη καὶ τὰ μόρια, *Hist. anim.* I.1, 487^{a}11–14). Die Charakterdifferenzierung wird wenig später ausgeführt (im Interesse der Übersichtlichkeit werden im folgenden die Kommentare zum Vergleich mit den *Physiognomonica* in die Fußnoten gesetzt):

Hist. anim. I.1, 488^{b}12–25: „Hinsichtlich des Charakters unterscheiden sich die Tiere folgendermaßen: Manche sind sanft (πρᾶα), nicht leicht in Wut zu bringen (δύσθυμα) und nicht wehrhaft (οὐκ ἐνστατικά), wie das Rind;[69] andere ungestüm (θυμώδη), wehrhaft (ἐνστατι-

[68] Das (in seiner Echtheit umstrittene; vgl. unten S. 140, Anm. 81) neunte Buch befaßt sich vorrangig mit den Charakteren von Tieren, verzichtet dabei aber weitgehend auf physiognomische Aussagen, d.h. die Charaktereigenschaften der Tiere werden ohne Hinweise oder Korrelationen auf ihre Physiognomie dargestellt.

[69] Das Rind (vgl. Anm. zu 810^{b}16) gilt in den *Phgn.* als „töricht“ (ῥάθυμος, 811^{a}28f., ^{b}5f.), „träge“ (νωθρός, 811^{b}9f., 20f., 29f.) und „sanftmütig“ (πραΰς, 811^{b}27f.), wird aber auch „melancholisch und Klager“ genannt (δυσθυμικοί, ὀδύρται, 813^{a}33); gemeinsam ist diesen Eigenschaften anscheinend eine generelle Trägheit von Körper und Geist, die trotz der teilweise unterschiedlichen Wortwahl sachlich mit den Beschreibungen *h.l.* übereinstimmt (nur πραΰς führen beide Texte auf).

κά) und ungelehrig (ἀμαθῆ), wie das Wildschwein;[70] andere klug (φρόνιμα) und feige (δειλά), wie Hirsch[71] und Hase;[72] andere gemein (ἀνελεύθερα) und hinterlistig (ἐπίβουλα), wie die Schlangen;[73] andere edelmütig (ἐλευθέρια), mutig (ἀνδρεῖα) und edel (εὐγενῆ), wie der Löwe;[74] andere kräftig (γενναῖα), wild (ἄγρια) und hinterlistig (ἐπίβουλα), wie der Wolf[75] – denn edel (εὐγενές) bedeutet ‚aus tauglichem Geschlecht', kräftig (γενναῖον) aber ‚nicht von der eigenen Natur abweichend'. Andere sind zu allem fähig (πανοῦργα) und übeltäterisch (κακοῦργα), wie der Fuchs;[76] andere leicht erregbar

---

[70] Dem Wildschwein und dem Schwein (vgl. Anm. zu $810^{b}16$) werden in den *Phgn.* ganz ähnliche Charakterzüge zugeschrieben wie *h.l.*: es wird mutig (ἀνδρεῖος, $810^{b}16$) und edel (εὐγενής, $811^{a}24$), aber auch stumpfsinnig (ἀναίσθητος, $811^{a}30$), ungelehrig (ἀμαθής, $811^{b}29$) und einfältig (εὐηθής, $812^{b}28$) genannt. Diese Liste stimmt mit der *h.l.* nicht nur im Begriff ἀμαθής überein, sondern auch insofern, als θυμώδης ein Unterbegriff zu ἀνδρεῖος ist (vgl. Anm. zu $808^{a}19$). Auch die *h.l.* genannte Wehrhaftigkeit läßt sich unter den Begriff Mut subsumieren.

[71] Der Hirsch (siehe Anm. zu $806^{b}8$) wird in den *Phgn.* fünfmal als Beispiel für Feigheit genannt ($805^{b}18$, $806^{b}8$, $807^{a}20$f., $811^{a}16$, $811^{b}7$), darunter zweimal ($806^{b}8$ und $807^{a}20$) neben dem Hasen; als Beispiel für Klugheit gilt er in den *Phgn.* nirgends.

[72] Der Hase (siehe Anm. zu $806^{b}8$) gilt in den *Phgn.* dreimal und ausschließlich als Beispiel für Feigheit (in $805^{b}26$ und neben dem Hirsch in $806^{b}8$ und $807^{a}21$).

[73] Schlangen werden in den *Phgn.* nicht erwähnt. Als hinterlistig gilt dort nur der Wolf ($811^{a}17$). Der Gemeine wird in Traktat B viermal angeführt ($809^{a}22$f., $811^{a}4$f., $^{b}12$, $812^{b}37$), allerdings nicht mit einem Tier in Verbindung gebracht (vgl. Anm. zu $811^{a}4$).

[74] Zum Löwen siehe Anm. zu $809^{b}14$ und zu seinen Eigenschaften in den *Phgn.* Anm. zu $809^{b}15$–36. Die ersten beiden der *h.l.* genannten Eigenschaften werden ihm dort auch zugeschrieben; als εὐγενής allerdings wird nur das Wildschwein bezeichnet ($811^{a}23$).

[75] Der Wolf wird in den *Phgn.* nur in $811^{a}17$ genannt (vgl. Anm. *ad loc.*) und gilt dort ebenso wie *h.l.* als hinterlistig. Die Charaktereigenschaft „wild" (ἄγριος) kommt in den *Phgn.* nicht vor.

[76] Der Fuchs wird in den *Phgn.* nur an einer Stelle behandelt ($812^{a}17$); er wird dort, ebenso wie *h.l.*, als „zu allem fähig" (πανοῦργος) bezeichnet. Die fast synonyme Charaktereigenschaft κακοῦργος *h.l.* findet sich in den *Phgn.* nicht.

(θυμικά), anhänglich (φιλητικά) und schmeichlerisch (θωπευτικά), wie der Hund;[77] andere sanftmütig (πρᾶα) und leicht zu zähmen (τιθασσευτικά), wie der Elefant;[78] andere schüchtern (αἰσχυντηλά) und immer auf der Hut (φυλακτικά), wie die Gans;[79] andere neidisch (φθονερά) und eitel (φιλόκαλα), wie der Pfau;[80] Mit Überlegung und Wollen begabt (βουλευτικόν) ist unter den Lebewesen allein der Mensch. Er verfügt auch in hohem Maße über Gedächtnis und Gelehrigkeit; kein anderes Lebewesen außer dem Menschen ist in der Lage, sich zu erinnern. Im einzelnen werden die Charaktere und Lebensweisen der Arten später genauer besprochen werden."

Im neunten Buch[81] werden darüber hinaus mehrfach aus den Verhaltensweisen der Tiere Charakterisierungen abgeleitet, ohne daß jedoch ihr Aussehen damit in Verbindung gebracht würde – physiognomische Aussagen werden also nicht getroffen.

Hist. anim. IX.1, 608^{a}11–21: Der Charakter ist nur bei den langlebigen Tieren zu erkennen; sie sind auch intelligent und lernfähig. Bei allen Tieren – und am deutlichsten erkennbar am Menschen –

---

77 Der Hund wird in den *Phgn.* ähnlich ambivalent bewertet wie hier; vgl. Anm. zu 807^{a}19. In 811^{b}36 gilt er als Beispiel für den κόλαξ, was dem Adjektiv θωπευτικός *h.l.* entspricht. Der Charakterisierung als θυμικός „leicht erregber" *h.l.* entspricht in *Phgn.* 811^{a}31 die synonyme Eigenschaft δυσόργητος.

78 Der Elefant wird in den *Phgn.* nicht erwähnt.

79 Die Gans kommt in den *Phgn.* ebensowenig vor wie die beiden ihr *h.l.* zugeschriebenen Charakterzüge.

80 Der Pfau wird in den *Phgn.* ebenfalls nicht genannt; der Neidische wird dort nur als Beispiel in theoretischen Kontexten des Schlußverfahrens erwähnt (807^{a}6–8), aber ohne Zuordnung von Körpermerkmalen.

81 Die Autorschaft des neunten Buches ist nicht gesichert; Regenbogen 1940: 1426 und 1432 vermutet, es sei auf einer theophrastischen Grundlage entstanden; Balme 1991 hingegen hält die Zweifel an der Echtheit für unbegründet. Da der Hintergrund sicherlich zumindest peripatetisch ist, ist diese Frage in unserem Zusammenhang nicht unmittelbar relevant.

gibt es einen grundlegenden Unterschied zwischen Männchen und Weibchen.[82]

Hist. anim. IX.1, $608^{a}21$–$^{b}18$: „Der Charakter der Weibchen ist nämlich sanfter (μαλακώτερον), sie lassen sich schneller zähmen (τιθασσεύεται θᾶττον), lassen sich eher anfassen (προσίεται τὰς χεῖρας μᾶλλον) und sind gelehriger (μαθηματικώτερον);[83] so haben beispielsweise die Lakonischen Hündinnen bessere Anlagen (εὐφυέστεραι... εἰσίν) als die Männchen. [...] Alle Weibchen sind weniger mutig (ἀθυμότερα)[84] als die Männchen, außer bei Bär und Panther:[85] bei ihnen scheinen die Weibchen mutiger zu sein. Bei den anderen Arten sind die Weibchen weichlicher (μαλακώτερα), übeltäterischer (κακουργότερα), weniger ehrlich, voreiliger (προπετέστερα) und mehr auf die Aufzucht der Jungen bedacht;[86] die Männchen hingegen ungestümer, wilder, ehrlicher und weniger verschlagen. Spuren dieser Charaktereigenschaften gibt es sozusagen bei allen Tieren, stärker und offensichtlicher aber bei denen, die mehr Charakter haben und am meisten beim Menschen; denn er hat die vollendetste Natur, so daß auch diese Verhaltensweisen bei ihm offensichtlicher sind. Daher ist also die Frau mitleidiger (ἐλεημονέστερον) als der Mann und eher geneigt, viele Tränen zu vergießen (ἀρίδακρυ μᾶλλον),[87] ferner neidi-

---

[82] Der Geschlechterdifferenz wird auch in Traktat B die Priorität innerhalb der Tiervergleiche gegeben ($809^{a}28$–30).

[83] Auch in den *Phgn.* beziehen sich die ersten Aussagen zum Charakter der Weibchen auf deren Zähmbarkeit: „Wir versuchen, von den Tieren die Weibchen zahmer und sanfter (auch hier: μαλακώτερα) in ihren Seelen heranzuziehen als die Männchen, unterlegen in körperlicher Kraft, eher die Aufzucht und die Handzahmheit (χειροήθεια) annehmend" ($809^{a}30$–34).

[84] Dieselbe Vokabel steht in der allgemeinen Charakteristik des Weibchens in *Phgn.* $809^{a}34$.

[85] Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang damit, daß in *Phgn.* $809^{b}36$f. der Panther als „unter den mutigen Tieren von eher weiblicher Gestalt" bezeichnet, d.h. als der weibliche Prototyp des Mutes eingeführt wird. Vgl. Anm. zu $809^{b}36$f. – Der Bär kommt in den *Phgn.* nicht vor.

[86] Die auf im folgenden auf griechisch angegebenen Vokabeln finden sich auch in der allgemeinen Charakteristik des Weibchens in *Phgn.* $809^{a}31$, 38, 39.

[87] Im Lemma zu den Mitleidigen (*Phgn.* $808^{a}33$–$^{b}2$) heißt es, sie „weinen immer" (ἀεὶ δακρύουσιν, $808^{a}35$); mehrere der Merkmale, die dem Mitleidi-

scher (φθονερώτερον), zänkischer (μεμψιμοιρότερον), schmähsüchtiger (φιλολοίδορον μᾶλλον) und eher zuschlagend. Außerdem ist das weibliche Geschlecht mut- und hoffnungsloser als das männliche, unverschämter und lügnerischer, eher trügerisch und nachtragender; ferner schläft es weniger und zögert mehr und ist im ganzen weniger beweglich als das männliche und braucht weniger Nahrung. Dagegen ist das männliche Geschlecht, wie gesagt, mehr zum Helfen bereit und mutiger als das weibliche; denn auch bei den Weichtieren kommt das Tintenfisch-Männchen dem Weibchen zu Hilfe, wenn es mit dem Dreizack getroffen worden ist; das weibliche aber ergreift die Flucht, wenn das männliche getroffen ist." — Die Übereinstimmungen zwischen dieser Passage und der allgemeinen Charakteristik des weiblichen Geschlechts in den *Phgn.* sind anfangs recht groß; im Schluß der Passage jedoch finden sich kaum noch Parallelen (abgesehen von allgemein sachlichen). Die Übereinstimmungen müssen jedoch keineswegs eine Abhängigkeit in die eine oder andere Richtung nahelegen, da die in beiden Texten genannten Eigenschaften nicht außergewöhnlich zur Charakterisierung des weiblichen Geschlechts sind.[88]

Hist. anim. IX.3, 610ᵇ20–22: Die Charaktere der Tiere unterscheiden sich, wie bereits gesagt, „nach Feigheit, Sanftmut, Mut, Zahmheit, Verstand und Unverstand" (δειλίαν καὶ πραότητα καὶ ἀνδρείαν καὶ ἡμερότητα καὶ νοῦν καὶ ἄγνοιαν [codd., ἄνοιαν Bek.]). — Diese zusammenfassende und daher zentrale Auswahl hat nur im Paar Mut/Feigheit Ähnlichkeiten mit der entsprechend zentralen Aussage über die Tiercharaktere in *Phgn.* 809ᵃ26–28: „Ich werde nun zuerst versuchen, unter den Lebewesen zu unterscheiden, auf welche Veränderungen an ihnen es ankommt, je nachdem ob sie mutig, feige, gerecht oder ungerecht sind."

Hist. anim. IX.3–42: Die in dieser langen Passage verstreuten Beispiele haben oft etwas Anekdotenhaftes an sich: Hirten müssen auf Schafe und Ziegen besonders achtgeben, weil sie so dumm (εὔηθες καὶ ἀνόητον) sind, selbst bei schlechtem Wetter verlorenzugehen, anstatt in den Stall zu folgen (IX.3, 610ᵇ22–611ᵃ5); unter den wilden

gen dort zugewiesen werden, gelten an anderen Stellen als typische Kennzeichen der Frauen (vgl. Anm. zu 808ᵃ33).

88 Vgl. unten Kap. III.5, S. 153–158.

Vierfüßern sind Hirsche am intelligentesten, wie ihr Verhalten bei Geburt, Aufzucht der Jungen, Selbstschutz etc. zeigt (IX.5, 611^a15–$^b31$); der Bär ist klug (φρόνιμος) in seinem Fluchtverhalten und nach dem Winterschlaf, und viele Tiere verhalten sich klug in der Selbsthilfe (πρὸς βοήθειαν αὑτοῖς φρονίμως): Ziegen fressen bei Verletzung Diktamnon, usw. (IX.6, 611^b32–612^b10); Kraniche verhalten sich bei der Migration klug (φρόνιμα; IX.10, 614^b18–30); menschliches, d.h. intelligentes Verhalten wird von vielen Tieren nachgeahmt (IX.7–42), nämlich von Vögeln (7–36), Fischen (37), Insekten, vor allem Bienen und Wespen (38–42). – Intelligenz kommt in den *Phgn.* nirgends als Eigenschaft vor; allerdings wird in der zusammenfassenden Bemerkung zur Zeichenhierarchie in 814^a9–$^b9$ ausdrücklich betont, daß diejenigen Körperteile die aussagekräftigsten Zeichen bereitstellen, die am meisten mit Intelligenz verbunden sind (ἐφ' ὧν καὶ φρονήσεως πλείστης ἐπιπρέπεια γίνεται; 814^b8f.).

Hist. anim. IX.44, 629^b5–8: „Über die Charaktere der Tiere sind, wie bereits früher gesagt wurde, am meisten die Unterschiede hinsichtlich Mut und Feigheit, danach die hinsichtlich Sanftmut und Wildheit auch bei den wilden Tieren zu berücksichtigen" (Περὶ δὲ τὰ ἤθη τῶν ζῴων, ὥσπερ εἴρηται καὶ πρότερον, ἔστι θεωρῆσαι διαφορὰς πρὸς ἀνδρίαν μὲν μάλιστα καὶ δειλίαν, ἔπειτα καὶ πρὸς πραότητα καὶ ἀγριότητα καὶ αὐτῶν τῶν ἀγρίων). — Das Begriffspaar Mut/Feigheit steht in *Hist. anim.* IX (vgl. oben 610^b10–22) ebenso wie in den *Phgn.* stets an erster Stelle in den Listen der Charaktereigenschaften.

Hist. anim. IX.44, 629^b8–10: Selbst der Löwe ist, wenn er satt ist, gutmütig; und zu seiner Familie ist er immer liebevoll (πρός τε τὰ σύντροφα καὶ συνήθη σφόδρα φιλοπαίγμων καὶ στερκτικός, 629^b9f.). — Vgl. die im Kontext der *Phgn.* überraschende Aussage am Schluß der Charakterisierung des Löwen, er sei „aber auch sanft, gerecht und denen, mit denen er zu tun hat, liebevoll zugetan" (καὶ πραῢ καὶ δίκαιον καὶ φιλόστοργον πρὸς ἃ ἂν ὁμιλήσῃ, 809^b35f.). Vielleicht läßt sich diese Bemerkung als Übernahme aus *Hist. anim.* 629^b9f. erklären? Aus dem Kontext in den *Phgn.* heraus jedenfalls bleibt die Erwähnung dieser Beobachtung unverständlich.

Hist. anim. IX.46, 630^b18–22: Das zahmste unter den wilden Tieren ist der Elefant; er ist auffassungsfähig und verständig. — Der Elefant kommt in den *Phgn.* nirgends vor.

An der ersten zitierten Passage aus *Hist. anim.* I.1, 488^b12–25 ist zu beobachten, daß sich – von den Abweichungen in Einzelheiten abgesehen –, die Vorstellungen vom Charakter der genannten Tiere in beiden Texten sehr gut entsprechen. Das wäre auch kaum anders zu erwarten, da beide Verfasser auf die in ihrer Kultur und Tradition gebräuchlichen Konstrukte und Konzepte hinsichtlich der Beurteilung der Tiere zurückgreifen.[89] Interessant ist an diesem Abschnitt eher die Auswahl der Tiere, die Aristoteles in diesem einführenden Kapitel in den Sinn kommt: Elefant, Gans und Pfau sind für ihn wie selbstverständlich mit Charaktereigenschaften belegt, während sie in den *Physiognomonica* gar nicht behandelt werden.

Ein Vergleich der Stellen aus dem neunten Buch der *Historia animalium* zu den Tiercharakteren mit den jeweiligen Passagen aus den *Physiognomonica* ist deswegen bemerkenswert, weil in der Struktur und in der Setzung der Prioritäten durchaus deutliche Übereinstimmungen festzustellen sind; mehr jedenfalls als in den konkreten Aussagen zu den einzelnen Tieren, die in *Historia animalium* IX oft auf Beobachtungen des Verhaltens beruhen, in den *Physiognomonica* aber eher aus geläufigen Vorstellungen über die Tiere zu stammen scheinen.

Der Vergleich der Urteile über die Tiere zwischen der *Historia animalium* und den *Physiognomonica* konnte hier nur angerissen werden, weil er letztlich nicht das Thema einer Untersuchung etwaiger physiognomischer Quellen sein kann, da es sich ja nicht um eigentliche physiognomische Aussagen handelt. Immerhin konnte aber wahrscheinlich gemacht werden, daß dem Verfasser der *Physiognomonica* – insbesondere ihres zweiten Traktats B – der Text von *Historia animalium* IX vorgelegen haben dürfte. Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß die konkreten physiognomischen Korrelationen in Buch I der *Historia animalium* und in den *Physiognomonica*

---

89 Vgl. unten Kap. III.5, S. 158–163 und im einzelnen die Anmerkungen zu den Tieren.

jeweils eigenes, voneinander unabhängiges Material verwenden.[90] Darin kommen natürlich auch verschiedene und voneinander unabhängige Konzepte von Physiognomik zum Ausdruck. So ist zu Recht betont worden, daß die in der *Historia animalium* vorgeschlagenen Korrelationen vergleichsweise schlicht und zurückhaltend sind, vor allem im Vergleich mit rein physiognomischen Schriften wie den *Physiognomonica* und späteren Traktaten.[91]

4. Methodische Prinzipien

Über die praktische Anwendung physiognomischer Schlußregeln erfahren wir aus den antiken Quellen nahezu nichts. Nur vereinzelte Anekdoten berichten von konkreten physiognomischen Urteilen,[92] und nur in zweien von ihnen wird auch überliefert, aus welchen Körpermerkmalen das betreffende Urteil erschlossen wurde. So bezeichnet Zopyros Sokrates wegen der fehlenden Einbuchtung zwischen seinen Schlüsselbeinen als dumm und stumpfsinnig,[93] und Kleanthes erkennt einen Kinäden an seinem Niesen.[94] In beiden Fällen ist es also ein einziges Kennzeichen, das Aufschluß über den gesamten Charakter gibt. Die Zopyros-Anekdote ist dabei besonders interessant, weil in ihr sogar eine physiologische Erklärung für die Korrelation zwischen Körpermerkmal und Charakter angegeben

---

[90] In Kapitel I, S. 39–41 ist ausgeführt worden, daß in der Geschichte der Physiognomik erstaunlich wenig Tradition und Kontinuität herrschen, weil jeder Verfasser einer Physiognomik seinen eigenen Materialien und Systemen, Vorstellungen und Erfahrungen folgt. Die Beobachtungen am physiognomischen Material von Aristoteles und dem unbekannten Verfasser der *Physiognomonica* bestätigen diese Feststellung ebenso wie der Vergleich der späteren antiken Physiognomiken mit den *Physiognomonica*, die jeweils eigene Systeme und Sammlungen bilden, auch wenn sie teilweise auf die *Physiognomonica* oder andere Quellen zurückgreifen (siehe unten Kap. IV.3).

[91] Diesen Vergleich zieht Lloyd 1983: 23f.

[92] Vgl. die Anekdote über Sullas Beurteilung durch einen Chaldäer, der ihm eine große Zukunft vorhergesagt haben soll; siehe oben Kap. III.1, S. 117.

[93] Vgl. oben Kap. III.1, S. 114–116.

[94] Vgl. oben S. 118.

wird: „Sokrates sei, sagte er, dumm und stumpfsinnig, weil er keine Einbuchtung zwischen den Schlüsselbeinen habe, denn, sagte er immer wieder, diese Teile seien blockiert und verriegelt" („Stupidum esse Socratem dixit et bardum, quod iugula concava[95] non haberet, obstructas eas partes et obturatas esse dicebat"[96], Cic. *De fato* 10). Dieselbe Korrelation mit einer ähnlichen Erklärung findet sich auch sowohl in den *Physiognomonica* als auch beim Anonymus Latinus.[97] Darf man aufgrund dieser bemerkenswerten Übereinstimmung der Details eines praktischen Anwendungsbeispiels mit zwei handbuchartigen Anleitungen annehmen, daß die antiken Physiognomiker generell auf solche Weise verfuhren? Daß sie nämlich einzelne Korrelationen heraussuchten – wobei zu fragen ist, nach welchen Kriterien denn das ausschlaggebende Körpermerkmal entdeckt wird –, den Text also als reines Nachschlagewerk verwendeten?

Gegen diese Annahme spricht zunächst die Tatsache, daß die *Physiognomonica* nicht eine bloße Auflistung von Korrelationen sind, sondern sich in ihren theoretischen Teilen mit den Methoden auseinandersetzen. Allerdings werden die methodischen Prinzipien an verschiedenen Stellen und in unterschiedlicher Ausführlichkeit diskutiert, so daß es sinnvoll ist, sie hier systematisch zusammenzufassen. Sie werden im folgenden in einer Reihenfolge abnehmender logischer Rigorosität, dabei aber steigender Praktikabilität vorgestellt:

[1.] In Kapitel III.2 wurde ausführlich dargelegt, aus welchen Überlegungen heraus der Verfasser in Traktat A die Forderung aufstellt, daß Zeichen auf ihre semantische und logische Validität hin überprüft werden müssen: Körpermerkmale sind nur dann als Zeichen gültig, wenn eine ausschließliche eins-zu-eins-Beziehung zu einem Charakterzug besteht (805^{b}10–806^{a}18).

---

95 Vgl. die Anmerkung zu 811^{a}5–10 zu meiner Interpretation von „iugula concava" als „Einbuchtung zwischen den Schlüsselbeinen" i.S.v. ‚deutliche Drosselgrube'.

96 Für den Zusatz „addidit etiam mulierosum" („er fügte hinzu, er sei ein Frauenheld") gibt Cicero keine derartige Erklärung mehr; wir erfahren nicht einmal das betreffende Körpermerkmal.

97 Vgl. Anm. zu 811^{a}5–10. Es ist wahrscheinlich, daß die Zopyros-Anekdote die gemeinsame Quelle für diese beiden späteren Erwähnungen der Details darstellt.

Schon ein kurzer Blick auf die im Anhang gegebene Liste von physiognomischen Zeichen und Bedeutungen in den *Physiognomonica* macht deutlich, daß diese grundsätzliche Forderung in der Praxis selbst innerhalb der Schrift nicht eingehalten wird: Jeder Charakterzug hat mehrere Kennzeichen, wie schon der Katalog A demonstriert, und vielfach wird dasselbe Körpermerkmal als Kennzeichen verschiedener Charaktereigenschaften gedeutet.[98] In Traktat B ist es dem Verfasser offensichtlich bewußt, daß diese theoretisch formulierte Regel sich in der Praxis kaum einhalten läßt. Deshalb stellt er eine zweite Regel auf, die ganz aus der praktischen Anwendung der Physiognomik stammt und daher leichter zu befolgen ist:

[2.] Es gilt, den Gesamteindruck zu erfassen, um dasjenige Körpermerkmal herauszufinden, das tatsächlich signifikant ist. Der Begriff ἐπιπρέπεια ‚Gesamteindruck' ist vor den *Physiognomonica* nicht bekannt und tritt auch später nur im Kontext von Physiognomik auf; er scheint also in den *Physiognomonica* als Terminus technicus geprägt worden zu sein, um dieses Phänomen zu beschreiben.[99] Die Bedeutung des Begriffes erklärt der Anonymus Latinus in einer Paraphrase: „omnis aspectus qui ex omni circumstantia et qualitate corporis occurrit, quem Graeci ἐπιπρέπειαν dicunt" („der Gesamteindruck, der sich aus jedem Begleitumstand und jeder Eigenschaft des Körpers zusammenfügt und den die Griechen als ἐπιπρέπεια bezeichnen", 45). Polemon verdeutlicht den Begriff anhand einer Metapher vom Siegel, die Adamantios aufgreift, wenn er seine Aufzählung der Merkmalsbereiche zu Beginn des zweiten Buches folgendermaßen abschließt: „Am wichtigsten für die Beurteilung ist aber der Gesamteindruck des ganzen Menschen, wie er an all diesen Körperteilen sichtbar gemacht wird. Man muß ihn bei allem als ein Siegel von allem ansehen. Er hat keinen Sinn in sich selbst, sondern die einzel-

---

98 Einige Beispiele: größere obere Körperteile gelten als Zeichen von Schlafliebe (808b7) und Schwatzhaftigkeit (808b8), helle Hautfarbe als Zeichen von Mitleid (808a33) und Lüsternheit (808b4), ein dicker Hals als Zeichen von Stumpfsinn (807b25) und Robustheit (811a10–12), nach oben gezogene Schulterblätter als Zeichen von Stumpfsinn (807b21f.) und Ungestüm (808a21), heftige Bewegungen als Zeichen von Hitzigkeit (806b26) und Unverschämtheit (807b32); die Liste ließe sich mühelos weiter fortsetzen.

99 Vgl. die ausführliche Diskussion in der Anmerkung zu 809a13.

nen Zeichen, die in den Augen und die anderen, setzen das ganze Bild des Menschen zusammen."[100] Die Kunst des Physiognomikers besteht demnach darin, im Gesamteindruck des ganzen Körpers das Typische zu erfassen und nur daraus physiognomische Schlußfolgerungen zu ziehen. Im Falle von Zopyros' Begegnung mit Sokrates ist es also die fehlende Einbuchtung an der Drosselgrube, und nicht etwa die anderen von Xenophon und Platon aufgezählten Körpermerkmale,[101] die den entscheidenden Hinweis auf die Deutung gibt. Kleanthes wiederum konnte aus der Betrachtung des ihm unbekannten Landarbeiters zunächts gar kein typisches Merkmal ersehen, und nur durch Zufall gab der Mann durch Niesen sein Erkennungszeichen preis, an dem Kleanthes dann seinen Gesamteindruck festmachen und ihn als ‚Schwuchtel' (μαλακός) erkennen konnte.

Insofern ist ein Text wie die *Physiognomonica* für den Laien nicht ausreichend, um ‚technisch' (i.S.v. ‚der τέχνη entsprechend') korrekte physiognomische Schlußfolgerungen zu ziehen: Die Kataloge stellen zwar viel Material an Schlußregeln zur Verfügung, geben aber keinen konkreten Hinweis, welche Schlußregel wann angewandt werden darf. Dieser methodische Vorbehalt wird in den *Physiognomonica* nur in allgemeinen Regeln formuliert, wie im hier besprochenen Prinzip des Gesamteindrucks, das Erfahrung und Übung verlangt: „Man braucht freilich viel Vertrautheit mit allem, wenn man in der Lage sein will, über diese Dinge einzelne Aussagen zu treffen" (809^{a}1–3). Mit diesem Hinweis verdeutlicht der Verfasser, daß Kenntnis des Textes allein seinen Leser keineswegs zum Physiognomiker macht, sondern daß diese Kunst in zusätzlichen Fähigkeiten besteht, die über das, was der Text von *Physiognomonica* bietet, weit hinausgehen. In diesem Sinne ist Physiognomik durchaus als eine Art Geheimlehre zu verstehen, die einigen wenigen erfahrenen Physiognomikern vorbehalten bleibt.[102]

---

[100] Adamantios 2,1 (p. I,348f. F.): μεγίστη δὲ εἱς ἐπίκρισιν ἡ παντὸς τοῦ ἀνθρώπου ἐπιπρέπεια ἐπὶ πᾶσι τούτοις φανταζομένη, ἣν ἐπὶ πᾶσι σφραγῖδα πάντων χρὴ ἐφορᾶν.

[101] Vgl. oben Kap. II.3, S. 77–86 und Kap. III.1, S. 115.

[102] Dieser Aspekt kommt in der Moderne deutlich in Lavaters ‚Genie-Entwurf' einer Physiognomik (1775–1778) zum Tragen, der im Vorwort berichtet, wie er seine persönliche intuitive Gabe der Physiognomik trainiert und aus-

[3.] Das dritte Prinzip hängt eng mit dem zweiten zusammen, denn es formuliert eine erste oberflächliche Regel, mit der die signifikanten Zeichen gefunden werden können: die Hierarchie der Zeichenbereiche. Das Schlußwort der *Physiognomonica* formuliert dieses Prinzip am deutlichsten: „In der ganzen Auswahl der Kennzeichen zeigen die einen Kennzeichen die zugrundeliegende Eigenschaft deutlicher an als die anderen. Deutlicher sind die, die an den geeignetsten Stellen (des Körpers) auftreten. Am besten geeignet sind der Bereich um die Augen, die Stirn, den Kopf und das Gesicht, an zweiter Stelle der um die Brust und Schultern, dann die Beine und Füße; der Bereich um den Bauch am wenigsten. In einem Wort: diejenigen Stellen bieten die wirksamsten Kennzeichen, an denen auch die meiste Intelligenz offensichtlich wird“ ($814^{a}9$–$^{b}9$). Daß sich der Physiognomiker auf das Gesicht konzentriert, wird hier damit begründet, daß Gesicht und Kopf am ehesten mit der Intelligenz in Verbindung stehen. Dieses Prinzip wird auch in Traktat A formuliert, dort allerdings in kürzerer Form und ohne Begründung: „Sicherer als die Kennzeichen an den Körperteilen sind die, die sich am Gesichtsausdruck ablesen lassen, und die aus den Bewegungen und der Haltung abgeleiteten Kennzeichen“ ($806^{b}34$–37).[103]

[4.] Das vierte Prinzip ist das schlichteste: „Gänzlich einem einzigen der Kennzeichen zu vertrauen ist einfältig; wenn man aber mehrere in einem Punkt übereinstimmende Kennzeichen nimmt, dürfte man gewiß mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie zutreffende Kennzeichen sind“ ($806^{b}37$–$807^{a}3$). Diese Anweisung findet sich am Ende der Auflistung der Zeichenbereiche in der theoretischen Einführung in Traktat A. Sie ist rein pragmatisch orientiert, und indem sie weder logische Überlegungen noch Übung voraussetzt, kann sie auch vom Laien angewandt werden – vorausgesetzt, er verfügt über ein Instrumentarium an zuverlässigen, möglichst auch auf die logische Validität hin geprüften Korrelationen, die er als Schlußregeln additiv anwenden kann. Da die Liste der Zeichenbereiche in

---

gebildet habe. Sein physiognomisches System besteht dementsprechend auch nicht aus allgemeingültigen Lehren, sondern aus höchst persönlichen und idiosynkratischen Eindrücken und Urteilen.

[103] Vgl. dazu $807^{a}25$–27: Manche Merkmalsbereiche sind vertrauenswürdiger als andere (wobei hier nicht erklärt wird, um welche es sich handelt).

Traktat A ($806^{a}27$–$^{b}37$) ein solches Instrumentarium in Grundzügen bereitstellt, ist es verständlich, daß diese Anweisung an ihrem Ende steht. Der Katalog A schließlich listet genau diejenigen Körpermerkmale auf, die summativ für jeweils einen Charaktertypus kennzeichnend sind. Synonyme Zeichen, also solche, die mehrere Bedeutungen haben können,[104] sind dann nicht mehr irreführend, wenn sie durch die jeweils unterschiedliche Kombination mit anderen Merkmalen in einen ganzen Zeichenkomplex eingebunden sind. In diesem Sinne sind Merkmalslisten für die einzelnen Charaktertypen in Traktat A also nicht als Aneinanderreihung verschiedener Kennzeichen zu verstehen, von denen jedes einzelne isoliert verwendet werden könnte, sondern sie bilden geschlossene Einheiten, die nur als ganze den jeweiligen Charaktertypus sicher erkennen lassen. Aus dieser Perspektive wird auch verständlich, weshalb bei den unter demselben Stichwort in Traktat A genannten Merkmalskomplexen oft mehrere Zeichen auf dasselbe Schema oder dieselbe physiologische Grundlage zurückgeführt werden können.[105]

Die vier Prinzipien machen deutlich, daß ein Leser und Anwender der Schrift *Physiognomonica* noch lange kein Physiognomiker ist. Vielmehr ist die praktisch ausgeübte Physiognomik eine Kunstfertigkeit, in der Übung und Erfahrung von entscheidender Bedeutung sind. Nur sie gewährleisten eine korrekte Anwendung der Schlußregeln und damit einen sachgemäßen Gebrauch der Schrift *Physiognomonica.*[106]

---

104 Beispielsweise stehen die rötliche Haut beim Ungestümen ($808^{a}20$) und beim Schmähsüchtigen ($808^{a}32$), die helle beim Mitleidigen ($808^{a}33$) und beim Lüsternen ($808^{b}4$) jeweils in unterschiedlichen Kombinationen mit anderen Merkmalen. Für weitere Beispiele siehe die Liste im Anhang, S. 463–480.

105 So liegt zum Beispiel den Körpermerkmalen des Mutigen eine warme Konstitution und ein kräftiger Körperbau zugrunde (vgl. Anm. zu $807^{a}31$). Im Anmerkungsteil wird jeweils bei den Stichworten zu den geeigneten Charaktertypen eine Einordnung der einzelnen Zeichen in derartige grundlegende Schemata vorgenommen.

106 Vgl. den Exkurs (S. 167–186) zu den konkreten Folgerungen, die sich daraus für die moderne kunsthistorische Deutung anhand antiker physiognomischer Traktate ergeben.

5. Angewandte Methoden: physiologische Erklärung, Geschlechter-Differenzierung und Tiervergleich

Neben den vier methodischen Prinzipien werden in den *Physiognomonica* vor allem fertige Schlußregeln in Form von katalogisierten Korrelationen gegeben. Diese Schlußregeln selbst sind nach Methoden zusammengestellt, die teilweise als ‚Vorgängermethoden' in Traktat A (Abschn. II: 805ᵃ18–33) aufgeführt werden: der Tiervergleich, der ethnologische Vergleich und die Analogie zum Affektzustand. Der ethnologische Vergleich kommt in den *Physiognomonica* selbst nur am Rande zur Anwendung[107] und kann daher hier vernachlässigt werden. Zu den beiden verbleibenden Methoden, dem Affektvergleich (der als einer von zwei Teilbereichen der Methode der physiologischen Erklärung untergeordnet ist) und dem Tiervergleich, tritt in Traktat B vorrangig der Hinweis auf die Geschlechterdifferenz.

Physiologische Erklärungen werden in den *Physiognomonica* nicht eigens als Methode theoretisch diskutiert, aber in beiden Traktaten angewandt. Sie stehen auf zwei verschiedenen Ebenen: Im Rahmen des Vergleichs mit dem Affektzustand und als Erläuterung einer feststehenden Konstitution. Die Methode des Affektvergleichs wird in der Einleitung zu Traktat A als eine der drei Verfahrensweisen der Vorgänger aufgeführt (805ᵃ28–31) und aus methodischen Überlegungen heraus abgelehnt (805ᵃ33–ᵇ10), allerdings mit schwachen Argumenten.[108] Trotzdem findet sie in der einzigen physiologischen Passage in Traktat A (807ᵃ13–25) explizit Anwendung. Vor allem aber gilt die gegenseitige Beeinflussung von Körper und Seele in

[107] Vgl. Anm. zu 805ᵃ27.

[108] *Phgn.* 805ᵃ33–ᵇ10: Der Gesichtsausdruck – der als einziger Zeichenbereich in diesem Verfahren ausdrücklich genannt wird – könne bei Menschen von sehr unterschiedlichem Charakter gleich sein, stelle also kein logisch eindeutiges Zeichen dar; ferner könne er wechseln, so daß er eher die momentane emotionale Verfassung als den zugrundeliegenden Charakter anzeige (ein Trauriger könne fröhlich aussehen, ein Fröhlicher traurig); schließlich sei der Gesichtsausdruck, aus dem man allein man bei dieser Methode den Charakter abzulesen versuche, nicht aussagekräftig genug. Vgl. die Anm. zu diesem Abschnitt.

affektiven Zuständen als erster Beweis für die zu Beginn von Traktat A konstatierte Grundvoraussetzung der Physiognomik, nämlich die gegenseitige Abhängigkeit von Seele und Körper hinsichtlich ihrer dauerhaften Konstitution (805^{a}2–8).

Die zweite Ebene der physiologischen Erklärung ist die Begründung einer festen Konstitution. Hier wird also keine Analogie zwischen konstanter Konstitution bzw. Charakter und momentanem Affekt hergestellt, sondern der Charakter selbst wird durch eine physiologische Grundlage erklärt. Beispiele für dieses Erklärungsmuster lassen sich in Traktat A nicht ohne weiteres nachweisen; in der einzigen physiologischen Passage, über die Kriterien der Stimme (807^{a}13–25), werden nur Affektvergleich und Tiervergleich herangezogen. In den einzelnen Stichworten hingegen finden sich des öfteren Hinweise auf die Beschaffenheit des Fleisches oder andere grundsätzliche Eigenschaften, die dort zwar nicht physiologisch erläutert werden – Begründungen werden in Katalog A nirgends gegeben –, aber deren physiologische Erklärung durch Parallelen in biologischen und medizinischen Texten weitgehend identifiziert werden kann. Im Hintergrund steht dabei oft die Humoraltheorie, nach der die Konstitution des Menschen durch das Mischungsverhältnis der Eigenschaften warm, kalt, feucht und trocken bestimmt ist. Diese Theorie wurde in verschiedenen Kontexten, z.B. in verschiedenen hippokratischen Schriften, bei Aristoteles und in den pseudoaristotelischen *Problemata physica* nicht einheitlich aufgefaßt[109] und soll daher nicht hier, sondern in den einzelnen Anmerkungen ausführlich behandelt werden.[110]

Der grundsätzliche Unterschied zwischen den beiden Ebenen, die durch die zeitliche Komponente bestimmt werden, – momentaner Affekt bzw. Affektion und beständige Konstitution – wird in den *Physiognomonica* mehrfach verwischt, wie zahlreiche Belege aus dem Text zeigen. Das wird bereits im ersten in den *Physiognomonica* genannten Beispiel deutlich, wenn der Zustand der Betrunkenheit (und

---

109 Grundlegend dazu: Lloyd 1964, Schöner 1964, Althoff 1992.

110 Um nur ein Beispiel zu nennen: Mit der kalten Konstitution des Feigen lassen sich insbesondere sein zusammengesunkener Körper und seine schwachen Augen in Verbindung bringen; vgl. Anm. zu 807^{b}5 und Anm. zu 807^{b}7.

des weiteren Krankheit und Affekte wie Liebe, Furcht, Schmerz und Freude) als erster Beweis für die Interdependenz zwischen Seele und Körper angeführt wird. Daß hier ein Analogieschluß vom momentanen Zustand auf die Konstitution vorausgesetzt wird, erwähnt der Verfasser nicht.[111]

Im Zusammenhang mit der Erklärung durch physiologische Vorgänge steht auch der Hinweis auf die Geschlechterdifferenz. Sie wird in Traktat A nur einmal ausdrücklich erwähnt, und zwar im Rahmen der Aufzählung der physiognomischen Zeichenbereiche.[112] Bei der Diskussion der Bedeutung der Stimme, in der ein physiologisches Erklärungsmodell im Hintergrund steht, ist eine Bezugnahme auf die gängige Verbindung von feuchter und kalter Konstitution mit der weiblichen und feigen Natur, von trockener und warmer mit der männlichen und mutigen anzunehmen.[113] Diese beiden Stellen sind in den theoretischen Teilen von Traktat A die einzigen, in denen die Geschlechterdifferenz eine Rolle spielt, wenn auch natürlich im Katalog A immer wieder Korrelationen genannt werden, die auf gängigen Zuweisungen an das weibliche Geschlecht beruhen.[114] Eine solche Bezugnahme wird jedoch im Katalog A nirgends direkt zum Ausdruck gebracht.

In Traktat B dagegen ist die Geschlechterdifferenz neben und in Verbindung mit dem Tiervergleich die hauptsächliche Begründungs-

---

[111] Im Gegensatz dazu wird in Buch XXX.1 der pseudoaristotelischen *Problemata* – das wohl auf die verlorene Abhandlung Theophrasts über die Melancholie zurückgeht (vgl. Flashar 1962: 713f.) – zwischen einer momentanen Beeinflussung durch die Erhitzung beim Weingenuß und der grundsätzlichen und beständigen Verfassung der Naturanlage ausdrücklich unterschieden (*Probl.* XXX.1, 953^{b}17–20). Dennoch zeigt dieses Beispiel auch, wie ähnlich beide Erklärungsmuster einander sein können: die übermäßige Hitze kann sowohl durch temporären Weingenuß kurzfristig erzeugt werden als auch ein konstantes Merkmal der Konstitution eines Menschen sein und dann eine bestimmte Verfassung seines Charakters bedingen.

[112] *Phgn.* 806^{b}31–34: „Das Männchen ist größer und kräftiger als das Weibchen, und seine Gliedmaße sind kräftiger, geschmeidiger, gesünder und besser für alle Arten von Aufgaben."

[113] Vgl. Anm. zu Abschn. IX: 807^{a}13–30.

[114] Vor allem im Lemma zum Kinäden, 808^{a}12–17; vgl. Anm. *ad loc.*

methode.[115] Gleich zu Beginn des praktischen Teils wird diese Vorgehensweise eingeführt: „Man muß die Gattung der Lebewesen in zwei Erscheinungsformen unterteilen, in das Männliche und das Weibliche, indem man jeder von beiden Erscheinungsformen das Passende zuordnet“ ($809^{a}28$–30). An diese These schließt sich eine kurze allgemeine Beschreibung des Charakters ($809^{a}30$–$^{b}3$) und der körperlichen Erscheinung ($809^{b}4$–13) des Weibchens im Gegensatz zu denen des Männchens an; dieser Unterschied wird dann an den beiden Tieren ausgeführt, die das männliche und das weibliche Ideal des Mutes verkörpern: Löwe ($809^{b}14$–36) und Panther ($809^{b}36$–$810^{a}8$).[116]

Die Eigenschaften, an denen die Geschlechterdifferenz beobachtet wird, werden jeweils am Weibchen vorgestellt, d.h. das Männchen bildet stets den Bezugspunkt.[117] Das Weibchen ist im Charakter insgesamt „feiger und ungerechter“ ($809^{b}13$), im einzelnen wird es auch als sanfter, zahmer und kraftloser als das Männchen, dabei aber auch als übeltäterischer und vorwitziger bezeichnet; entsprechend ist der Panther charakterlich „unbedeutend, spitzbübisch und, alles in einem, hinterlistig“ ($810^{a}7$f.). Das Männchen ist demgegenüber „mutiger und gerechter“ ($809^{b}12$f.), wie auch am Löwen zu sehen ist, der als „freigebig und edel, hochherzig und auf Sieg bedacht, aber auch sanft, gerecht und denen, mit denen er zu tun hat, liebevoll zugetan“ ($809^{b}34$–36) charakterisiert wird. Im Körperbau überwiegen beim Weibchen Kleinheit, Zierlichkeit und Schwäche der einzelnen Körperteile; diese Eigenschaften werden allgemein ($809^{b}4$–13) für Kopf,

---

115 Der Hinweis „siehe das weibliche/männliche Geschlecht“ kommt insgesamt 23mal vor – im Vergleich: 67mal wird auf ein Tier verwiesen, 17mal auf einen Affektzustand (πάθος), 14mal auf den ‚Gesamteindruck‘ (siehe oben Kap. III.4, S. 147f. und Anm. zu $809^{a}13$).

116 Sie werden abschließend explizit als „die herausragenderen Vertreter der als mutig geltenden Tiere sowie der Form von Männchen und Weibchen“ (τὰ ἐκπρεπέστερα μετειληφότα ζῷα τῶν δοκούντων ἀνδρείων εἶναι τῆς τε τοῦ ἄρρενος ἰδέας καὶ τῆς τοῦ θήλεος, $808^{a}8$–10) bezeichnet.

117 Auch daran wird die Perspektive des männlichen Verfassers deutlich; vgl. Anm. zu $809^{a}34$–38. Dies gilt auch für die vergleichende Darstellung der Geschlechter in *Hist. anim.* IX.1, $608^{a}21$–$^{b}18$ (siehe oben Kap. III.3, S. 141f.).

Gesicht, Hals, Brust, Brustkorb, Unterschenkel und Füße und in der Beschreibung des Panthers ($809^{b}36$–$810^{a}3$) für Gesicht, Maul, Augen, Hals, Brust und Brustkorb genannt. Dazu kommt die Fleischigkeit von Hüfte und Oberschenkel allgemein ($809^{b}7$) und beim Panther ($810^{a}4$), wobei das Fleisch selbst ausdrücklich als „feuchter" (ὑγροτέραις σαρξὶ κεχρημένα, $809^{b}11$) bezeichnet wird. Hier ergibt sich eine direkte Überschneidung mit der physiologischen Methode der Erklärung durch die Konstitution.

In der Beschreibung des Löwen hingegen überwiegen als grundsätzliche Eigenschaften die Wohlproportioniertheit (ausdrücklich angeführt für Maul, Gesicht, Augen, Augenbrauen und Hals) bzw. das Mittelmaß an Größe (von Nase, Augen, Kopf) und die Kraft (von Schultern, Brust, Beinen, Gang, Körper). Seine Konstitution ist „weder zu trocken noch zu feucht" ($809^{b}31$). Damit entspricht er sowohl im Charakter als auch in der physischen Erscheinung dem Ideal der Mitte, das immer wieder in den *Physiognomonica* zu bemerken ist und bisweilen sogar als normative Forderung im sonst rein deskriptiven Text formuliert wird.[118]

Die ausführliche Besprechung der Geschlechterdifferenz und ihrer Prototypen enthält zahlreiche Eigenschaften, die in Katalog B wiederholt werden. An insgesamt 23 Stellen wird dort auf das weibliche oder das männliche Geschlecht Bezug genommen. Dabei kommt der Gegensatz zwischen dem „robusten" (εὑρωστός bzw. ἐρρωμένος) und dem „weichlichen" (μαλακός) Charakter mehrfach vor, und zwar jeweils in Verbindung mit großen (μέγας), gut gegliederten (διηρθρωμένος) und sehnigen (νευρώδης) Körperteilen beim robusten männlichen Geschlecht, während sie beim weichlichen weiblichen klein oder schmal (μικρός, λεπτός), ungegliedert (ἄναρθρος), schwach (ἀσθενής) und fleischig (σαρκώδης) sind. Das bezieht sich auf die Füße ($810^{a}15$–20), den Bereich um die Knöchel ($810^{a}24$–28), die Unterschenkel ($810^{a}28$–30; das weibliche Geschlecht bleibt hier unerwähnt), die Oberschenkel ($810^{a}35$–$^{b}1$), den Rücken ($810^{b}9$–12), den Brustkorb ($810^{b}12$–14), die Brust ($810^{b}24$f.; auch hier wird das weibliche Geschlecht nicht erwähnt), den Schultergürtel ($810^{b}25$–28), die Schultergelenke und Schultern ($810^{b}34$–37) sowie den Hals

118 Vgl. unten Kap. III.6, S. 164–166.

(811^{a}10–13). In dieselbe Kategorie fallen die Korrelationen zum Bauchbereich, auch wenn hier die Formulierung variiert und statt des weiblichen Geschlechts der Gesamteindruck als Begründung gilt: „Deren Bauchbereich schmächtig ist, die sind robust; siehe das Männliche. Die aber nicht schmächtig sind, sind weichlich; siehe den Gesamteindruck“ (810^{b}6–9).

Als weitere Korrelationen beim weiblichen Geschlecht werden eine helle Hautfarbe und Feigheit (812^{a}13f.) sowie eine kahle Brust und Unverschämtheit (812^{b}17f.) angeführt. Ferner wird unter Hinweis auf die Frauen und den Gesamteindruck eine hohe, sanfte, gedämpfte Stimme als Merkmal des Kinäden genannt (813^{a}34–^{b}1). Seine „zusammenstoßenden Knie“ (808^{a}13 und 810^{a}34), die auch als Merkmal der Weibchen aufgelistet werden (809^{b}8), gehen anscheinend auf den als frauentypisch angesehenen Gang mit kleinen und engen Schritten zurück (vgl. Anm. zu 808^{a}13); eine entgegengesetzte Gangart ist diejenige, die ebenfalls unter Hinweis auf die Frauen als Kennzeichen des Weibischen angeführt wird: „mit nach außen gedrehten Füßen und Waden laufen“ (813^{a}14f.).

An dieser Zusammenstellung der Bemerkungen zu den Geschlechtern läßt sich festhalten, daß es im Grunde sehr allgemeine und wenig präzise Angaben sind, die in den *Physiognomonica* mit der Geschlechterdifferenz in Verbindung gebracht werden: Mut, körperliche Kraft und Größe des Männchens sowie, als Gegensatz, Feigheit, Verschlagenheit, Schwäche und Kleinheit des Weibchens stehen dabei im Vordergrund. Diese Unterscheidung geht auf geläufige Vorstellungen der körperlichen und charakterlichen Unterlegenheit der Frauen zurück, die so verbreitet waren, daß hier auf einzelne Belege verzichtet werden kann.[119]

Die Darstellung von Frauen in der Kunst legt von dieser Vorstellung ebenfalls Zeugnis ab. Mit der Aphrodite von Knidos (Taf. XVI,2)[120] fertigte Praxiteles um 350 v. Chr. erstmals die Statue einer

---

[119] Siehe dazu als Ausgangspunkt die grundlegenden, vor allem sozialhistorisch orientierten Arbeiten zur Rolle der Frau in der griechischen Gesellschaft in den Sammelbänden von Campese/Manuli/Sissa 1983, Schmitt Pantel 1993 und Fantham u.a. 1994.

[120] Hier ist wegen ihres guten Erhaltungszustandes die Variante aus München abgebildet, die im Gegensatz zur getreueren ‚Venus Colonna‘-Variante im

nackten Göttin mit eindeutig weiblichen Körperformen an, nachdem frühere Frauenstatuen meist knabenhafte Körper mit additiven Brüsten hatten.[121] Damit markierte er den Beginn der Betonung weiblicher Formen am Frauenkörper, die für die Ästhetik der hellenistischen Frauendarstellungen charakteristisch ist. An seiner Aphrodite sind die in den *Phgn.* beschriebenen Körpermerkmale gut abzulesen: rundliche, fleischige, ungegliederte Gliedmaße, besonders Hüfte und Oberschenkel; Kopf und Gesicht klein; vorgewölbter und nicht glatter Bauch.[122]

Wollte man einen wissenschaftlichen Hintergrund für die Aussagen in den *Physiognomonica* zur Geschlechterdifferenz festmachen – was angesichts der Allgemeinheit der meisten Beobachtungen jedoch kaum sinnvoll ist – so ließe sich immerhin sagen, daß weniger auf das

---

Vatikan 812 (Abbildungen bei Fuchs 1993: Abb. 234, Stewart 1990: II, Abb. 503, Stewart 1997: Abb. 503) nicht ergänzt ist und die Kopfhaltung des Originals bewahrt. Vgl. dazu Vierneisel-Schlörb 1979: 323f.

121 Vgl. Stewart 1997: 6f.

122 Zur Ikonographie der Aphrodite-Statuen ist grundlegend Neumer-Pfau 1982, 1985/86 u. 1990 (vgl. auch v. Prittwitz und Gaffron 1988 und, mit Blick auf die Bedeutung des Aphrodite-Typus in der abendländischen Kunst, Hinz 1998). Ihr Versuch einer physiognomischen Bewertung der Aphrodite-Statuen (1982: 75–82; 1985/86: 210–212) bleibt jedoch problematisch: Erstens trifft sie keine Unterscheidung zwischen physiognomischen und pathognomischen Zügen – besonders die Deutung von Haltung und Gestus als Zeichen von Unfreiheit (1982: 80 Anm. 121f. nicht überzeugend abgeleitet aus $811^{a}1$), Scham- und Arglosigkeit (1982: 80 unter Hinweis auf $812^{b}15$ und $810^{b}25$) und Arglist ist daher fragwürdig. Zweitens kann sie fast alle in den *Phgn.* genannten Merkmale der Frau in der Ikonographie der Aphrodite-Statuen entdecken, kommt also naturgemäß neben den genannten Spezifika im Grunde nur zu dem Ergebnis, daß die Aphrodite-Statuen der gängigen Vorstellung von der Frau entsprechen – für dieses Ergebnis kann sie jedoch auf ausreichend andere Quellen zurückgreifen (1982: 83–92), so daß die *Phgn.* als Zeugnis letztlich unergiebig sind. Das liegt natürlich daran, daß in den *Phgn.* nichts anderes als das gängige Frauenbild beschrieben wird, ergänzt durch einige ausgefallenere Charakterzuweisungen (wie die Unverschämtheit in $812^{b}17$f.), und aus diesem Grund ist Neumer-Pfaus Argumentation im Bezug auf die *Phgn.* zwangsläufig zirkulär. Vgl. unten Exkurs S. 167–186.

Modell der meisten medizinischen Texte zurückgegriffen ist, in dem die anatomischen und physiologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau wertneutral untersucht werden und ihre Rolle bei Fortpflanzung und Geschlechtsentstehung als gleichwertig angesehen wird,[123] als vielmehr auf die Position des Aristoteles, der in den biologischen Schriften von der Inferiorität des weiblichen Geschlechts spricht, die generell in einem Mangel an Wärme begründet ist.[124] Beide Richtungen vertreten prinzipiell ähnliche Ansichten insofern, als sie den grundlegenden Unterschied zwischen den Geschlechtern in der Konstitution von Mann und Frau sehen.[125]

Im Vergleich zu den physiologischen Erklärungen ergibt jedoch die Methode der Bezugnahme auf die Geschlechterdifferenz nur sehr vage Ergebnisse. Das liegt nicht zuletzt daran, daß sich die Beschreibung des weiblichen Körpers im Unterschied zum männlichen auf wenige Allgemeinplätze beschränkt und auch die Zuweisung von Charaktertypen an die beiden Geschlechter unscharf bleibt: im wesentlichen geht es um Kraft und Schwäche, Mut und Feigheit. Der Verfasser von Traktat B stellt dieses Verfahren schließlich nur als einen ersten Zugang, nicht als ein ausreichendes Analogieverfahren vor (809ᵃ26–30, 810ᵃ8–13): Die Einteilung in die Geschlechter sei grundlegend, und von diesem Ausgangspunkt aus müßten weitere Vergleiche angeführt werden. Diese Forderung wird in Katalog B weitgehend erfüllt, indem in vielen Lemmata zu Beginn der Hinweis auf die Geschlechter gegeben wird, auf den dann verschiedene Tiervergleiche folgen.

Die Tiervergleiche werden, wie auch die Geschlechterdifferenz, nirgends genauer erläutert, sondern wie eine Selbstverständlichkeit ange-

---

123 Zum medizinischen Bild der Frau siehe Lloyd 1983: 58–94, Manuli 1983, Hanson 1990, Dean-Jones 1991, 1994a, 1994b, King 1995, Föllinger 1996: 18–55.

124 Zum biologischen Begriff der Frau bei Aristoteles siehe Lloyd 1983: 94–105, Said 1983, Sissa 1983, Föllinger 1996: 118–227.

125 Vgl. Dean-Jones 1991: 129: „To summarize: The sexual differentia of menstruation, breasts, and womb are all accounted for in Hippocratic theory by the nature of female flesh. They are utilized in procreation, but they are the result of a difference between men and women which does not have sexual generation as its prime purpose."

führt. Schon die Nennung eines Tieres reicht aus, um die Verbindung zwischen Körpermerkmal und Charakterzug plausibel zu machen. Damit unterscheiden sich die beiden Vergleichsmethoden deutlich von der Begründung durch physiologische Vorgänge, bei denen stets nach einem Kausalnexus gesucht wurde. Hier handelt es sich dagegen nur noch um bloße Analogien.

Das ist ein Hinweis darauf, daß der Tiervergleich so geläufig war, daß er keiner weiteren Erläuterung bedurfte. In der Tat ist der Tiervergleich nicht nur als vorrangige Methode eines praktizierenden Physiognomikers belegt,[126] sondern scheint auch im Alltagsleben eine große Rolle gespielt zu haben. Die Beliebtheit von Tiervergleichen in vielen (und insbesondere den volkstümlichen) Bereichen von Kunst und Literatur ist evident.[127] Zum einen ist das Vergleichen – nicht nur, aber oft mit Tieren – ein so unmittelbarer physiognomischer Zugang zu einer anderen Person, daß es in jeder Art von Beschreibung und vor allem in der Karikatur einer anderen Person Anwendung findet. Auf die Vergleiche von Personen mit Tieren in literarischen Beschreibungen seit den homerischen Epen kann hier nicht näher eingegangen werden, ebensowenig wie auf die Vielzahl der Schimpfwörter aus der Tierwelt[128] und auf ihren Zusammenhang mit Aischrologie, die als „verbale Aggression mit einer Tendenz zur Obszönität"[129] an ‚verkehrte-Welt'-Festen der Polis wie den Thesmophoriazusen einen Sitz im Leben hatte. Vielleicht im Zusammenhang

---

126 Arist. *Gen. an.* IV.3, 869^{b}20–22: „Ein gewisser Physiognomiker führte alle Erscheinungsformen des Körpers auf diejenigen von zwei oder drei Tieren zurück; und oft überzeugte er (*sc.* sein Publikum), wenn er sprach" (φυσιογνώμων δέ τις ἀνῆγε πάσας εἰς δύο ζῴων ἢ τριῶν ὄψεις, καὶ συνέπειθε πολλάκις λέγων); vgl. oben Kap. III.1, S. 117f.

127 Die Allgegenwart von Tieren aller Art im alltäglichen Bewußtsein bezeugen allein schon die zahlreichen Tierdarstellungen in der antiken Kunst und Kleinkunst (gesammelt bei Richter 1930, Vermeule 1972, Toynbee 1973, Bloesch 1974, Kozloff 1981, Gehrig 1983, Kozloff/Mitten/Sguaitamatti 1986); vgl. zu den in den *Phgn.* erwähnten Tieren im einzelnen die Anmerkungen.

128 Eine Übersicht über die homerischen Tiervergleiche und -gleichnisse geben vor allem Fränkel 1921: 59–86 und Schadewaldt 1952. Beispiele dazu und zu Schimpfwörtern siehe in den Anmerkungen zu den Tieren in den *Phgn.*

129 Siehe zu diesem Phänomen Rösler 1993, hier: 83.

damit wurde das Vergleichen zu einem regelrechten Gesellschaftsspiel, das ebenso wie Rätselraten und Rundgesang eine beliebte Unterhaltung beim Symposion war.[130] Wahrscheinlich darf man ein frühes Zeugnis solcher Unterhaltung im ,Weiberjambos' des Semonides sehen (*fr.* 7 Diehl/West). Dort skizziert der Dichter verschiedene Typen von Ehefrauen, die er durch die Abstammung von verschiedenen Tiergattungen unterscheidet, auf die er das Verhalten und zum Teil auch das Aussehen der Frauen zurückführt. So ist die Schweine-Frau schmutzig, unordentlich und fett (1–6), die durchtriebene Fuchs-Frau weiß alles (7–9), die Hunde-Frau streift neugierig umher und ,bellt' ohne Unterlaß (12–20), die Pferde-Frau ist sich nach Art eines edlen Trabers zu schade für jede Arbeit und widmet sich nur ihrer Schönheitspflege (57–70) usw. Als einziger positiver Typus erscheint die Bienen-Frau: sie ist eine gute Wirtschafterin, wird mit ihrem Mann gemeinsam alt und bringt tüchtige Nachkommen zur Welt (83–93). Inhalt und Struktur legen die Interpretation nahe, das ganze Lied als eine Art Rundgesang bei einem Symposion anzusehen, auf dem der Bräutigam Abschied von seiner Junggesellenzeit nimmt. Denn die Frauen werden ausschließlich in ihrer Funktion als Ehefrauen betrachtet, was den Kontext der Hochzeit nahelegt, und die Tatsache, daß nur der letzte Frauentyp positiv ist, läßt sich als Referenz an die Braut verstehen.[131]

Im selben Sinne verwenden Karikaturen und Grotesken gerne Tiervergleiche. Zwei der bereits betrachteten Vasenbilder aus klassischer Zeit setzen Physiognomien von Tier und Mensch zusammen ins Bild (,Herr und Hund', Taf. III,2, und ,Äsop' mit Fuchs, Taf.

---

[130] Auf die betreffenden Stellen aus der Literatur wies zuerst Fraenkel 1922: 171–173 und 1950: II,101f., III,575f., 773f. hin. Vgl. Lloyd 1966: 189f. und Huß 1998: *ad* Xen. *Smp.* 6,8 εἰκάζειν mit Belegen und weiterer Literatur.

[131] Diese Deutung vertreten Loraux 1978 und Schear 1984. Rösler 1993: 85 hingegen stellt den ,Weiberjambos' in aischrologischen-kultischen Zusammenhang, kann damit aber die positive Schlußstrophe über die Bienen-Frau nicht erklären. Beide Deutungen gehen davon aus, daß der Jambos sicherlich nicht in Gegenwart von Frauen vorgetragen wurde.

VI,1).[132] Dabei wird mit deutlichen, direkt eingängigen und unmittelbar erkennbaren Formeln gearbeitet. In diesem Sinne lassen sich die dicken, vorstehenden Lippen sowohl der Grotesken aus dem Kabirion aus klassischer Zeit (Taf. VI,3) als auch der Fischer und Landleute im Hellenismus (Taf. VII,1–2) mit großer Wahrscheinlichkeit als Zeichen von Dummheit deuten, wie aus dem Eselsvergleich hervorgeht. Dieselben allgemein verbreiteten Tier-Charaktertypen verwendet auch Platon in den Schlußmythen von *Phaidon* und *Politeia*, wenn er die Seelen sich die Gestalt ihrer nächsten Inkarnation aussuchen läßt.[133] Die Seelen entscheiden sich zwar gegen ein menschliches und für ein tierisches Leben, ihr Charakter bleibt aber gleich, so daß sie genau dasjenige Tier wählen, das dem Charakter ihres früheren Lebens entspricht. Die bloße Nennung des Personennamens und der Tiergattung sind dabei schon genug, um das entsprechende Charakterbild zu umreißen.

Damit ist eine wesentliche Voraussetzung genannt, auf der die Tiervergleiche beruhen: Der Charakter der Tiere, der gleichsam kulturell definiert ist, wird zugleich als konstant angesehen.[134] So ist der Löwe in allen Kontexten – im homerischen Vergleich ebenso wie in der äsopischen Fabel, in Mythen, Legenden, Märchen, in der Ikonographie ebenso wie in Metaphern (bes. in Redewendungen und Schimpfwörtern) oder eben in der Physiognomik – kraftvoll und mutig, der Hase furchtsam und feige, der Fuchs listig und schlau, der Hund treu oder auch unverschämt, usw. Die Zeugnisse zu den jeweiligen Tiercharakteren, die in den betreffenden Anmerkungen gesammelt werden, ergeben quer durch die Zeiten und Gattungen hin ein überaus konstantes und kohärentes Bild.[135] Die zoologische For-

---

132 Der Tiervergleich zieht sich auch durch die moderne Physiognomik; herausragende Beispiele sind Leonardo da Vinci, Giambattista della Porta (1586), Charles Le Brun (1671); vgl. Borrmann 1994: 56–62, 68–72. Zur Karikatur vgl. bes. Gombrich 1963.

133 Siehe oben Kap. II.4, S. 90.

134 Vgl. Lloyd 1966: 184f.

135 Hier setzen die anthropologischen Untersuchungen zur Bedeutung von Tiersymbolik an, die jedoch im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht genauer besprochen werden können. Wichtige Arbeiten auf diesem Gebiet, in denen vor allem mit den Tieren verbundene Tabus hinsichtlich Essen (d.h.

schung hingegen ist kaum als Quelle solcher Konzeptionen anzusehen, sondern ist vielmehr selbst von derartigen kulturellen Konstrukten beeinflußt.

Tiervergleiche waren also übliche Praxis, und in vieler Hinsicht bestand weitgehend Übereinstimmung in den Zügen, die in verschiedenen Texten den einzelnen Tieren zugeschrieben wurden; das Material dazu wird jeweils in den Anmerkungen zu den Tieren zusammengetragen. Die Berufung auf den Tiervergleich ist insofern eine Art Legitimation des Physiognomikers für seine jeweiligen Korrelationen und Schlüsse: er greift damit auf allgemein anerkanntes und verbreitetes Gedankengut zurück und hält Korrelationen fest, denen eine größere Allgemeinheit ohne weiteres zustimmen kann.[136]

Angesichts der Selbstverständlichkeit, mit der Folklore, Kunst, Literatur und jedermann den physiognomischen Tiervergleich anwenden, ist es überraschend, daß sich der Verfasser von Traktat A so sehr gegen diese Methode verwehrt (805^{b}10–27), daß er ihn in der Theorie aus logischen Erwägungen heraus ablehnt und in der Praxis soweit wie möglich vermeidet bzw. nur unter Berücksichtigung strikter methodischer Auflagen heranzieht (805^{b}27–806^{a}6). Daß diese Auflagen in der praktischen Anwendung kaum zu realisieren sind – wie sollte man in der Lage sein, jedesmal *alle* Tiere zu berücksichtigen, wie in 805^{b}29f. gefordert wird? –, stört den Verfasser von Traktat A nicht. Vermutlich darf man in diesem Vorgehen einen Topos der wissenschaftlichen Literatur sehen. Seit Hekataios aus Milet (*fr.* 1 F 1 FGrHist) ist es üblich, den eigenen Forschungsentwurf indirekt zu preisen, indem man die Methoden der Vorgänger diskreditiert und damit auch ihre Ergebnisse in Frage stellt. Einer der Vorgänger, von denen sich der Verfasser von Traktat A mit seiner Kritik distanzieren will, könnte der bereits mehrfach erwähnte bei Aristoteles (*Gen. an.* IV. 3, 769^{b}20–22) genannte Physiognomiker sein, der alle Physio-

---

Schlachten) eine Rolle spielen, sind Lévi-Strauss 1962, Leach 1964, Tambiah 1969; vgl. jetzt vor allem Ingold 1988, Morphy 1989, Willis 1990 und den Überblick über die neueren Forschungen bei Ucko 1990.

[136] Ausnahmen sind in *Phgn.* nur das Pferd (siehe Anm. zu 810^{b}23) und die Katze (siehe Anm. zu 811^{b}9), deren zugewiesene Charakterzüge dem Bild widersprechen, das andere Quellen über die allgemeine Beurteilung dieser Tiere geben.

gnomien von Menschen auf die von zwei oder drei Tieren zurückgeführt haben soll.[137] Eine solche übertriebene Reduktion ist natürlich problematisch, ist aber noch kein Grund, das gesamte Verfahren des Tiervergleichs abzulehnen. Wie weit verbreitet – und wohl auch allgemein anerkannt – der Tiervergleich indes in der physiognomischen Praxis war, geht auch daraus hervor, daß Aristoteles in *An. pr.* II.27, 70^{b}26–38 wie selbstverständlich als einziges Anwendungsbeispiel zur Physiognomik den mutigen Löwen nennt.

6. Das zugrundeliegende Idealbild

Nachdem nun die Prinzipien und Methoden der physiognomischen Vorgehensweise in den *Physiognomonika* betrachtet wurden, soll abschließend der Blick auf das inhaltliche Vorstellungsbild gerichtet werden, das dem Text zugrundeliegt.

Die Charaktertypen, für die Körpermerkmale genannt werden, sind überwiegend negativer Art. Die Liste der Stichworte in Traktat A beginnt zwar ausgewogen mit einer Reihe von vier Gegensatzpaaren, die jeweils auch ein positives Extrem nennen (807^{a}31–808^{a}7: mutig und feige, begabt und stumpfsinnig, unverschämt und anständig, heiter und traurig), in der Fortsetzung der Aufzählung aber finden sich sieben weitere negative Typen: der Kinäde (808^{a}12), der Verbitterte (808^{a}17), der Kleinmütige (808^{a}29), der Schmähsüchtige (808^{a}32), der Lüsterne (808^{b}2–4), der Schlafliebende (808^{b}6), der Schwatzhafte (808^{b}8). Die verbleibenden sieben Stichworte sind in ihrer Bewertung ambivalent oder neutral: der Ungestüme (808^{a}19), der Sanftmütige (808^{a}24), der Ironiker (808^{a}27), Würfelspieler und Tänzer (808^{a}31), der Mitleidige (808^{a}33), der ‚tüchtige Esser' (808^{b}2) und der Erinnerungsfähige (808^{b}9).[138] Wie die Liste der Körpermerkmale und Charakterzüge im Anhang zeigt,[139] liegt dieses Gerüst an Hauptcharakteren auch in den anderen Teilen von Traktat A sowie in Traktat B zugrunde und wird nur durch verwandte Varianten

---

137 Vgl. oben Kap. III.1, S. 117f.

138 Die jeweilige Bewertung wird in den Anmerkungen zu den hier aufgelisteten Stellen ausgeführt.

139 Unten S. 463–480.

ergänzt (z.B. Robustheit und Rücksichtslosigkeit als Ergänzung zu Mut, Einfalt zu Stumpfsinn). Die Großgesinntheit (μεγαλοψυχία)[140] ist der einzige wichtige Typus, der erst in Traktat B genannt wird.

Damit geben die *Physiognomonica* Material über ein Idealbild, das sich hauptsächlich aus den Eigenschaften Großgesinntheit, Anstand und Mut konstituiert, die sich gegenseitig ergänzen,[141] aber auch über diverse Gegenbilder dazu, die unabhängig voneinander sind. Sie bilden, wie die Karikaturen in Spottjamben und auf Vasenbildern,[142] eine Vielzahl von Gegenbildern zu dem einen Ideal, das durch solche Negativfolien nur bestätigt wird. Dieses Idealbild definiert sich, wie gezeigt wurde, seit der archaischen Zeit in der καλοκἀγαθία, der äußeren und inneren Schönheit und Vortrefflichkeit, und wandelt sich in seiner inhaltlichen Bestimmung nicht wesentlich, sondern nur durch Akzentverschiebungen. Das wurde an Beispielen aus der archaischen Plastik[143] und Vasenmalerei[144] sowie am Perikles-Bildnis[145] ausführlich vorgeführt und läßt sich auch an der spätklassischen Idealplastik nachweisen.[146]

Dieses in Kunst, Literatur und Philosophie gegenwärtige Idealbild hat, wie sich mehrfach gezeigt hat, einen ausgeprägten normativen Charakter. Untersucht man nun das Idealbild, das in den *Physiognomonica* teils – in den positiv bewerteten Charaktertypen – explizit formuliert und teils – in den negativen – aus dem Gegenteil zu erschließen ist, so stellt man auch hier einen ausdrücklich normativen Charakter fest. Denn in Traktat B kehrt mehrmals die Formulierung einer appellativen Aufforderung wieder, obwohl der Katalog sonst rein deskriptiv ist. Durch das Verb δεῖ oder einen Potentialis wird

---

[140] Vgl. Anm. zu 809^{b}34f.

[141] Siehe die Anmerkungen zu 807^{a}31 (Mut), 807^{b}33f. (Anstand), 809^{b}34f. (Großgesinntheit).

[142] Siehe oben Kap. II.2, S. 57f. (mit Taf. III,2–3); siehe auch Taf. VI,1–4 und oben Kap. II.2, S. 70–72.

[143] Vgl. Taf. II,1–2 und oben Kap. II.2, S. 52–54.

[144] Vgl. Taf. III,1 und oben Kap. II.2, S. 54–56.

[145] Taf. IV,2 und oben Kap. II.2, S. 62–64.

[146] Vgl. die in anderem Zusammenhang behandelten Beispiele des ‚Alexander Rondanini‘ (Taf. XVI,1; vgl. unten Exkurs S. 184f.) und der Aphrodite von Knidos (Taf. XVI,2; vgl. oben Kap. III.5, S. 157).

insgesamt neunmal zum Ausdruck gebracht, der beste Zustand bzw. der beste Charakter solle bestimmte Eigenschaften haben.[147] Konkret sind es folgende Merkmale: Gesicht ($811^{b}10$f.), Augen ($811^{b}21$f.) und Ohren ($812^{a}9$–11) dürfen weder zu klein noch zu groß sein; Hautfarbe ($812^{a}14$f.), Behaarung ($812^{b}18$f.) und Körpergröße ($813^{b}30$–35) sollen das Mittelmaß einhalten; die Augen sollen weder hervorstehen noch tief liegen ($811^{b}24$–26); die Stirn soll weder düster noch ganz glatt sein ($811^{b}38$–$812^{a}2$). Auch in der Beschreibung des Löwen, der als Idealtypus des Männlichen dargestellt wird, entsprechen die meisten Eigenschaften, vor allem im ersten Teil der Passage, einem ‚guten' oder ‚mittleren' Maß ($809^{b}14$–27).

Inhaltlich liegt der Bestzustand also stets in der Mitte zwischen zwei Extremen, die meistens vorher im Lemma einzeln angeführt worden sind. Dasselbe trifft auf die physiognomischen Bemerkungen zu, die sich verstreut in der *Historia animalium* finden: Auch dort werden oft drei alternative Eigenschaften eines Körperteils genannt, von denen das eine in der Mitte zwischen den extremen anderen liegt und als Kennzeichen des besten Charakters gilt.[148] Dieses Verfahren entspricht nicht nur formal, sondern auch in seiner inhaltlichen Bestimmung Aristoteles' Lehre der μεσότης, des besten Mittelmaßes, die auf alte Volksweisheit[149] und medizinische Vorstellungen[150] zurückgreift und bei Aristoteles besonders in den ethischen Schriften verbreitet ist, aber auch – wie beispielsweise an den genannten Stellen der *Historia*

---

[147] Das Verb δεῖ findet siebenmal Verwendung ($810^{b}33$f., $811^{b}10$, 21, 25, $812^{a}15$, $812^{b}19$, $813^{b}25$) der Potentialis zweimal ($812^{a}2$, 11). – In Traktat A kommen solche normativen Äußerungen zum Bestzustand nicht vor, was sich aber wohl allein mit der unterschiedlichen Form der beiden Kataloge begründen läßt. Denn in Traktat B schließen die appellativen Formulierungen Lemmata zu den einzelnen Körperteilen ab, indem sie den extremen Eigenschaften die Alternative einer mittleren gegenüberstellen. Eine solche Gelegenheit gibt es im Katalog A – außerhalb des kurzen Überblicks über zumeist als Gegensatzpaare angeordnete Körper-Charakter-Korrelationen in $806^{b}3$–$807^{a}3$ – nicht, weil er nach Charakterzügen geordnet ist und nicht nach Körpermerkmalen.

[148] Vgl. oben Kap. III.3, besonders S. 135f.

[149] Vgl. Kalchreuther 1911.

[150] Vgl. Wehrli 1951.

animalium zu sehen ist – im biologischen Werk Spuren hinterlassen hat.[151] Auch in diesem Sinne sind die *Physiognomonica* ein durch und durch aristotelischer Text – ganz gleich, wer ihr Verfasser nun wirklich war.[152] In der Festsezung ihres Idealbildes als einer normativen Richtschnur[153] entsprechen die *Physiognomonica* damit inhaltlich und formal dem Umgang mit Ideal- und Gegenbildern, der in vielen Formen der Kunst und des Lebens ihrer Zeit gegenwärtig und selbstverständlich war.

---

151 Vgl. Hardie 1964/65, Wolf 1995.

152 Vgl. unten Kap. IV.1–2.

153 Das Überraschende für einen Leser des physiognomischen Traktats ist daran, daß er angesichts der Textgattung einer deskriptiven und objektiven Materialsammlung nicht mit solchen Aufforderungen rechnen kann. Aus der Perspektive der Physiognomik wiederum ist das Paradox bemerkenswert, daß die Appellform so verwendet wird, als könne der Leser der Schrift den empfohlenen Bestzustand auch erwirken – wobei eine der Grundvoraussetzungen der Physiognomik als Zeichenschluß auf den Charakter lauten muß, daß die Körpermerkmale sich nicht verändern lassen (vgl. oben Kap. III.2, S. 125).

Exkurs: Vom Nutzen und Nachteil der *Physiognomonica* für die moderne Bildnisdeutung

Wie bereits in der Einführung erläutert wurde,[1] fordert jede Darstellung eines Menschen in Wort oder Bild den Zuhörer, Leser oder Betrachter unwillkürlich zu einer Deutung auf, und bei dieser Interpretation spielen immer auch physiognomische Aspekte – zumindest unbewußt – eine Rolle. So ist es naheliegend, daß auch in der kunst- und literaturhistorischen Bildnisinterpretation physiognomische Deutungen von einiger Wichtigkeit sind.[2] Dabei handelte es sich forschungsgeschichtlich zunächst um Interpretationen, die auf dem eigenen subjektiven Eindruck des jeweiligen modernen Betrachters

---

1 Siehe oben Kap. I, S. 35–37.

2 Vgl. Giuliani 1986: 11: „Die erste Frage, wenn wir einem Bildnis gegenübertreten, lautet [...] beinahe unvermeidlich: wer ist das? Und darauf folgt meistens schon die Feststellung: so hat dieser Mensch also ausgesehen. Wer weiter fragt, wird in den Gesichtszügen am ehesten noch den Niederschlag einer Persönlichkeit suchen: Bildnisinterpretation kann in diesem Fall nichts anderes sein als Charakterdiagnose." In diesen beiden Stufen vollzog sich auch die Geschichte der Erforschung der griechischen und römischen Porträtkunst, bis in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine umfassendere hermeneutische Auswertung begonnen wurde; vgl. zur archäologischen Forschungsgeschichte Voutiras 1980: 11–18 und Giuliani 1986: 11–14, Fittschen 1988b: 9–15. – Für die Klassische Philologie läßt sich eine vergleichbare Forschungsgeschichte nicht skizzieren, da in der Literatur aufgrund des Mediums Text physiognomisch deutbare Aspekte in Personenbeschreibungen selten und meist untergeordnet sind (vgl. oben Kap. II.1, S. 50f.); physiognomische Deutungen finden sich daher in der Forschung nicht systematisch, sondern im Rahmen von Untersuchungen zur Charakterdarstellung oder von Deutungen einzelner Texte. Material dazu findet sich bei Bruns 1896 und vor allem Evans 1969.

beruhten. Solche Bildnisdeutungen waren im ausgehenden 19. Jahrhundert auch in der Altertumswissenschaft verbreitet und fanden einen Höhepunkt in Ludwig Curtius' Entwurf einer *Physiognomik des römischen Porträts* (1931).[3]

Dieses Verfahren wird von Porträtforschern und Historikern seit der Mitte des 20. Jahrhunderts als subjektiv und unwissenschaftlich abgelehnt.[4] Statt dessen versuchte man, die Wirkung eines Bildnisses oder einer Personenbeschreibung auf das Publikum seiner Entstehungszeit zu rekonstruieren und dementsprechend eine physiognomische Deutung, wenn überhaupt, anhand zeitgenössischer physiognomischer Schriften zu vollziehen. Allerdings wurde von Anfang an bezweifelt, ob es ein einfaches ‚Lexikon des physiognomischen Vokabulars' würde geben können: „In neuerer Zeit ist mit Recht mehrfach zur Vorsicht bei der physiognomischen Deutung antiker Bildnisse gemahnt worden. Eine Semantik physiognomischer Motive – eine der notwendigsten, wenngleich noch kaum vorhandenen Grundlagen zum Verständnis der antiken Bildniskunst – kann nur in großem Zusammenhang erarbeitet werden."[5] Die Bemühungen von Emmanuel Voutiras, die antiken Schriften und in der Literatur verstreuten Äußerungen zur Physiognomik in diesem Sinne für die Deutung der signifikanten individuellen Merkmale von Porträts fruchtbar zu machen, erbrachten wichtige methodische Einsichten,[6] aber wenig konkrete Ergebnisse zu einzelnen Bildwerken. Denn eine eigentlich

---

[3] Zu Curtius' physiognomischer Methode siehe Giuliani 1986: 25–45, der am Beispiel der Deutung des Pompeius-Kopfes aufzeigt, daß Curtius sich zwar methodisch auf Rudolf Kassner berief, im konkreten Ergebnis aber, ohne es zu merken, Theodor Mommsens vernichtendes Urteil über Pompeius wiederholte und ergänzte.

[4] Ein radikales Verdikt spricht Meischner 1982: 420 aus: „Über die Kennzeichnung von Stimmungen hinauszugehen und auf eine Ausdeutung mimischer Züge überzuspringen, ist dem Kunsthistoriker und Archäologen [...] verboten." Damit stellt sie die Interpretierbarkeit von Porträts überhaupt in Frage und beschränkt sich in ihrer Untersuchung dementsprechend weitgehend auf Beschreibungen und Stilanalysen.

[5] Hölscher 1975: 195. Vgl. Schneider 1974: 404 und Giuliani 1982: 52–54.

[6] Voutiras 1980; vgl. besonders seine methodischen Vorüberlegungen im Einleitungskapitel „Ansätze zur physiognomischen Deutung des griechischen Porträts der klassischen Zeit" (19–40).

physiognomische Deutung gelingt ihm nur bei zwei der 22 untersuchten Bildnisse, und noch dazu hat sich eine dieser beiden Deutungen, da sie auf der erst später widerlegten Benennung des Pindar-Porträts (Taf. VIII,2) als Pausanias beruht, als Fehlinterpretation erwiesen.[7] Diese Diskrepanz zwischen dem methodischen Ansatz und seiner praktischen Anwendung ist bezeichnend für das Problem: Die Verwertbarkeit der physiognomischen Schriften erweist sich am konkreten Beispiel als äußerst begrenzt. Wichtiger als die physiognomische Deutung sind andere hermeneutische Methoden, die den historischen, situativen, rhetorischen, ikonographischen, typologischen und andere Kontexte erschließen.

Im vorliegenden Zusammenhang sollen diese Grenzen der Anwendbarkeit nicht aus der Perspektive der Porträtforschung, sondern aus der Perspektive der Physiognomik selbst untersucht werden. Dabei können zugleich die einzelnen Beobachtungen zur physiognomischen Praxis, Theorie und Methodik, die in den vorangehenden Kapiteln einerseits im kulturgeschichtlichen Überblick (Kap. II) und andererseits anhand der *Physiognomonica* und ihres Aristotelischen Hintergrundes (Kap. III) gemacht wurden, in einem neuen Zusammenhang funktionalisiert werden.

Zunächst sind dazu die Grundvoraussetzungen der Physiognomik genauer zu betrachten, die im Zusammenhang mit Aristoteles' Stellungnahme in *Analytica priora* II.27 zur Physiognomik bereits behandelt wurden.[8] Zum einen wird stillschweigend angenommen, daß sowohl der Charakter als auch bestimmte Körpermerkmale über die Zeit hin konstant und unveränderlich sind.[9] In der Zopyros-Anekdote ist Sokrates der lebende Gegenbeweis:[10] Er ist eben nicht das, was seine Naturanlage ihm vorherbestimmt hat, sondern hat durch Erziehung seiner Seele einen anderen Charakter angenommen – ohne jedoch offensichtlich die entsprechenden anderen Körpermerkmale hinzuzuerwerben, an denen dieser neue Charakter einem Physiognomiker erkennbar wäre.

---

7 Siehe Giuliani 1982: 53f.

8 Siehe oben Kap. III.1, S. 122–127.

9 Aristoteles formuliert diese Bedingung gar nicht, die *Physiognomonica* nur implizit in 805^{a}11–14. Siehe oben Kap. III.2, S. 125.

10 Vgl. oben Kap. III.1, S. 114–116.

Die zweite Grundvoraussetzung zum Betreiben von Physiognomik, die auf der eben genannten ersten aufbaut, ist die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Seele und Körper. Diese These wird von Aristoteles als erste von vier Voraussetzungen angeführt und steht auch programmatisch in den Eingangssätzen der beiden Traktate der *Physiognomonica*.[11] Rausch und Krankheit allerdings, die als Beispiele zu ihrer Begründung angegeben werden, weisen nicht eine konstant wesenhafte, sondern nur eine affektive, temporäre Interdependenz nach.[12] In Traktat A wird noch ein Hinweis auf die Tiere hinzugefügt, von denen angeblich jede Art einen festen Charakter und ein festes körperliches Erscheinungsbild habe[13] – auch das ist jedoch eine *petitio principii*. Als Beweis für die These sind diese Erläuterungen unzureichend, was daran liegt, daß die These letztlich unbeweisbar ist: Selbst wenn es einen nachweisbaren Zusammenhang zwischen Körper und Seele geben mag, so ist doch eine Interdependenz zwischen Körpermerkmalen und Charakterzügen objektiv nicht nachweisbar.[14] Damit wiederum fällt das ganze System physiognomischer Deutung in sich zusammen: Wenn Körpermerkmal und Charakterzug nämlich nicht in der Relation von Zeichen und Bezeichnetem zueinander stehen, dann ist ein physiognomischer Zeichenschluß nicht möglich.

Dieses Argument hat Georg Christoph Lichtenberg mit Nachdruck gegen die Physiognomik vorgebracht. Seine spöttische und tiefsinnige Kritik an Johann Caspar Lavaters *Physiognomischen Fragmenten zur Förderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775–1778) gehört zum Besten, was an theoretischer Reflexion über die Physiognomik geschrieben worden ist.[15] Lichtenberg fügt den beiden

---

[11] Arist. *An. pr.* II.27, 70^b7f.; *Phgn.* Trakt. A: 805^a1f., Trakt. B: 808^b11f.

[12] *Phgn.* Trakt. A: 805^a2–5; Trakt. B: 808^b11–30.

[13] *Phgn.* 805^a11–14.

[14] Vgl. oben Einl. Kap. I, S. 38.

[15] Lichtenberg verfaßte 1777 ein satirisches *Fragment von den Schwänzen. Beitrag zu den Physiognomischen Fragmenten*, in dem er abstrakte Formen von Hunde- und Schweineschwänzen zeichnet und dazu Charakterskizzen im Stile von Lavaters empfindsam-genialischer Prosa verfaßt. Im selben Jahr erschien seine Streitschrift *Über Physiognomik. Wider die Physiognomen*, in der er auf die Gefährlichkeit hinweist, die mit dem ‚Physiognomieren' als

genannten Gegenargumente gegen die Physiognomik – daß Körper und Charakter nicht unveränderlich sind und daß sie nicht voneinander abhängen – ein drittes, zeichentheoretisches hinzu: Es ist unmöglich zu bestimmen, ob ein Körpermerkmal ein Zeichen für einen Charakterzug oder für etwas ganz anderes sein soll.[16] Durch mehrere Beispiele macht er seine Ablehnung anschaulich: "Bezieht sich denn alles im Gesicht auf Kopf und Herz? Warum deutet ihr nicht den Monat der Geburt, kalten Winter, faule Windeln, leichtfertige Wärterinnen, feuchte Schlafkammern, Krankheiten der Kindheit aus den Nasen? [...] Oder füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssiges, das allzeit die Form des Gefäßes annimmt: so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude ausdrückt, der schadenfroh wird, dem man die Nase plattdrückt? [...] Ferner, ihr leugnet nicht, daß lange nach Formierung der festen Teile des Körpers der Mensch einer Verbesserung und Verschlimmerung fähig ist. Aber überzieht sich die blanke Stirne mit Fleisch, oder stürzt die konvexe ein, wenn das Gedächtnis verschwindet? Mancher kluge Kerl fiel auf seinen Kopf und wurde ein Narr, und ich erinnere mich, in den Memoiren der Pariser Akademie gelesen zu haben, daß dort einmal ein Narr auf den Kopf stürzte und klug wurde. In beiden Fällen wünschte ich das Schattenbild des Antezessors neben dem Schattenbild seines Sukzessors zu sehen, um die Lippen und Augen-Knochen beider zu vergleichen."[17]

Physiognomik ist nach Lichtenberg also nicht möglich, dennoch stimmt er einer zuverlässigen Interpretierbarkeit von Gesichtsausdruck und Körper zu. Allerdings nicht hinsichtlich einer nur hypothetisch zugrundeliegenden festen charakterlichen Natur, sondern hinsichtlich der momentanen Affektion, d.h. nicht physiognomisch, sondern pathognomisch:

---

einem neuen Salonspiel zur gesellschaftlichen Unterhaltung verbunden sei. Man verlasse sich kritiklos auf die physiognomischen Urteile, die jedermann aus Silhouetten und Porträts ablesen zu können meine, und sei sich bei all der herrlichen, geistreichen Rhetorik gar nicht dessen bewußt, daß man einem Aberglauben aufsitze.

[16] Vgl. oben Kap. I, S. 35f.

[17] Lichtenberg 1777: III,267.

"Um allem alten Mißverständnis auszuweichen und neuem vorzubeugen, wollen wir hier einmal für allemal erinnern, daß wir das Wort Physiognomik in einem eingeschränkteren Sinn nehmen, und darunter die Fertigkeit verstehen, aus der Form und Beschaffenheit der äußeren Teile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichts, ausschließlich aller vorübergehenden Zeichen der Gemütsbewegung, die Beschaffenheit des Geistes und des Herzens zu finden; hingegen soll die ganze Semiotik der Affekte oder die Kenntnis der natürlichen Zeichen der Gemütsbewegungen, nach allen ihren Gradationen und Mischungen, Pathognomik heißen."[18]

Pathognomische Deutung hat sich sowohl in der Realität als auch in der Bildnisdeutung als tragfähig erwiesen. Dies belegen einerseits die Forschungen der Schule von Paul Ekman, die im Rückgriff auf Studien von Duchenne[19] und Darwin[20] zur Beteiligung der Gesichts-

---

[18] Lichtenberg 1777: III,264. Er fügt hinzu, es sei treffender, Physiognomik als Überbegriff zu nehmen (wie es in seinem eigenen Titel gebraucht wird) und für den eingeschränkten Wortgebrauch einen neuen Begriff zu prägen. – Lavater ging auf diese Kritik ein und behauptete, die Differenzierung und die beiden Definitionen zu billigen (1778: IV,7), verwischte sie aber sogleich wieder: "Für den Freund der Wahrheit sind beyde Wissenschaften unzertrennlich. Er studiert beyde, und gelangt dazu – die Physiognomie der festen und unbewegten Theile in den weichen und bewegten – und die Weichheit und Beweglichkeit der weichen und beweglichen in den festen zu sehen. Er bestimmt jedem Stirnbogen seinen leidenschaftlichen Spielraum – und jeder Leidenschaft den Stirnbogen ihrer Residenz, oder die Potenz, aus der sie sich ergießt; ihre Wurzel, ihren Capitalfond. Durch alle Bände, und beynah auf allen Seiten dieses Werkes habe ich mich bemühet, meinen Lesern mehr Physiognomik als Pathognomik zu geben, weil die letztere viel bearbeiteter ist, als die erstere." (Lavater 1778: IV,39).

[19] Der Arzt und Neurophysiologe Guillaume Benjamin Armand Duchenne stimulierte einzelne Gesichtsmuskeln elektrisch zu Kontraktion und hielt den jeweils entstandenen Gesichtsausdruck im Photo fest. Nach der mimischen Wirkung dieser Photos, die von Probanden beurteilt wurde, benannte er die betreffenden Muskeln, um so eine Art physiologische Landkarte der Affekte zu zeichnen (Duchenne 1862).

[20] Charles Darwin untersuchte 1872 die Sprache der Ausdrucksbewegungen und Gebärden im Hinblick auf etwaige Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier.

muskulatur am mimischen Ausdruck der Emotionen ein „Facial Acting Coding System" entwickelt hat: Bestimmte Muskeln des Gesichts werden bei bestimmten mimischen Bewegungen betätigt, und die dabei entstehenden Gesichtszüge können selbst in ihrer Feindifferenzierung objektiv beurteilt werden, weil sie auf verschiedene Betrachter eine nachweisbar konstante emotionale Wirkung haben.[21] Andererseits lassen sich auch in der Bildniskunst pathognomische Züge aufspüren, die zu ikonographischen Formeln und Motiven werden können.[22]

Eine nachweisbare Basis und objektiv gesicherte Erkenntnisse sind also in der wissenschaftlichen Erforschung der Mimik durchaus vorhanden, für das Betreiben von Physiognomik hingegen gibt es beides, wie spätestens seit Lichtenberg klar geworden ist, nicht. Jeder Verfasser einer Physiognomik entwickelt daher zwangsläufig sein eigenes theoretisches System und kommt zu eigenen praktischen Ergebnissen, so daß es keine empirisch-wissenschaftliche Physiognomik gibt, sondern nur eine Vielzahl von indivduell-subjektiven Physiognomiken, deren jeweilige Zuordnungen von Charakter und Körper objektiv ungesichert bleiben müssen. Dies ist ein Grund dafür, daß es in der Kulturgeschichte so viele verschiedene Entwürfe von Physiognomik bei so wenig inhaltlicher Konstanz gegeben hat.[23]

---

[21] Vgl. vor allem Ekman 1972, Ekman/Friesen 1978, Ekman/Davidson 1994 und Ekman/Rosenberg 1997.

[22] Dies hat für die griechische Kunst am ausführlichsten Giuliani 1986: 101–162 untersucht. – Die Möglichkeit einer Pathognomik wird in den antiken physiognomischen Traktaten nicht thematisiert. In der Sammlung der Zeichen wird in den *Physiognomonica* zwar sorgfältig darauf geachtet, daß es sich um beständige Körpermerkmale handelt, die auch nicht vom Willen beeinflußt sind (so ist zwar von Gang, Bewegungen und Stimme die Rede, aber es geht dabei um unwillkürliche Faktoren, nicht um bewußt gesteuerte – die wiederum werden in der Rhetorik für die ‚actio' bemüht; vgl. oben Kap. II.4, S. 92f.). In der anfänglichen Begründung für die gegenseitige Abhängigkeit von Seele und Körper allerdings sind es gerade die affektiven, vorübergehenden Zustände, die *per analogiam* die Korrelation von Charakter und Körpermerkmal bestätigen sollen; vgl. Anm. zu 805^{a}1–18.

[23] Einige bedeutende Beispiele abendländischer Physiognomiken werden oben in Kap. I, S. 39f. genannt; dort werden auch die neueren Überblicksdarstellungen angegeben.

Auch die in Kapitel III.4 behandelten methodischen Prinzipien, die in den *Physiognomonica* empfohlen werden – Eindeutigkeit der Zeichen, das Erfassen des Gesamteindrucks, die Berücksichtigung der Hierarchie der Zeichenbereiche und die Absicherung durch mehrere übereinstimmende Zeichen –, sind nur ein hilfloser Versuch, ein Verfahren zu objektivieren, das keine Objektivität besitzen kann. Die Beachtung dieser Prinzipien führt letztlich dazu, daß nur ein geschulter und geübter Fachmann Physiognomik betreiben kann[24] – wobei im Text nicht gesagt wird, welche Schulung ihn zum Fachmann qualifiziert, außer „viel Vertrautheit mit allem".[25] Physiognomik ist damit eine Art Geheimlehre, die nur von Eingeweihten praktiziert werden kann. Dieser Aspekt zeigt sich deutlich am Beispiel der Zopyros-Anekdote: Das entscheidende Kennzeichen, aus dem Zopyros seine Deutung des Charakters von Sokrates ableitet, ist nicht etwa eines seiner auffälligen Körpermerkmale, die den Silenvergleich nahelegten, sondern die Formung seiner Schlüsselbeine.[26] Und es ist noch nicht einmal so, daß die Formung der Schlüsselbeine bei jedem Menschen in Betracht zu ziehen ist, um sie als stumpfsinnig oder auffassungsfähig zu qualifizieren, sondern bei jedem Menschen gibt es mindestens ein spezielles Merkmal, das gerade an dieser Person ausschlaggebend für die physiognomische Deutung ist; bei anderen kann dasselbe Merkmal zwar ebenso vorhanden, aber physiognomisch bedeutungslos sein.

Die bisherigen Argumente gegen eine Anwendung physiognomischer Zeichenschlüsse bei der Bildnisdeutung beruhen auf der Ablehnung der Physiognomik an sich als eines nicht objektiven Verfahrens. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die antike Physiognomik hermeneutisch unergiebig für eine moderne Bildnisdeutung sein muß, im Gegenteil: Gerade durch ihre Subjektivität sind physiognomische Texte umso interessanter, weil sie auf konstruierter Wahrnehmung aufbauen und daher Zeugnis über ihren eigenen kulturellen Hintergrund ablegen. Und gerade deshalb sind sie als

---

24 Vgl. oben Kap. III.4, S. 147f.

25 *Phgn.* 809^{a}1f., vgl. Anm. *ad loc.*

26 Vgl. oben Kap. II.3, S. 77–85 zum Konstrukt des Sokrates-Bildes durch seine Anhänger in den Sokratischen Schriften und im Bildnistypus A. – Zur Zopyros-Anekdote siehe oben Kap. III.2, S. 114–116.

hermeneutische Hilfsmittel für eine Bildnisdeutung aus moderner Perspektive durchaus fruchtbar zu machen, wenn man bestimmte Einschränkungen berücksichtigt.

Diese Einschränkungen, aber auch das Potential der physiognomischen Bildnisinterpretation sollen hier nicht nur theoretisch erörtert, sondern auch an einem konkreten Beispiel aufgezeigt werden. Das Bildnis des Epikur eignet sich dafür besonders gut, weil eine physiognomische Deutung durchaus vertreten werden kann, wenn sie durch andere hermeneutische Methoden abgesichert wird. Denn erstens steht das Original dieses Porträts zeitlich der Abfassung der *Physiognomonica* nahe, so daß ein gemeinsamer kultureller Hintergrund für beide vorausgesetzt werden kann. Zweitens sind wir aus anderen Quellen über Epikur und über die Aussageabsicht informiert, die mit seinem Porträt verbunden war, haben also ein Korrektiv für die Erkenntnisse, die wir anhand der *Physiognomonica* über ihn gewinnen werden. Ferner kann nachgewiesen werden, daß die Epikureer im Zusammenhang mit ihrer atomistisch-materialistischen Seelenauffassung Physiognomik für möglich hielten,[27] so daß es nicht auszuschließen ist, daß sie im Bildnis ihres Schulgründers auch physiognomische Deutungsmöglichkeiten berücksichtigten – im Gegensatz zu den Sokratikern, die die Physiognomik gänzlich ablehnten, weil sie von der Erziehbarkeit der Seele und damit von der Veränderbarkeit des Charakters ausgingen; das wird an der Zopyros-Anekdote sowie dem literarischen und plastischen Sokrates-Bild seiner Anhänger deutlich, deren gemeinsame Aussageabsicht sich dezidiert gegen Physiognomik wendet.[28]

Zunächst soll am Epikur-Porträt (Taf. XIII,1–2) vorgeführt werden, in welche Aporien ein methodisch unreflektiertes Heranziehen von isolierten Textstellen aus den Katalogen der *Physiognomonica* führt. Sucht man nämlich aus dem Text alle verstreuten Korrelationen zusammen, deren Zeichen sich am Kopf der Epikur-Statue finden lassen, so kommt man auf eine lange Liste von Eigenschaften, die sich teilweise sogar widersprechen:

---

[27] Für den frühen Epikureismus ist die Quellenlage hier etwas problematisch, ausdrücklich entwickelt aber Lukrez, *De rer. nat.* 3,288–318 Charaktertypen aus der Konstitution der Seele. Vgl. Frischer 1982: 126f.

[28] Siehe oben S. 174, Anm. 26.

Einen nicht allzu dicken Hals von guter Länge hat der Großgesinnte, siehe den Löwen (811^{a}14f.); ein großer Kopf bezeichnet Aufmerksamkeit, siehe die Hunde (812^{a}5–7); ist die Stirn viereckig, in der Mitte leicht vertieft und wölbt sich unten vor, dann ist sie die Stirn eines Löwen (809^{b}20–22)[29] und zeigt Großgesinntheit an (811^{b}33f.); eine von der Stirn abgesetzte Hakennase kennzeichnet den Großgesinnten, siehe den Adler (811^{a}36f.); zusammenstoßende Augenbrauen hat der Mürrische, wie am entsprechenden Affekt zu sehen ist (812^{b}25f.); sind die Augenbrauen an der Nase nach unten, zu den Schläfen hin aber hochgezogen, so zeigen sie Einfalt an, wie am Schwein zu sehen ist (812^{b}26–28); Augen, die weder allzu offen noch gänzlich geschlossen sind, signalisieren Mut (807^{b}1f.), solche, die weder ganz geöffnet noch ganz geschlossen sind, Anstand (807^{b}36f.); sind die Augen tiefliegend, handelt es sich um einem bösartigen Menschen, wie sich am Affen zeigt (811^{b}22f.) – sollten Epikurs Augen allerdings mit der Eigenschaft „ein wenig tiefliegend“ besser beschrieben sein, dann zeigen sie die Großgesinntheit des Löwen an (811^{b}26f.); vielleicht trifft aber auch eine andere Variante besser zu, die ebenfalls auf den Löwen verweist (809^{b}19f.): die Augen sind tiefliegend, nicht sehr rund, aber nicht oval und von mittlerer Größe.[30]

Ausgehend von der hier aufgestellten Liste ergeben sich additiv folgende Charaktereigenschaften: Großgesinntheit (mit fünf Nennungen am häufigsten), Aufmerksamkeit, Mut und Anstand, aber auch Einfalt und Bösartigkeit. Nimmt man noch die Deutungen hinzu, die sich aus dem Körper ablesen lassen, entsteht ein völlig widersprüchliches Bild: Der zusammengesunkene Körper deutet auf Feigheit

---

[29] An dieser Stelle wird keine Charaktereigenschaft genannt; der Löwe gilt aber generell in den *Physiognomonica* als Prototyp des männlichen Ideals von Mut, Kraft, Gerechtigkeit u.a.; vgl. Anm. zu 809^{b}14.

[30] Natürlich könnte man darüber streiten, ob jedes einzelne der hier aufgelisteten Körpermerkmale tatsächlich am Epikur-Kopf zu sehen ist, und die Unsicherheit hinsichtlich einer zutreffenden Beschreibung der Augen ist offensichtlich. Der Ermessensspielraum des Interpreten ist hier groß, wie ein Blick auf die Liste der Körpermerkmale im Anhang, S. 463–480, deutlich macht: die Kriterien sind meist wenig präzise gefaßt und selten scharf gegen andere abgegrenzt.

($807^{b}5$); da der Körper ein wenig krumm und etwas nach vorne geneigt ist, zeigt er Unverschämtheit an ($807^{b}30$f.); einen nach vorne geneigten Körper hat auch der Schmähsüchtige ($808^{a}33$); die Brust ist vergleichsweise schwach und der Brustkorb nicht ausgeprägt, was als Zeichen von Weichlichkeit gilt, wie am weiblichen Geschlecht und am Panther zu sehen ist ($810^{a}3$ u. 13f.); dünne und große Hände zeigen wiederum Feigheit an ($807^{b}9$). Hier finden sich also ausschließlich negative Urteile: Feigheit, Schmähsucht und Weichlichkeit, die sich mit den aus dem Kopf abgelesenen Charakterzügen weder überschneiden noch vereinbaren lassen.

Wie lassen sich diese Widersprüche auflösen? Zunächst einmal sollten die methodischen Prinzipien beachtet werden, die in den *Physiognomonica* selbst aufgestellt worden sind.[31] Eines davon fordert die Beachtung der Hierarchie der Zeichenbereiche und stellt konkret fest, daß das Gesicht zuverlässigere Zeichen bietet als der Körper.[32] Damit können die negativsten Charakterzüge ausgeschieden werden; es bleiben aber vom Kopf ausgehend immer noch vier positive und zwei negative Urteile übrig, die sich zum Teil gegenseitig ausschließen, so wie Aufmerksamkeit und Einfalt, Anstand und Bösartigkeit.

Auf der Grundlage des Materials, das die Textoberfläche der *Physiognomonica* zur Verfügung stellt – d.h. der konkreten Korrelationen ebenso wie der methodischen Prinzipien – ist eine in sich konsistente Deutung der Epikur-Statue also ganz offensichtlich nicht zu gewinnen. Daher sollte man eine Ebene tiefer greifen und fragen, auf welche Weise die einzelnen Korrelationen in den *Physiognomonica* gewonnen wurden und was ihnen zugrundeliegt. In Traktat B werden Körper-Charakter-Korrelationen häufig begründet, und aus diesen Begründungen lassen sich die angewandten Methoden erkennen. Sie wurden in Kapitel III.5 im Kontext der *Physiognomonica* vorgestellt und sollen hier unter dem Aspekt der praktischen Anwendbarkeit für eine Bildnisdeutung noch einmal betrachtet werden.

---

[31] Siehe oben S. 173f. und ausführlich Kap. III.4, S. 145–150.

[32] Vgl. oben Kap. III.4, S. 149. – Zwei der anderen drei Prinzipien können an unserem Beispiel kaum zur Anwendung gebracht werden; zum intuitiven Erfassen des ‚Gesamteindrucks' im Adler- und Löwenvergleich siehe unten S. 181f.

Die eine Hauptmethode der Physiognomik, zumindest in den *Physiognomonica*, ist der Hinweis auf eine physiologische Erklärung.[33] Das sind einerseits Analogien zum Affektzustand: Beim Erschrecken wird der Mensch bleich, weil das Blut aus Kopf und Oberkörper nach unten absackt. Wer von Natur aus furchtsam und feige ist, sich also sozusagen permanent in einem Zustand des Erschreckens befindet, erscheint daher bleich oder hellhäutig. Umgekehrt haben Männer, die leicht in Zorn geraten, laut den *Physiognomonica* einen roten Brustbereich, weil beim Erzürnen ihre Brust „entflammt".[34]

Derartige Charakterisierungen durch die Beschreibung eines physiologischen Vorganges sind in der griechischen Literatur schon lange vor den *Physiognomonica* nachweisbar. Die früheste erhaltene Stelle dazu ist eine Passage in der *Ilias*, in der der feige und der mutige Krieger beim Lauern im Hinterhalt beschrieben werden (13,276-286): „Wenn wir, alle die Besten, jetzt bei den Schiffen für einen Hinterhalt ausgewählt würden, wo sich die Tüchtigkeit der Männer am meisten erweist; dort, wo der feige und der mutige Mann deutlich ins Licht treten: Denn die Farbe des schlechten wechselt bald so, bald so, und ihn hält kein unerschrockenes Inneres ruhig, so daß er still sitzt, sondern er kauert unruhig und hockt auf beiden Füßen, ihm schlägt das Herz in der Brust gewaltig, er fürchtet das Todesgeschick und es überkommt ihn Zähneklappern. Die Farbe des guten aber ändert sich nicht, und er fürchtet sich auch nicht zu sehr, wenn er in einem Hinterhalt von Männern sitzt, sondern er betet darum, sich möglichst schnell in den verderblichen Kampf mischen zu können."[35] Die körperlichen Symptome der Angst (Farbwechsel, Herzklopfen, Zähne-

---

[33] Siehe oben Kap. III.5, S. 151–153.

[34] Die betreffenden Stellen aus den *Phgn.* werden in den Anm. zu 807ᵇ6f. (Erbleichen) und zu 812ᵃ25–37 (Erröten) behandelt.

[35] *Ilias* 13,276–286: εἰ γὰρ νῦν παρὰ νηυσὶ λεγοίμεθα πάντες ἄριστοι / ἐς λόχον, ἔνθα μάλιστ' ἀρετὴ διαείδεται ἀνδρῶν, / ἔνθ' ὅ τε δειλὸς ἀνὴρ ὅς τ' ἄλκιμος ἐξεφαάνθη· / τοῦ μὲν γάρ τε κακοῦ τρέπεται χρὼς ἄλλυδις ἄλλῃ, / οὐδέ οἱ ἀτρέμας ἧσθαι ἐρητύετ' ἐν φρεσὶ θυμός, / ἀλλὰ μετοκλάζει καὶ ἐπ' ἀμφοτέρους πόδας ἵζει, / ἐν δέ τέ οἱ κραδίη μεγάλα στέρνοισι πατάσσει / κῆρας ὀϊομένῳ, πάταγος δέ τε γίγνετ' ὀδόντων· / τοῦ δ' ἀγαθοῦ οὔτ' ἂρ τρέπεται χρὼς οὔτε τι λίην / ταρβεῖ, ἐπειδὰν πρῶτον ἐσίζηται λόχον ἀνδρῶν, / ἀρᾶται δὲ τάχιστα μιγήμεναι ἐν δαῒ λυγρῇ.

klappern) finden ihre Entsprechung in der unruhigen, fluchtbereiten Sitzhaltung. Auch hier wird dabei eine Übertragung vom momentanen Zustand – der konkreten, beobachteten Situation des Hinterhalts – auf den konstanten Charakter vollzogen: Wer in dieser Situation Symptome der Angst zeigt, ist damit als charakterlich feige erkannt.

Die Neigung zu solchen Affekten kann auch mit der zugrundeliegenden Konstitution des ganzen Menschen erklärt werden, und dieser Bezug auf Konstitutionstypen ist die zweite Variante der physiologischen Erklärung.[36] Wenn bestimmte Elementarqualitäten im Körper vorherrschen, wirkt sich das auch auf die seelische Verfassung, d.h. auf den Charakter aus. In der frühen griechischen Naturphilosophie und Medizin bis Aristoteles sind diese Elementarqualitäten vor allem die Eigenschaften kalt und warm, feucht und trocken. In der Medizin entsteht daraus die Lehre von den vier Säften Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle, die besonders von Galen in eine bis in die Neuzeit kanonische Form gebracht worden ist: Der seinen Emotionen freien Lauf lassende Sanguiniker, der durch nichts aus der Ruhe zu bringende Phlegmatiker, der jähzornige Choleriker und der trübsinnige und träge Melancholiker sind aus der abendländischen Kunst und Literatur seit der Renaissance nicht wegzudenken.[37]

Auch der Verweis auf die generelle Unterschiedlichkeit der Geschlechter läßt sich mit der Konstitution von Mann und Frau erklären. Auf diese Methode soll hier allerdings nicht mehr näher eingegangen werden, da sie nur in Traktat B der *Physiognomonica* von Bedeutung ist,[38] aber auch dort nur recht vage Ergebnisse liefert. In Literatur

---

36 Siehe oben Kap. III.5, S. 152f.

37 Vgl. zur Rezeption in der Renaissance Reißer 1997. – Eine zweite Variante der Konstitutionstypen ist die erst in diesem Jahrhundert von Ernst Kretschmer geprägte Einteilung in den leptosomen oder asthenischen, den athletischen und den pyknischen Konstitutionstypus, denen er jeweils bestimmte psychische Merkmale zuordnete, und zwar auf der Basis von Erhebung von Daten an Hunderten von Personen: der pyknische Typ neige zu manisch-depressiven Erkrankungen, der asthenische und athletische zu schizophrenen (*Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin 1921).

38 Siehe oben Kap. III.5, S. 153–158.

und Kunst kommen zwar häufig weibische Männer[39] und mannhafte Frauen vor, als im eigentlichen Sinne physiognomisch kann man diese Typologie aber wohl kaum bezeichnen.

Die häufigste und wohl auch naheliegendste Verfahrensweise physiognomischer Deutung ist der Tiervergleich, der in Kapitel III.5 bereits ausführlich behandelt wurde.[40] Dabei wird einer Tierart – ‚*dem* Löwen', ‚*dem* Fuchs', ‚*dem* Schaf' – ein bestimmter Charaktertypus zugeschrieben, und ein menschliches Individuum, das dieser Tierart irgendwie gleicht, soll demnach denselben Charakterzug tragen. Daß hier mehrere sachliche Probleme vorliegen, ist schon in dieser Zusammenfassung deutlich. Erstens wird eine Tier*art* mit einem *individuellen* Menschen verglichen, also zwei gänzlich unterschiedliche Größen miteinander in Beziehung gesetzt.[41] Zweitens ist die Zuweisung eines Charakterzuges an eine Tierart ein mehr oder weniger beliebiges anthropozentrisches Konstrukt – der menschliche Beobachter legt nach seinen eigenen Verhaltensmaßstäben fest, daß ein Löwe mutig sei und ein Hase feige.[42]

Das dritte Problem im physiognomischen Tiervergleich liegt darin, daß nirgends genau festgelegt wird, worin denn im einzelnen die Ähnlichkeit zwischen der Tierart und dem einzelnen Menschen besteht. Welcher Aspekt der äußeren Erscheinung die Ähnlichkeit herstellt, ist ziemlich beliebig – ganz im Sinne der bereits erwähnten

---

[39] Vgl. die Anmerkung zu 808ª12 zum Kinäden.

[40] Siehe oben S. 158–163.

[41] Dieses Problem übersieht Aristoteles völlig, und auch in den *Physiognomonica* wird es nur kurz angedeutet; vgl. oben Kap. III.2, S. 127.

[42] Vgl. oben Kap. II.1, S. 45f. – Die Biologie beispielsweise würde dasselbe Verhalten anders deuten: Der Löwe ist eines der faulsten und trägsten Tiere – zumal das Männchen, das sich von dem Weibchen Beute bringen läßt –, das nur dann aktiv und gefährlich wird, wenn ihn der Hunger dazu treibt, nach Beute zu suchen; der Hase geht sehr ökonomisch und klug mit seinen Kräften um, wenn er sich zunächst duckt und abwartet, ob er tatsächlich aufgespürt wird, und erst wenn das der Fall ist, alle Kräfte zu einer schnellen und trickreichen, hakenschlagenden Flucht mobilisiert. Beim Menschen aber gilt Verstecken und Fliehen als feige, weshalb wir vom ‚feigen Hasenfuß' sprechen. Den Löwen dagegen stellen wir uns als imposanten ‚König der Tiere' vor, mit prächtiger Mähne – wir denken dabei nämlich an das Männchen! –, als Verkörperung von Mut und Kraft und Herrschaft.

physiognomischen Methode des intuitiven Erfassens des Gesamteindrucks und seiner ‚siegelhaften' Bedeutung.[43] Wenn zum Beispiel der ‚Stehende Fischer' (Taf. VII,1) und die Terrakotta-Groteske aus dem thebanischen Kabirion (Taf. VI,3) beide besonders dicke, herabhängende Unterlippen haben, dann liegt es durchaus nahe, an die Lippen eines Esels zu denken, dem Dummheit als charakteristische Eigenschaft zugeordnet wird.[44]

Ein weiteres Beispiel kann man im Porträtkopf des Epikur sehen (Taf. XIII,1). Geht man nicht von der oben aus den *Physiognomonica* zusammengesuchten Liste von körperlichen Zeichen aus, sondern läßt sich von einem intuitiven Gesamteindruck leiten, so fallen zwei Tiervergleiche unmittelbar ins Auge: Die schlanke Hakennase erinnert unmittelbar an den Adler, die kräftig gewölbte Stirn an den Löwen. Diese beiden Tiere stehen in der Antike (ebenso wie heute noch) für Adel in allen Ausprägungen, wie aus bildlichen Darstellungen, Fabeln, Mythen, Sprichwörtern und anderen Zeugnissen übereinstimmend hervorgeht.[45] Adler und Löwe dienen aufgrund derselben Körpermerkmale, Nase und Stirn, in den *Physiognomonica* mehrfach als Tierbeispiele für Großgesinntheit (μεγαλοψυχία), und in der Ethik gilt dieser Charakter seit Aristoteles als erstrebenswertes Ideal,[46] das auch Epikur in einigen seiner Verhaltensweisen erreichte.[47] Das Material aus den *Physiognomonica* ergänzt hier also eine Deutung anhand des Tiervergleiches, die sich auch aus anderen Quellen mühelos belegen läßt. Damit ist die Methode zwar zirkulär, aber die Ergebnisse lassen sich nur auf diese Weise absichern: Je mehr Zeugnisse aus verschiedenen Kontexten dieselbe physiognomische Aussage bestätigen, desto sicherer darf sie als Bestandteil des ‚physiognomischen Bewußtseins' einer Gesellschaft angesehen werden und für die moderne Interpretation ihrer Kunstwerke herangezogen werden.

Im übrigen läßt sich das Verfahren des ‚siegelhaften' Tiervergleichs auch nur deswegen auf das Porträt Epikurs anwenden, weil Auftraggeber und Bildhauer es dort verwirklichen wollten. Das wird

---

[43] Siehe oben Kap. III.4, S. 147 und Anm. zu 809^a13.

[44] Vgl. oben Kap. II.2, S. 71f. mit Anm. 73.

[45] Vgl. die Anmerkungen zu 811^a37 zum Adler und zu 809^b14 zum Löwen.

[46] Vgl. Anm. zu 809^b34f. zum Großgesinnten.

[47] Vgl. Frischer 1982: 241–246.

am Gegenbeispiel des Sokrates im Typus A deutlich (Taf. X,1): Als ‚Gesamteindruck' würde man an diesem Porträt doch wohl das Silenhafte empfinden – und gerade dadurch führen die Sokratiker, die dieses Bild ihres Lehrers geschaffen haben, den Betrachter absichtlich in die Irre. Sie bringen durch den Kontrast zwischen Schein und Sein im Porträt Sokrates' zentrale These von der Erziehbarkeit der Seele zum Ausdruck – eine These, die von den Epikureern nicht vertreten wurden; sie hielten vielmehr den physiognomischen Zeichenschluß (gegen den sich die Sokratiker heftig sträuben, wie die Zopyros-Anekdote zeigt) für möglich.[48]

Vor diesem Hintergrund läßt sich natürlich fragen, ob in der Sitzstatue Epikurs (Taf. XIII,1–2) vielleicht noch andere physiognomische Deutungsmöglichkeiten über den Tiervergleich hinaus angelegt sind. Würde man sich wiederum nicht von den *Physiognomonica* leiten lassen, so würde man die am Körper festgestellten Merkmale wohl allesamt als Alterszüge deuten – und diese Deutung trifft auch aus verschiedenen Gründen viel besser zu: Im Kontrast zwischen Kopf und Körper der Statue Epikurs spiegelt sich sein philosophisches Lebensideal insofern, als der wache und rege Geist den schwachen und kränklichen Körper beherrscht.[49] Daraus ergibt sich der Umkehrschluß, daß Alterszüge gemäß den *Physiognomonica* als Anzeichen von negativen Charakterzügen gelten. Das liegt daran, daß Alterszüge tendenziell häßlich sind, also dem Schönheitsideal widersprechen – was aus der Sicht des Entwurfes einer Physiognomik durchaus verständlich ist.[50]

Im Rahmen einer Gesamtdeutung der Sitzstatue von Epikur – die hier natürlich nur angerissen werden kann[51] – sind also die physio-

---

48 Siehe oben S. 174, Anm. 26.

49 Vgl. Zanker 1995: 121f.

50 Vgl. oben Kap. III.6, S. 163–166.

51 Vgl. Wrede 1982, von den Hoff 1994: 78–84, Zanker 1995: 113–125. Den bisher umfassendsten Versuch einer Gesamtdeutung der Statue hat Frischer 1982 vorgelegt. Danach ist sie als „sculpted word" zu verstehen, d.h. als in Stein gehauener Protreptikos der Epikureer für ihre Philosophie. Epikur erscheine in der Statue in sechsfacher Funktion als Philosoph, Vater, Kultur-Heros, Heilbringer, μεγαλόψυχος und Gott. Auch wenn Frischers Studie in Einzelheiten (wie z.B. in der Rekonstruktion der Sitzstatue) problematisch

gnomischen Merkmale nur von untergeordneter Bedeutung, und sie dürfen keinesfalls nur anhand der *Physiognomonica* erschlossen werden. Vielmehr erweisen sich allein die löwen- und adlerhaften Züge als Hinweise auf die μεγαλοψυχία des Epikur – und auf diese Deutung hätte eine Untersuchung der Bewertung von Adler, Löwe und μεγαλοψυχία in der griechischen Kultur und Philosophie hingeführt; die *Physiognomonica* sind als Deutungshilfe überflüssig.

Das gilt auch für das folgende Beispiel, das abschließend demonstrieren soll, wie physiognomisch deutbare Züge zu ikonographischen Formeln werden können, die einerseits die Wiedererkennung eines Porträts ermöglichen, dabei andererseits aber zugleich als Chiffre für einen Charakterzug dienen. Das Bildnis Alexanders des Großen (Taf. XV,1–2) trägt verschiedene Züge des jugendlichen schönen Helden. Am prägnantesten sind dabei seine mittellangen, fülligen Haare, die sich tief in den Nacken hinabziehen und an der Stirn in einer sich gabelnden Haarlocke aufstehen, der Anastolé. Diese Frisur ist ein klares Zitat der Löwenmähne, was nicht zuletzt durch mehrere Stellen in den *Physiognomonica* bezeugt wird.[52] Die Haartracht ist am Alexander-Porträt deswegen besonders auffällig, weil sie zusammen mit der Bartlosigkeit in deutlichem Gegensatz zu üblichen Herrscherbildern der Zeit steht. Das Bildnis seines Vaters Philipp II.[53] beispielsweise trägt den gepflegten Bart und die kurzen Haare des vornehmen Mannes; Alexander setzt sich mit seiner Selbstdarstellung also bewußt vom traditionellen Herrscherbild und damit vor allem auch von seinem Vater ab und verkörpert sinnfällig eine neue Art des Herrschertums, in dem der Herrscher sich auch im Äußeren von seinen Untertanen unterscheidet.[54] Schon an diesem Detail wird deutlich, daß ein umfassendes Verständnis des Alexander-Porträts –

---

sein mag, so ist doch seine Methodik wegweisend: Er sondiert die sechs Kontexte separat mit jeweils angemessenen hermeneutischen Methoden unter Heranziehung möglichst vieler verschiedener Zeugnisse und Kontexte.

52 *Phgn.* 809^{b}23f. und 812^{b}34–36; vgl. die Anm. *ad loc.*

53 Das Bildnis ist in einer einzigen Kopie in Kopenhagen überliefert (Ny Carlsberg Glyptothek, Cat. 450a. Abbildung bei Giuliani 1986: 28, Fittschen 1988b: Taf. 54,2.). Die Benennung ist allerdings nicht ganz sicher, vgl. Giuliani 1986: 142 Anm. 163

54 Vgl. Hölscher 1971: 25–31.

ebenso wie beim Epikur-Porträt – nicht allein auf physiognomischer Deutung beruhen kann, sondern vor allem ikonographische und typologische Traditionen berücksichtigen muß.[55] Die Übergänge zwischen den Bereichen sind allerdings fließend. Das ursprünglich physiognomisch als löwenhaft gedeutete Merkmal der Anastolé bei langem Nackenhaar wird in der Folgezeit so eng mit Alexander verbunden, daß es ikonographisch nicht mehr unmittelbar als ‚Löwen-Zitat', sondern mittelbar als ‚Alexander-Zitat' aufgefaßt wird und sich als solches verselbständigt. Im ganz anderen politischen Zusammenhang der späten römischen Republik beispielsweise vermittelt das Zitat der Alexander-Anastolé im ca. 55 v. Chr. geschaffenen Bildnis des Pompeius den römischen Betrachtern die Botschaft, daß sie es mit einem Feldherrn vom Schlage eines Alexander zu tun haben.[56]

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Statue des sogenannten ‚Alexander Rondanini' in München (Taf. XVI,1): Es ist in der Forschung immer noch umstritten, ob diese Statue aufgrund der Haartracht Alexander darstellt oder aufgrund der unpersönlichen, idealtypischen Gesichtszüge Achill. Die Unterschiede zu sicheren Alexander-Porträts sind allerdings schon in der Haartracht so beträchtlich – der ‚Alexander Rondanini' hat zwar langes Nackenhaar, aber keine eigentliche Alexander-Anastolé, sondern nur wenig hochstehende und mehr nach vorn fallende Stirnlocken –, daß eine Identifizierung mit Alexander eher unwahrscheinlich ist.[57] Vermutlich handelt es sich bei der Statue um einen Achill in Angleichung an

---

[55] Den zu einseitigen physiognomischen Ansatz verfolgt Kiilerich 1988; aus der entgegengesetzten Perspektive führt Leimbach 1979 unter Verwendung der *Physiognomonica* Plutarchs Beschreibung auf schriftliche, nicht-peripatetische Quellen zurück, deren physiognomische Aussagekraft begrenzt sei. Umfassend hingegen Hölscher 1971.

[56] Das Bildnis ist in einer frühkaiserzeitlichen Kopie in Kopenhagen erhalten: Ny Carlsberg Glyptotek, Cat. 597; Abb. bei Giuliani 1986: Abb. 1–3. – Ich folge hier der Deutung von Giuliani 1986, die er anhand ikonographischer Traditionen, pathognomischer Darstellungsmuster und der parallelen Aussageweise im Bildnis und in Ciceros Rede *Pro lege Manilia* belegt.

[57] Vgl. von den Hoff 1997: 7f.

Alexander, so daß die Verwirrung um die Identifikation durchaus auf die Intention des Auftraggebers zurückgeht.[58]

Die beiden Beispiele der Porträts von Epikur und Alexander haben deutlich gemacht, daß bestimmte Körpermerkmale durchaus einer physiognomischen Deutung offenstehen, die allerdings nicht allein aus einer Schrift wie den *Physiognomonica* gewonnen werden darf. Daneben gibt es aber zahlreiche andere Aspekte der Bildnisse, die mit ganz anderen hermeneutischen Methoden als der physiognomischen erschlossen werden müssen.

Das Ergebnis für die Frage nach der Verwertbarkeit der *Physiognomonica* ist dementsprechend bescheiden. In dieser Schrift werden in der Tat Korrelationen zwischen Körpermerkmalen und Charakterzügen festgehalten, die ganz offensichtlich im ‚physiognomischen Bewußtsein' der Griechen (zumindest der klassischen und spätklassischen Zeit) verankert waren. Eine solche Verankerung läßt sich jedoch nur dadurch nachweisen, daß sich die betreffenden physiognomischen Aussagen oder Deutungsmöglichkeiten auch in anderen Kontexten belegen lassen, wie es für die Löwenhaftigkeit genereller Art (beim Epikur-Porträt) und spezieller Art (durch die Alexander-Anastolé) gezeigt werden konnte.

Neben solchen physiognomischen Vorstellungen, die oft bis ins Detail erstaunlich konstant sind und sich von der Antike an bis in unsere Zeit kontinuierlich nachweisen lassen – es seien nur einige Tiertypen wie der schlaue Fuchs, der feige Hase, der dumme Esel, der königliche Adler genannt – gibt es aber auch in jedem physiognomischen Text formulierte Korrelationen zwischen Körper und Charakter, für die man weder eine plausible Erklärung noch irgendwelche Parallelen in anderen Texten oder Darstellungen finden kann. So heißt es beispielsweise in den *Physiognomonica* „Freunde des Würfelspiels sind kurzarmig; ebenso Tänzer" (808^a31f.), und Aristoteles behauptet in der *Historia animalium* (I.15, 494^a16–18), plattfüßige Menschen seien Schufte.[59]

---

[58] So die Deutung von den Hoffs 1997: bes. 20–22.

[59] Arist. *Hist. anim.* I.15, 494^a16–18: „Bei manchen ist die Fußinnenseite dick und nicht gewölbt, sondern sie treten mit der ganzen Fußsohle auf: sie sind Schufte."

Es war die Absicht dieses Exkurses zu zeigen, daß solche singulären Aussagen in physiognomischen Texten für den modernen Interpreten von Bildwerken keine Hilfe darstellen – man darf ganz einfach nicht sagen: ‚die Antike glaubte, Würfelspieler und Tänzer hätten immer kurze Arme und Schufte seien plattfüßig, deswegen ist diese oder jene Statue, weil sie kurze Arme und Plattfüße hat, ein schuftiger Tänzer‘. In einer solchen Aussage stecken mehrere Fehler, die zum Teil aus der physiognomischen Methodik selbst nachzuweisen sind, wie sie in den *Physiognomonica* gefordert wird, zum Teil aber dadurch begründet sind, daß solche Sätze rein subjektive, idiosynkratische Aussagen sind und keinerlei Verbindlichkeit für ‚die Antike‘ haben. Diese Vorbehalte schränken also den Quellenwert eines physiognomischen Textes wie der *Physiognomonica* entschieden ein: Nur solche physiognomischen Korrelationen, die auch aus anderen Zeugnissen zu belegen sind, dürfen als verbreitet und allgemein bekannt angenommen werden. Der Text der *Physiognomonica* kann also nur an jedem einzelnen Beispiel für sich, und dabei in zirkulärer Anwendung fruchtbar gemacht werden: Was sich auch anders belegen läßt, darf auch aus den *Physiognomonica* zitiert werden, was sich sonst nirgends belegen läßt, sollte als singulär ausgeschieden werden. Andererseits muß die Deutung eines Bildnisses viele verschiedene Aspekte wie Typologie, motivische und ikonographische Traditionen und vieles andere berücksichtigen – Physiognomik kann nur einer davon sein, und zwar meistens nicht der wichtigste.

Die Gewichtung dieser hermeneutischen Ansätze ist in jedem Einzelfall und seinem Kontext erneut zu beurteilen, wie die Beispiele von Epikur und Alexander angedeutet wurde. Der vorliegende Kommentar zu den *Physiognomonica* versucht, den Hintergrund für derartige Einzelstudien vorzubereiten: durch einen Überblick über die Entwicklung des ‚physiognomischen Denkens‘ einerseits (Kap. II) und die Untersuchung jeder einzelnen Körper-Charakter-Korrelation im Text andererseits (in den Anmerkungen), so daß dort deutlich wird, ob sie singulär und daher in ihrer Verbindlichkeit fragwürdig ist oder auf einem größeren Konsens verschiedener Zeugnisse aufbaut und daher für eine Bildnisinterpretation fruchtbar gemacht werden kann.

IV. Der Text der *Physiognomonica*

1. Aufbau, Sprache und Frage der Einheit

Der Text besteht aus vier Teilen, die aufgrund ihrer Struktur deutlich voneinander abgesetzt sind. Auf einen Diskurs über Voraussetzungen und Methoden der Physiognomik ($805^{a}1$–$807^{a}30$) folgt ein stichwortartiger Katalog von 22 Charaktertypen, denen jeweils eine Liste von Körpermerkmalen als Zeichen zugeordnet ist ($807^{a}31$–$808^{b}10$). Anschließend setzt unvermittelt ein zweiter Diskurs ein, der teilweise Gedanken aus dem ersten wiederholt, aber andere und zum Teil neue Schwerpunkte setzt, vor allem die Differenz der Geschlechter, die an Löwe und Panther exemplifiziert wird ($808^{b}11$–$810^{a}13$). Darauf folgt ein zweiter Katalog, diesmal nach Merkmalsbereichen angeordnet, innerhalb derer die einzelnen Zeichen und die dazugehörigen Charakterzüge aufgelistet werden ($810^{a}14$–$814^{b}9$). In diesem zweiten Katalog sind die Stichworte zunächst systematisch eine Aufzählung der Körperteile von den Füßen bis zu den Ohren ($810^{a}14$–$812^{a}11$), darauf folgen – ohne ersichtliche Verbindung der Themen untereinander – Korrelationen zu Hautfarbe, Erröten, Augenfarben, Behaarung, Haarbeschaffenheit, Gang, Bewegung, Blick, Stimme, Körpergröße in Kombination mit der Konstitution des Fleisches und einer allgemeinen ‚Ausgewogenheit' ($812^{a}12$–$814^{a}5$). Den Abschluß des Katalogs bildet eine kurze Zusammenfassung zur Hierarchie der Merkmalsbereiche.[1]

---

[1] Genaueres in den Anmerkungen zur Gliederung der gesamten Schrift (S. 285f.) und zu den Gliederungen der diskursiven Teile der Traktate A (S. 286f.) und B (S. 393f.).

Ein deutlicher struktureller Einschnitt ist dadurch markiert, daß nach dem ersten Katalog in 808b11 ein zweiter diskursiver Teil beginnt. Der erste Katalog ist außerdem eng auf den ersten methodischen Diskurs bezogen, ebenso der zweite auf den zweiten. Daher ist der von Richard Foerster[2] eingeführte Sprachgebrauch gerechtfertigt, die beiden Teile als ,Traktat A' und ,Traktat B' zu bezeichnen, sie also als potentiell eigenständige Untersuchungen anzusehen.[3] Foerster verbindet damit allerdings die These von zwei verschiedenen Verfassern, die meiner Meinung nach nicht haltbar ist, wie aus den folgenden Überlegungen hervorgehen wird.

Im Hinblick auf Sprache und Stil ist zunächst ein grundlegender Unterschied zwischen den Katalogteilen und den Diskursteilen festzuhalten, also zwischen den verschiedenen Textgattungen, die der Präsentation des Materials jeweils angemessen sind. Die beiden Katalogteile sind sprachlich reine Aufzählungen von Eigenschaften. Die kurzen Kola haben selten ein finites Verb; verbale Sachverhalte werden meist mit Partizipien ausgedrückt. Im Katalog B begegnen häufig Verweise auf einen Tiervergleich oder eine andere Begründung,[4] die in möglichst knapper Form durch die stereotype Wendung ἀναφέρεται ἐπί τι ausgedrückt werden, die kaum noch den Charakter eines Vollverbs hat.[5] Im Unterschied dazu haben die diskursiven Teile eine hypotaktische Feinstruktur; die Grobgliederung besteht allerdings auch hier aus parataktisch aneinandergefügten einzelnen Gedanken. Nur auf den ersten vier Bekker-Spalten lassen sich zwei längere, sorgfältig durchstrukturierte gedankliche Einheiten erkennen, die allerdings nicht miteinander verbunden sind: die Diskussion der Vorgängermethoden (805a1–806a6: Trakt. A, Abschn. I bis V) und die Definition und inhaltliche Bestimmung von Physiognomik (806a19–807a3: Trakt. A, Abschn. VII). Im theoretischen Teil von Traktat B

---

2 Zuerst Foerster 1888: 286; vgl. Foerster 1893: I,xviii–xxi.

3 Keine der mittelalterlichen Handschriften des griechischen Textes setzt hier eine Zäsur, noch nicht einmal einen gewöhnlichen Absatz. Die Handschriften der lateinischen Übersetzung von Bartholomaeus aus Messina hingegen markieren die Zäsur und geben zum Teil sogar eine neue Überschrift an, wie Foerster im Apparat zu Bartholomaeus' Text vermerkt.

4 Vor allem der Hinweis auf den ,Gesamteindruck', vgl. Anm. zu 809a13.

5 Zu dieser stereotypen Wendung vgl. Anm. zu 810a17.

hingegen bilden die ersten vier Abschnitte ($808^{b}11$–$809^{a}25$) weitaus kürzere gedankliche Einheiten, die nur noch lose miteinander verbunden sind; der längste Abschnitt V ($809^{a}26$–$810^{a}13$) besteht weitgehend aus einer stichwortartigen Beschreibung von Löwe und Panther, die sich sprachlich nicht sehr von den Katalogen unterscheidet.[6] Es lassen sich demnach in der sprachlichen Gestaltung drei Stilebenen erkennen, die auch ein Indiz für die Einteilung in zwei Traktate sind. Das höchste stilistische Niveau in Sprache und Gedankenführung findet sich im methodischen Teil von Traktat A; die Einleitung von Traktat B wirkt demgegenüber weniger ausgearbeitet und ergibt einen kaum zusammenhängenden Gedankengang. In den Katalogen schließlich wird auf sprachliche Ausarbeitung völlig verzichtet, um in möglichst knapper Form das Material stichwortartig aneinanderzureihen.

Die Knappheit der Aussagen wird in den Katalogen durch die Bildung von Neologismen unterstützt. Es handelt sich dabei zumeist um Komposita, deren etymologische Ableitung klar erkennbar ist und die dem Verfasser die verbale Paraphrase eines Sachverhaltes in einem Nebensatz oder einem Partizip ersparen. Einige dieser Neologismen in den Katalogen sind absolute *hapax legomena*, die im TLG nur an den betreffenden Stellen der *Physiognomonica* nachweisbar sind (markiert durch einen Asterisk), andere sind vor dem Corpus Aristotelicum nicht und darin nur in den *Physiognomonica* belegt, kommen aber bei späteren Autoren, vor allem in der Spätantike, wieder vor.

$808^{a}30$: μικρογλάφυρος (*) ‚klein und zierlich‘
$808^{b}7$: γυπώδεις (*) ‚geierartig‘[7]
$808^{b}37$: τὸ λοίδορον ‚das Schimpfen‘
$810^{b}4$: ζωνός (*) ‚mit schlanken Lenden‘ (zu ζώννυμι)
$812^{a}25$: ἐπιφλεγής ‚von feuriger Farbe‘
$812^{b}8$: ὠχρόμματος ‚mit blassen Augen‘
$812^{b}24$: ἀκρογένειος ‚mit spitzem Kinn‘

---

[6] Genauere Ausführungen in den betreffenden Anmerkungen zur Gliederung der gesamten Schrift und des ersten Teils von Traktat A sowie zu den Abschnitten I bis V und VII von Traktat A und I bis V von Traktat B.

[7] Das Synonym γυποειδής ist ebenfalls nur einmal nachweisbar: bei Eusebios, *Praeparatio evangelica* 3,12,3.

812^{b}33: ἄκρουλος ,an der Spitze krause Haare'
813^{a}3–6: μακροβάμων καὶ βραδυβάμων ,wer große und langsame Schritte macht'
815^{a}5: βραχυβάμων ,wer kurze Schritte macht'
813^{a}3: νωθρεπιθέτης ,wer langsam beginnt'
813^{a}19: ἁρπαστικοί ,räuberisch' (Neubildung zum gebräuchlichen ἅρπαξ)
813^{a}20: σκαρδαμυκτής ,Blinzler'
813^{b}33: ὑπερχωρέω (*) ,darüber hinausgehen, das Maß überschreiten' (zu χωρέω ,weichen, sich fortbewegen')

In den diskursiven Teilen hingegen sind nur drei Neuprägungen zu finden: 808^{b}11: συμπαθεῖν,[8] 808^{b}12: συναλλοιοῦν (bleibt auch später selten) und 809^{a}13: ἐπιπρέπεια ,Gesamteindruck'[9]

In inhaltlicher Hinsicht sind die beiden Traktate weitaus deutlicher voneinander abgesetzt als in sprachlicher, was sich auch auf die beiden Kataloge bezieht. So wird in der Einleitung von Traktat A der Tiervergleich aus methodischen Gründen weitgehend abgelehnt und auch in Katalog A kaum angewandt.[10] In Traktat B hingegen ist der Tiervergleich ein zentraler Aspekt des physiognomischen Verfahrens, wie aus der Beschreibung von Löwe und Panther als Prototypen der Geschlechter und aus den überaus zahlreichen Tiervergleichen im Katalog hervorgeht. Eine Methode, die in Traktat A überhaupt nicht vorkommt, in Traktat B aber ebenso große Bedeutung besitzt wie der Tiervergleich, ist der Hinweis auf die Differenz zwischen den Geschlechtern.[11] Insgesamt ist das Interesse an Methodendiskussion in Traktat B wesentlich geringer als in Traktat A. Die entsprechenden Erörterungen sind sehr kurz gehalten – sie beanspruchen nur knapp eineinhalb Bekker-Spalten (808^{b}11–809^{a}25) gegenüber fünf ganzen Spalten in Traktat A (805^{a}1–807^{a}30) – und begründen die logischen

---

8 Das ganze Wortfeld von συμπάθεια wird im Griechischen erst von Aristoteles an gebräuchlicher; siehe Anm. zu 805^{a}6.

9 Der Begriff kommt siebzehn Mal in Phgn. Traktat B vor und ist anscheinend dort als *terminus technicus* der Physiognomik geprägt worden, denn die Nachweise bei späteren Autoren stehen im selben Zusammenhang; vgl. Anm. zu 809^{a}13.

10 Siehe oben Kap. III.5, S. 158–163.

11 Siehe oben Kap. III.5, S. 153–158.

Voraussetzungen, die in Traktat A ausführlich theoretisch diskutiert werden, nur mit praktischen Beispielen. Physiognomik beruht nach dem Konzept in Traktat B weitgehend auf Erfahrung (vgl. 809a1–3), so daß ihre Praxis auf den Kreis weniger Experten beschränkt bleibt; versteht man also Traktat B als praktische Anweisung für solche Experten, ist der Mangel an allgemeinen Erklärungen und speziellen Begründungen nicht weiter verwunderlich. Die unterschiedliche Auffassung der physiognomischen Methode in den beiden Traktaten kann demnach mit unterschiedlichen Absichten und Zielgruppen begründet werden. Während Traktat A sehr an der theoretischen Grundlegung des Faches interessiert ist und sie unter bewußtem Rückgriff auf Aristoteles' Diskussion der logischen Voraussetzungen des physiognomischen Zeichenschlusses erörtert, richtet sich Traktat B anscheinend an ‚eingeweihte' Experten aus der Praxis, in der Erfahrung, Gesamteindruck und Tiervergleich eine große Rolle sowohl für die Legitimation als auch für die praktische Anwendung der Physiognomik spielen.

Die Ansatzpunkte der Erörterung sind demnach grundverschieden, und alle Diskrepanzen zwischen beiden Traktaten lassen sich auf diesen Unterschied zurückführen. Verschiedene Autoren zu postulieren ist deshalb jedoch keineswegs nötig. Seit Foerster gilt die Tatsache, daß der in Traktat A aus methodischen Gründen abgelehnte Tiervergleich in Traktat B vorrangig angewandt wird, als Indiz dafür, daß Traktat B von einem anderen Verfasser und früher als Traktat A geschrieben sei.[12] Eine ebenso gute Erklärung dieses Phänomens wäre jedoch die Annahme, daß die beiden Traktate im eben skizzierten Sinne für unterschiedliche Zwecke oder unterschiedliche Zielgruppen geschrieben wurden, was durchaus derselbe Verfasser getan haben könnte.

Zudem ist das Verhältnis beider Traktate zueinander wahrscheinlich eher umgekehrt: Traktat B erwähnt in der Einleitung die Differenzierung zwischen gemeinsamen und charakteristischen Zeichen als ein selbstverständliches Faktum (808b30–809a1); seine äußerst kurze Erklärung dazu ist aber nur verständlich, wenn man darin eine Bezug-

[12] Foerster 1888: 286. Zuvor hatte Rose 1863: 697f. die Vermutung geäußert, die beiden Einleitungen seien verschiedene Exzerpte derselben Vorlage.

nahme auf die ausführlichere Erörterung der beiden Begriffe in Traktat A (805^b15–27) versteht.[13]

Das Material an physiognomischen Korrelationen, das sich vor allem in den Katalogen, aber auch vereinzelt verstreut in den Einleitungen findet,[14] ergibt keine Widersprüche zwischen beiden Traktaten, aber auch wenige Übereinstimmungen. Insgesamt ist es vielmehr komplementär, weswegen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden kann, daß bei der Abfassung beider Traktate auf dieselbe Materialsammlung zurückgegriffen wurde und darüber hinaus Wiederholungen bewußt vermieden wurden. Diese Beobachtung stützt die Annahme, beide Traktate seien von einem einzigen Verfasser (oder von zwei kooperierenden Verfassern) abgefaßt worden.

2. Autorenfrage und Datierung

Die Autorschaft des Aristoteles wurde erstmals im 17. Jahrhundert in Frage gestellt; in der antiken Überlieferung hingegen ist ein physiognomisches Werk von Aristoteles bezeugt, das seit dem 2. Jh. n. Chr. manchmal eindeutig mit den *Physiognomonica* (oder zumindest einer früheren Textfassung davon)[15] identifiziert werden kann. Giovanni Battista della Porta geht in seiner epochemachenden Schrift *De humana physiognomia* von 1586 noch selbstverständlich von der Autorschaft des Aristoteles für die *Physiognomonica* aus; einige Jahrzehnte später äußert Francisco Sánchez (1555–ca. 1623) erstmals Zweifel an der Authentizität des zweiten Teils der Schrift. Er bezieht sich dabei ausschließlich auf Stil und Methode von Traktat B, nimmt seine Zweifel aber in einer rhetorischen Wendung wieder zurück, um sich der damaligen *communis opinio*[16] anzuschließen, die die Schrift für echt hielt.[17]

---

[13] Vgl. Anm. zu 808^b30–809^a1.

[14] Siehe dazu die systematische Auflistung im Anhang, unten S. 463–480.

[15] Siehe unten S. 202–211.

[16] Daß diese Ansicht keineswegs unangefochten verbreitet war, beweist die kurze Bemerkung von Julius Caesar Bulengerius, *De ratione divinationis* (Bd. 3 der *Opuscula systematica*, London 1621, 216; zitiert nach Foerster 1893:

Aristoteles wird vor allem seit den Arbeiten von Valentin Rose[18] und Richard Foerster[19] nicht mehr als Verfasser der *Physiognomonica* angesehen. Ihrer Meinung nach liegen in den *Physiognomonica* späte Exzerpte aus einer nicht von Aristoteles verfaßten, aber doch peripatetischen Schrift über Physiognomik vor.[20] Diese Annahme begründen sie damit, daß andere antike Physiognomiker Textstellen als Zitate aus Aristoteles' Physiognomik zitieren, die in den *Physiognomonica* nicht erhalten sind.[21] Wie noch zu zeigen sein wird (Kap. IV.4), betreffen diese Stellen aber ausschließlich die Kataloge, in denen schon allein aufgrund der Textsorte mit Veränderungen im Laufe des Überlieferung zu rechnen ist. Foerster datiert die vermeintlichen Exzerpte ins 2. Jh. n. Chr. und stützt sich dabei auf ein einziges Argument: Mit dem „Sophisten Dionysios", der in 808^{a}16 als Beispiel für das Aussehen des Kinäden angeführt wird, ist der aus Philostrats *Sophistenviten* 1,22 bekannte Dionysios aus Milet gemeint. Er sei nur deswegen als einzige Person in den *Physiognomonica* namentlich erwähnt worden, weil der anonyme Exzerptor damit eine Parallele zu der Physiognomik des Polemon habe schaffen wollen, der an einer entsprechenden Stelle über den Blick auf seinen Rivalen Favorinus als Eunuchen anspielt.[22] Die Namensnennung sei also nur

---

I,xix Anm. 2): „ait Aristoteles aut quisque auctor est libri Physiognomiae, quae Aristoteli tribuitur."

[17] Francisco Sánchez, *Tractati philosophici*, Rotterdam 1649, 299 (zitiert nach Foerster 1893: I, xix Anm. 2): „De authore maior est ambiguitas. Nam prima quidem pars operis sane omnino redolet Aristotelis stylum, docendi methodum et gravitatem. At vero secunda [...] non adeo secure eius authoris dici debere videtur. Tamen quia nemo hactenus dubitavit libellum hunc Aristoteli ascribere; ideo nos veluti illius suscipiemus."

[18] Rose 1854: 221–225 und 1863: 696–708.

[19] Foerster, bes. 1888 und 1893.

[20] Rose 1863: 697: „librum istum qui ferebatur Aristotelis [...] non tamen integrum quendam esse unius scriptoris fetum sed ex duorum librorum antiquitus perditorum fragmentis inter se similium qui de physiognomonicis Peripatetice tractaverant, a librario quodam resarciente atque ex altero alterum complente fuisse conflatum."

[21] Rose 1863: 699–708, Foerster 1888: 295–302; vgl. unten Kap. IV.4, S. 205–208 mit Anm. 62 und 66.

verständlich, wenn der Text erst nach Erscheinen von Polemons Physiognomik verfaßt worden wäre. In diesem letzten, entscheidenden Schritt kann die Argumentation nicht überzeugen.[23] Es ist zwar aufgrund der Parallele zu Polemon sehr wahrscheinlich, daß mit dem Sophisten Dionysios der von Philostrat beschriebene Milesier gemeint ist, damit wird aber keineswegs ein Datum für die gesamte Schrift angegeben. Es könnte sich ebensogut um einen singulären späteren Einschub handeln,[24] zumal die Kataloge eine Textsorte sind, in der Eingriffe im Laufe der Überlieferung leicht geschehen und in den *Physiognomonica* auch teilweise nachweisbar sind.[25]

Eine Datierung muß also über andere Argumente versucht werden, da der Text abgesehen von dieser einen Stelle – und zwei ethnologisch motivierten Verweisen, die zu unspezifisch sind, um auf eine bestimmte historische Anspielung schließen zu lassen[26] – keine Namen oder andere Datierungshilfen enthält. Die auch von Foerster herangezogenen Hinweise auf die sprachliche Gestaltung sind hilfreich, aber keinesfalls ausreichend. Die Liste der Neologismen und *hapax legomena* ist in Umfang (d.h. im Verhältnis zur Länge des Textes) und Art vergleichbar mit der in anderen Pseudaristotelica wie z.B. in den *Problemata physica*;[27] ob sie aber einen signifikanten Unterschied zum Sprachgebrauch des Aristoteles darstellt, kann ohne genauere Studien zu Stil und Sprache bei Aristoteles und im Peripatos nicht entschieden werden.[28] Beim jetzigen Stand der Forschung

---

22 Siehe Anmerkung zu 808^{a}16 für eine ausführliche Begründung der Identifizierung mit Dionysios.

23 Vgl. die Warnung von Andrè 1981: 27 Anm. 1 davor, aus der Namensnennung einen Hinweis auf die Datierung der ganzen Schrift gewinnen zu wollen.

24 Primavesi 1992: 253 weist darauf hin, daß gerade die Singularität der namentlichen Erwähnung sich gut mit der Annahme eines späteren Zusatzes verträgt.

25 Vgl. unten S. 208f.

26 In *Phgn.* 805^{a}27 werden Ägypter, Thraker und Skythen und in 808^{a}31 Korinther und Leukadier angeführt; vgl. die Anmerkungen *ad loc.*

27 Vgl. Flashar 1962: 347–356.

28 Eine Stiluntersuchung ist ohnehin problematisch, weil sie die verschiedenen Textsorten und -gattungen der einzelnen Schriften berücksichtigen müßte;

gehen diese Argumente letztlich nicht wesentlich über das von Sanchez getroffene Stilurteil hinaus. Für eine Stellungnahme zu Autorschaft und Datierung müssen andere Überlegungen einbezogen werden. Vor allem das Verhältnis zu den Quellen ist dabei zu berücksichtigen.

In Kapitel III.2 wurde nachgewiesen, daß sich der Verfasser von Traktat A eng an Aristoteles' Ausführungen zu den vier logischen Voraussetzungen des physiognomischen Zeichenschlusses in *Analytica priora* II.27 anlehnt und dessen Argumentation an einzelnen Stellen weiter ausführt. In der Beziehung zu den biologischen Schriften des Aristoteles ist festzustellen, daß es in den explizit physiognomischen Korrelationen etwa ebensoviele Übereinstimmungen wie Abweichungen zwischen den *Physiognomonica* und der *Historia animalium* gibt (siehe Kap. III.3). Wie in den Anmerkungen gezeigt werden kann, lassen sich überaus viele Korrelationen aus den *Physiognomonica* mit der Hilfe von einzelnen Aussagen in den biologischen Schriften des Aristoteles erklären. Besonders auffallend ist dabei, daß zwei der Charaktertypen am Ende der Liste in Katalog A ausschließlich auf Aristoteles' *De somno* und *De memoria* zurückzugehen scheinen (vgl. Anm. zu 806^b6–10). Solche Erklärungen werden in den meisten Fällen in den *Physiognomonica* zwar nicht ausgeführt, ihre hohe Anzahl macht es aber wahrscheinlich, daß der Bezug auf Aristoteles tatsächlich vorliegt. Diese Annahme wird durch die Tatsache gestützt, daß weder aus pseudoaristotelischen Schriften noch aus dem Hippokratischen Corpus annähernd so viele Erklärungen für Einzelheiten in den *Physiognomonica* gewonnen werden können. Gerade in den medizinischen und physiologischen Passagen der *Problemata physica* würde man eine Fundgrube für Erklärungen physiognomischer Korrelationen vermuten und wäre nicht überrascht, wenn die entsprechenden Aussagen in den *Physiognomonica* sich darauf beziehen würden. Dem ist jedoch nicht so: es gibt zwar einige Parallelen, die aber nicht in einem Vorlage-Verhältnis stehen.[29] Die fehlende Nutzung der pseudoaristotelischen Schriften als Quelle bei

zudem wäre ein Unterschied zwischen einem authentischen Werk und einer guten Imitation durch Nachfolger kaum sicher festzumachen.

[29] Vgl. im einzelnen die Ausführungen in den Anmerkungen zu 805^a3f., 807^b6f., 807^b7, 807^b20f., 808^a2, 808^b4–6 und 808^b21–26.

gleichzeitig deutlichem Rückgriff auf die biologischen Schriften des Aristoteles könnte als ein Indiz (allerdings nur *ex silentio*) dafür angesehen werden, daß die *Physiognomonica* vor den übrigen Pseudaristotelica verfaßt wurde.

Aus dem allgemeinen kulturgeschichtlichen Hintergrund schließlich, der in Kapitel II.4 dargestellt wurde, ist deutlich geworden, daß gegen Ende des 4. Jh. v. Chr. ein generelles Interesse an Physiognomik vorhanden war, das sich auch in Studien des Peripatos niederschlug. Vor allem die gewöhnlich auf 319 v. Chr. datierten *Charaktere* Theophrasts bieten eine wichtige Parallele für ein solches Interesse an einer Typisierung von Charakteren, wie es auch der Physiognomik zugrunde liegt. In diesen allgemeinen kulturgeschichtlichen und speziell peripatetischen Rahmen würde sich die Abfassung einer Schrift *Physiognomonica* gut einfügen. Auch das Idealbild des menschlichen Körpers und Charakters, das den einzelnen, oft negativ wertenden Beschreibungen in den *Physiognomonica* zugrundeliegt (vgl. Kap. III.6), entspricht dem klassischen Idealtypus in der Kunst und dem μεσότης-Begriff in der Ethik und Biologie des Aristoteles. Diese hatten allerdings auch in späteren Epochen noch so große Verbindlichkeit, daß sie auch einer später abgefaßten Physiognomik als Hintergrund dienen könnten.

Die hier gesammelten Indizien sind für sich genommen schwach; in ihrer Gesamtheit lassen sie aber eine Entstehung der *Physiognomonica* im aristotelischen oder frühen nacharistotelischen Peripatos zumindest plausibel erscheinen.[30] Eine Datierung vor der Abfassung der übrigen Pseudaristotelica, die um die Mitte des 3. Jh. v. Chr. angesetzt werden,[31] ist wegen der mangelnden Berührung vor allem mit den *Problemata physica* wahrscheinlich. Auf der anderen Seite kann ein stringenter Beweis nicht einmal gegen die Autorschaft von Aristoteles geführt werden; genausowenig läßt sich aber seine Autorschaft nach-

---

[30] Nur dieser Teil von Foersters Datierungsvorschlag (nicht die These vom kaiserzeitlichen Exzerpt) hat sich, zusammen mit seiner Annahme zweier verschiedener Autoren, als *communis opinio* durchgesetzt; vgl. Flashar 1983: 289f. und Degkwitz 1988: 5 mit Anm. 23.

[31] Vgl. Flashar 1962: 358 zu *Probl.*, *Spir.*, *Aud.*, *Col.*, *Mech.*

weisen.[32] Zumindest in grundlegenden Anregungen geht die Schrift eindeutig auf Aristoteles zurück. Ohne damit eine Festlegung auf einen Verfassernamen – Aristoteles oder Pseudo-Aristoteles – treffen zu wollen, ist es daher gerechtfertigt, die Schrift in ihren beiden Teilen[33] als ‚aristotelisch' zu bezeichnen. Der Entstehungszeitraum darf wohl mit den Dekaden um 300 v. Chr. angegeben werden.

3. Bezeugung und Nebenüberlieferung vor den frühesten Handschriften

Zweifel an der Autorschaft von Aristoteles wurden erstmals im 17. Jh. geäußert; die wenigen Schriftsteller in Antike, Spätantike und Mittelalter, die sich überhaupt auf die *Physiognomonica* beziehen, kennen die Schrift als Werk von Aristoteles. Zahlreicher sind Belege, die auf die Kenntnis eines Werkes von Aristoteles zur Physiognomik hinweisen, ohne daß damit unbedingt auf die erhaltene Schrift *Physiognomonica* Bezug genommen sein muß.

Die früheste Bezeugung eines solchen Werkes von Aristoteles geht auf zwei der erhaltenen antiken Werkverzeichnisse zurück, das von Diogenes Laertios und die anonyme Appendix an die Vita Hesychiana. Man nimmt für beide Listen eine gemeinsame Quelle aus dem Ende des 3. Jh. v. Chr. an: entweder das von Hermipp angelegte Inventar der in der Bibliothek in Alexandria vorhandenen aristotelischen Werke oder ein von Ariston zusammengestellten Verzeichnis der im nachtheophrastischen Peripatos bekannten Schriften des Ari-

[32] Vgl. Lloyd 1983: 24: „There is no reason to suppose that this work is by Aristotle himself. On the other hand its incorporation in the Aristotelian Corpus is understandable. Not only does it repeat some of the specific correlations suggested in *HA*, but the study it engages on is one that has some support, at least in principle, from Aristotle. The chief difference between *Physiognomonica* and the zoological treatises lies in the extent to which the idea of such correlations is elaborated."

[33] Zur meiner Annahme der Einheit der Verfasserschaft siehe oben S. 191f.

stoteles.[34] Im Katalog von Diogenes Laertios ist als Nr. 109 der Titel φυσιογνωμονικόν α′ angeführt, der Anhang an die Vita Hesychii verzeichnet als Nr. 97 den Titel φυσιογνωμονικά β′. Diese Version hält Moraux[35] für eine Korrektur gegenüber dem Eintrag bei Diogenes Laertios, die in Kenntnis der zwei erhaltenen Traktate der *Physiognomonica* vorgenommen worden sei. Moraux stützt seine Annahme auf Foersters Ansicht, die Schrift *Physiognomonica* sei erst im 2. Jh. n. Chr. in Reaktion auf Polemons Physiognomik durch eine Redaktion der peripatetischen Materials in ihre jetzt erhaltene Form gebracht worden. Diese Hypothese wurde im vorangehenden Kapitel als fragwürdig erwiesen,[36] so daß dieser Teil von Moraux' Argumentation mit Vorsicht zu betrachten ist. Daß die Appendix Hesychiana hier tatsächlich eine Korrektur gegenüber Diogenes Laertios vornimmt, wird durch die Ergebnisse seiner Quellenforschung nahegelegt; ein Datierungsversuch dieser Korrektur sollte jedoch unterlassen werden. Moraux hat darüber hinaus vor allem auch plausibel gemacht, daß der Eintrag φυσιογνωμονικόν α′ in der Liste des Diogenes Laertios eine spätere Interpolation ist, die gemeinsam mit dem folgenden Titel Ἰατρικά β′ (bei Diog. Laert.; Περὶ ἰατρικῆς β′ in der Append. Hesych.) am unteren Rand der dritten Kolumne des Originals nachgetragen wurde und von dort sowohl in die Überlieferung gelangte als auch, durch Abgleichung, in die Appendix Hesychiana.[37] Eine Datierung des Einschubs ist allerdings nicht möglich; ferner ist es fraglich, ob dieser Titel mit der erhaltenen Schrift *Physiognomonica* überhaupt identifiziert werden kann.[38]

---

[34] Für Hermipp argumentiert Düring 1956 und 1957, für Ariston Moraux 1951: 211–247. Eine Entscheidung zwischen diesen Thesen ist kaum möglich, vgl. Flashar 1983: 191.

[35] Moraux 1951: 203.

[36] Siehe S. 193f.

[37] Moraux 1951: 186–190 u. 238; Düring 1957: 68 u. 90 folgt Moraux ohne Angabe von Argumenten.

[38] Gigon lehnt die Identifizierung ab, wobei er es andererseits für möglich hält, daß der Text von *Physiognomonica* auf eine Physiognomik des Aristoteles zurückgeht – eine These, die sonst in der Literatur meines Wissens nicht vertreten wird: „Kaum zu beantworten ist die Frage, ob und wie weit es sich da um zwei verschiedene Exzerpte aus einer echten Untersuchung des Aristoteles handelt. Eindeutig unaristotelische Elemente finden sich in den Texten

Das dritte erhaltene Werkverzeichnis, das in der arabischen Tradition des Ibn Abi Usaibia indirekt auf den Platoniker Ptolemaios zurückgeht (er ist als Verfasser des Verzeichnisses angegeben: Ptolemaios-al-Garib),[39] enthält keinen Titel zur Physiognomik. Dieses Verzeichnis gibt die Schriften weitgehend in der von Andronikos aus Rhodos geschaffenen Reihenfolge an, der „unter Verwendung des gesamten erreichbaren Materials einschließlich möglicher Teilausgaben“[40] im 1. Jh. v. Chr. die für die weitere Aristoteles-Überlieferung grundlegende Werkausgabe edierte und ein Schriftenverzeichnis erstellte.[41] Aus dem Fehlen eines Titels zur Physiognomik darf allerdings nicht voreilig auf das Fehlen der dazugehörigen Schrift (d.h. vielleicht unserer *Physiognomonica*?) in der Ausgabe des Andronikos geschlossen werden, da diese Ausgabe nicht und das dazugehörige Verzeichnis nur in teilweise zerstörter und umgearbeiteter Form erhalten sind.[42] Wir wissen also nicht, ob ein Werk des Aristoteles zur Physiognomik oder die für aristotelisch gehaltene Schrift *Physiognomonica* bereits im frühen Peripatos in der berühmten Bibliothek vorhanden war, die Aristoteles Theophrast vermachte. Sie fiel nach dessen Tod 288 v. Chr. an Neleus aus Skepsis, der einen Teil davon an die Bibliothek in Alexandria verkaufte und den Rest (darunter vermutlich die originalen Manuskripte von Aristoteles und Theophrast) in seine Heimatstadt brachte. Dort wurden die Schriftrollen von

---

jedenfalls nicht“ (Gigon 1987: 508). Als eigentliche Fragmente führt er unter dem Titelstichwort φυσιογνωμονικόν hingegen drei Stellen von Aristoteles selber an, die auf den Inhalt der verlorenen Schrift Bezug nähmen („Die drei als Fragmente aufgeführten Texte des Aristoteles selbst sind die einzigen, die einen Begriff davon geben, was in dem originalen Titel vorgekommen sein muß“, 509): Frg. 350: *An. pr.* 70^{b}7–38, frg. 351: *Hist. an.* 491^{b}9–492^{b}4, frg. 352: *Gen. an.* 769^{b}3–25. Gigons Vorgehensweise ist insofern problematisch, als es erstens bedeutend mehr Stellen physiognomischen Inhalts bei Aristoteles gibt (siehe oben Kap. III.3) und zweitens der Text der *Physiognomonica* als Quelle nicht vernachlässigt werden darf; auch wenn er nicht von Aristoteles verfaßt worden ist, ist die Bezugnahme auf Aristoteles doch deutlich (vgl. oben Kap. III.2–3).

39 Vgl. Moraux 1951: 289–309, Düring 1957: 221–231.

40 Flashar 1983: 191.

41 Vgl. Moraux 1973: 1–94, Düring 1957: 412–425.

42 Vgl. Gigon 1987: 201.

seinen Nachkommen unterirdisch eingelagert und blieben zweihundert Jahre lang unentdeckt, bis am Anfang des 1. Jh. v. Chr. Appellikon aus Teos die Manuskripte des Aristoteles in Skepsis aufspürte und nach Athen brachte. Als Sulla Athen 86 v. Chr. eroberte, nahm er unter der Beute auch die Bibliothek des Appellikon mit nach Rom. Kopien dieser Manuskripte bildeten die Grundlage für die bereits erwähnte Aristoteles-Edition des Andronikos aus Rhodos.[43]

Spätestens zu dieser Zeit, während der Aristoteles-Renaissance im 1. Jh. v. Chr., wäre mit Hinweisen auf die Kenntnis einer aristotelischen Schrift zur Physiognomik oder des Textes, der als *Physiognomonica* erhalten ist, zu rechnen. Es liegt nahe, bei Plinius nach einer solchen Stelle zu suchen, aber seine *Historia naturalis* enthält keinen ausdrücklichen Hinweis auf Physiognomik. Allerdings zeigt sich Plinius in 11,273–274 verwundert darüber, daß Aristoteles geglaubt habe, die künftige Lebensdauer eines Lebewesens lasse sich aus seinem Körper ablesen. Damit bezieht er sich jedoch wohl nicht auf einen physiognomischen oder einen anderen verlorenen Text,[44] sondern vielmehr auf eine chiromantische Aussage in der *Historia animalium* I.15, $493^{b}33$–$494^{a}1$: Bei langlebigen Menschen würden eine oder zwei Linien den Handteller durchschneiden, bei kurzlebigen Menschen seien es zwei kürzere.

Erst im 2. Jahrhundert n. Chr. begegnen die frühesten Hinweise auf eine aristotelische Physiognomik. Bei Pollux und Sueton ist eine kurze Referenz auf dieselbe physiognomische Aussage des Aristoteles erhalten: der ‚Kurznackige' sei hinterlistig.[45] Pollux nennt als Quel-

---

43 Die komplizierte Überlieferungsgeschichte der Aristotelischen Werke referieren in knapper Form Flashar 1983: 191f. und Gigon 1987: 200–214, ausführlich und mit Diskussion der Forschungspositionen Moraux 1973: 1–94.

44 So versteht Gigon 1987 Plinius und nimmt seine Bemerkung unter dem Titelstichwort Περὶ ζῴων als *Frg.* 273,15 in die Fragmentsammlung des Aristoteles auf.

45 Pollux *Onomast.* 2,135: βυσαύχην δὲ ἐκαλεῖτο ὁ τοὺς μὲν ὤμους ἀνέλκων, τὸν δὲ αὐχένα συνέλκων· ὃν ἐπίβουλον ᾿Αριστοτέλης φυσιογνωμονεῖ („Kurznackig wird der genannt, der die Schultern hoch- und den Hals einzieht; Aristoteles beurteilt ihn physiognomisch als hinterlistig"). – Sueton Περὶ βλασφημίας *fr.* 102: Βυσαύχην· ὁ ἐπιβουλευτικός· καὶ ἴσως φυσιογνωμικῶς ἐρρέθη, ὡς ἀπὸ ζῴων ὅσα λοχῶντα ἢ ἄλλως θυμούμενα σιμοῦσι τοὺς αὐχένας ἐν τῷ μέλλειν ἐμπηδᾶν („Kurznackig: der zur Hinterlist

lenangabe: 'Αριστοτέλης φυσιογνωμονεῖ („Aristoteles beurteilt physiognomisch"), Sueton hingegen formuliert unpersönlich und ohne Namensnennung: φυσιογνωμικῶς ἐρρέθη („es ist physiognomisch gemeint"). Beide Stellen gehen vermutlich auf den Grammatiker Didymus aus dem 1. Jh. v. Chr. als gemeinsame Quelle zurück.[46] Galen nennt in seiner Schrift *Quod animi mores* Hippokrates als Erfinder der Physiognomik (4,798 K.), führt aber auch die physiognomischen Textpassagen aus dem ersten Buch von Aristoteles' *Historia animalium* an.[47] Am Ende dieser Zitatereihe verweist er auf Aristoteles' „andere Schrift über physiognomische Betrachtungen"[48], aus der er aber nicht ausdrücklich zitiert, so daß eine Identifizierung mit den *Physiognomonica* nicht möglich ist. Zumindest belegt Galen mit diesem Hinweis aber die Existenz eines monographischen Werkes des Aristoteles zur Physiognomik.[49]

Eine Nebenüberlieferung existiert für den ersten Abschnitt des Textes der *Physiognomonica*: Stobaios zitiert als sechsten Abschnitt im Kapitel *Περὶ φύσεως ἀνθρώπων* (1,47,6) den Beginn (805^a1–18)

Geneigte. Und zwar ist das vielleicht als physiognomische Aussage gemeint, daß nämlich diejenigen Tiere, die im Hinterhalt liegen oder auf andere Weise rasen, ihren Hals einziehen in dem Moment, wenn sie zum Sprung ansetzen"). – Vgl. *Phgn.* 811^a17: οἷς δὲ βραχὺς ἄγαν (*sc.* ὁ τράχηλος), ἐπίβουλοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λύκους („Deren Hals aber allzu kurz ist, die sind hinterlistig; siehe die Wölfe").

46 Galen, *Quod animi mores* 7 (4,796f. K.). – Galen zitiert Aristoteles entweder direkt oder, wie Taillardat 1967: 23–26 annimmt, über Pamphilus (1. Jh. n. Chr.); vgl. André 1981: 27f.

47 Siehe oben Kap. III.4, S. 134–140.

48 Galen, *Quod animi mores* 7 (4,797f. K.): ταῦτα μὲν ἐν τῷ πρώτῳ περὶ ζῴων ἱστορίας 'Αριστοτέλης ἔγραψεν, ὀλίγα δὲ μέμνηται καὶ ἐν ἄλλῳ συγγράμματι περὶ φυσιογνωμονικῶν θεωρημάτων, ὧν καὶ παρεθέμην ἄν τινας ῥήσεις, εἰ μήτε μακρολογίας ἔμελλον ἀποίσεσθαι δόξαν... („das schreibt Aristoteles im ersten Buch der Tierkunde, und nicht weniges erwähnt er auch in einer anderen Schrift über physiognomische Betrachtungen, woraus ich einige Passagen entnommen hätte, wenn ich nicht den Anschein der Langatmigkeit hätte von mir weisen wollen...").

49 Hingegen nennt Origenes in seiner Ablehnung der Physiognomik in *Contra Celsum* 1,33 namentlich nur Zopyros, Loxus und Polemon, nicht aber Aristoteles.

und weist dabei einige textkritisch interessante Abweichungen gegenüber unseren Handschriften auf.[50] Eine wichtige indirekte Nebenüberlieferung stellen schließlich zwei Übersetzungen des Textes dar. Im 9. Jh. n. Chr. übertrug Hunayn ibn Ishaaq (808–ca. 873) den griechischen Text ins Arabische,[51] in der Mitte des 13. Jahrhunderts fertigte Bartholomaeus aus Messina eine lateinische Übersetzung an.[52] Die griechischen Vorlagen beider Übersetzungen sind älter als die ältesten erhaltenen Handschriften, weshalb die Übertragungen textkritisch von Bedeutung sind.

4. Quelle für spätere antike physiognomische Schriften

Die Physiognomik des Rhetors Antonius Polemon aus Laodikea (ca. 88–145)[53] ist nur in einem winzigen griechischen Fragment[54] und einer arabischen Version erhalten, deren Grad an Treue zu ihrer griechischen Vorlage nur schwer abzuschätzen ist.[55] Soweit bei dieser

---

[50] Sie werden in der Liste der Textvarianten unten S. 232–241 aufgeführt.

[51] vgl. Grignaschi 1974.

[52] vgl. Foerster 1893: I,l–lxiv.

[53] Zu Polemon siehe Anderson 1986: *passim*, Raina 1993: 40–42, Barton 1994: 95–131 (zu Polemons Biographie bes. 102–104) und vor allem Gleason 1990 und 1995.

[54] Im Ms. E. D. Clarke 11 in der Bodleian Library, Oxford (13. u. 14. Jh.), fol. 77r, ll. 5–7: ὥσπερ ἐν ὀφθαλμῶι καὶ ὀφρύων καὶ ῥινὸς σχήματος χαρακτῆρές τινες ἐγκάθηνται τοῦ τῆς ψυχῆς ἰδιώματος· ὀφθαλμοὶ γάρ, φησὶν ὁ Πολέμων, ὑγροὶ λάμποντες ὡς λιβάδες ἤθη χρηστὰ ἐκφαίνουσιν (der Wortlaut ist zitiert bei Foerster 1893: II,315 Nr. 132); vgl. dasselbe Zitat bei Adamantius 1,5 (p. I,305f. F.): Ὀφθαλμοὶ ὑγροὶ λάμποντες ὡς λιβάδες ἤθη χρηστὰ φαίνουσιν. – Wie ich mich im April 1999 am Codex überzeugen konnte, ist der Satz durch Trennzeichen (:–) vom Kontext abgesetzt, das Omega von ὥσπερ mit roter Tinte verziert und das Omikron von ὀφθαλμοὶ mit roter Tinte geschrieben. Das Zitat steht zusammenhangslos in einer Auflistung von verschiedenen kurzen Prosa-Zitaten (hauptsächlich aus den Kirchenvätern), die jeweils durch Trennzeichen und rote Initalen voneinander abgesetzt sind.

[55] Diese arabische Übersetzung hat Georg Hoffmann im Auftrag von Richard Foerster durch eine lateinische Version zugänglich gemacht (Foerster 1893:

Überlieferungslage überhaupt zu erkennen, beruft sich Polemon nirgends ausdrücklich auf die *Physiognomonica* als Quelle. Das Werk muß ihm jedoch bekannt gewesen sein, denn die ersten neun Charakterzüge, die er in eigenen Abschnitten behandelt (53–61), entsprechen in Auswahl und Reihenfolge den ersten neun Lemmata von Katalog A der *Physiognomonica* (ἀνδρεῖος bis κιναιδός, $807^{a}31$–$808^{a}17$). Bei den unter diesen Stichworten genannten Körpermerkmalen gibt es zwar nur vereinzelte Übereinstimmungen, so daß hier die *Physiognomonica* vermutlich nicht – zumindest weder vollständig noch ausschließlich – als Vorlage gedient haben. Die gleiche Auswahl und Anordnung der Charaktertypen kann aber kein Zufall sein, denn die Auswahl der Charaktertypen erscheint in den *Physiognomonica* beliebig und keineswegs sachlich naheliegend.[56] Die inhaltlichen Abweichungen bei den Merkmalslisten belegen nicht das Gegenteil, denn entsprechend der Textgattung und dem Thema ist es plausibel, daß Polemon sich an den formalen Rahmen seiner Vorlage gehalten und ihren Inhalt teilweise übernommen, weitgehend aber seine eigene Physiognomik geschrieben hat. Ein weiter ins Detail gehender Vergleich der einzelnen Korrelationen bei Polemon mit den *Physiognomonica* ist aufgrund der Überlieferungslage aber ohnehin nicht möglich.

Polemons Schrift diente noch ein zweites Mal als Vorlage eines physiognomischen Traktats. Um 400 n. Chr. erstellte der Sophist Adamantius eine „Paraphrase“, wie er sein Vorgehen im Vorwort ankündigt: παραφράσαι μὲν τὰ Πολέμωνος εἱλόμην („ich habe mich

I,93–294). Durch diesen erneuten Übersetzungsvorgang treten weitere Unsicherheiten auf: Erstens beruht die lateinische Version auf dem arabischen Text nur eines der fünf erhaltenen Manuskripte, die bisher noch nicht kollationiert sind (Holford-Strevens 1988: 73). Zweitens ist sie verglichen mit der arabischen Vorlage nicht fehlerfrei (vgl. Holford-Strevens 1988: 72 Anm. 3 und 73 Anm. 7 u. 8). – Eine neue Edition (mit Übersetzung und Kommentar) der arabischen Übersetzung sowie der griechischen Paraphrase von Polemons Physiognomik wird von Georges Boys-Stones, Peter Starr und Simon Swain in Oxford vorbereitet.

56 Vgl. Anm. zu $807^{a}31$–$808^{b}10$ zum Aufbau von Katalog A.

entschieden, das Werk des Polemon frei wiederzugeben").[57] Der Grad der Treue der Wiedergabe ist aufgrund der fehlenden Vorlage heute nicht mehr zu beurteilen. Der Aufbau der gesamten Schrift folgt aber bis ins Detail genau dem, der aus der arabischen Übersetzung von Polemon zu ersehen ist: zwei Bücher, von denen das erste weitgehend über die physiognomische Bedeutung des Auges, das zweite über einzelne Körperteile, Charaktertypen und Tiere handelt. Nicht nur die Reihenfolge der einzelnen Argumente und Stichworte entspricht genau der des arabischen Polemon, auch sachlich gibt es genügend Übereinstimmungen, um eine sehr enge Anlehnung an oder sogar getreue Wiedergabe von Polemons originalem Text (oder zumindest von Ausschnitten daraus) anzunehmen. Nur das Vorwort findet keine Entsprechung bei Polemon, sondern begründet das Interesse des Verfassers an der Physiognomik und erläutert sein Projekt. Dabei nennt er im ersten Satz explizit Aristoteles als Vorläufer in der Physiognomik: Τὴν φυσιογνωμονικὴν μέθοδον ἀπό τε Ἀριστοτέλους ἀναλεξάμενος („die physiognomische Methode von Aristoteles aufgreifend"). Diese Bezugnahme auf Aristoteles bezeugt aber nicht zwangsläufig, daß Adamantius eine physiognomische Schrift des Aristoteles oder gar den Text der *Physiognomonica* gekannt hätte, denn dazu ist die Aussage zu allgemein. Sie könnte in dieser oder ähnlicher Form bei Polemon oder einer anderen Quelle gestanden haben, auf die Adamantius hier zurückgegriffen haben kann. Dieser Einleitungssatz ist darüber hinaus die einzige Stelle im Text, an der Aristoteles namentlich genannt wird, so daß aus Adamantius auch nicht etwaige konkrete Bezugnahmen des Polemon auf Aristoteles rekonstruiert werden können. Aufgrund dieser Unsicherheiten, vor allem wegen des Fehlens expliziter Zitate aus den *Physiognomonica*, können weder Polemon (als Sekundär-) noch Adamantius (als Tertiärquelle) als Nebenüberlieferung zu den *Physiognomonica* angesehen werden.

---

[57] Text bei Foerster 1893: I,296–431; zu Adamantius siehe Foerster 1893: I,c–cxxiii. Die Schrift des Adamantius wiederum wurde in byzantinischer Zeit zweimal exzerpiert: Epitome Matritensis und Ps.-Polemon, von Foerster ediert und parallel zum Text von Adamantius abgedruckt. Zu diesen beiden Exzerpten vgl. Foerster 1893: I,cxxiv–cxxx, 1897/98 und 1900.

Eine engeren Bezug auf die *Physiognomonica* bietet der lateinische Anonymus, der im 4. Jh. n. Chr. eine Physiognomik verfaßte.[58] Im ersten Kapitel nennt er sowohl seine Quellen als auch seinen Umgang mit ihnen: „Ex tribus auctoribus quorum libros prae manu habui, Loxi medici, Aristotelis philosophi, Polemonis declamatoris, qui de physiognomonia scripserunt, ea elegi quae ad primam institutionem huius rei pertinent et quae facilius intelligantur. Sane ubi difficilis mihi translatio vel interpretatio fuit, graeca ipsa nomina et verba posui" („Aus drei Verfassern, deren Bücher ich in Händen halte: dem Arzt Loxus, dem Philosophen Aristoteles, dem Rhetor Polemon, die über Physiognomik geschrieben haben, habe ich das ausgewählt, was für die erste Unterweisung in dieser Sache wichtig und was recht einfach zu verstehen ist. Wo mir allerdings die Übersetzung oder Wiedergabe schwer fiel, habe ich die griechischen Begriffe und Worte gesetzt"). Diese methodische Vorbemerkung zeigt, daß und in welcher Weise der lateinische Text als Nebenüberlieferung für die *Physiognomonica* angesehen werden kann. Der Anonymus Latinus stützt sich ausschließlich auf die drei genannten Quellen – wobei allerdings nicht klar ist, wie groß sein Eigenanteil ist: Besteht er nur in der Gliederung und Kompilation des Materials, oder hat er nicht doch auch eigenes Material in den Text einfließen lassen, das sich in keiner seiner drei Quellen fand?[59] Da von Loxus[60] gar nichts und von Polemon außer Ps.-Polemon und der Brechung durch Adamantius nur die arabische Version erhalten ist, kann diese Frage kaum beantwortet werden. Es gibt allerdings an einigen Stellen im Text deutliche Hinweise, welche Quelle verwendet wird. So heißt es in Kapitel 80, daß alles Bisherige auf Polemon zurückgehe und daß nun Ergänzungen und Abweichungen aus Loxus und Aristoteles folgen.[61] Die folgenden

---

[58] Text bei Foerster 1893: II,1–145 (vgl. zum Verfasser und zur Textüberlieferung Foerster 1893: I,cxxxi–clxxv). Foersters Ausgabe ist jetzt ersetzt durch André 1981 (mit wichtiger Einleitung und Anmerkungen).

[59] Zumindest das Zitat aus Vergils *Bucolica* in Kap. 84 muß eine Zutat des Anonymus sein; vgl. André 1981: 35 und 117 Anm. 3.

[60] Vgl. Misener 1923, Raina 1993: 39f.

[61] Anon. Lat. 80: „Nunc repetenda sunt, ut supra proposuimus, quae proprie Loxus seu Aristoteles posuerunt vel aliter interpretati sunt, quamvis etiam

Kapitel behandeln dementsprechend die Augenfarben (81) sowie die Haare an Ohren und Nase (82) nach Loxus und viele Einzelheiten aus Aristoteles (83–88), von denen nur einige verstreut im erhaltenen Text der *Physiognomonica* stehen; sie werden jeweils durch die Worte „Aristoteles dicit", „idem Aristoteles dicit" oder „idem dicit" eingeleitet, so daß kein Zweifel an ihrer Quelle bestehen kann.[62] Kapitel 89 wiederholt die Quellenangabe: das vorangegangene seien Nachträge aus Loxus und Aristoteles zu Dingen, die Polemon nicht oder anders sage;[63] ferner würden nach den Körpermerkmalen nun die Charaktertypen der Reihe nach besprochen. Die damit beginnende Liste folgt anfangs (90–102) derselben Reihenfolge wie die Lemmata in Katalog A der *Physiognomonica*; nur in Einzelfällen jedoch stimmen die darunter verzeichneten Körpermerkmale mit solchen aus dem Katalog der *Physiognomonica* überein. Der ‚eifrige Schauspieler

---

locis suis aliqua adiunxerimus. Quae enim Polemon dixit et consentanea sunt reliquis auctoribus propemodum prosecuti sumus."

[62] Dem Verlauf des Textes bei Anon. Lat. folgend sei hier eine kurze Konkordanz gegeben (vgl. Rose 1863: 705–708): Kap. 83: „Aristoteles dicit, cum frons... ad leonem" = *Phgn.* 812^{b}34–36; „...ad canes": keine Entsprechung in *Phgn.*; „...ad canes referri" ≈ 811^{b}34–38; „...μεμψίμοιρος dicitur": keine Entsprechung in *Phgn.* (aber in *Hist. an.* IX.608^{b}10 als Eigenschaft der Frauen genannt) „...ad speciem corvorum" ≈ 811^{a}34–36; „...ad asinos" = 811^{b}23f.; „...ad caprum" = 812^{b}6f.; „...ἀλεκτρύονας Graeci vocant" = 812^{b}11f. – Kap. 84: „Idem dicit... obsitum": keine Entsprechung; „...ad capras" = 813^{b}4–6; „...cetero corpori" = 811^{a}17; „⟨Μυκτηρισμὸς⟩ ...quae non oportet": keine Entsprechung. – Kap. 85–86: keine Entsprechung. – Kap. 87: „De maledicis... facilis sit et velox:" keine Entsprechung; „...assignari" = 810^{a}35–^{b}1; „...ad capros" = 812^{b}13f.; „...ad ursum et simiam" = 810^{b}1–4. – Kap. 88: „Idem dicit...ad caput summum" = 808^{a}31f.; „...habet longiora": keine Entsprechung; „...rugosus est" = 808^{a}7f.; „...velocia" = 813^{b}7–9; „...hominem ostendit" = 813^{b}11–16; „...inefficaces sunt" = 813^{b}16–20; „...vocant⟩, habetur": keine Entsprechung (da es sich nicht um eine Korrelation, sondern um eine eingeschobene Begriffserklärung zu „color calidus" handelt); „...attributum est" ≈ 806^{b}14–18; „...est efficax" = 813^{b}20–23; „...vigetque sensibus" = 810^{b}23–27.

[63] Anon. Lat. 89: „Haec sunt quae apud Loxum et Aristotelem notanda esse credidimus, quae etiam a Polemone vel non dicta vel aliter dicta esse perspeximus."

und Übelredner' („studiosus pantomimorum et maledicus", 103) und die in zwei langen Kapiteln behandelten ‚schädlichen Trottel' („homines cum stultitia nocentes, qui graece ⟨μωροβλάπται⟩ dicuntur", 104–105)[64] kommen in den *Physiognomonica* nicht vor. In Kapitel 106 beginnt jedoch unvermittelt und ohne vorangegangene Quellenangabe eine neue Liste. Sie setzt mit zwei Charaktertypen ein, die unter Nennung teilweise derselben Körpermerkmale bereits behandelt worden sind: Der „inverecundus" (106) ist schon als „impudens" in Kapitel 94 angeführt worden, die „honestas morum et tranquillitas hominis, qui graece ⟨κόσμιος⟩ dicitur" (107) unter dem Stichwort „homo temperatus atque moderatus" in Kapitel 95. Schon diese thematische Wiederholung ist ein formales Anzeichen dafür, daß der Anonymus jetzt wieder auf eine andere Vorlage zurückgreift; und in der Tat entsprechen die Körpermerkmale, die in den Kapiteln 106–115 gegeben werden, über längere Passagen in Auswahl und Reihenfolge genau den Körpermerkmalen der entsprechenden Lemmata aus Katalog A der *Physiognomonica.*[65] An einigen wenigen Stellen wird

---

[64] Bei Adamantius 2,58 (vgl. Matrit. 94, Ps.-Pol. 68) wird der μωροπόνηρος als Typ behandelt, der in der lateinischen Übersetzung des arabischen Polemon „vir malevolus stultus" heißt (was als Paraphrase beider griechischer Termini akzeptabel ist; man muß also nicht unbedingt mit André 1981: 126 Anm. 6 annehmen, daß das Wort μωροβλάπτης aus Loxus stamme).

[65] Diese Passagen aus dem Anon. Lat. werden im Kommentar jeweils dann zitiert, wenn sie Hilfen zum Verständnis des griechischen Textes geben können. Der Anonymus übersetzt nämlich nicht Wort für Wort, sondern gibt den Sachverhalt in eigenen Formulierungen wieder, die manchmal besser zu verstehen sind als der griechische Wortlaut. Die in seiner Übersetzung vorliegende Deutung solcher Stellen durch den Anonymus kann sehr wertvoll sein und in Einzelfällen textkritische Eingriffe in den überlieferten griechischen Text nahelegen. Ein besonders aussagekräftiges Beispiel dafür ist die Beschreibung des θυμώδης (*Phgn.* 808^{a}19–24) bzw. „animosus" (Anon. Lat. 108); siehe Anm. zu 808^{a}19. Zudem fügt der Anonymus Latinus, wie er im bereits zitierten Einleitungssatz ankündigt, bisweilen griechische Worte in den Text, die vermutlich auf die *Phgn.* zurückgehen (vgl. die Anm. zu 807^{b}35). – Bloße sachliche Nähe in anderen Textpassagen (wie den in Anm. 64 genannten) wird hingegen im Kommentar zu *Phgn.* nicht besprochen; dies ist die Aufgabe eines Kommentars zum Anonymus Latinus, und entsprechend führt André 1981 die Parallelstellen aus den *Phgn.* regelmäßig an.

darüber hinaus Aristoteles als Quelle genannt, ohne daß das betreffende Zitat im erhaltenen Text der *Physiognomonica* zu identifizieren wäre.[66] Dem Anonymus hat also demnach offensichtlich ein aristotelischer Text vorgelegen, der (zumindest in den Katalogteilen) teils wortgleich mit den uns erhaltenen *Physiognomonica* war, teils aber einen anderen Umfang hatte.[67]

Die in diesem und dem vorangegangenen Kapitel IV.3 behandelten Texte sind in mehrfacher Hinsicht als Zeugnisse für die Kenntnis der *Physiognomonica* aufschlußreich. Zum einen zweifelt keiner der genannten Autoren daran, daß Aristoteles über Physiognomik geschrieben habe; nur beim Anonymus Latinus und bei Stobaios läßt sich diese Aussage aber auch mit konkreten Zitaten aus den *Physiognomonica* in Verbindung bringen (Polemon kennt die *Physiognomonica* offensichtlich ebenfalls, nennt aber den Namen Aristoteles nicht). Die Verbindung des uns erhaltenen Textes mit dem Namen Aristoteles ist also erst sehr spät, im 4. und 5. Jh. n. Chr., nachweisbar – wenngleich sie mit großer Wahrscheinlichkeit auch für Polemon im 2. Jh. angenommen werden kann. Auf der anderen Seite ist festzuhalten: Ein Werk über Physiognomik von Aristoteles – allerdings

---

66 Neben den in Anm. 62 genannten Körpermerkmalen aus Kap. 83–88 sind dies: Anon. Lat. 48: „Aristoteles huiusmodi oris homines, id est concavi, libidinosos magis ostendit." – 72: „Qui aequaliter plani sunt et nullum habent recessum in medios pedes, sed cruribus ambulant et ex interiori parte calciamenta atterunt, versutam et malignam mentem ostendunt. Aristoteles addit etiam hos esse versutos qui habent inflexa supercilia, sicut sunt in personis senum comicorum."

67 Was den Wert des Wortlauts beim Anonymus Latinus für die *restitutio textus* angeht, ist es nicht auszuschließen, daß ihm um 400 n. Chr. ein noch nicht so verderbter Text vorgelegen hat wie der seit dem 13. Jh. in den Handschriften erhaltene und durch Bartholomaeus bestätigte. Selbst Foerster, der an zahlreichen Stellen in den Text eingreift, zögert jedoch zu Recht, den Anonymus Latinus an solchen Stellen als Textzeugen heranzuziehen, an denen der überlieferte griechische Text guten Sinn gibt. Daher müssen die Abweichungen beim Anonymus Latinus zwar angegeben werden, aber es ist unmöglich zu sagen, wo sie durch eine andere griechische Vorlage entstanden sind und wo sie auf Eingriffe des Übersetzers zurückgehen. Der griechische Text ist also soweit wie möglich in der Form zu interpretieren, in der er uns in den Handschriften erhalten ist.

nicht zwangsläufig die *Physiognomonica* – war schon Didymus, Plinius und Galen bekannt und ist auch in den antiken Werkverzeichnissen bezeugt; die frühesten Zeugnisse gehen also ins 1. Jh. v. Chr. zurück.

Zum anderen ist der Titel der Schrift *Physiognomonica* außer in den zwei Varianten der beiden Werkverzeichnisse nirgends überliefert. Wenn die genannten Autoren sich nicht nur auf Aristoteles, sondern auch auf seine Schrift beziehen, wählen sie diverse Umschreibungen: Pollux *Onomast.* 2,135 gibt die Quellenangabe: „so urteilt Aristoteles physiognomisch" (Ἀριστοτέλης φυσιογνωμονεῖ); Galen *Quod animi mores* 7 (4,797 K.) zitiert „eine andere Schrift über physiognomische Betrachtungen" (ἐν ἄλλῳ συγγράμματι περὶ φυσιογνωμονικῶν θεωρημάτων); der lateinische Anonymus zählt den Philosophen Aristoteles zu den Autoren, „die über Physiognomik geschrieben haben" („qui de physiognomonia[68] scripserunt", Anon. Lat. 1); noch Stobaios *Anth.* 1,47,6 zitiert – zumindest nach Angabe zweier führender Codices[69] – „aus dem Physiognomiker Aristoteles" (Ἐκ τοῦ Ἀριστοτέλους φυσιογνώμονος). Diese Beobachtung darf jedoch nicht überbewertet werden. Es liegt im Griechischen nahe, sich bei einem Zitat des Werkes nicht unbedingt auf den exakten Titel (syntaktisch als Objekt oder Präpositionalausdruck) zu beziehen, sondern andere Wortarten des Wortfeldes von φυσιογνωμονέω und φυσιογνώμων (syntaktisch als Subjekt, z.B. in Form von Partizip oder Verbum finitum) zu verwenden. Das Adjektiv φυσιγνωμονικός wiederum ist geläufig im Standardtitel für Werke zur Physiognomik und nicht etwa ein spezieller Titel des uns vorliegenden Werkes, denn auch die drei erhaltenen griechischen unter den antiken Texten zur Physiognomik tragen den Titel φυσιογνωμονικόν oder φυσιογνωμονικά (Polemon,[70] Adamantius, Ps.-Polemon). Bereits vor den *Physiognomonica* ist von Antisthenes ein Werktitel *Περὶ τῶν σοφιστῶν φυσιογνωμονικός* (sc. *λόγος*, „Über die Sophisten. Eine physiogno-

---

68 Die Mss. haben bei „physiognomonia" diverse Verschreibungen, aber keine davon geht in die Richtung von „physiognomonica".

69 Die Codices Farnesinus und Parisinus (vgl. Wachsmuths Edition von 1884: xxv–xxvii); die Herausgeber Heeren 1792–1801 und Wachsmuth 1884 korrigieren zu: Ἐκ τῶν Ἀριστοτέλους φυσιογνωμονικῶν.

70 Hoffmann übersetzt das Arabische „fi-lqûsîjâ" als φυσιογνωμονικῶν.

mische Abhandlung") überliefert, ohne daß jedoch der Inhalt dieser Schrift bekannt wäre.[71] Im zweiten Buch der hippokratischen *Epidemien*, die sich in zwei Kapiteln unter anderem mit physiognomischen Merkmalen bei bestimmten Krankheiten oder allgemeiner Anfälligkeit befassen,[72] stehen in einigen Handschriften die Kapitelüberschriften φυσιογνωμονίη oder φυσιογνωμοσύνη (Kap. 5) und φυσιογνωμονικός (δεύτερος) oder φυσιογνωμονικόν (Kap. 6).[73]

Die dritte und wichtigste Schlußfolgerung betrifft den Textumfang: die antiken Physiognomiker hatten offensichtlich einen vollständigeren Text vorliegen als ihn die handschriftliche Überlieferung erhalten hat. Das bezieht sich jedoch ausschließlich auf die Katalogteile bzw. das Material an Körper-Charakter-Korrelationen aus den *Physiognomonica*. Die methodischen Einleitungsteile werden von den späteren Physiognomikern nicht rezipiert, wir können daher nicht wissen, ob sie ihnen in derselben Form vorgelegen haben wie uns. In diesen diskursiven und zumindest abschnittsweise geschlossenen Passagen ist jedoch Textverlust äußerst unwahrscheinlich.[74] Viel eher wahrschein-

---

[71] Der Titel steht in der zweiten Abteilung des Werkverzeichnisses bei Diog. Laert. 6,15,15 die ethische Schriften auflistet (vgl. Patzer 1970: 129f.). Athenaios 14,656F gibt ihn durch die Wendung ἐν τῷ φυσιογνωμονικῷ wieder, was aber nicht auf eine andere Titelüberlieferung deutet, sondern eine absichtliche und sinnvolle Abkürzung ist (Patzer 1970: 151). Über den Inhalt bleiben nur Spekulationen; die verschiedenen Vorschläge in der Forschung diskutiert Giannantoni 1990: IV,281–283. Die *communis opinio* folgt der Hypothese von Norden 1893, daß die Schrift sich gegen den Erziehungsbegriff der Sophisten wandte (vgl. Caizzi 1966: 92, Giannantoni 1990: IV,283. Physiognomik könnte dabei in ähnlichem Sinne behandelt worden sein wie durch Phaidon aus Elis in der Zopyros-Anekdote (siehe oben Kap. III.1, S.114–116); eine solche thematische Verbindung macht Döring 1998: 240 durch weitere Parallelen zwischen den beiden Sokratikern wahrscheinlich.

[72] Siehe oben Kap. III.1, S. 110–113.

[73] Littré 5,128 u. 132 nimmt diese Überschriften in seine Ausgabe auf (zu den Varianten siehe seinen Apparat *ad loc.*); da es sich aber vermutlich um spätere Einfügungen handelt, führt Smith 1994 sie nicht auf.

[74] Damit wende ich mich gegen Foerster und Degkwitz, die auch in diesen Teilen mehrfach lacunae zu erkennen glauben (siehe Foersters Apparat 1893 und Degkwitz' Kommentar 1988). – Zur Interpretation des Aufbaus und der

lich und paläologisch nachvollziehbar ist der Verlust einzelner Materialien aus den umfangreichen Katalogteilen. Solche Verluste dürften in mehreren Stufen des Kopierens eingetreten sein, im Laufe der immerhin fünfhundert Jahre zwischen dem 4. Jahrhundert, als der Anonymus Latinus einen vollständigeren Text benutzte, und dem 9. Jahrhundert, als Hunayn ibn Isâq denselben griechischen Text ins Arabische übersetzte, der uns aus dem 13. Jahrhundert sowohl durch die lateinische Übertragung des Bartholomaeus aus Messina als auch vor allem erstmals durch griechische Handschriften erhalten ist.[75]

5. Handschriftenüberlieferung im Mittelalter

Die Geschichte der handschriftlichen Überlieferung der *Physiognomonica* ist seit den Arbeiten von Richard Foerster weitgehend geklärt.[76] Für seine Ausgabe der *Scriptores physiognomonici* von 1893 beschrieb und kollationierte er die dreizehn ihm bekannten Codices des aristotelischen Textes. Harlfinger und Reinsch bezogen in ihrer Untersuchung zum Stemma 1970 drei weitere Handschriften ein und nahmen vor allem das Verhältnis zum Parisinus gr. 1741, einem der Codices vetustissimi, in den Blick. Das von Foerster erstellte Stemma wurde von ihnen auf dieser erweiterten Materialgrundlage zwar teilweise modifiziert, aber weitgehend bestätigt.[77]

---

sprachlichen Kohärenz der einzelnen Textabschnitte siehe die Paraphrasen, die ihrer Kommentierung im Kommentarteil vorangestellt werden.

[75] Im 13. Jh. war eine aristotelische Physiognomik auch bei den Syrern und Arabern bekannt. Der Syrer Gregor Bar-Hebraeus (1226–1286) zitiert einige Passagen (vgl. Foerster 1893: I,xxi f.) und Michael Scotus (vor 1200–1235) exzerpiert für Friedrich II. unter medizinischen Schriften aus dem Arabischen auch Teile dieser aristotelischen Physiognomik. Es gibt allerdings keinen Anhaltspunkt für die Annahme, daß es sich dabei um den erhaltenen Text von *Physiognomonica* (oder dessen Übersetzung durch Hunayn ibn Isâq) gehandelt habe; die wenigen aus dem Arabischen erhaltenen Zitate lassen sich jedenfalls nicht mit unserem Text in Verbindung bringen. Für Einzelheiten sei auf Foerster 1893: I,xxi–xxxii verwiesen.

[76] Foerster 1882, 1893: I,xxxv–lxix.

[77] Zuletzt führte Sinkewicz 1990 sechs weitere Handschriften an; keine dieser Angaben hält jedoch einer Überprüfung stand. Einer der sechs genannten

Da die neueren, über Foersters hinausgehenden kodikologischen Beschreibungen der relevanten sechzehn Codices verstreut publiziert sind und das revidierte Stemma bisher nicht im Überblick dargestellt worden ist, werden diese Daten hier in einem kurzen Überblick zusammengefaßt.[78] Die Beschreibung der Codices beschränkt sich dabei auf die nötigsten und die speziell für die *Physiognomonica* relevanten Angaben. Die Siglen wurden von Foerster vergeben, der jedoch nicht denen von Bekker folgte, so daß diese hier in Klammern ebenfalls angeführt werden; die drei erst nach Foerster einbezogenen Handschriften tragen keine Siglen.

Codices ist ein Latinus (Toulouse, Bibliothèque Municipale: Ms. lat. 733, aus dem 13. Jh.), ein anderer enthält die *Phgn.* gar nicht (Parisinus gr. 2048, aus der zweiten Hälfte des 15. Jh.) und bei den übrigen vier handelt es sich nicht um Abschriften, sondern um Exzerpte aus *Physiognomonica* oder *Historia animalium* (siehe unten S. 226f.). – Im Par. 2048 mißverstand der Kopist offensichtlich den Schlußtitel der *Phgn.* in seiner Vorlage, dem Marc. IV.58 (f. 26^r), obwohl dort eine Zierleiste folgt, als Überschrift des daran anschließenden Traktates *Sign.*, dessen Titel im Marc. IV.58 nicht deutlich vom folgenden Text abgesetzt ist, und schrieb auf fol. 73^r als Titel: ἀριστοτέλους φυσιοουνωμικά (das Gamma hielt der Kopist offensichtlich für eine Ligatur, die er in ου auflöste) und anschließend den Text (inklusive Überschrift, die als erste Textzeile eingefügt ist) von *Sign.* Auf diese Weise ist die Inhaltsangabe *Phgn.* anstelle von *Sign.* auch in das handschriftliche Inhaltsverzeichnis und von dort in die Kataloge und die Liste von Sinkewicz geraten. Die bereits von Foerster 1893: I,xlii f. beschriebene Verwechslung im Par. 2048 konnte ich im November 1997 am Mikrofilm überprüfen. Vgl. die Beschreibung des Par. 2048 im *Aristoteles Graecus*, die mir Dieter Harlfinger freundlicherweise schon vor der Drucklegung zur Verfügung stellte.

[78] Zu jedem Codex werden in der Fußnote alle verwendeten Informationsquellen aufgeführt. Die zahlreichen Widersprüche zwischen den verschiedenen Katalogen und Beschreibungen können im folgenden nicht im einzelnen diskutiert werden; in diesen Zweifelsfällen stütze ich mich jeweils auf die Angaben der aus dem Aristoteles-Archiv in Berlin hervorgegangenen Arbeiten (Moraux u.a. 1976 und die diversen Publikationen von Harlfinger) oder der jüngeren Bibliothekskataloge, sofern sie ausführlich sind. Ich habe mich darüber hinaus bemüht, die Angaben soweit wie möglich an Mikrofilmen oder an den Codices zu überprüfen.

K (K^a) Marcianus gr. IV.58 2. Hälfte des 13. Jhs.
Pergament; I.219 Folien in 4° (264 x 166 mm) • *Phgn.* auf fol. 15^v–26 • Kopist von fol. 1–194: Gerasimos Monachos; Korrekturen von einer zweiten Hand (in *Phgn.* nur sehr vereinzelt) • Der Codex enthält: Arist. *Mir.*, *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.*, *Probl. I–XXXIII;* Alex. Aphr. *Probl. libri duo;* Nemesius, *De anima*; Nicolaus IV Muzalon, *Oratio ad Spiritum Sanctum.*[79]

C Marcianus gr. Z 216 1445
Papier; I.348 Folien in 8° (220 x 135 mm) • 1445 im Auftrag von Kardinal Bessarion geschrieben (eigenhändiger Eintrag von Bessarion auf fol. I; Datumsangabe 4.11.1445) • *Phgn.* auf fol. 5–22 • Kopist: Johannes Skutariotes; vereinzelte Verbesserungen einer zweiten Hand. • Der Codex enthält: Arist. *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.*, *Mir.*, *Mun.*, *MXG*, *Mech.*, *Spir.*, *Plant.*, *Probl. I–XXXIII.*[80]

D (L^a) Marcianus gr. Z 263 zwischen 1447 und 1472
Pergament; I.193 Folien in 8° (240 x 153 mm) • *Phgn.* auf fol. 130^r–139^v; der Text endet an derselben Stelle wie der Harl. (= L) bei 813^{a}21 mit den Worten ἐν τοῖς ὄμμασι πρῶτοι τρέπονται. • Kopist: Johannes Rhosos im Auftrag von Kardinal Bessarion (eigenhändiges Exlibris auf fol. 3^v). • Der Codex enthält naturkundliche Schriften verschiedener Autoren, darunter (in dieser Reihenfolge): Theophr. *Sens.* (mit der Paraphrase des Priscianus Lydus), *De igne*, Arist. *Phgn.*, Damascius, Komm. zu *Cael.*[81]

L Londinus Harleianus 5635 um 1453–1457
Papier; 267 (+3) Folien in 8° (220 x 145 mm) • *Phgn.* auf fol. 138^r–150^v; der Text endet an derselben Stelle wie der Marc. 263 (= D) bei 813^{a}21 mit τρέπονται • Kopist: Manuel Atrapes; vereinzelte Verbesserungen durch eine zweite Hand. • Der Codex enthält hauptsächlich Briefe verschiedener Autoren, aber auch u.a. Arist. *Phgn.*, *Mun.*, Theophr. *Sens.*, *De igne.*[82]

---

[79] Mioni 1958: 149f., Mioni 1972: 247, Harlfinger/Reinsch 1970: 49, Harlfinger 1972: 63f.; Codex gesehen (Dezember 1997).

[80] Mioni 1958: 132f., Harlfinger/Reinsch 1970: 47–49, Harlfinger 1971: 283–285, Harlfinger 1972: 63f., Mioni 1981: 330f.; Codex gesehen (Dezember 1997).

[81] Mioni 1958: 138f., McDiarmid 1962: 5, 11, 14, 16, Harlfinger/Reinsch 1970: 49, Burnikel 1974: XXIIIf. 92–105; Codex gesehen (Dezember 1997).

[82] McDiarmid 1962: 3. 18–22, Moraux u.a. 1976: 427–432 (Wiesner), Harlfinger/Reinsch 1970: 49, Harlfinger 1971: 409, Burnikel 1974: XXIII. 92–105; Mikrofilm eingesehen (November 1997).

B (Q) Marcianus gr. Z 200 1457

Pergament; I.596 Folien in Folio (425 x 285 mm) • 1457 in Rom im Auftrag von Kardinal Bessarion in eleganter Kalligraphie von Johannes Rhosos geschrieben (Subscriptio auf fol. 594^r). • *Phgn.* auf fol. 289^r–293^v • Der Codex ist einer der berühmtesten Aristoteles-Codices, da er außer den logischen Schriften alle Werke des Corpus Aristotelicum enthält (vgl. die Inhaltsangabe im eigenhändigen Exlibris des Bessarion auf fol. I^v); die Gruppe *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.* ist in dieser Reihenfolge enthalten. Alle Werke sind mit Scholien Bessarions versehen.[83]

G Vindobonensis phil. gr. 231 1458

Papier; II.196 Folien in 8° (215 x 145 mm). • *Phgn.* auf fol. 1^r–23^v. Der Kopist beginnt den Text ohne Titelangabe; auf den von ihm für den Rubrikator freigelassenen Platz schrieb der Auftraggeber, der Staatsmann und Humanist Giovanni Gioviano Pontano (1426–1503), oben in kleiner Schrift: φυσιογνωμικὰ ἀριστοτέλους, darunter der spätere Besitzer Johannes Sambucus (16. Jh.) in ausladenden Buchstaben: ἀριστοτέλους φυσιογνωμ.[84]. Der Text endet auf fol. 23^v mit den Worten κεφαλῆς δειλοί· ἀναφέρεται (812^{a}29) und dem Vermerk einer anderen Hand: *deest finis*. Das folgende fol. 24^r beginnt mit den Schlußworten von *Vent.* (λαμπίας τὸ δὲ. ὄνομα ἀπὸ τοῦ πιερικοῦ ὀλύμπου... τεθῶσιν). Die Lücke ist durch mechanischen Folien-Verlust zu erklären; die Zahl der ausgefallenen Lagen kann an den Kustoden abgelesen werden und zeigt, daß zwischen *Phgn.* und *Vent.* auch *Sign.* gestanden hat. • Kopist: Emmanuel (Physkomelos?); Datum in seiner Subscriptio (fol. 195^r): Neapel, 20.1.1458. Zahlreiche griech. und lat. Marginalien des Auftraggebers Pontano. • Der Codex enthält an aristotelischen Schriften nach der beschädigten Gruppe *Phgn.*, *Vent.*, *Sign.* noch *Mir.*, *Mun.*, *Spir.*, *Mech.*, *MXG*, *Lin. insec.*[85]

---

[83] Mioni 1958: 113–115, Harlfinger/Reinsch 1970: 48f., Harlfinger 1971: 71, 183–187, Harlfinger 1972: 63, Mioni 1981: 311–313, Codex gesehen (Dezember 1997).

[84] Für die Identifizierung beider Schriften danke ich Dieter Harlfinger.

[85] Hunger 1961: 340f., Harlfinger/Reinsch 1970: 47–49, Harlfinger 1971: 28, 274f., 283, Harlfinger 1972: 64; Mikrofilm eingesehen (November 1997).

A Marcianus gr. Z 215 zwischen 1465 und 1472

Pergament; I.300 Folien in 4° (258 x 180 mm). • *Phgn.* auf fol. 185r–193r • Kopist: nicht identifiziert; Verbesserungen einer zweiten Hand. • Befand sich im Besitz von Kardinal Bessarion (eigenhändiges Exlibris auf fol. Iv). • Der Codex enthält ausschließlich Werke aus dem Corpus Aristotelicum: neben *Rhet.*, *Rhet. Al.*, *Poet.* nur Opera minora, darunter die Gruppe *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.*[86]

Ambrosianus gr. A 174 sup. um 1470

Papier; II.338.II Folien in 4° (320 x 233 mm) • *Phgn.* auf fol. 226r–234r. Die Titelangabe fehlt ebenso wie die Initiale, für die auf fol. 226r über acht Zeilen Platz gelassen wurde. • Kopisten: Manuel Mathetes, Schüler des Konstantin Laskaris, und Johannes Rhosos; wahrscheinlich in Rom. • Der Codex enthält ausschließlich Werke des Corpus Aristotelicum, abgesehen von *Phys.* und *Probl.* nur Opera minora; darunter die Gruppe *Mun.*, *Mir.*, *Sign.*, *Vent.* in dieser Reihenfolge am Anfang des Codex (vor *Phys.*) und als vorletztes Werk (vor *Probl.*) *Phgn.*[87]

F Ambrosianus gr. C 4 sup. 2. Hälfte des 15. Jhs.

Pergament; IV.247.VI' Folien in 8° (197 x 122 mm) • *Phgn.* auf den Folien 196v–217r. • Kopist: Demetrios Damilas • Der Codex enthält Schriften von Aelian, Heracleides und Galen; aus dem Corpus Aristotelicum nur: *Mir.*, *Phgn.*, *Epistulae.*[88]

E (Ia) Laurentianus 57.33 3. Viertel des 15. Jhs.

Papier; 163 Folien in 8° (205 x 140 mm) • *Phgn.* auf fol. 80–92v (bei Foerster nach einer obsoleten Foliierung: 76–88v) • Kopist: nicht identifiziert. • Der Codex enthält an Schriften aus dem Corpus Aristotelicum: *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.*, *Mun.*, *Virt.*[89]

---

86 Mioni 1958: 131, Harlfinger 1971: 72, 309f., 418, Harlfinger 1972: 63f., Mioni 1981: 329; Codex gesehen (Dezember 1997).

87 Martini/Bassi 1906: 80 (Nr. 67), Harlfinger/Reinsch 1970: 47, 49 Anm. 47, Harlfinger 1971: 271–273. 414, Harlfinger 1972: 64; Codex gesehen (Dezember 1997).

88 Martini/Bassi 1906: 178 (Nr. 164), Harlfinger/Reinsch 1970: 49; Codex gesehen (Dezember 1997). – Der von Harlfinger 1971: 417 als anonymer Librarius Florentinus bezeichnete Kopist des Ambr. C 4 sup. konnte jetzt anhand des Par. 1851 (fol. 1–21) mit dem bekannten Demetrios Damilas identifiziert werden; vgl. Gamillscheg/Harlfinger 1989: 65.

89 Moraux u.a. 1976: 203–205 (Wiesner); Mikrofilm eingesehen (November 1997).

P Parisinus gr. 1893 — Ende des 15. Jhs., vor 1497

331 Folien in 4° (310 x 200 mm) • Der zweite Teil des Codex beginnt auf den Folien 135^{v}–145^{v} mit *Phgn.* • Kopist: Paulos (Paolo Bombasio?), der auch die *Phgn.* im Harv. schrieb; das Papier in beiden Codices trägt dasselbe Wasserzeichen, was auf zeitliche Nähe der beiden Codices schließen läßt, wobei Par. das Antigraphon ist. Nur wenige Korrekturen einer zweiten Hand. • Der Codex enthält: *Syriani Philoxeni in Metaph. libros II, XII, et XIII comment.*, Arist. *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.*, Alex. Aphr. *Probl.*[90]

Harvardiensis gr. 17 — Ende des 15. Jhs., vor 1497

Papier; I.173.I' Folien in 4° (324 x 225 mm) • Sammelcodex aus sieben Teilen (Bruchstücke umfangreicherer Manuskripte), die zum Teil als Druckvorlagen für die Aldina 1497 benutzt wurden (erkennbar an Umbruchvermerken und Spuren von Druckerschwärze). Zeitlich seinem Antigraphon Par. nahestehend. • *Phgn.* als sechster Teil auf fol. 144–154 • Titelangabe und Explicit (τέλος ἀριστοτέλους φυσιογνωμικῶν)[91] sowie die Lemmata[92] in blasser roter Tinte von einer anderen, anscheinend zeitgleichen Hand • Lücke von $810^{a}31$ λάγνοι ἀναφέρεται ἐπὶ bis $811^{a}23$ τοὺς κυνόδοντας durch Verlust eines Folio hinter fol. 149 • Auf dem letzten Blatt (fol. 154^{r}–154^{v}) folgt der Anfang von *Sign.* (bis 390,8 Wimmer). • Kopist (außer auf fol. 150 und teilweise fol. 152): Paulos (Paolo Bombasio?); schrieb auch den vierten und fünften Teil des Codex und die Vorlage für die *Phgn.*, den Par. 1893. Korrekturen von Johannes Cuno (Vermerk auf fol. 154^{r}: revisus et correctus a f(ratre) Io. Cuno patavii 1509), der auch den Text des verlorenen Folio ergänzt (fol. 150). • Der Codex enthält Teile von: Arist. *Cael.*, *EN*, *Gen. corr.*, Theophr., *Hist. plant.*, *Caus. plant.* und ganz: Arist. *Phgn.*, Ps.-Galen, *Philosopha Historia.*[93]

---

[90] Harlfinger/Reinsch 1970: 45–47, Hoffmann 1985: 79–82, Sicherl 1997: 76f.; Mikrofilm eingesehen (November 1997).

[91] Der Wortlaut des Explicit ist bei Moraux u.a. 1976: 114 inkorrekt wiedergegeben (Mitteilung von Laura Light im Januar 1998, siehe Anm. 93).

[92] Siehe unten S. 223.

[93] Moraux u.a. 1976: 110–117 (Moraux), Harlfinger/Reinsch 1970: 45f., Hoffmann 1985: 76–79, Sicherl 1997: 74–78; Mikrofilm eingesehen (November 1997); briefliche Auskunft im Januar 1998 von Laura Light, Manuscript Cataloguer in der Houghton Library, über die in roter Tinte geschriebenen Titel, Explicit und Lemmata.

Ambrosianus gr. P 34 sup. Ende des 15. Jhs., vor 1497
Papier; V.305.VI Folien in 8° (212 x 155 mm) • *Phgn.* auf fol. 181^r–200^v • Vor 1497 als Apographon des Harv. 17 von Raphael Regius geschrieben (fand die beim Druck der Aldina in Harv. 17 gelangten Korrekturen noch nicht vor); Ergänzungen von Cuno. • Der Codex enthält neben verschiedenen rhetorischen Schriften (auch Aristot. *Rhet., Poet.*) u.a. Arist. *Phgn., Sign.*, Theophr. *Char. (1–15).*[94]

H Havniensis Fabricianus 60-4° Ende des 15. Jhs.
Papier; III.165(+1).III Folien in 8° (202 x 140 mm) • *Phgn.* auf fol. 33–49^v (inkl. 38a) • Kopist: Demetrios Chalkondyles. Wenige Verbesserungen durch eine zweite und zahlreiche durch eine dritte Hand aus dem 16. oder 17. Jh., die oft Varianten angibt, die der Aldina entnommen sind. • Der Codex enthält: Aristot. *Mir., Phgn.,* Philostrat, *Vit. Soph.*, Kolluthos, *De raptu Helenae*, Tryphiod., *Iliou Halosis.*[95]

V Leidensis Vossianus gr. Q.51 2. Hälfte des 15. Jhs.
Papier; I.160 Folien in 8° (210 x 145 mm) • *Phgn.* auf fol. 39–53v; endet bei 813^a21, wobei der Rest der Seite leer bleibt: daran als Abschrift des Harleianus erkennbar. • Kopist: Demetrios Rhaul Kabakes. • Der Codex enthält: Theophr. *Sens., De igne*, Arist. *Phgn.*, griech. Briefe.[96]

O Oxoniensis Auctarium F. 4.6 (2367) Anfang des 16. Jhs.
Papier; II.187(+5).III Folien in 8° (189 x 132 mm) • *Phgn.* auf fol. 142–157 ohne Titelangabe, aber mit Explicit: τέλος τῶν φυσιογνωμικῶν. • Verschiedene Kopisten in den verschiedenen Traktaten; in *Phgn.* Korrekturen von der Hand des Kopisten und einer späteren Hand. • Der Codex enthält aus dem Corpus Aristotelicum nur *Phgn.*, ferner zwei Schriften von Porphyrios und drei von Gregor aus Nazianz.[97]

---

94 Martini/Bassi 1906: 704f. (Nr. 617), Harlfinger/Reinsch 1970: 45, 49 Anm. 47, Harlfinger 1971: 75, Sicherl 1997: 76f.; Codex gesehen (Dezember 1997).

95 Harlfinger/Reinsch 1970: 49, Harlfinger 1971: 410, Moraux u.a. 1976: 390f. (Moraux), Schartau 1994: 389f.

96 De Meyier 1955: 159–161, McDiarmid 1962: 3, 18–22, Harlfinger/Reinsch 1970: 49, Harlfinger 1971: 412, Burnikel 1974: xxiii, 92–105, Moraux u.a. 1976: 403f. (Victor).

97 Coxe 1969: Sp. 681 (Misc. 105), Harlfinger 1971: 74 Anm. 3; Codex gesehen (April 1999).

Als einziger der Codices vetustissimi der Aristoteles-Überlieferung enthielt der Par. gr. 1741 aus dem 10. Jahrhundert die *Physiognomonica*. Sie standen nach der Angabe des Pinax (f. 301^{v}) zusammen mit *De signis (Sign.)*, – dem mit Sicherheit *De ventorum situ (Vent.)* folgte, auch wenn der Pinax diese kleine Schrift nicht eigens nennt –, auf etwa dreißig heute verlorenen Folien (zwischen fol. 199 und fol. 200).[98] Diese drei Traktate bilden in allen Codices des von Marc. IV.58 abhängigen Überlieferungszweige eine Überlieferungsgemeinschaft, die in dem über den Par. führenden Zweig allerdings seit dem Harv. aufgelöst ist. Der Marc. IV.58 selbst, sein Apographon Marc. 216 und eines von dessen Apographa (der verlorene Vater der beiden Codices Ambr. A 174 sup. und Vind.) enthalten zudem auch die *Mirabilia (Mir.)*.[99] Die übrigen fünf Codices teilen die Überlieferungsgemeinschaft dieser von Marc. IV.58 abhängigen Familie nicht. Vielmehr steht *Phgn.* in den Brüdern Ambr. C 4 sup. und Havn. neben *Mir.*, in den Brüdern Marc. 263 und Harl. und dessen Apographon Leid. hingegen neben den theophrastischen Schriften *De sensibus (Sens.)* und *De igne*. Diese fünf Codices sind schon allein dadurch von dem vom Marc. IV.58 abhängigen Überlieferungszweig gesondert.

Ein dritter Überlieferungszweig ist in der lateinischen Version der *Physiognomonica* durch Bartholomaeus aus Messina faßbar. Bartholomaeus fertigte seine Übersetzung für König Manfred von Messina an, der von 1258 bis 1266 regierte; sie ist demnach vermutlich älter als der älteste erhaltene Codex graecus, der Marc. IV.58 aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Da Bartholomaeus zudem bei der Übersetzung „verbum e verbo" seiner griechischen Vorlage folgte,[100] muß sein lateinischer Wortlaut für eine *restitutio* des

---

98 Vgl. zum Par. 1741 ausführlich Harlfinger/Reinsch 1970 und Matelli 1989: 359–377.

99 Vgl. Harlfinger 1972.

100 Vgl. Foerster 1893: I,l–lxiv. Zu Bartholomaeus als Übersetzer von [Arist.] *Problemata Physica* siehe Selgisohn 1934 und Flashar 1962: 373f.; von Theophr. *Metaphysik* und *De signis* Kley 1936 (mit wertvollen Anmerkungen im Stellenkommentar). – Allgemein zur Übersetzungstechnik ‚verbum e verbo' der Translatio vetus siehe Schneider 1971: bes. 15–29.

griechischen Textes herangezogen werden.[101] Richard Foerster, der dafür die Sigle T (‚translatio Bartholomaei') einführte, stellte fest, daß einige Trennfehler die griechische Vorlage des Bartholomaeus von der Überlieferung aller bekannten griechischen Codices scheiden.[102] Auf welchen der Codices vetustissimi die Vorlage des Bartholomaeus sowie der älteste erhaltene Codex graecus, der Marc. IV.58, zurückgehen, bleibt unbekannt, weil sich die Überlieferung des griechischen Textes der *Physiognomonica* nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaus zurückverfolgen läßt. Es fällt aber immerhin auf, daß der Marc. IV.58 und auch der oben genannte Vetustissimus Par. 1741 die drei peripatetischen σημεῖα-Traktate *Phgn.*, *Sign.*, *Vent.* enthalten, und daß sich gerade diese drei unter den sieben von Bartholomaeus aus Messina übersetzten Pseudaristotelica befinden.[103]

Die noch ältere arabische Übersetzung des Hunayn Ibn Isâq aus dem 9. Jahrhundert ist bisher nicht so weit erschlossen, daß sie in das Stemma eingeordnet und für die Textkritik verwertet werden könnte. Laut Grignaschi 1974, dem einzigen mir bekannten Kenner des arabischen Textes, entspricht die Übersetzung weitgehend dem uns erhaltenen Text (wobei sich Grignaschi ohne genauere Berücksichtigung der handschriftlichen Überlieferung auf den Text bei Foerster

---

101 In Ermangelung einer vollständigen Rezension der 62 von Foerster 1893: I,lii–lix angeführten Handschriften von Bartholomaeus' Übersetzung der *Phgn.* ist diese Forderung jedoch kaum durchzuführen. – Foersters textkritische Ausgabe der Bartholomaeus-Übersetzung basiert auf seiner Kenntnis von 13 Codices, von denen fünf für die *restitutio textus* relevant sind (vgl. Foerster 1893: I,lii–lix). Die textkritische Ausgabe von Kley 1936 zu Theophrast, *De signis* – die zumindest im Griechischen häufig in Überlieferungsgemeinschaft mit den *Phgn.* stehen – hilft für die stemmatische Bewertung nicht, weil Kley nur einen einzigen Codex verwendet, den auch Foerster auflistet (den Patavinus bibliothecae Antonianae 370, Sigle P).

102 Foerster 1893: I,li.

103 Viertens auch die *Mirabilia*, die auch der Marc. IV.58 (nicht aber der Par. 1741) enthält. – Auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Marc. IV.58 und der griechischen Vorlage des Bartholomaeus weist Harlfinger 1971: 62f. mehrfach hin, ohne jedoch eine direkte Abhängigkeit postulieren zu wollen (vgl. Harlfinger 1972: 63 und 1980: 460).

bezieht).[104] Er listet wenige Stellen auf, an denen das Arabische einen Eingriff in Foersters Text rechtfertigt.[105] Ohne eine erneute textkritische Erschließung des Arabischen und nur auf der Basis von Grignaschis Studie ist es jedoch nicht möglich festzustellen, ob Hunayn ibn Isâqs Vorlage dem Überlieferungszweig der Übersetzung von Bartholomaeus, dem der griechischen Handschriften oder einem eigenen zuzuordnen ist. Sie muß daher im folgenden unberücksichtigt bleiben.

Das folgende Stemma basiert auf dem von Harlfinger und Reinsch erstellten,[106] das in dem vom Marc. IV.58 abhängigen Überlieferungszweig eine Revision des Stemmas von Foerster ist;[107] für die zweite Hauptfamilie (Ambr. C 4 sup., Havn., Marc. 216, Harl.) sowie den Bezug zur Übersetzung des Bartholomaeus bestätigen Harlfinger und Reinsch Foersters Auffassung,[108] so daß diese Teile aus seinem Stemma hier angefügt werden.

---

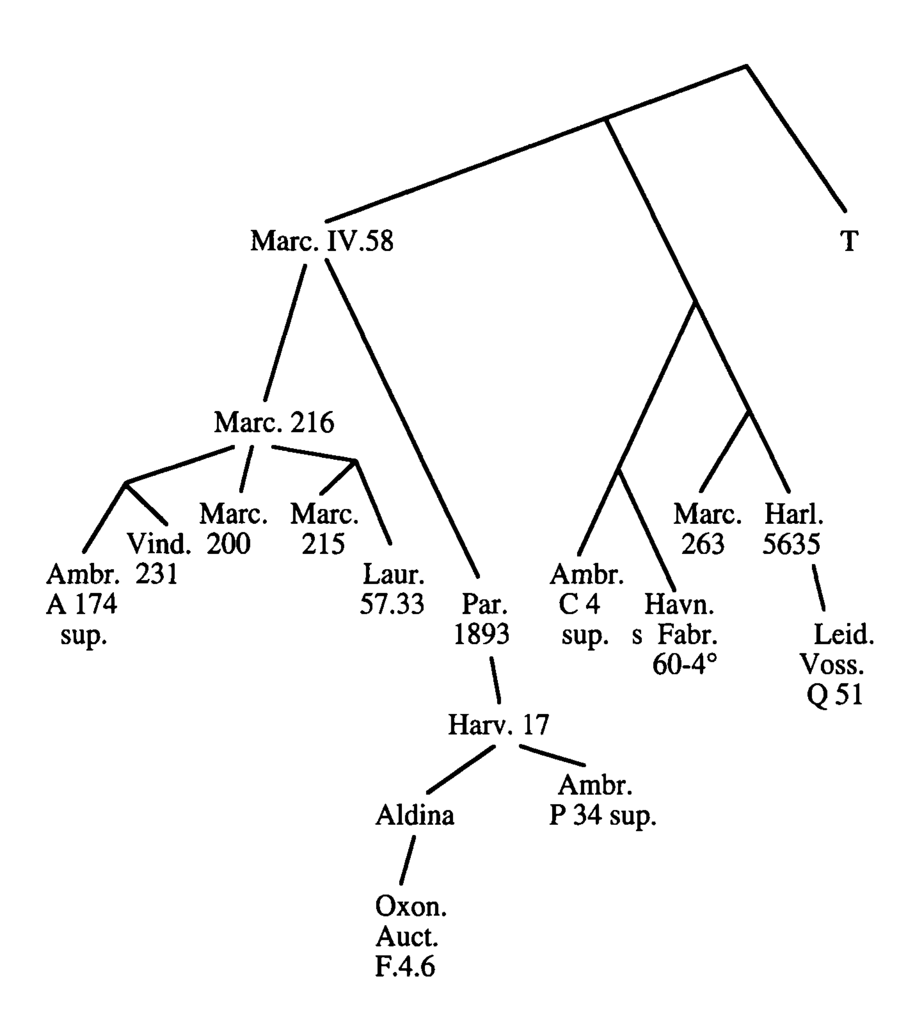
[104] Grignaschi 1974: 285f.: „Hunayn a eu entre les mains un ms. grecque identique à ceux qui sont parvenus jusqu'à nous. Il ne consentit même pas la division en deux livres, qui était encore marquée dans l'exemplaire de Bartholomé de Messine."

[105] Diese Stellen werden in der Liste der Lesarten (unten, S. 232–241) vollständig angeführt.

[106] Harlfinger/Reinsch 1970: 48.

[107] Foerster 1893: I,lii. – Die Untersuchungen von Harlfinger zur Textgeschichte von *LI* (1971: bes. 269–271, 283–285, 311) und *Mir.* (1971: 209–211) bestätigen die Filiation in diesem Überlieferungszweig.

[108] Mioni 1958: 64f. nimmt eine von Foersters Stemma abweichende Filiation in diesem Zweig an: der Harleianus 5632 sei ein Apographon des Marcianus 263. Dies ist jedoch durch die Erkenntnisse zur Überlieferungsgeschichte zweier in beiden Codices enthaltenen Traktate von Theophrast widerlegt, die Foersters Filiation bestätigen: Harl. 5635 und Marc. 263 sind Brüder (zu *De sensibus* McDiarmid 1962: 23 und zu *De igne* Burnikel 1974: 92–105).



Neben den Feststellungen zu den Überlieferungsgemeinschaften in den Codices verdeutlichen Beobachtungen zu Titelformulierung und Textgestaltung in den Handschriften die Filiation bereits vor einer Kollation der Lesarten; sie seien daher hier in der gebotenen Kürze erwähnt. Der Titel wird im Marc. IV.58, seinem Apographon Marc. 216 und zwei von dessen Apographa (Marc. 200, Marc. 215) als ἀριστοτέλους φυσιογνωμονικά angegeben (bei zwei anderen fehlt die

Titelangabe: Ambr. A 174, Vind.). Der zweite vom Marc. IV.58 abhängige Zweig, dessen Vater der Par. 1893 ist, verkürzt dagegen zu ἀριστοτέλους φυσιογνωμικά (Harv., Ambr. P 34 sup., Ald.); so aber auch Laur., vom Par. 1893 unabhängiger Enkel des Marc. IV.58. Die vier übrigen Codices weisen unterschiedliche Titel auf, die zugleich als Sonderlesungen auf ihre größere Unabhängigkeit voneinander deuten: φυσιογνωμονικά schreiben Marcianus 263 und Harleianus (wobei die Autorenangabe ἀριστοτέλους bei ersterem vor- und bei letzterem nachgestellt ist), der Ambrosianus C 4 sup. hat den Singular φυσιογνωμονικόν, und im Havniensis steht die Variante φυσιογνωμική (von einer späteren Hand in -γνωμικά korrigiert)[109], die im Griechischen nur dann einen Sinn ergibt, wenn man τέχνη ergänzt.

Im Marc. IV.58 sind die in den Text gehörenden Lemmata περὶ φωνῆς ($807^{a}13$; Beginn des zweiten Kapitels; fol. 18^{r}) und ἀνδρείου σημεῖα bis μικροψύχου σημεῖα ($807^{a}31$–$808^{a}29$; fol. 18^{v}–19^{v}) nicht im Text, sondern am Rand mit anderer Feder und in roter Tinte – aber eindeutig von derselben Hand – verzeichnet. Die folgenden sieben Lemmata φιλόκυβοι ($808^{a}31$) bis μνήμονες ($808^{b}9$) sind hingegen syntaktisch in den Text eingebunden und werden zugleich auch noch durch die Randglossen τίνες φιλόκυβοι etc. angezeigt (f. 19^{v}). Ebenso verfährt der Kopist in Traktat B mit den Einträgen περὶ λέοντος ($809^{b}14$; fol. 20^{v}), περὶ παρδάλεως ($809^{b}36$; fol. 21^{r}) und den Lemmata der Körperteile περὶ ποδῶν bis περὶ προσώπου ($810^{a}14$–$811^{b}8$; fol. 21^{r}–22^{v}); auch hier stehen die Stichworte sowohl im Text als auch am Rand. Die Abschnitte, auf die sich die Lemmata am Rand beziehen, werden jeweils durch drei Trennpunkte und eine Lücke im Text sowie eine rote Initiale markiert.

Dieselbe Textgestaltung wie im Marc. IV.58 findet sich im Marc. 216 und in zwei seiner Apographa: Marc. 200 und Marc. 215. Die Kopisten der drei übrigen Codices dieser Familie (Ambr. A 174 sup., Vind., Laur.) lassen die Randglossen weg, so daß die ersten vierzehn Absätze im Katalogteil von Traktat A, in denen die Stichworte nicht im Text stehen, eine bloße Auflistung von Körpermerkmalen darstellen, ohne Zuweisung an Charakterzüge – und daher für physiognomische Zwecke wertlos sind. Auch der Absatz über die Stimme ist

---

[109] Im 16. oder 17. Jh. glich ein Korrektor den Text des Havn. mit der Aldina ab; vgl. unten Anm. 112.

schwer verständlich, weil das Stichwort περὶ φωνῆς (807^{a}13) fehlt. Die in der Vorlage durch die Lemmata bezeichneten Abschnitte werden in allen drei Codices optisch voneinander abgesetzt, aber in unterschiedlicher Deutlichkeit. Der Laur. beginnt jeden Abschnitt am Anfang einer neuen Zeile und verziert ihn mit einer großen Initiale; sein Bruder Vind. (in dem eine andere Hand einzig περὶ φωνῆς am Rand von fol. 5^r eingetragen hat) läßt eine Zeile frei, indem er auf derselben Höhe der Zeile, auf der das letzte Wort eines Abschnittes endet, in der nächsten Zeile den neuen Abschnitt beginnt. Der Ambr. läßt nur ein kleines Spatium im fortlaufenden Text frei. In allen drei Codices war vermutlich die Einfügung der Lemmata durch einen Rubrikator beabsichtigt gewesen – das jeweilige System der Abtrennung der Abschnitte wies ihn auf die betreffenden Stellen hin –, die aber nicht zur Ausführung kam. Dies ist besonders deutlich im Ambr. A 174 sup. zu beobachten, in dem Titel, Kopfzeilen (auf den Recto-Seiten) und Initialen in roter Tinte nur auf den Folien 1–16^v (*Mun.* und Anfang von *Mir.*), 99^r–102^v (*LI*), 158^r–182^r (*de an.*) und 209^r–218^v (*Probl. mech.*) ausgeführt sind; in den anderen Texten ist der Platz für die Rubrikation jeweils freigehalten.

Auch das andere erhaltene Apographon des Marc. IV.58, der Par. 1893, übernimmt die Lemmata und ihre Textgestaltung von seiner Vorlage. Der Harv., Apographon des Par. 1893 von der Hand desselben Kopisten Paulus (Paolo Bombasio?), hat ebenfalls alle Lemmata des Marc. IV.58 in blasser roter Tinte am Rand, einzig περὶ φωνῆς in 807^{a}13 steht in roter Tinte innerhalb des laufenden Textes (fol. 146^r, lin. 19); die betreffenden Abschnitte im laufenden Text sind durch kleine Spatien voneinander abgegrenzt. Der Ambr. P 34 sup. wiederum, eine Abschrift des Harv., enthält die Lemmata teils am Rand, teils in den Text hineingezogen (wenn in der letzten Zeile des vorangehenden Abschnittes noch genug Platz dafür ist). Anders ist die Gestaltung in der Aldina, deren Vorlage ebenfalls der Harv. war: In ihr stehen die Lemmata nur in Traktat A, zum Teil in neuer Formulierung[110] und nicht am Rand, sondern in den Text inte-

[110] Für die Formulierung der Lemmata wählen die Herausgeber des Aldus Manutius leichte Variationen des sonst üblichen Textes: Ἀνδρείου σώματος σημεῖα, Δειλοῦ σημεῖα usw. bis Ἀναιδοῦς σημεῖα, dann: Κόσμιοι, Εὐθύμου σημεῖα, (ἀθύμου σημεῖα fehlt), Κιναίδου σημεῖα. Das folgende Πικρὸς

griert.[111] Der einheitliche Satzspiegel wird nicht durch Absätze oder Spatien unterbrochen; jeder neue Abschnitt ist vielmehr im fortlaufenden Text durch eine Majuskel am Beginn des ersten Wortes gekennzeichnet.

Die vier Codices Ambr. C 4 sup., Havn., Marc. 263 und Harl., die die zweite Hauptgruppe der Überlieferung bilden, haben gemeinsam, daß in ihnen alle Lemmata fehlen. Während im Marc. 263 immerhin dicke rote Punkte auf mittlerer Zeilenhöhe die Abschnitte im Text voneinander abtrennen, ist der Text in Ambr. C 4 sup., Havn. und Harl. fortlaufend geschrieben. Die Kopisten dieser drei Codices waren sich also vermutlich nicht dessen bewußt, daß hier etwas fehlte, was die Annahme nahelegt, daß bereits in ihren Vorlagen keine Lemmata standen. Denn wenn ein nachträglicher Eintrag der Randnotizen (etwa in roter Tinte) beabsichtigt gewesen wäre, hätten die Kopisten vermutlich einen Hinweis auf die Einteilung der Abschnitte gegeben, wie es im Marc. 263 und in den oben beschriebenen Codices der anderen Familie der Fall ist (Ambr. A 174 sup., Vind 231, Laur. 57.33). Im Havn. wurden die Lemmata später (im 16. oder 17. Jh.) als Randnotizen hinzugefügt, wobei die Aldina als Vorlage diente.[112]

Als für die Textgestaltung wichtiges Ergebnis aus diesen Beobachtungen bleibt festzuhalten, daß der Marc. IV.58 und die Übersetzung durch Bartholomaeus[113] die einzigen frühen Textzeugen

---

und die weiteren Stichworte bis Μνήμονες stehen im Nominativ. In Traktat B, in dem die Stichworte ohnehin syntaktisch integriert im Text stehen, fügt die Aldina keine Lemmata mehr ein.

[111] Die Einfügung der Lemmata in den laufenden Text hat drucktechnische Gründe: der Rahmen für die beweglichen Lettern begrenzt den Satzspiegel, und der Druck von Randnotizen würde einen zweiten Druckvorgang erfordern.

[112] Die Aldina ist als Vorlage leicht erkennbar, weil der Korrektor die Lemmata in den Havn. nur in Traktat A und in denselben Formulierungen (mit derselben Auslassung von ἀθύμου σημεῖα in 808a7) einfügt, wie sie in der Aldina im Text stehen.

[113] Ob die Stichworte in den Handschriften des Bartholomaeus tatsächlich vom Anfang seiner Überlieferung an überliefert sind, oder ob sie etwa erst später – vielleicht sogar nur durch Kollationen mit vom Marc. IV.58 abhängigen griechischen Handschriften – integriert wurden, kann ich aufgrund der wenigen verfügbaren Informationen über die handschriftliche Überlieferung des

sind, die die Lemmata und ihre Stellung im Text und damit die inhaltlich wichtige Zuordnung der Stichworte zu den Körpermerkmalen zuverlässig überliefern. Die uneinheitliche Gestaltung der Lemmata ist verwunderlich: Während die letzten Stichworte des Katalogs von Traktat A und alle im Traktat B syntaktisch in den Text eingebunden sind und am Rand nur – offenbar zur leichteren Orientierung innerhalb der Abschnitte – wiederholt werden, sind das Stichwort περὶ φωνῆς (807ᵃ13) und die ersten vierzehn Lemmata (ἀνδρείου σημεῖα bis μικροψύχου σημεῖα, 807ᵃ31–808ᵃ29) nur am Rand notiert; erst in den modernen Editionen seit der editio princeps, der Aldina von 1497, werden diese fünfzehn inhaltlich notwendigen Randnotizen in den Text integriert, die anderen, die eine Verdoppelung der im Text bereits genannten Stichworte wären, jedoch weggelassen.

Für die ersten vierzehn Lemmata des Kataloges von Traktat A erhebt sich aus dieser Bestandsaufnahme die Frage, ob die Stichworte jeweils an der richtigen Stelle angebracht wurden. Zwei Fehler sind denkbar, die beide einen entscheidenden Eingriff in den Text bedeuten würden: (1.) ein Stichwort könnte um eine oder zwei Zeilen verrutscht sein, was die Zuordnung von zwei bis sechs Körpermerkmalen zu einem anderen Charakterzug zur Folge hätte; (2.) bei einer späteren Hinzufügung der Stichworte könnte eines übersprungen worden sein, wodurch alle folgenden Zuordnungen falsch wären. Da der Marc. IV.58 der einzige Codex unter den für die *restitutio textus* relevanten Codices ist, der die Stichworte überhaupt bezeugt, müssen beide Fehler in ihm ausgeschlossen werden. Eine Autopsie des Codex hat ergeben, daß der Schreibvorgang tatsächlich in einer Weise rekonstruiert werden kann, die beide Fehler ausschließt: Ein und derselbe Kopist (Gerasimos Monachos) hat im Zuge des Schreibens, wenn er an den Beginn eines neuen Abschnittes gelangte, die Feder mit der

---

Bartholomaeus nicht feststellen. Foerster 1893: I,lii–lix listet 62 Handschriften auf, von denen er fünf für die Kollation des Textes herangezogen und acht weitere gesehen hat. Sein Apparat gibt allerdings keine Auskunft zu unserer Frage. – Die drei Münchner Codices (lat. 8003 fol. 43ᵛ–48ʳ und lat. 14147 fol. 135ʳ–139ʳ, beide aus dem 14. Jh., und lat. 637 fol. 1ʳ–11ʳ aus dem 15. Jh.), die ich im November 1997 eingesehen habe, weisen jeweils die Lemmata teils im Text, teils am Rand auf und haben deutliche Absatzmarkierungen.

schwarzen Tinte kurz aus der Hand gelegt und mit einer anderen Feder in roter Tinte das Lemma an den Rand und die Initiale des ersten Wortes in den Text geschrieben.[114] Der früheste griechische Textzeuge, von dem die größte Familie der Codices abhängt, gibt also einen Text, der zuverlässig seiner Vorlage folgt. Sollte es Verschiebungen oder Auslassungen in den Lemmata gegeben haben, müssen sie demnach vor dem Marc. IV.58 und auch vor der Vorlage des Bartholomaeus aus Messina[115] geschehen sein und lassen sich auf dem Wege der Überlieferungsgeschichte nicht nachweisen.

Neben den sechzehn Codices, die den griechischen Text der *Physiognomonica* überliefern, gibt es zwei griechische Exzerpte von unterschiedlichem Umfang. Das eine davon, das im undatierten Vaticanus Barberinianus gr. 289 überliefert ist (ff. 188ᵛ–191ʳ), trägt die Überschrift ἀρηστοταίλους φισηογνομονικά [sic!] und besteht aus einer bloßen stichwortartigen Auflistung einzelner Zuweisungen von Körper- und Charakterzügen. Das zweite steht im Codex Londinus Burneianus 67, einem Compendium aus dem 17. Jahrhundert, das ausschließlich Synopsen von Werken aus dem Corpus Aristotelicum enthält,[116] darunter auf den Folien 158ᵛ–159ʳ unter der Überschrift φυσιογνωμικῶν σύνοψις in 29 Zeilen Paraphrasen folgender Ausschnitte aus *Phgn.*: 805ᵃ1–14; 806ᵃ23–25; 806ᵇ4–26; 808ᵇ11; 808ᵇ21; 808ᵇ28f.; 809ᵃ21–23; 809ᵃ38f.; 809ᵇ5–13.

Besonderes Augenmerk verdient ferner das vermeintliche Exzerpt aus *Phgn.* des Georgios Gemistos Plethon, des Lehrers von Kardinal

---

114 Ein wichtiges Indiz dafür ist, daß der Kopist in 810ᵇ6 nicht nur die Initiale ο, sondern das ganze erste Wort οἷς am Zeilenende versehentlich in roter Tinte geschrieben hat, bevor er wieder die Feder wechselte.

115 Eine Überprüfung der Gestaltung der Lemmata in den frühesten lateinischen Codices aus dem 13. Jh. (also noch vor oder etwa zeitgleich mit dem Marc. IV.58) wäre dringend erforderlich, da daraus eventuell Aufschluß über die Textgestaltung der Vorlage von Bartholomaeus gewonnen werden könnte – was möglicherweise weitere Aussagen über das Verhältnis dieses verlorenen griechischen Textes zum Marc. IV.58 zulassen würde. Nach der Liste von Foerster 1893: I,lii–lv sind das immerhin neun Codices (Nr. 11, 13, 17, 18, 41, 49, 50, 52, 55). Im Rahmen der hier vorgelegten Arbeit kann eine solche Untersuchung allerdings nicht geleistet werden.

116 *Phys., Meteor., Hist. an., Mir., Aud., Mech., Phgn., Probl. sectiones XXIV, Porphyrii isagoge, Cat., Int., An. pr., An. post., Top., SE, EN.*

Bessarion, das in mehreren Codices im Anschluß an sein Exzerpt aus *Hist. an.* überliefert ist.[117] Obwohl es in den Verzeichnissen oft gesondert als Exzerpt aus *Phgn.* aufgeführt wird – die Titelangabe Ἀριστοτέλους φυσιογνωμικά findet sich auch als Randnotiz im Mon. gr. 48 (f. 453^{r}) –, handelt es sich jedoch vielmehr um Auszüge physiognomischen Inhalts aus dem ersten Buch der *Historia animalium*,[118] was auch aus der Titelangabe im fortlaufenden Text hervorgeht: ἐκ δὲ τῆς αὐτῆς περὶ ζώων ἱστορίας ἀριστοτέλους. καὶ φυσιογνωμονικὰ τάδε.

Vier lateinische Übersetzungen der *Physiognomonica* sind erhalten. Die älteste von Bartholomaeus aus Messina wurde bereits behandelt; die drei anderen sind wesentlich später und für die Textgeschichte nicht mehr von Belang: die anonyme Übersetzung im vierten Band von Bekkers Aristoteles-Ausgabe stammt vermutlich aus der Renaissance. Ins Lateinische übersetzten den Text im 16. Jahrhundert ferner Jodocus Willich, *Physiognomonica Aristotelis Latina facta,* Wittenberg 1538, und Andreas Lacuna, *Aristotelis liber de physiognomonicis,* Paris 1541.[119]

---

[117] Es sind dies u.a.: Perizonianus F. 6 aus dem 15./16. Jahrhundert, Exzerpt aus *Hist. an.* inkl. der physiognomischen Auszüge aus deren erstem Buch auf fol. 11^{r}–18^{r} (vgl. De Meyier 1946: 5–9, Harlfinger 1971: 419). – Monacensis Ms. gr. 48, laut der Signatur auf fol. 485^{r} im Jahre 1551 in Venedig von Iohannes Murmureus aus Nauplia kopiert (Codex gesehen im November 1997).

[118] Es sind folgende Passagen: 491^{b}11–18, ^{b}22–26, ^{b}34–492^{a}5, ^{a}7–12, ^{a}32–^{b}3, 494^{a}16–18. – In den letzten sieben Textzeilen folgen Auszüge aus der Physiognomik des Adamantius, eingeführt durch die Angabe: τούτοις προσηστάθω καὶ ἐκ τῶν τοῦ σοφιστοῦ ἀδαμαντίου ὀλίγα ἄττα. Diese Exzerpte lassen sich nicht so eindeutig bestimmen wie die aus Aristoteles, da hier oft keine eindeutige Entsprechung vorliegt, sondern eher eine stark verkürzende Paraphrase. Sicher identifizierbar sind Auszüge aus dem zweiten Buch aus den Paragraphen 6, 12 und 25; ein weiterer stammt wohl aus 4; der letzte Satz (ὀξύτης ῥινὸς ὀργιλότητα, ἀμβλύτης δὲ μαλακίαν σημαίνει) stimmt mit keiner Stelle bei Adamantius überein.

[119] Zu diesen beiden vgl. Foerster 1893: I,lxiv–lxv.

6. Neuzeitliche Editionen

1495–1498 *Aristotelis opera,* Venedig. Editio princeps der Werke des Aristoteles in fünf Bänden bei Aldus Manutius 1495–1498 (Editio Aldina). *Phgn.* im dritten Band (1497) auf fol. 394^{v}–404^{r} (fol. 400a eingeschoben, nur recto bedruckt)[120].

1527 *Aristoteles. Opera omnia,* Florenz. Von Nicolaus Leonicenus Thomaeus (Niccoló Leoniceno Tommeo) besorgte Gesamtausgabe in vier Bänden (Editio Iuntina). *Phgn.* beginnend auf fol. 278^{v}.

1531 *Aristotelis opera omnia,* Basel. Gesamtausgabe des Aristoteles in zwei Bänden bei Iohannes Bebel (2. Auflage 1539 und 3. Auflage 1550 zusammen mit Michael Isengrin), besorgt von Erasmus von Rotterdam und Simon Grynaeus. *Phgn.* im ersten Band beginnend auf fol. 314^{v}.

1551–1553 *Aristotelis Opera,* Venedig. Gesamtausgabe in drei Bänden, besorgt von Ioannes Baptista Camotius (Giovanni Battista Camozzi) bei den Söhnen des Aldus. Camozzi korrigiert zahlreiche Fehler der Aldina (teils durch eigene Emendationen, teils aufgrund von Kollation mit der Familie D L). *Phgn.* in Bd. III beginnend auf p. 831.

1584–1587 *Aristotelis opera quae extant,* Frankfurt. Gesamtausgabe in elf Bänden durch Friedrich Sylburg bei den Erben des Andreas Wechel. *Phgn.* im Band *Aristotelis varia opuscula,* beginnend auf S. 135.

1590 *Operum Aristotelis nova editio,* Lyon. Gesamtausgabe in zwei Bänden durch Isaac Casaubonus bei Iacob Bubonius. *Phgn.* beginnend auf S. 713; wenige Verbesserungen.

1639 Nachdruck der Ausgabe von Casaubonus durch Du Valle in Paris bei Aegidius Morellus; *Phgn.* in Bd. II beginnend auf S. 740

---

[120] Als Textgrundlage diente der Harvadiensis, der Spuren von Druckerschwärze und Umbruchhinweise der Drucker aufweist. Vgl. Sicherl 1997. – Daß fol. 400a eingeschoben ist, trifft zumindest für das Münchner Exemplar des Petrus Victorius zu; andere Exemplare waren mir nicht zugänglich.

1780 *Scripta physiognomonica vetera*, Altenburg. Ediert durch Johann Georg Friedrich Franz.

1831 *Aristotelis Opera*, Berlin. Gesamtausgabe durch die Preussische Akademie der Wissenschaften, besorgt von Immanuel Bekker. Nachdrucke in Berlin und Darmstadt 1960. *Phgn.* in Bd. II auf S. 805–814; in Bd. IV eine anonyme lateinische Übersetzung aus der Renaissance.

1848–1869 *Aristotelis Opera Omnia. Graece et latine cum indice nominum et rerum absolutissimo*, Paris. Gesamtausgabe bei A. F. Didot (Editio Didotiana). *Phgn.* in Bd. IV, 1857 ediert von Ulco Cats Bussemaker, S. 1–15.

1881 *Aristotelis De coloribus, De audibilibus, Physiognomonica*, Leipzig. Ediert von Carl Prantl für die Bibliotheca Teubneriana; *Phgn.* auf S. 33–54[121]

1893 *Scriptores physiognomonici*, Leipzig. Ausgabe in zwei Bänden für die Bibliotheca Teubneriana, ediert von Richard Foerster. *Phgn.* in Bd. I auf S. 4–91, in direkter Gegenüberstellung mit der Übersetzung des Bartholomaeus aus Messina.

7. Die Textgrundlage der vorliegenden Übersetzung

Zwei der Editionen aus dem 19. Jahrhundert haben sich als Textgrundlage für die moderne Beschäftigung mit den *Physiognomonica* durchgesetzt; beide sind jedoch auf ihre Weise problematisch. Bekker stützte seinen Text der *Physiognomonica* in der Berliner Akademie-Ausgabe von 1831 auf nur drei Handschriften.[122] Foerster kollatio-

[121] Prantls Text beruht auf dem von Bekker, er zieht aber öfter als Bekker den Codex Marc. 263 den Codices Marc. IV.58 (Bekkers codex optimus) und Laur. 57.33 (aus der Familie des Marc. IV.58; vgl. das Stemma) vor.

[122] Die Codices Marc. 263 (Sigle L^a bei Bekker, D bei Foerster), Marc. IV 58 (I^a Bek., K Foe.) und Laur. 57.33 (K^a Bek., E Foe.). – Bekker kannte auch die anderen drei Venezianischen Codices, Marc. 215 (N^a Bek., A Foe.), Marc. 200 (Q Bek., B Foe.) und Marc. 216 (O^a Bek., C Foe.), zog sie aber nicht für die restitutio textus heran, was durch ihre Stellung im Stemma auch begründet ist. – In seiner *recensio* entscheidet Bekker sich nach Meinung von Foerster (1881/1882: 9 und 1893: I,lxvii) zu oft gegen die ge-

nierte dagegen alle dreizehn ihm bekannten Codices, die ihm jedoch zum Teil nur in Kollationen von Kollegen zugänglich waren. Seine Ausgabe der *Physiognomonica* in der Sammlung *Scriptores physiognomonici* von 1893 ist zwar mit einem umfangreichen Apparat ausgestattet, in der die Lesarten der wichtigsten dieser dreizehn Codices erfaßt sind, in der *recensio* entscheidet Foerster sich aber sehr häufig gegen die Überlieferung für eine eigene oder fremde Konjektur, so daß sein Text nicht eigentlich auf einer Handschriftenrezension beruht. Foersters Text sollte also aufgrund der zahlreichen Athetesen, Interpolationen und Konjekturen (inklusive der häufigen Annahme von *lacunae*) nicht als Textgrundlage herangezogen werden. Da andererseits die Angaben in seinem umfangreichen kritischen Apparat in vielen Fällen bestätigen, daß der Text bei Bekker dem *consensus codicum* entspricht, greifen die meisten Übersetzungen auch nach Erscheinen von Foersters Edition – dem nur Loveday/Forster 1913 und Degkwitz 1988 folgen – mit guten Gründen auf den Text der Berliner Akademie-Ausgabe zurück, in den sie meist nur behutsam eingreifen.

Als Textgrundlage für die hier vorgelegte Übersetzung mit Kommentar dient ebenfalls die Edition von Bekker, allerdings ergänzt durch einige Änderungen. Jede Abweichung von Bekkers Text wird im Anmerkungsteil diskutiert. Anstatt den griechischen Text mit einem Apparat zu versehen, wird im folgenden in einer Liste dargestellt, an welchen Stellen die Editionen von Bekker und Foerster nicht übereinstimmen. Die wenigen Stellen, an denen andere Editionen eine wichtige Änderung gegenüber Bekker und Foerster vornehmen, sind ebenfalls in diese Liste aufgenommen; sie sind durch die Notation deutlich erkennbar und werden daher nicht separat aufgelistet. In diesen Fällen wird in der Spalte für Foersters Edition keine eigene Angabe gemacht, da er mit Bekker übereinstimmt.

---

meinsame Überlieferung von Marc. IV.58 (K) und Laur. 57.33 (E). Allerdings bestätigen die Angaben im kritischen Apparat von Foerster oft, daß die von Bekker gewählte Lesart dem *consensus codicum* entspricht. – Die Edition von Carl Prantl 1881 folgt dem Codex Marc. 263 (L^a Bek., D Foe.) noch strenger als Bekker, auf dessen Apparat er regelmäßig verweist (vgl. Prantl 1881: iv).

Einige Bemerkungen zur Verwendung der Liste: Zur leichteren Orientierung für Benutzer der Ausgabe von Foerster erfolgt die Stellenangabe hier nach beiden Systemen;[123] in Übersetzung und Anmerkungen wird jedoch nur die gebräuchlichere Zeilenzählung nach Bekker angegeben. Die von mir bevorzugte Lesart ist jeweils durch ein Kreuz (+) bzw. einen Punkt (•) vor dem Text gekennzeichnet; letzterer weist aus eine textkritische Diskussion im Anmerkungsteil hin. Hinter jeder Lesart werden die Foersterschen Siglen derjenigen Codices genannt, die sie bezeugen (die Sigle o bezeichnet dabei, wie bei Foerster, den *consensus codicum*). Im Unterschied zu Foerster werden hier in der Regel nur die für die *restitutio textus* relevanten Codices K und F H D L angeführt.[124] Angaben, die darüber hinaus von denen in Bekkers oder Foersters Apparat abweichen, habe ich durch eigene Kollationen gewonnen. Die Sigle T steht nur dann für die translatio Bartholomaei, wenn deren Überlieferung eindeutig ist, andernfalls werden in Klammern die in Foersters Apparat zum lateinischen Text aufgeführten Lesarten und Codices angegeben. Die erwähnten Namen sind dem Apparat von Foerster entnommen oder bezeichnen spätere Herausgeber und Übersetzer, die im vorliegenden und folgenden Kapitel genannt werden.[125] Da mit dieser knappen Auflistung die relevanten Angaben zur Textgestaltung gegeben sind,[126] kann im Anmerkungsteil auf eine Kommentierung textkritischer Probleme weitgehend verzichtet werden; es werden dort ausschließlich die von mir bevorzugten Abweichungen von Bekkers Edition diskutiert, die in der folgenden Liste mit einem Punkt (•) markiert sind.

---

[123] Die Verweise auf Foerster geben Seite und Zeile an; die Paragraphen-Ziffern mußten aus Platzgründen weggelassen werden.

[124] Vgl. das Stemma oben S. 221.

[125] Stobaios *Anth.* 1,47,6 ist nach der Ausgabe von Wachsmuth 1884 kollationiert. – Zu den wenigen Hinweisen auf Hunayn siehe Grignaschi 1974: 286f.

[126] Schreibvarianten wie Elisionen und Interpunktion werden hier nicht berücksichtigt; die zahlreichen Stellen, an denen Foerster (entgegen der Überlieferung und der Übersetzung des Bartolomaeus) durch eigene Interpunktion die Zuweisung von Attributen zu Charakterzügen oder Körpermerkmalen ändert, werden in den Anmerkungen behandelt.

		ed. Bekker		ed. Foerster
Titel	+	ἀριστοτέλους φυσιογνω- μονικά KD ἀριστοτέλους φυσιογνωμικά PE φυσιογνωμονικά ἀριστο- τέλους L ἀριστοτέλους φυσιογνω- μονικόν F ἀριστοτέλους φυσιογνω- μονική H (–ικά sec. man.)		
$805^{a}1$	+	σώμασι o ἀνθρώποις Stob.	4,1	
$805^{a}2$	+	καθ' ἑαυτὰς o καθ' αὑτὰς Stob.	4,2	
$805^{a}2$	+	οὖσαι o μένουσαι Stob.	4,2	
$805^{a}3$	+	δὲ o om. Stob.	4,3	[δὲ]
$805^{a}3$	+	πάνυ o om. Stob.	4,3	
$805^{a}3$	+	τε o om. Stob.	4,3	
$805^{a}3$	+	ἐν ταῖς o om. Stob.	4,4	
$805^{a}6$f.	+	γίνεται o (γίγνεται L) ἔστιν Stob.	4,7	
$805^{a}7$	+	τε (al.) o om. L, Stob.	4,8	
$805^{a}10$	+	συμφυῶς o συμφυῆ Stob.	4,11	
$805^{a}11$	+	πώποτε o (post ζώων F, H) που Stob.	6,1	
$805^{a}12$	+	ἔσχεν o ἔσχηκέ τι Stob.	6,2	
$805^{a}13$	+	τὴν ψυχὴν o ἡ ψυχή Stob.	6,4	
$805^{a}13$	+	ὥστε o ὡς Stob.	6,4	
$805^{a}16$	+	κυνηγέται o κυνηγετικοί Stob.	6,7	

		ed. Bekker			ed. Foerster
$805^{a}17$	+	εἰ δὲ ταῦτα ἀληθῆ εἴη (ἀεὶ δὲ ταῦτα ἀληθῆ ἐστίν), εἴη ἂν φυσιογνωμονεῖν o εἰ δὴ ταῦτά ἐστιν ἀληθῆ, ἀληθὴς ἂν εἴη ἡ φυσιογνωμονία Stob.	6,8f.		[ἀεὶ δὲ...ἐστίν] ut dittographiam delendum esse cens. Hayduck et Foe, del. Gohlke
$805^{a}17$	+	εἴη o T	6,8		ἐστιν
805^{a} 20f.	+	φυσιογνωμονοῦσι o ἐφυσιογνωμόνουν Hunayn	6,13		
805^{a} 22–24	+	οἱ δ' ἐπὶ τούτοις σῶμά τι, εἶτα τὸν ὅμοιον τῷ σώματι σῶμα ἔχοντα D L Prantl	6,14–16		† οἱ δ' ἐπί τε τῶν τοιούτων σῶμά τι εἶτα τὸν ὅμοιον τῷ τὸ σῶμα ἔχοντι † K H T, in crucc. pos. Foe ἰδίαν ἐπὶ τῷ τοιούτῳ σώματι, εἶτα τῷ ὅμοιον τὸ σῶμα ἔχοντι coni. Hayduck οἷα ἕπεται τῷ τοιούτῳ σώματι, εἶτα τὸν ὅμοιον τούτῳ τὸ σῶμα ἔχοντα coni. Wachsmuth, Loveday/Forster (prob. Foe in app., nisi quod οἷα ἂν ἕπηται τῷ τούτου σώματι scripserit)
$805^{b}21$	+	ἂν διασαφηθείη K F H L ἂν δισαφηθείη D	10,16		ἂν διασαφήσειε T (*manifestabunt*)
$805^{b}29$		ἀνθρώπων o T (ABF: *hominibus*), Hett, Schneidewin, Raina	12,7	•	ἁπάντων T (PR: *omnibus*), Sanchez, Hayduck, Loveday/Forster, Gohlke
$805^{b}33$ $-^{a}2$	+	εἰ γὰρ ... ὑπάρχειν πάθημα o	12,12–14		† εἰ γὰρ ... ὑπάρχειν πάθημα † locum corruptum et lacunosum cens. Foe
$806^{a}6$	+	ἐν o	14,3		⟨τῶν⟩ ἐν
$806^{a}6$		ἄλλο τι οὗ o	14,3	•	ἄλλο τι ⟨ἢ⟩ οὗ
$806^{a}9$	+	μὴ μένοντος o	14,8		[μὴ] μένοντος del. Hayduck
$806^{a}12$	+	πράγματι o T	14,8		παθήματι
$806^{a}16$	+	ἐπιστήμας ἰατρὸν ἢ κιθαριστὴν T, Sylburg, Prantl ἰατρὸς ἢ κιθαριστής K D	14,15f.		ἐπιστήμας ⟨εἰ γάρ τίς ἐστιν⟩ ἰατρὸς ἢ κιθαριστὴς
$806^{a}35$	+	ἀσαφὴς o T	16,20		εὐσαφὴς
$806^{a}35$	+	εὔσημος T Ald.	16,20		ἄσημος D

		ed. Bekker			ed. Foerster
806^{b}1	+	τε o	18,4		del.
806^{b}2	+	καὶ ἐπί τί Basil. III in marg. om. E K D T	18,4f.		⟨καὶ εἰς τί⟩
806^{b}8	+	πρόβατα K	18,12		πρόβατον al., T
806^{b}21		περὶ διάνοιαν K	20,7	•	περὶ τὴν διάνοιαν D, Prantl
806^{b}23	+	καὶ εὐφυέα o T	20,9		[καὶ] εὐφυέα
806^{b}26	+	φωνῆς ἡ o T	20,13		φωνῆς ⟨...........⟩ ἡ excidisse nonnulla cens. Foe
806^{b}28	+	παθήματα o T	20,15		ἤθη
806^{b}29	+	τῷ πάθει K F H T	20,17		τῶν παθῶν L D, Prantl
806^{b} 30f.	+	ὅταν γὰρ πάσχῃ τι ... γένους o	20,17 –22, 2		† ὅταν γὰρ πάσχῃ τι ... γένους † locum corruptum et lacunosum cens. Foe ὅταν γὰρ πάσχῃ τι, εἰ τοιοῦτόν τι γίνεται οἷον ἔχει ὅταν τις ὀργίζεται, ὀργίλου τὸ σημεῖον. τοῦ δ' αὐτοῦ γένους Loveday/ Forster
806^{b}36		ἐν τοῖς ἐπιφαινομένοις o	22,7	•	ἐν τοῖς ⟨προσώποις⟩ ἐπιφαινομένοις
807^{a}5	+	καὶ μικρὸν o	22,15		καὶ ⟨τὸν⟩ πικρὸν
807^{a}8	+	μὲν ἂν o	22,19		μὲν ⟨οὖν⟩ ἂν Schneider
807^{a}10		εἶναι o T	24,1	•	θεῖναι
807^{a}11	+	ὅπερ ἐστὶν ὅτε o (ὅτε om. D T) ἐστὶν ὅτε propos. Foe in app. ἔστιν δ' ὅπου Hayduck	24,2f.		† ὅπερ ... κακά. † locum corruptum cens. Foe
807^{a}11		τούτῳ K F H L τοῦτο D T (*hoc*) • τῷ Hayduck, Foe (propos. in app.), Hett			
807^{a}11	+	τὰ πάθη K πάθη F H			

		ed. Bekker			ed. Foerster
$807^{a}12$		καὶ τὰ κακά o καὶ τὸ κατὰ τὰ ζῷα Hayduck τὸ κατὰ τὰ ζῷα propos. Foe in app.			
	•	καὶ κατὰ τὰ ζῷα Hett			
$807^{a}14$		δυεῖν ἕνεκεν K, Bek	24,4	•	δεῖν F H D L T
$807^{a}19$		μὲν K D L	24,9	•	μὲν γὰρ F H
$807^{a}20$		βαρύφωνοι K βαρὺ F H	24,11	•	βαρύφωνα D, Prantl, Hett
$807^{a}21$	+	λαγὼς o (λαγῶς K), Bek	24,11		λαγωὸς
$807^{a}23$	+	ἀνδρεῖον o	24,14		⟨τὸ⟩ ἀνδρεῖον inser. Schneider
$807^{a}23$	+	ἐν τῷ τὴν o	24,14		ἐν τῷ ⟨........⟩ τὴν
$807^{a}33$	+	καὶ κοιλία o	26,9		[καὶ] κοιλία
$807^{b}1$	+	προσεσπασμέναι K F H L, Bek προεσπασμέναι D	26,14		κατεσπασμέναι corr. Schneider
$807^{b}5$	+	συγκεκαθικός D F L^2 K	28,2		συγκεκαθικώς
$807^{b}6$f.	+	περὶ τὸ πρόσωπον o	28,3		⟨τὰ⟩ περὶ τὸ πρόσωπον
$807^{b}7$	+	σκαρδαμύττοντα D L T (R: *palpebrizantes*)	28,4		σκαρδαμύττει K F T (al.: *et palpebrizat*)
$807^{b}10$		ἐκ ταῖς (videtur error typi esse)	28,7	•	ἐν ταῖς o T
$807^{b}12$	+	κατηφής K	28,9		κατηφές D T, Foe, Prantl καὶ τεθαμβηκὸς F H
$807^{b}15$	+	καὶ σύνδετα o	28,13		[καὶ] σύνδετα
$807^{b}17$	+	σῶμα o	28,15		χρῶμα corr. Schneider
$807^{b}28$	+	ἀναλαμβάνει o T (A B F R: *accipit*)	30,12		ἀναλάμβανε T (P: *accipe*, Foe)
$807^{b}30$	+	ἔγκυρτος K ἔγκυρτον F H D L, Prantl ἔγκυρτα Loveday/Forster	30,14		
$807^{b}35$		ἀσμενές K D H L ἀσμενής Bas. I, Bek om. T	32,2		ἀσθενές C
				•	ἀσθενής Foe, Hett
$808^{a}5$	+	ἕν τε o	32,10		ἐν [τε]
$808^{a}5$		καὶ ἀνειμένος o	32, 10f.		
	•	καὶ ⟨ἐν τῇ φωνῇ⟩ ἀνειμένος inserui			

		ed. Bekker			ed. Foerster
808^{a}15		κρατοῦντος K F H	34,4		οὐκ ἀτρεμοῦντος corr. Foe ex Adamant. II 52 (ὀσφὺς οὐκ ἀτρεμεί)
808^{a} 19f.	+	ὀρθὸς τὸ σῶμα o	34,11		ὀρθὸς [τὸ σῶμα] del. Schneider
808^{a}20		εὔθυμος o	34,12	•	εὔρυθμος corr. Foe e Ps.Pol.
808^{a}20	+	ἐπίπυρρος o	34,12		ἐπίπυρρος ⟨τὸ σῶμα⟩
808^{a}23		εὐπώγων o	34,15		
	•	ὁ πώγων propos. Foerster in app.			
808^{a} 31f.	+	φιλόκυβοι γαλεαγκῶνες καὶ ὀρχησταί o (γαλιαγκῶνες D)	36,10		φιλόκυβοι καὶ ὀρχησταί γαλιάγκωνες transpos. Foe secundum phys. lat. § 88
808^{b}2		ἀμαθὴς o	38,4	•	⟨ὁ⟩ ἀμαθὴς T
808^{b}3		στῆθος o	38,6	•	⟨τὸ⟩ στῆθος
808^{b}7		γυπώδεις καὶ o	38,12		ὑπνώδεις καὶ
	•	[γυπώδεις καὶ] delendum esse puto			
808^{b}8		καὶ γλαφυροί o	38,13	•	⟨λάλοι· οἱ τὰ ἄνω μείζω ἔχοντες ⟩ καὶ γλαφυροί inser. Schneider et Rose e Ps.Pol.
808^{b}11		ψυχὴ καὶ K E P	40,1	•	ψυχή τε καὶ F H D L Prantl
808^{b}17	+	ἦν D L	40,8		ἔτι K T
808^{b}17	+	ἔτι D L	40,8		om. K T
808^{b}18	+	μένειν D L	40,9		οὖσαν K
808^{b}21		γένοιτο o, Prantl	40,12	•	⟨ἂν⟩ γένοιτο
808^{b}25	+	καὶ ante ἅμα o T	40,16		delendum put. Foe
808^{b}29		ἅπαντα K L	42,2f.	•	ἅπαντα ὅμοια D, Prantl, Hett ἅπαντα ⟨τὰ⟩ ὅμοια inser. Foe
808^{b}36	+	ἕξις K	42, 10f.		ἔκστασις D, corr. Foe praeeunte Sylburgio
809^{a}8	+	τε o	44,1		del. Foe
809^{a}10	+	καὶ ἀπὸ o	44,3		καὶ ⟨αἱ⟩ ἀπὸ

		ed. Bekker			ed. Foerster
$809^{a}12$	+	γινώσκειν K F, Bek γιγνώσκειν H D L	44,6		διαγινώσκειν
$809^{a}14$		ἄριστος o	44,8	•	ἄριστος ⟨τρόπος⟩ T(*optimus modus*), inser. Foe
809^{a} 17f.	+	ἕκαστον ... θέλει o	44, 11f.		† ἕκαστον ... θέλει † locum corruptum esse cens. Foe
$809^{a}20$	+	ᾧ δεῖ o	44,14		[ᾧ] δεῖ del. Hayduck
$809^{a}20$	+	ἄν τι K, Bek ἄν τι τὸ D L H ἀντὶ τὸ F	44,14		ἄν [τι]
$809^{a}20$	+	προστιθέντας K L T, Bek πρὸς τιθέντας D προστιθεν^{τ} F H	44,15		προστιθέντα
$809^{a}29$	+	ἄρσεν K F H D L	46,4		ἄρρεν corr. Ald., Foe ἄρσ^{ρ}εν P
$809^{a}30$	+	ἔστι δὲ K, Bek, Foe ἔστι γὰρ F H D L, Prantl	46,5f.		
$809^{a}30$	+	ὅμοια. o	46,6		ὅποια Hett
$809^{a}30$	 +	ἐπιχειροῦμεν οὖν Sylburg, Bek ἐπιχειροῦμεν F H D L ἐπιχειρῶν μὲν οὖν K	46,6		ἂν ἐπιχειρῶμεν Foe ἂν ἐπιχειρῶμεν οὖν Hett
809^{a} 35f.	+	δυσπαραπιστότεροί o	46,12		δυσπαραπείστοτεροί corr. Sylburg
$809^{b}2$	+	φανερὰ ὄντα o, Bek, Foe φανερὰ τοιαῦτα ὄντα Hunayn, proposuit in app. Foe	46,18		
$809^{b}10$	+	μάλιστ' ἂν o	48,9		καὶ ἀμαλεστέραν corr. Foe ex Adamantio II, 2
$809^{b}12$	+	ἐναντία o	48,15		ἐναντία, ⟨ .... ⟩ lacunam ind. Foe
$809^{b}14$		λέων K D L	48,15	•	⟨ὁ⟩ λέων
$809^{b}19$	+	χαροποὺς ὀφθαλμοὺς o	48,19		ὀφθαλμοὺς χαροποὺς
$809^{b}20$	 +	μέτριον o μετρίους Loveday/Forster (iam proposuit Foe in app. crit.)	50,1		μέτριον o
809^{b} 23f.		ἂν ἄσιλον K D L, Bek ἂν ἄσιλλον F H ἀνάσιλον Prantl	50,5	•	ἀνάσιλλον Sylburg

		ed. Bekker			ed. Foerster
809ᵇ29	+	σκέλη ἐρρώμενα o	50,12		σκέλη ⟨ἔχει⟩ ἐρρώμενα
809ᵇ37	+	θηλυμορφότερον K D, Bek θηλυμορφώτερον P L θηλυμορφότερα F H	52,1		θηλυμορφότατον corr. Foe ex Adamantio II, 2
810ᵃ6	+	ὅλον o	52,10		ὅλον ⟨τὸ σῶμα⟩ inser. Foe
810ᵃ7	+	μικρὸν o, Bek, Foe μιαρὸν Hunayn, Gesner πικρὸν coni. Sylburg (ex Adamant. II, 2)	52,12		
810ᵃ21		καμπύλαι Bek καμπῦλαι Ald.	54,10	•	καμπύλοι D E, Foe καμπῦλοι K
810ᵃ 23f.		ὄρτυγας τοὺς στενόποδας o	54,10	•	ὄρνιθας τοὺς στεγανόποδας corr. Gesner, Foe ὄρνιθας τοὺς στενόποδας Sylburg, Prantl
810ᵃ37	 •	ὀστώδεις o, Bek, Foe σαρκώδεις conieci	56,8		
810ᵇ3		ἀπωμοργμένα Bek ἀπομοργμένα o	56,12	•	ἀπωμοργμένην T, corr. Foe
810ᵇ4	+	ζωνοὶ o	56,14		εὔζωνοι T (*bene lumbosi*), corr. Gesner, Porta, Schneider
810ᵇ6	+	ζωνοὺς o, T (*lumbosos*)	56,16		εὐζώνους corr. Casaubonus et Schneider
810ᵇ16	+	ἐπὶ τοὺς βοῦς ἢ ἐπὶ o, T	58,11		ἐπὶ [τοὺς βοῦς ἢ ἐπὶ] verba delenda putavit Foe ut varia lectio, Hett
810ᵇ20	+	ἔχουσιν o, Bek, Foe ἔχουσιν ἐν ᾧ εἰσιν Hunayn, proposuit in app. Foe	58,17		
810ᵇ21	+	συνενωμένον Ald., Bek συνενομένοι K συνηνωμένον Sylburg, Bussemaker, Prantl	60,1		συνεωσμένον Foe συνεωσμένοι F H συνεσωσμένοι D L
810ᵇ23	+	ἢ o	60,4		⟨μᾶλλον⟩ ἢ inser. Foe collata T (*magis quam*)
810ᵇ23		στηθία K	60,4	•	στήθη F H D T
811ᵃ1		ὦμοι o	62,5	•	⟨οἱ⟩ ὦμοι inser. Foe
811ᵃ7	+	δέχονται K T	62,12		παραδέχονται D
811ᵃ14	+	θυμοειδεῖς o	64,2		[θυμοειδεῖς]

		ed. Bekker			ed. Foerster
811^{a}19	+	ὡς ἐπὶ o	64,8		ὥστε τι corr. Foe e Ps.Pol. arab. Goth. c.7
811^{a}23	+	τὸ ἐπανεστηκός o	64,12		ἐπανεστηκότα corr. Schneider
811^{a}23	+	οἱ οὕτως o	64,13		⟨........⟩ οἱ οὕτως plura excidisse put. Foe
811^{a}23	+	εὐγενεῖς K D L, Hunayn, T	64,13		ἀγεννεῖς corr. Bonitz, Foe ἀσθενεῖς F H
811^{a}24	+	ἔχοντες παχέα D L	64,14		παχέα ἔχοντες K
811^{a}25	+	προκρεμώμενον o	64,15		προκρεμάμενον corr. Struve
811^{a} 33f.	+	ἄκραν o	66,6		μάκραν E, corr. Schneider
811^{a}38	+	πρὸ τοῦ μετώπου o	66,11		πρὸς τὸ μέτωπον corr. Foe
811^{b}8	+	μικρὰ τὰ πρόσωπα Bek, Sylburg μικρὸν νῶται K μικρὸν ἄγαν H μικρὸν νῶτον D L μικρὸν νῶτα P μικρὰ νῶτα Ald.	68,3		⟨τὸ πρόσωπον⟩ μικρὸν ἄγαν Foe secundum Ps.Pol. §79
811^{b}15		ἐμπεπτωκόσι o (ἐμπεπτοκόσι P), Bek, Prantl	68,12	•	ἐμπεπωκόσι corr. Schneider et Bussemaker
811^{b}16		ἐφεστήκασι o ⟨εἰ⟩ ἐφεστήκασι inser. Gohlke	68, 13f.	•	⟨οἷς δὲ τὰ ἐπὶ τοῖς ὀφθαλμοῖς οἷον κύστιδες⟩ ἐφεστήκασι T, inser. Taub
811^{b}24	+	ἐπεὶ δὲ K	70,4		ἐπειδὴ
811^{b}32		ἀναίσθητοι K F H	70,13	•	αἰσθητικοί corr. Foe εὐαίσθητοι corr. Gohlke
811^{b}33	+	τῷ μετώπῳ K F H	70,14		τὸ μέτωπον T (*frontem*), corr. Wachsmuth
811^{b}36	+	δ' ἀτενὲς K F H L, Bek δατενὲς D ἀτενὲς E	70,14		δὲ γαληνὲς corr. Foe (post γαληνὸν Gesner)
811^{b}37	+	ἐπὶ o	70,18		⟨καὶ⟩ ἐπὶ
811^{b}37	+	οἱ κύνες o	72,1		[οἱ κύνες]
812^{a} 2f.	+	Αἰγυπτίους, Αἰθίοπας o	72,17		Αἰγυπτίους ⟨καὶ⟩ Αἰθίοπας inser. Franz
812^{a}17	+	καὶ τεταραγμένοι Ald.	74,5		τεταραγμένοι K D T
812^{a}28		τὰ περὶ	74,17		[τὰ] περὶ del. Sylburg

		ed. Bekker			ed. Foerster
$812^{a}37$	+	ἐκφοινίσσονται F H D L P, Bek ἐκποινήσσονται K	76,9		ἐπιφοινίσσονται corr. Franz
$812^{b}1$	+	μελαίνη Ald.	76,11		μελανὴ K D
$812^{b}6$f.	+	οἰνωποί K F H L T, Bek ἠνωποί D	76,16		αἰγωποί corr. Gesner, Porta, Bussemaker
812^{b} 26f.	+	πρὸς τῆς ῥινὸς o (πρὸ D)	80,3		πρὸς τὴν ῥῖνα corr. Schneider e Ps.Pol. §8, Adamantio II §73) et Aristot. Hist. an. I.9, $491^{b}15$
$812^{b}29$	+	ὅτι καὶ K D	80,6		ὅτι [καὶ] E, delendum putavit Foe
$812^{b}32$		ἀναφέρουσιν o	80,9	+	ἐμφαίνουσιν corr. Foe (collata $812^{a}1$)
$812^{b}34$	+	τὸν λέοντα K T	80,11		λέοντα D
812^{b} 34f.	+	οἱ ... ἀναστεῖλον o οἱ ... ἀνάσιλλον Loveday/Forster	80, 11f.		† οἱ ... ἀναστεῖλον † verba corrupta cens. Foe (cf. $809^{b}23$f.)
$812^{b}36$	+	ἐπὶ τῆς κεφαλῆς o	80,13		[ἐπὶ τῆς κεφαλῆς] delendum cens. Foe ut lectionem variam antecedentis
$813^{a}3$	+	μακροβάμων καὶ o	80,17		μακροβάμων [καὶ] del. Struve
$813^{a}4$	+	μακρὰ Sylburg, Bek	82,1		μακρὰν
$813^{a}7$	+	οὐκ ἐπιθετικός o	82,5		[οὐκ] ἐπιθετικός del. Willich
$813^{a}8$	+	οὐκ ἀνυστικόν o	82,6		[οὐκ] ἀνυστικόν
$813^{a}9$	+	περὶ δὲ o, Ald.	82,7		ἀπὸ δὲ
$813^{a}10$	+	αὐταὶ o	82,8		αὐταὶ ⟨ἀναφοραὶ⟩ inser. Foe collata $814^{a}3$
$813^{a}12$	+	γαλεαγκῶνες D L K, Bek γαλεαγῶνες P γαλεγκῶνες F H γαυροαλάξονες corr. Sylburg, Hett	82,10		γαλιάγκωνες corr. Foe
	+	postea lacunam cens. Loveday/Forster			
$813^{a}15$		θηλείαις o	82,13		† θηλείαις † corruptum esse cens. Foe
	+	θηλεῖς Loveday/Forster, Hett			
$813^{a}16$	+	ἐντριβόμενοι o	82,15		ἐγκλινόμενοι

		ed. Bekker			ed. Foerster
813^{a}21		κατιλλαντιωρίαν τε K F H, Bekker	84,1f.		κατιλλανταὶ ὠραϊσταί corr. Foe (collata phys. lat. §42)
	+	κατιλλαίνοντες ὡραῖοι Bussemaker, Prantl, Hett			
813^{a}22	+	ἐπιβέβηκε Bas. II	84,2		ἐπιβέβληκε
813^{a}23	+	ὑπὸ βλέφαρα τὰ ἄνω K ὑπὸ βλέφαρα F H	84,4		ὑπὸ τὰ ἄνω βλέφαρα
813^{a}29	+	ὡς προσεστηκότας K D, Bek ὡς πρόσεστιν F H	84,9f.		† ὡς προσεστηκότας †
813^{b}2		βαρύτονον D, Bek βαρύκοινον K βαρύκονον F H	84,18	•	βαρὺ κοῖλον corr. Gesner, Foe
813^{b}2	+	μέγα o	84,19		[μέγα] delendum cens. Gesner
813^{b}2		πεπλεγμένον o	84,19	•	πεπλεγμένον, ⟨.........⟩ praedicatum excidisse cens. Foe
813^{b}16	+	ὑπερέχον K F H ὑπάρχον Bonitz Ind s.v.	86,13		περιὸν corr. Foe
813^{b}17	+	κεχρημένοι o	86,15		κεχρημένοι ⟨εἰσὶν⟩ inser. Foe
813^{b}19	+	ψυχρότητα o	86, 17f.		ψυχρότητα ⟨ἡ κίνησις⟩ inser. Foe
813^{b}21	+	εἰσὶ K F H	86,19		εἰσὶν ⟨ἢ⟩ corr. Foe
813^{b} 21f.	+	χρώμασι διὰ ψυχρότητα, γίνονται o	86, 20f.		χρώμασι, ⟨ἃ⟩ διὰ ψυχρότητα γίνονται, corr. Foe cum Casaubono
813^{b}24	+	εἰσὶ K F H	88,2f.		εἰσὶν ⟨ἢ⟩ corr. Foe
813^{b} 24f.	+	χρώμασι διὰ θερμότητα, γίνονται o	88,3		χρώμασι, ⟨ἃ⟩ διὰ θερμότητα γίνονται, corr. Foe cum Casaubono
813^{b} 28f.	+	σμικρότησιν K F H	88,7		μικρότησιν corr. Foe
813^{b}33	+	ὑπερχωροῦσιν K H, Bek ὑπερχωρ^{οῦ} F	88, 12f.		⟨οὐχ⟩ ὑπεκχωροῦσιν corr. Foe
814^{a}1	+	εἰ γὰρ o	88,16		εἰ δὲ Sylburg, Loveday/ Forster
814^{b}4	+	κεφαλὴν K P	90,12		τὴν κεφαλὴν al.
814^{b}5f.	+	ἔπειτα o	90,13		ἔπειτα ⟨τὰ⟩ inser. Foe

V. Forschungsüberblick

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den *Physiognomonica* ist bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nur im Rahmen der Beschäftigung mit dem Gesamtwerk von Aristoteles nachweisbar. Die großen Literatur- und Philosophiegeschichten erwähnen die *Physiognomonica* in wenigen Worten als pseudoaristotelische Schrift, die nur in dem Maße von Wert sei, in dem sie aristotelisches Gedankengut enthalte.[1] Auch die wenigen Übersetzungen der Schrift entstanden mit nur zwei Ausnahmen (Schneidewin 1929 und Raina 1993) im Rahmen von Gesamtausgaben der Werke des Aristoteles, bezeugen also ein Interesse weniger an den *Physiognomonica* im besonderen als vielmehr an der vollständigen Erfassung des Corpus Aristotelicum. Die beiden einzigen Editionen wiederum, die die *Physiognomonica* nicht in die „Aristotelis Opera omnia" einbinden, sind Ausgaben aller physiognomischen Traktate (Franz 1780 und Foerster 1893). Die moderne Beschäftigung mit den *Physiognomonica* erhielt erst

---

1 Stellvertretend sei Zeller 1921: 940 zitiert: „Selbst die Physiognomik, so verfehlt dieser ganze Versuch ist, lässt doch logische Methode, fleissige und theilweise scharfe Beobachtung nicht vermissen. Ihr leitender Gedanke ist der durchgängige Zusammenhang des leiblichen mit dem Seelenleben; aus diesem Zusammenhang schliesst sie, dass es gewisse körperliche Anzeichen der sittlichen und geistigen Eigenschaften geben müsse, für deren tief in's einzelne eingehende Bestimmung theils die Analogie gewisser Thiergattungen, theils der ästhetische Eindruck der Körperbildung, der Gesichtszüge und der Bewegung massgebend ist. In dieser letzten Beziehung sind manche ihrer Bemerkungen nicht ohne Wert."

durch Richard Foerster[2] entscheidende Impulse. Neben seiner gründlichen textkritischen Ausgabe von 1893, die er durch mehrere Abhandlungen und Vorträge zur Textkritik der antiken physiognomischen Schriften 1888, 1890 und 1925/1926 ergänzte, legte er 1884 auch den ersten grundlegenden Aufsatz zur Geschichte der griechischen Physiognomik vor. Foerster schuf damit den Ausgangspunkt für zahlreiche weitere Arbeiten zur Geschichte, Methodik und praktischen Anwendung der Physiognomik, die allerdings kaum ein besonderes Augenmerk auf die (pseudo-)aristotelische Schrift richteten, sondern die gesamte antike Physiognomik behandelten. Einen wichtigen und materialreichen Überblicksartikel verfaßte Johanna Schmidt 1941 für die RE; gute Einführungen in die antike Physiognomik bieten jetzt vor allem Marganne 1988, Sassi 1993 und Stok 1998.[3]

Elizabeth Evans hat in zahlreichen Aufsätzen zwischen 1930 und 1950 und in einem umfassenden Standardwerk 1969 die physiognomische Darstellung und Charakterzeichnung in verschiedenen literarischen Gattungen sowie bei Galen untersucht. Ebenso wie Geneva Misener 1924 in einem Überblicksartikel zum ‚ikonistischen Porträt' und Gisela Krien 1955, die den Zusammenhang zwischen den *Physiognomonica* und dem Maskenkatalog des Pollux untersucht,[4] geht Evans dabei von der unhinterfragten Annahme aus, die erhaltenen physiognomischen Schriften könnten ohne weiteres als direkte Bezugstexte von zeitgenössischen oder sogar späteren physiognomisch deutbaren Menschendarstellungen angesehen werden. Diese Annahme wird auch heute noch vereinzelt vorausgesetzt,[5] ist aber metho-

---

[2] Zu Person und Werk von Richard Foerster (1843–1922) siehe den Nachruf von Richtersteig 1923 sowie Unte 1984.

[3] Die oft zitierten Aufsätze von Armstrong 1958 und Megow 1963 sind hingegen wenig aussagekräftig.

[4] Siehe oben Kap. II.4, S. 102–104.

[5] Die Studie von Amberger-Lahrmann 1996 zu den Göttern und Giganten am Pergamon-Altar ist das jüngste Beispiel dieser Interpretationsweise. Ihr alleiniger Rückgriff auf die antiken physiognomischen Schriften führt allerdings zu wenig aussagekräftigen Ergebnissen; die differenzierten Psychogramme der einzelnen Figuren, die Amberger-Lahrmann entwirft, beruhen auf ihrer variablen Übersetzung der immer gleichen Hauptbegriffe ἀνδρεῖος ‚mutig', εὐρωστός ‚robust' und θυμώδης ‚ungestüm'. Im Exkurs oben wird diese Problematik am Beispiel des Epikur-Porträts aufgezeigt, S. 175–183.

disch in dieser radikalen Form nicht haltbar. Gerade in der archäologischen Diskussion setzt sich in den letzten zwanzig Jahren allmählich ein vorsichtigerer Umgang mit den *Physiognomonica* und anderen physiognomischen Texten durch, bei dem einzelne Korrelationen durch andere Quellen abgesichert werden, bevor sie als Parallele zur Bilddeutung herangezogen werden.[6]

Erst in den letzten zwanzig Jahren befaßt man sich auch mit der anthropologisch orientierten Interpretation von Physiognomik. So weist G. E. R. Lloyd 1983: 22–24 in einer kurzen, aber grundlegenden Stellungnahme auf die Bedeutung des physiognomschen Tiervergleiches hin.[7] Maria Michela Sassi 1988 stellt überzeugend die Beeinflussung der erhaltenen Zeugnisse zum physiognomischen Denken durch die Sichtweise des erwachsenen athenischen Bürgers männlichen Geschlechts heraus.[8] Mit der Rolle der Physiognomik in der römischen Kaiserzeit befassen sich unter dem Aspekt des ‚Herrschaftswissens' Tamsyn Barton 1994 und im Zusammenhang mit Politik und Rhetorik Maud W. Gleason 1990 und 1995.

Die Forschung hat sich, wie dieser Überblick zeigt, bisher weniger mit dem Text der *Physiognomonica* selbst als vielmehr mit dem gesamten Phänomen der antiken Physiognomik beschäftigt. Der Schrift *Physiognomonica* wird in diesem Zusammenhang nur insofern besondere Aufmerksamkeit zuteil, als sie deren frühestes Zeugnis darstellt. Vor dem Kommentar zu Traktat A von Andreas Degkwitz 1988 ist der Text nie eingehend kommentiert worden. Die Einleitung zu diesem Kommentar hat Degkwitz in überarbeiteter Form in einem Sammelband zur Geschichte der Physiognomik 1996 veröffentlicht. Er geht darin neben den Wurzeln und der Methodik der aristoteli-

---

[6] Vgl. vor allem Hölscher 1971 und 1975, Fehr 1979 und Giuliani, bes. 1986; zu einzelnen Bildnissen und Skulpturen u.a. Laubscher 1982 zu hellenistischen Fischern und Landleuten, Kiilerich 1988 zum Alexander-Porträt, Giuliani 1996a zum Sokrates-Bildnis. Die Grenzen der Anwendung der *Physiognomonica* für eine moderne Bildnisdeutung werden im Exkurs, oben S. 167–186, diskutiert.

[7] Vgl. seine Auseinandersetzung mit verschiedenen Formen von Wissen und Wissenschaft im antiken Denken in Lloyd 1987; zur Physiognomik darin die ausführliche Anmerkung 89 auf Seite 28.

[8] Vgl. ihre kurze Zusammenfassung im „Oxford Classical Dictionnary" 1996.

schen Physiognomik auf den Forschungsstand zu Autor, Datierung und Anlage der Schrift ein, wobei seine Abhängigkeit von Foerster deutlich wird, dem er auch in der Textgestaltung folgt. Die Kommentierung befaßt sich weitgehend mit Begriffsbestimmungen und dem Nachvollzug des Gedankenganges, wobei den Querbezügen von Textstellen innerhalb der *Physiognomonica* das Hauptaugenmerk gilt. Gerade im Eigenschaftskatalog im zweiten Teil von Traktat A (807^a31–808^b10) steht offenbar das Bemühen im Vordergrund, die scheinbar zufällig aneinandergereihten Merkmale in einem einheitlichen System zu erfassen.[9] Giampiera Raina veröffentlichte 1993 eine kommentierte Übersetzung ins Italienische (in einem Band mit der Physiognomik des Anonymus Latinus). Ihre rund einhundert Fußnoten verweisen immer wieder über die Schrift und das Werk des Aristoteles hinaus und geben vereinzelte Literaturhinweise (allerdings fast ausschließlich auf die italienische Forschung).

Da Übersetzungen in Ermangelung eines Kommentars bis 1988 die einzigen Zeugnisse zum Verständnis des eigentlichen Textes sind und daher in den Anmerkungen des hier vorgelegten Kommentars immer wieder auf sie zurückgegriffen wird, sollen auch sie in diesem Forschungsüberblick kurz behandelt werden. Die früheste mir bekannte Übersetzung ins Deutsche ist diejenige von Friedrich A. Kreuz, die 1847 im Rahmen der Werke des Aristoteles in der von Carl R. von Osiander und Gustav Schwab herausgegebenen Reihe ‚Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen' erschien. Kreuz schuf eine klare, weitgehend korrekte Übersetzung, die sich trotz kleiner Fehler auch heute noch zur Lektüre empfiehlt. Seine Textgrundlage ist die Ausgabe von Bekker.

Bekkers Text folgen auch nach dem Erscheinen von Foersters Edition noch, mit wenigen eigenen Varianten, Hett 1936 und, mit dem Abdruck des Textes bei Hett, Raina 1993, die sich auch in ihrer italienischen Übersetzung eng an die englische von Hett anlehnt. Die Übersetzung von S. Hett, die 1936 in der ‚Loeb Classical Library' gedruckt wurde, ist m.E. die bisher beste, weil sie präzise den Sinn

---

[9] Dazu sollen zwei Tabellen mit Zuordnungen von äußeren Merkmalen bzw. von Tiervergleichen zu Charaktereigenschaften im Anhang des Kommentars beitragen (Degkwitz 1988: 130–147), die allerdings ohne Auswertung bleiben und unübersichtlich in der Handhabung sind.

und die Gedankenstruktur erfaßt und wiederzugeben vermag, wobei Hett häufig den Satzbau behutsam vereinfacht, aber die logische Folge der Aussagen und die Begrifflichkeit beibehält.

Von den zwei weiteren deutschen Übertragungen, die auf Bekkers Text beruhen, ist diejenige von Max Schneidewin aus dem Jahr 1929 nicht zum Gebrauch zu empfehlen, denn er versucht zu oft, dem griechischen Text bis in die Wortstellung hinein zu folgen; da er zugleich viele Begriffe umständlich paraphrasiert (und dabei sehr oft grob mißversteht), werden viele Gedanken eher verschleiert als erklärt. Seine Übersetzungen sind häufig falsch. Die Fußnoten tragen nahezu nichts zum Verständnis des Textes bei.[10] Die Übertragung von Paul Gohlke von 1961 hingegen ist in den theoretischen Teilen weitgehend klar und zutreffend, in den beiden Eigenschafts- und Merkmalskatalogen allerdings bisweilen mißverständlich, weil der Sinn einzelner Begriffe nicht zutreffend erfaßt wird. Seine Anmerkungen sind wenig hilfreich.

Nur zwei Übersetzungen greifen auf Foersters Text als Vorlage zurück: Loveday/Forster 1913 und Degkwitz 1988. Damit dringen natürlich Foersters zahlreiche Lacunae und Konjekturen auch in den englischen bzw. deutschen Text ein.[11] Loveday und Forster entgehen den damit verbundenen Problemen durch zwölf eigene, durchweg gute Konjekturen. Sie übertrugen den Text für die von Benjamin Jowett angeregte ‚Oxford Translation of Aristotle' in ein äußerst flüssiges und elegantes Englisch von hohem Stilniveau, das souverän über Schwierigkeiten im Text hinweggeht, wodurch bisweilen zu stark die (allerdings fast immer treffenden) Interpretationen der Übersetzer einfließen. Damit vermag die Übersetzung allerdings keinen adäquaten Eindruck von der trockenen, besonders in den Katalogen schlichten und aufzählenden Sprache des Originals zu vermitteln.

---

[10] Vielmehr kommentiert Schneidewin mitunter Sachverhalte, die erst aus seiner falschen Übersetzung entstanden sind, wie z.B. in 808^{b}17f. eine vermeintliche Äußerung zur Unsterblichkeitslehre, für die sogar mit einem dreiseitigen „beurteilenden Zusatz des Übersetzers" der Text unterbrochen wird (Schneidewin 1929: 45–47).

[11] Zur Kritik an Foersters Edition siehe oben Kap. IV.6, S. 229f.

Sehr viel spröder liest sich im Vergleich damit die deutsche Übersetzung von Traktat A der *Physiognomonica* (nach Foersters Text), die Andreas Degkwitz seinem Kommentar von 1988 zugrundelegt und auch seinem Aufsatz von 1996 voranstellt. Er gibt den griechischen Text in bisweilen sehr umständlichem Deutsch, im Ganzen jedoch treffend wieder. Problematisch ist allerdings in einzelnen Fällen der – durch Klammern gekennzeichnete – Umgang mit syntaktischen Ellipsen, bei denen Degkwitz m.E. zu oft interpretierend ergänzt.

Die von mir vorgelegte Übersetzung versucht, den rauhen und vor allem in den Katalogen stereotypen Stil des griechischen Textes wiederzugeben. Auf der semantischen Ebene steht die Bemühung im Vordergrund, für invariable Begriffe – das sind vor allem die, die der Beschreibung von Körpermerkmalen und Charaktereigenschaften dienen – konsequent dasselbe deutsche Wort zu verwenden. Da oft ein solches Wort im Deutschen den Bedeutungsumfang des griechischen Begriffes nicht ganz wiederzugeben vermag, sind verhältnismäßig viele Anmerkungen zur Worterklärung eingefügt; auf diese Weise konnten in der Übersetzung vorzugsweise Wörter gewählt werden, die eine dem griechischen Begriff vergleichbare Etymologie haben, auch wenn sie nicht den exakten Sinn des Griechischen treffen (den dann die Anmerkungen zu erklären versuchen). Ergänzungen sind durchwegs durch Klammern gekennzeichnet.

Eine Tabelle im Anhang erfaßt alle im Text genannten Korrelationen von Körpermerkmal und Charakterzug, wobei auch die Begründungen und Vergleiche angegeben werden. Die Liste ist (wie Katalog B) nach Körperteilen bzw. körperlichen Eigenschaften, d.h. nach Signifikanten, geordnet. Damit soll die Orientierung in dem vielfältigen Material an physiognomischen Schlußregeln erleichtert werden.

BIBLIOGRAPHIE

Abkürzungen

DEG: Diccionario Griego-Español, hg. v. F. R. Adrados, Madrid, seit 1980 (bisher 5 Bde., α–διώνυχος)

Dict. étym.: P. Chantraine, Dictionnaire étymologique de la langue Grecque. Histoire des mots, Paris 1968

D.-K.: H. Diels, W. Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, 6. Aufl., 3 Bde., Dublin, Zürich 1951–1952, Nachdr. 1967–1970

Etym. Lex.: H. Frisk, Griechisches Etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1960

Ind. Arist.: H. Bonitz, Index Aristotelicus [Aristoteles. Opera, Bd. V], Berlin 1870, Nachdr. Darmstadt 1955

Ind. Hipp.: J.-H. Kühn/ U. Fleischer, Index Hippocraticus, Göttingen 1989

Ind. Hom.: A. Gehring, Index Homericus, Leipzig 1891

K.-A.: R. Kassel, C. Austin (Hg.), Poetae Comici Graeci, Berlin, New York, seit 1983

LIMC: Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae, 8 Bde., Zürich, München 1981–1997

LSJ: H. G. Liddell/ R. Scott/ H. Stuart Jones, A Greek-English Lexicon. New Edition, Oxford 1940 (versch. Nachdr.), Suppl. 1968 u. 1996

RE: G. Wissowa u.a. (Hg.), Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Stuttgart u.a. 1893–1980

ThLL: Thesaurus Linguae Latinae, Leipzig, seit 1900

ThGrL: H. Estienne (Stephanus), Thesaurus Graecae Linguae, Neubearbeitung Paris 1865, Nachdr. Graz 1954

TLG: Thesaurus Linguae Graecae, CD-Rom #D, University of California Press 1992

Zitierte und verwendete Literatur

Abel, K., Die Lehre vom Blutkreislauf im Corpus Hippocraticum, Hermes 86, 1958, 192–219 — erweiterter Nachdr. in: Flashar 1971, 121–164

Ackrill, J. L., Aristotle's Definition of psuchê, Proceedings of the Aristotelian Society 73, 1972/73, 119–133 — Nachdr. in: Barnes/Schofield/Sorabji 1979, 65–75

Albrecht, E., Rez. zu Posner/Robering/Sebeok, Semiotik/ Semiotics..., European Journal for Semiotic Studies 9, 1997, 387–418

Althoff, J., Warm, kalt, flüssig und fest bei Aristoteles. Die Elementarqualitäten in den zoologischen Schriften, Stuttgart 1992

Amberger-Lahrmann, M., Anatomie und Physiognomie in der hellenistischen Plastik. Dargestellt am Pergamonaltar, Abh. Akad. Mainz 1996, Nr. 10 — Rez.: H.-J. Schalles, Gymnasium 105, 1998, 314–316

Amyx, D. A., Corinthian Vase-Painting of the Archaic Period, 3 Bde., Berkeley, Los Angeles, London 1988

Anderson, G., Philostratus. Biography and Belles Lettres in the Third Century A. D., London, Sydney, Dover, New Hampshire 1986

André, J., Anonyme Latin. Traité de Physiognomie, Paris 1981 — Rez.: R. J. Durling, Gnomon 56, 1984, 551f.

Armstrong, A. Mac C., The Methods of the Greek Physiognomists, Greece & Rome 5, 1958, 52–56

Asmus, R., Vergessene Physiognomonika, Philologus 65, 1906, 410–424

Aubert, H./ Wimmer, Fr., Aristoteles. Thierkunde, 2 Bde., Leipzig 1868

Balme, D. M., γένος and εἶδοςin Aristotle's Biology, Classical Quarterly n.s. 12, 1962, 81–98 — Nachdr. in dt. Übers. in: G. A. Seeck (Hg.), Die Naturphilosophie des Aristoteles, Darmstadt 1975, 139–171

Balme, D. M., Aristotle's Use of Differentiae in Zoology, in: Barnes/ Schofield/Sorabji 1975, 183–193 - Nachdr. als Teil II von Balme 1987b

Balme, D. M., The place of biology in Aristotle's philosophy, in: Gotthelf/Lennox 1987a, 9–20

Balme, D. M., Aristotle's Use of Division and Differentiae, in: Gotthelf/ Lennox 1987b, 69–89

Balme, D. M., Aristotle. History of Animals. Books VII–X, edited and translated by D. M. Balme, prepared for publication by A. Gotthelf, Cambridge/Mass., London 1991

Barnes, J., Aristotle's Theory of Demonstration, Phronesis 14, 1969, 123–152

Barnes, J. u.a. (Hg.), Science and Speculation. Studies in Hellenistic theory and practice, Cambridge 1982

Barnes, J. (Hg.), The Cambridge Companion to Aristotle, Cambridge 1995

Barnes, J./ Schofield, M./ Sorabji, R. (Hg.), Articles on Aristotle. 1: Science, London 1975

Barnes, J./ Schofield, M./ Sorabji, R. (Hg.), Articles on Aristotle. 2: Ethics and Politics, London 1977

Barnes, J./ Schofield, M./ Sorabji, R. (Hg.), Articles on Aristotle. 4: Psychology and Aesthetics, London 1979

Barton, T. S., Power and Knowledge. Astrology, Physiognomics and Medicine under the Roman Empire, Ann Arbor 1994 — Rez.: V. Grimm, Journal of Roman Studies 86, 1996, 232f.; L. T. Pearcy, Bryn Mawr Classical Review 6, 1996, 467–469

Battegazzore, A. M., L'originalità della posizione teofrastea nel contesto del pensiero animalistico aristotelico e della fisiognomica zoo-etica tra Peripato, Stoa e loro critici, in: J. M. van Ophuijsen, M. van Raalte (Hg.), Theophrastus. Reappraising the Sources, New Brunswick, London 1998, 223–266

Bérard, C./ Bron, C., Le jeu du satyre, in: Vernant u.a. 1984, 127–146

Bergemann, J., Pindar. Das Bildnis eines konservativen Dichters, Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung 106, 1991, 157–189

Bergemann, J., Die bürgerliche Identität der Athener im Spiegel der attischen Grabreliefs, in: Griechische Klassik. Vorträge bei der interdisziplinären Tagung des Deutschen Archäologie-Verbandes und der Mommsengesellschaft vom 24.-27.10.1991 in Blaubeuren, hg. v. E. Pöhlmann u. W. Gauer, Nürnberg 1994, 283–293

Bergemann, J., Demos und Thanatos. Untersuchungen zum Wertsystem der Polis im Spiegel der attischen Grabreliefs des 4. Jahrhunderts v. Chr. und zur Funktion der gleichzeitigen Grabbauten, München 1997

Bernabò Brea, L., Menandro e il teatro greco nelle terracotte liparesi, Genova 1981

Bernsdorff, H., Zur Rolle des Aussehens im homerischen Menschenbild, Göttingen 1992

Bertier, J., Le comportement animal dans la zoologie d'Aristote, in: L. Bodson (Hg.), L'histoire de la connaissance du comportement animal. Actes du colloque international, Liège 1993, 169–184

Bianchi Bandinelli, R., Ritratto, in: Enciclopedia dell'Arte Antica Classica e Orientale, Bd. 6, Rom 1965, 695–738

Bloesch, H., u.a., Das Tier in der Antike. 400 Werke ägyptischer, griechischer, etruskischer und römischer Kunst aus privatem und öffentlichem Besitz. Ausgestellt im Archäologischen Institut der Universität Zürich 21.9.-17.11.1974, Zürich 1974

Blume, H.-D., Rez. zu Wiles, The Masks of Menander..., Gnomon 66, 1994, 667–671

Blume, H.-D., Menander, Damrstadt 1998

Blundell, M. W., Ethos and Dianoia Reconsidered, in: A. Oksenberg Rorty (Hg.), Essays on Aristotle's Poetics, Princeton 1992, 155–175

Boardman, J., Athenian Red Figure Vases. The Archaic Period. A handbook, London 1975, Nachdr. 1993

Bodson, L., Ἱερὰ ζῷα. Contribution à l'étude de la place de l'animal dans la religion grecque ancienne, Brüssel 1975

Bodson, L., Contribution à l'étude des critères d'appréciation de l'animal exotique dans la tradition grecque ancienne, in: L. Bodson (Hg.), Les animaux exotiques dans les relations internationales: espèces, fonctions, significations. Journée d'études, Université de Liège, 22 mars 1997, Liège 1998, 139–212

Boegehold, A. L., Gestures and the Interpretation of Greek Literature, American Journal of Archaeology 90, 1986, 181

Böhme, G., Über die Physiognomie des Sokrates und Physiognomik überhaupt, in: G. Böhme, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M. 1995, 101–126

Bonitz, H., Aristotelische Studien V. Über πάθος und πάθημα im Aristotelischen Sprachgebrauche, in: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. LV, 1, Wien 1867, 13–55 — Nachdr. in: H. Bonitz, Aristotelische Studien, Hildesheim 1989, 317–359

Borrmann, N., Kunst und Physiognomik. Menschendeutung und Menschendarstellung im Abendland, Köln 1994

v. Bothmer, D., Appendix zu: M. Farnsworth, H. Wisely, Fifth Century Intentional Red Glaze, American Journal of Archaeology 62, 1958, 173 mit Taf. 37

v. Bothmer, D., 1. Kelchkrater, in: Euphronios der Maler, Katalog zur Ausstellung der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1991, 61–69

Bottéro, J., Symptômes, signes, écritures en Mésopotamie ancienne, in: J.-P. Vernant u.a., Divination et rationalité, Paris 1974, 70–197

Bowie, E. L., Early Greek elegy, symposium and public festival, Journal of Hellenic Studies 106, 1986, 13–35

Brehm, A., Brehms neue Tierenzyklopädie, 12 Bde., Freiburg 1974–1977

Bremmer, J., Walking, standing, and sitting in ancient Greek culture, in: Bremmer/Roodenburg 1992, 15–35

Bremmer, J./ Roodenburg, H. (Hg.), A Cultural History of Gesture, Ithaca/NY 1992

Broadie, S., Ethics with Aristotle, New York 1991

Brown, P. G. McC., Masks, Names and Characters in New Comedy, Hermes 115, 1987, 181–202

Brown, P. G. McC., Menander in context. Rez. zu Wiles, The Masks of Menander…, Classical Review N.S. 42, 1992, 273f.

Bruns, I., Das literarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt, Berlin 1896

Büchner, W., Über den Begriff der Eironeia, Hermes 76, 1941, 339–358

Bulloch, A., u.a. (Hg.), Images and Ideologies. Self-definition in the Hellenistic World, Berkeley, Los Angeles, London 1993

Burnikel, W., Textgeschichtliche Untersuchungen zu neun Opuscula Theophrasts, Wiesbaden 1974

Burnyeat, M. F., Aristotle on Understanding Knowledge, in: E. Berti (Hg.), Aristotle on Science. The Posterior Analytics. Proceedings of the eighth Symposium Aristotelicum, Padua 1981, 97–139

Burnyeat, M. F., The origins of non-deductive inference, in: Barnes u.a. 1982, 193–238

Burnyeat, M. F., Enthymeme: Aristotle on the Logic of Persuasion, in: D. J. Furley, A. Nehamas (Hg.), Aristotle's Rhetoric. Philosophical Essays, Proceedings of the 12th Symposium Aristotelicum, Princeton/NJ 1994, 3–55

Burnyeat, M. F., Other minds, other faces: philosophy and physiognomonics in the ancient world (unveröffentlicht)

Buxton, R., Wolves and Werewolves in Greek Thought, in: J. Bremmer (Hg.), Interpretations of Greek Mythology, London, Sydney 1987, 60–79

Byl, S., Recherches sur les grands traités biologiques d'Aristote: sources écrits et préjugés, Brüssel 1980

Campe, R./ Schneider, M. (Hg.), Geschichten der Physiognomik, Freiburg i. Br. 1996

Campese, S./ Manuli, P./ Sissa, G., Madre Materia. Sociologia e biologia della donna greca, Turin 1983

Carey, C./ Reid, P. A., Demosthenes. Selected Private Speeches, Cambridge 1985

Caro Baroja, J., Historia de la Fisiognomica. El rostro y el carácter, Madrid 1988

Cartledge, P., The Greeks. A Portrait of Self and Others, Oxford, New York 1993

Clarke, E., Aristotelian concepts of the form and function of the brain, Bulletin of the History of Medicine 37, 1963, 1–14

Coxe, H. O., Bodleian Library. Quarto Catalogues I, Oxford 1969

Craik, E. M., Hippocrates. Places in Man, Oxford 1998

Crapis, C., Momenti del paradigma semiotico nella cultura latina. Indizio giudiziario e segno divinatorio, Aufidus 11–12, 1990, 141–187

Crapis, C., Momenti del paradigma semiotico nella cultura latina. Segno meteorologico, medico e fisiognomico, Aufidus 13, 1991, 558–589

Currie, H. MacL., Aristotle and Quintilian: Physiognomical Reflections, in: Gotthelf 1985, 359–366

Curtius, L., Physiognomik des römischen Porträts, Die Antike 7, 1931, 226–254

Darwin, Ch., The Expression of the Emotions in Man and Animals, London 1872, Third edition, with an introduction, afterword and commentaries by P. Ekman, London 1998

Dasen, V., Dwarfs in ancient Egypt and Greece, Oxford 1993

De Meyier, K. A., Bibliotheca Universitatis Leidensis. Codices Manuscripti. Bd. IV: Codices Perizoniani, Leiden 1946

De Meyier, K. A., Bibliotheca Universitatis Leidensis, Codices Manuscripti, Bd. VI, Leiden 1955

Dean-Jones, L., The Cultural Construct of the female body in classical Greek science, in: Pomeroy 1991, 111–137

Dean-Jones, L., Women's Bodies in Classical Greek Science, Oxford 1994a

Dean-Jones, L., Medicine: The „proof" of anatomy, in: Fantham u.a. 1994b, 183–205

Decleva Caizzi, F., Antisthenis Fragmenta, Varese, Mailand 1966

Degkwitz, A., Die pseudoaristotelischen ‚Physiognomonica'. Traktat A. Übersetzung und Kommentar (Diss. Freiburg i. Br. 1987), Heidelberg 1988

Degkwitz, A., Die pseudoaristotelischen ‚Physiognomonica', in: Campe/ Schneider 1996, 23–44

Denniston, J. D., The Greek Particles. Second Edition, Oxford 1954

Detel, W., Griechen und Barbaren. Zu den Anfängen des abendländischen Rassismus, Deutsche Zeitschrift für Philosophie 43, 1995, 1019–1043

Detienne, M., Dionysos mis à mort, Paris 1977

Deubner, O. R., Homerbildnisse, Archäologischer Anzeiger 1998, 489–498

Dierauer, U., Tier und Mensch im Denken der Antike. Studien zur Tierpsychologie, Anthropologie und Ethik, Amsterdam 1977 — Rez.: H. Rahn, Gnomon 51, 1979, 713–717; W. J. Verdenius, Mnemosyne 34, 1981, 185–187

Dihle, A., Studien zur griechischen Biographie, Abh. Akad. Göttingen 1956

Dihle, A., Die Griechen und die Fremden, München 1994

van Dijk, G.-J., Αἶνοι, Λόγοι, Μῦθοι. Fables in Archaic, Classical, and Hellenistic Greek Literature. With a Study of the Theory and Terminology of the Genre, Leiden 1997

Diller, H., ὄψις ἀδήλων τὰ φαινόμενα, Hermes 67, 1932, 14-42 — Nachdr. in: H. Diller, Kleine Schriften zur antiken Literatur, München 1971, 119–143

Dirlmeier, F., Aristoteles. Nikomachische Ethik, Berlin 1956, ^{9}1991

Döring, K., Sokrates, die Sokratiker und die von ihnen begründeten Traditionen, in: Überweg. Grundriß der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike, hg. v. H. Flashar, Bd. 2/1; Sophistik. Sokrates. Sokratik. Mathematik. Medizin, Basel 1998, 139–364

Dover, K., J., Portrait Masks in Aristophanes, in: Κωμῳδοτραγήματα. Studia Aristophanica viri Aristophanei W.J.W. Koster in honorem, Amsterdam 1967, 16–26 — Nachdr. in: H. J. Newiger (Hg.), Aristo-

phanes und die Alte Komödie, Darmstadt 1975, 155–169; und in: K. J. Dover, Greek and the Greeks. Collected Papers I, Oxford 1987, 267–278

Dover, K., J., Aristophanes, Clouds, edited with introduction and commentary, Oxford 1968

Dover, K., J., Greek popular morality. In the time of Plato and Aristotle, Oxford 1974

Dover, K., J., Greek Homosexuality, London 1978

Duchenne, G. B. A., Mécanisme de la physiognomie humaine ou analyse électrophysiologique de l'expression des passions, Paris 1862

Dunbar, N., Aristophanes, Birds. Edited with introduction and commentary by Nan Dunbar, Oxford 1995

Durand, J.-L./ Frontisi-Ducroux, F./ Lissarrague, F., L'entre-deux-vins, in: Vernant u.a. 1984, 117–126

Dürbeck, H., Zur Charakteristik der griechischen Farbenbezeichnungen, Bonn 1977

Düring, I., Ariston or Hermippus?, Classica et mediaevalia 17, 1956, 11–21

Düring, I., Aristotle in the ancient biographical tradition, Göteborg 1957

Düring, I., Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens, Heidelberg 1962

Düring, I., s.v. Aristoteles, in: RE Suppl. XI, 1968, 159–336

Eco, U., Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen, München 1987

Edelstein, L., s.v. Physiognomonici, in: The Oxford Classical Dictionary, hg. v. M. Cary u.a., Oxford 1949, 692f. — Nachdr. in: 2. Aufl., hg. v. N. G. L. Hammond u. H. H. Scullard, Oxford 1970, 832

Eichler, F., Ephesos, Grabungsbericht 1968, Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-Hist. Klasse 106, 1969, 131–146.

van der Eijk, P. J., Aristoteles über die Melancholie, Mnemosyne 43, 1990, 33–72

van der Eijk, P. J., Aristoteles. De Insomniis. De divinatione per somnum, Berlin 1994

van der Eijk, P. J., The Matter of Mind: Aristotle on the Biology of ‚Psychic' Processes and the Bodily Aspects of Thinking, in: Kullmann/Föllinger 1997, 231–258

van der Eijk, P. J., Towards a Rhetoric of Ancient Scientific Discourse: Some Formal Characteristics of Greek Medical and Philosophical

Texts (Hippocratic Corpus, Aristotle), in: E. J. Bakker (Hg.), Grammar as Interpretation. Greek Literature in its Linguistic Contexts, Leiden, New York, Köln 1997b, 77–129

Ekman, P., Emotion in the Human Face, Cambridge 1972, [2]1982

Ekman, P./ Friesen, W. V., Facial Acting Coding System, Palo Alto/ Calif. 1978

Ekman, P./ Davidson, R. J. (Hg.), The nature of emotion. Fundamental Questions, New York, Oxford 1994

Ekman, P./ Rosenberg, E. L. (Hg.), What the Face Reveals, Oxford 1998

Evans, E. C., Quomodo corpora voltusque hominum auctores Latini descripserunt, Harvard Studies in Classical Philology 41, 1930, 192–195

Evans, E. C., Roman descriptions of personal appearance in history and biography, Harvard Studies in Classical Philology 46, 1935, 43–84

Evans, E. C., The Study of Physiognomy in the Second Century A. D., Transactions and Proceedings of the American Philological Association 72, 1941, 96–108

Evans, E. C., Galen the Physician as Physiognomist, Transactions of the American Philological Association76, 1945, 287–298

Evans, E. C., Literary Portraiture in Ancient Epic. A Study of the Descriptions of Physical Appearance in Classical Epic, Harvard Studies in Classical Philology 58/59, 1948, 189–217

Evans, E. C., Physiognomics in the Roman Empire, Classical Journal 45, 1950a, 277–282

Evans, E. C., A Stoic Aspect of Senecan Drama: Portraiture, Transactions and Proceedings of the American Philological Association 81, 1950b, 169–184

Evans, E. C., Physiognomics in the Ancient World, Philadelphia 1969 [Transactions of the American Philosophical Society N.S. 59, Part 5] — Rez.: Ph. de Lacy, American Journal of Philology 92, 1971, 508–510; E. D. Phillips, Classical Review 86, 1972, 148

Fantham, E., u.a., Women in the classical world. Image and text, Oxford 1994

Fehr, B., Bewegungsweisen und Verhaltensideale. Physiognomische Deutungsmöglichkeiten der Bewegungsdarstellung an griechischen Statuen des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., Bad Bramstedt 1979 — Rez.: A. H. Borbein, Gnomon 58, 1986, 723–729

Fehr, B., Die Tyrannentöter. Oder: Kann man der Demokratie ein Denkmal setzen?, Frankfurt a.M. 1984

Fehr, B., Kouroi e korai. Formule e tipi dell'arte arcaica come espressione di valori, in: Settis 1996, 785–843

Fichtner, G., Corpus Galenicum. Verzeichnis der galenischen und pseudogalenischen Schriften, Tübingen 1989a

Fichtner, G., Corpus Hippocraticum. Verzeichnis der hippokratischen und pseudohippokratischen Schriften, Tübingen 1989b

Fittschen, K. (Hg.), Griechische Porträts, Darmstadt 1988a

Fittschen, K. Griechische Porträts – Zum Stand der Forschung, 1988b, in: Fittschen 1988a, 1–38

Flashar, H., Aristoteles. Problemata Physica, Berlin 1962, [4]1991

Flashar, H., Melancholie und Melancholiker in den medizinischen Theorien der Antike, Berlin 1966

Flashar, H. (Hg.), Antike Medizin, Darmstadt 1971

Flashar, H., Aristoteles. Mirabilia, Berlin 1972

Flashar, H., Aristoteles, in: Überweg. Grundriß der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike, hg. v. H. Flashar, Bd. 3: Ältere Akademie. Aristoteles. Peripatos, Basel, Stuttgart 1983, 175–457

Foerster, R., Dissertatio de Aristotelis quae feruntur physiognomonicis recensendis, in: Schriften der Universität zu Kiel, Bd. 28, 1881/82, Nr. 1882.V.1

Foerster, R., Die Physiognomik der Griechen, Kiel 1884

Foerster, R., De Polemonis physiognomonicis dissertatio, Kiel 1886

Foerster, R., De Aristotelis quae feruntur physiognomicorum indole ac condicione, in: Philosophische Abhandlungen. Martin Hertz zum siebzigsten Geburtstag 1888, 283–303

Foerster, R., Quaestiones physiognomonicae, Kiel 1890

Foerster, R., Scriptores Physiognomonici Graeci et Latini, 2 Bde., Leipzig 1893, Nachdr. Stuttgart, Leipzig 1994

Foerster, R., Zur Ueberlieferung der Physiognomik des Adamantios, Rheinisches Museum für Philologie N.F. 52, 1897/98, 298–299

Foerster, R., Zur Epitome des Adamantios, Rheinisches Museum für Philologie N.F. 55, 1900, 139–148

Foerster, R., Zu den griechischen Physiognomikern, Philologus 81, 1925/1926, 236–238

Föllinger, S., Mündlichkeit in der Schriftlichkeit als Ausdruck wissenschaftlicher Methode bei Aristoteles, in: W. Kullmann, J. Althoff

(Hg.), Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur, Tübingen 1993, 263–280

Föllinger, S., Differenz und Gleichheit. Das Geschlechterverhältnis in der Sicht griechischer Philosophen des 4. bis 1. Jahrhunderts v. Chr., Stuttgart 1996

Förtsch, R., L'immagine della città e l'immagine del cittadino, in: Settis 1998, 405–465

Fortenbaugh, W. W., Aristotle on Slaves and Women, in: J. Barnes, M. Schofield, R. Sorabji (Hg.), Articles on Aristotle. 2. Ethics and Politics, London 1965, 135–139

Fortenbaugh, W. W., Aristotle: Animals, Emotions, and Moral Virtue, Arethusa 4, 1971, 137–165

Fortenbaugh, W. W., Die Charaktere Theophrasts. Verhaltensregelmäßigkeiten und aristotelische Laster, Rheinisches Museum 118, 1975, 62–82

Fortenbaugh, W. W., Theophrast über den komischen Charakter, Rheinisches Museum 124, 1981, 245–260

Fortenbaugh, W. W., Quellen zur Ethik Theophrasts, Amsterdam 1984

Fortenbaugh, W. W., Theophrastus on Delivery, in: W. W. Fortenbaugh, P. M. Huby, A. A. Long (Hg.), Theophrastus of Eresus. On His Life and Work, New Brunswick, Oxford 1985, 269–288

Fortenbaugh, W. W., Theophrastus, the Characters and Rhetoric, in: W. W. Fortenbaugh, D. C. Mirhady (Hg.), Peripatetic Rhetoric after Aristotle, New Brunswick, London 1994, 15–35.

Fraenkel, E., Plautinisches im Plautus, Berlin 1922

Fraenkel, E., Aeschylus, Agamemnon, 3 Bde., Oxford 1950

Fränkel, H., Die homerischen Gleichnisse, Göttingen 1921, Nachdr. d. 2. Aufl. 1977

Frischer, B., The Sculpted Word. Epicureanism and Philosophical Recruitment in Ancient Greece, Berkeley, Los Angeles, London 1982 — Rez.: D. Clay, American Journal of Philology 105, 1984, 482–489; P. H. Schrijvers, Mnemosyne 40, 1987, 230–232

v. Fritz, K., s.v. Phaidon 3), in: RE XIX, 1938, 1538–1542

Frontisi-Ducroux, F., Au miroir du masque, in: Vernant u.a. 1984, 147–161

Fuchs, W., Die Skulptur der Griechen, München [4]1993

Gaiser, K., Menander und der Peripatos, Antike und Abendland 13, 1967, 8–40

Gamillscheg, E./ Harlfinger, D., Repertorium der griechischen Kopisten 800–1600. 2. Teil: Handschriften aus den Bibliotheken Frankreichs. A, Wien 1989

García Ballester, L., Galen as a medical practitioner: problems in diagnosis, in: V. Nutton (Hg.), Galen: Problems and prospects, London 1981, 13–46

Gauer, W., Die griechischen Bildnisse der klassischen Zeit als politische und persönliche Denkmäler, JdI 83, 1968, 118–179

Gauthier, R. A., Magnanimité, Paris 1961

Gehrig, U., u.a., Tierbilder aus Vier Jahrtausenden: Antiken der Sammlung Mildenberg, Mainz 1983

Giannantoni, G., Socratis et Socraticorum reliquiae, collegit, disposuit, apparatibus notisque instruxit G. Giannantoni, 4 Bde., Neapel 1990

Gigon, O., Aristotelis Opera ex rec. Immanuelis Bekkeri ed. Acad. Regia Borussica. Vol. 3: Librorum deperditorum fragmenta, collegit et annotationibus instruxit O. Gigon, Berlin, New York 1987

Ginzburg, C., Spie. Radici di un paradigma indiziario, in: A. Gargani (Hg.), Crisi della ragione. Nuovi modelli nel rapporto tra sapere e attività umane, Turin 1979, 57–106 — engl. Übers.: Clues. Roots of an Evidential Paradigm, in: C. Ginzburg, Myths, Emblems, Clues, London 1990, 96–125 — zitiert nach der dt. Übers.: Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, in: C. Ginzburg, Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, Berlin 1993, 7–44

Gisinger, F., s.v. Zopyros 3), in: RE X.A, 1972, 768f.

Giuliani, L., Individuum und Ideal. Antike Bildniskunst, in: Bilder vom Menschen in der Kunst des Abendlandes. Jubiläumsausstellung der Preußischen Museen Berlin 1830–1980, Berlin 1980, 41–86

Giuliani, L., Rez. zu Voutiras, Studien zu Interpretation und Stil..., Gnomon 54, 1982, 51–56

Giuliani, L., Bildnis und Botschaft. Hermeneutische Untersuchungen zur Bildniskunst der römischen Republik, Frankfurt a. M. 1986

Giuliani, L., Die seligen Krüppel. Zur Deutung von Missgestalten in der hellenistischen Kleinkunst, Archäologischer Anzeiger 1987, 701–721

Giuliani, L., Das älteste Sokrates-Bildnis: Ein Physiognomisches Porträt wider die Physiognomiker, in: Bildnisse. Die europäische Tradition

der Portraitkunst [Freiburger Universitätsblätter, Heft 132], Freiburg 1996a, 9–28 — Nachdr. in: Schmölders 1996, 19–42

Giuliani, L., Laokoon in der Höhle des Polyphem. Zur einfachen Form des Erzählens in Bild und Text, Poetica 28, 1996b, 1–47

Giuliani, L., Il ritratto, in: Settis 1997, 983–1011

Giuliani, L., Rez. zu Himmelmann, Realistische Themen..., Gnomon 70, 1998, 628–638

Gleason, M. W., The semiotics of gender. Physiognomy and self-fashioning in the second century C.E., in: Halperin/Winkler/Zeitlin 1990, 389–415

Gleason, M. W., Making Men. Sophists and Self-Presentation in Ancient Rome, Princeton/NJ 1995 — Rez.: S. Swain, Journal of Roman Studies 86, 1996, 231f.

Gohlke, P., Aristoteles. Die Lehrschriften, herausgegeben, übertragen und in ihrer Entstehung erläutert, Bd. VIII/4: Kleine Schriften zur Naturgeschichte (Fragmente der Zoika, Wunderberichte, Wesens-Erkundung, Über Pflanzen), Paderborn 1961

Gombrich, E. H., Art and Illusion. A Study in the psychology of pictorial representation, Oxford 1960, zit. nach ²1962 — dt.: Kunst und Illusion. Zur Psychologie der bildlichen Darstellung, Stuttgart, Zürich 1978, ²1986

Gombrich, E. H., On Physiognomic Perception, in: G. Kepes (Hg.), The Visual Arts Today. Daedalus, Journal of the American Academy of Arts and Sciences 89, 1962 — zitiert nach dem Nachdr. in: E. H. Gombrich, Meditations on a hobby horse and other essays on the theory of arts, Oxford 1963, ⁴1985, 45–55

Gombrich, E. H., The Cartoonist's Armoury, in: Meditations on a hobby horse and other essays on the theory of arts, Oxford 1963, ⁴1985, 127–142

Gombrich, E. H., The Mask and the Face: The Perception of Physiognomic Likeness in Life and Art, in: Art, Perception and Reality, Baltimore, London 1972, 1–46 — zitiert nach dem Nachdr. in: E. H. Gombrich, The image and the eye. Further studies in the psychology of pictorial representation, Oxford 1982, 105–136 — dt.: Maske und Gesicht. Die Wahrnehmung physiognomischer Ähnlichkeit im Leben und in der Kunst, in: E. H. Gombrich, J. Hochberg, M. Black, Kunst, Wahrnehmung, Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1977, 10–60

Gomperz, Th., Über die Charaktere Theophrasts, Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, philosophisch-historische Klasse 117.10, 1889

Gossen, H., s.v. Hase, in: RE VII.2, 1912, 2477–2486

Gotthelf, A. (Hg.), Aristotle on Nature and Living Things. Philosophical and Historical Studies. Presented to D. M. Balme on his Seventieth birthday, Pittsburgh 1985

Gotthelf, A., Division and Explanation in Aristotle's Parts of Animals, in: H.-C. Günther, A. Rengakos (Hg.), Beiträge zur antiken Philosophie. Festschrift für Wolfgang Kullmann, Stuttgart 1997, 215–229

Gotthelf, A./ Lennox, J. G. (Hg.), Philosophical issues in Aristotle's biology, Cambridge 1987

Graef, B. / Langlotz, E., Die antiken Vasen von der Akropolis zu Athen, 2 Bde., Berlin 1933

Green, J.R., On Seeing and Depicting the Theatre in Classical Athens, Greek Roman and Byzantine Studies 32, 1991, 15–50

Green, J. R., Theatre in Ancient Greek Society, London, New York 1994 — Rez.: Hall 1997

Green, J. R./ Handley, E., Images of the Greek Theatre, London 1995 — Rez.: Hall 1997

Grignaschi, M., La „Physiognomonie" traduite par Hunyan Ibn Ishâq, Arabica. Revue d'Études arabes 21, 1974, 285–291

Grimaldi, W. M. A., Semeion, Tekmerion, Eikos in Aristotle's Rhetoric, American Journal of Philology 101, 1980, 383–398

Groddeck, W./ Stadler, U. (Hg.), Physiognomie und Pathognomie. Zur literarischen Darstellung von Individualität. Festschrift für Karl Pestalozzi zum 65. Geburtstag, Berlin, New York 1994

Gross, W. H., Quas iconicas vocant. Zum Porträtcharakter der Statuen dreimaliger olympischer Sieger, Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-Hist. Klasse 1969, Nr. 3, 62–67 — zitiert nach Nachdr. in Fittschen 1988a: 359–376

Grzimek, B. (Hg.), Grzimek's Animal Life Encyclopedia, 13 Bde., New York 1972

Hall, E., Inventing the Barbarian. Greek self-definition through tragedy, Oxford 1989

Hall, E. A., Theatrical Archaeology, American Journal of Archaeology 101, 1997, 155–158 (= Sammelrezension zu Webster/Green/Seeberg 1995, Green 1994, Wiles 1991, Green/Handley 1995 u.a.)

Hall, J. J., The classification of birds, in Aristotle and early modern naturalists (I), History of Science 29, 1991, 111–151

Haller, C. Graf, Die Bauchmuskeln des Menschen an klassischen Skulpturen, Deutsches Ärzteblatt 65, 1968, 57–59

Halliwell, S., The Function and Aesthetics of the Greek Tragic Mask, in: N. W. Slater, B. Zimmermann (Hg.), Intertextualität in der griechisch-römischen Komödie, Stuttgart 1993 [Drama. Beiträge zum antiken Drama und seiner Rezeption 2], 195–211

Halperin, D. M./ Winkler, J. J./ Zeitlin, F. I. (Hg.), Before Sexuality: the Construction of Erotic Experience in the Ancient Greek World, Princeton 1990

Handley, E. W., The Dyskolos of Menander, Bristol 1965, [2]1992

Hankinson, J., Semeion e tekmerion. L'evoluzione del vocabulario di segni e indicazione nella Grecia classica, in: Settis 1997, 1169–1187

Hanson, A. E., The Medical Writer's Woman, in: Halperin/Winkler/Zeitlin 1990, 309–338

Hardie, W. F. R., Aristotle's Doctrine that Virtue is a ‚Mean', Proceedings of the Aristotelian Society 65, 1964/65, 183–204 — Nachdr. in: Barnes/Schofield/Sorabji 1977: 33–46

Hardie, W. F. R., ‚Magnanimity' in Aristotle's *Ethics*, Phronesis 23, 1978, 63–79

Harlfinger, D., Die Textgeschichte der Pseudo-Aristotelischen Schrift Περὶ ἀτομῶν γραμμῶν. Ein kodikologisch-kulturgeschichtlicher Beitrag zur Klärung der Überlieferungsverhältnisse im Corpus Aristotelicum, Amsterdam 1971

Harlfinger, D., Die handschriftliche Verbreitung des Mirabilien, in: Flashar 1972, 62–66

Harlfinger, D., Einige Grundzüge der Aristoteles-Überlieferung, in: D. Harlfinger (Hg.), Griechische Kodikologie und Textüberlieferung, Darmstadt 1980, 447–483

Harlfinger, D./ Reinsch, D., Die Aristotelica des Parisinus Gr. 1741, Philologus 114, 1970, 28–50

Harlfinger, D./ Wiesner, J., Die griechischen Handschriften des Aristoteles und seiner Kommentatoren, Scriptorium 18, 1964, 238–25

Harris, C. R. S., The Heart and the Vascular Sytem in Ancient Greek Medicine from Alcmaeon to Galen, Oxford 1973

Henderson, J., The Maculate Muse. Obscene Language in Attic Comedy, New Haven, London 1975

Henderson, J., Seeing through Socrates: Portrait of the philosopher in sculpture culture, Art and History 19, 1996, 327–352

Hesk, J., Deception, Democracy and Ideology. The rhetoric of Self-Representation in Classical Athens", Diss. Cambridge 1997

Hesk, J., The rhetoric of anti-rhetoric in Athenian oratory, in: S. Goldhill, R. Osborne (Hg.), Performance culture and Athenian democracy, Cambridge 1999, 201–230

Hett, W. S., Aristotle. Minor Works, Cambridge/Mass. 1936, Nachdr. 1955, 1963, 1980, 1993

Himmelmann-Wildschütz, N., Bemerkungen zur geometrischen Plastik, Berlin 1964

Himmelmann, N., Alexandria und der Realismus in der griechischen Kunst, Tübingen 1983

Himmelmann, N., Realistische Themen in der griechischen Kunst der archaischen und klassischen Zeit, Berlin, New York 1994 [Jahrbuch des deutschen Archäologischen Instituts, 28. Ergänzungsheft] — Rez.: Giuliani 1998

Hinz, B., Aphrodite. Geschichte einer abendländischen Passion, München, Wien 1998

von den Hoff, R., Philosophenporträts des Früh- und Hochhellenismus, München 1994

von den Hoff, R., Der ‚Alexander Rondanini'. Mythischer Heros oder heroischer Herrscher?, Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 48, 1997, 7–28

Hoffmann, H., Hahnenkampf in Athen. Zur Ikonologie einer attischen Bildformel, Revue archéologique 1974, 195–220

Hoffmann, P., Un mystérieux collaborateur d'Alde Manuce: L'Anonymus Harvardiensis, Mélanges de l'École Française de Rome 97, 1985, 45–143

Holford-Strevens, L., Aulus Gellius, London 1988

Holford-Strevens, L., Aulus Gellius: The Non-Visual Portraitist. Appendix: On the Sources for Polemo's Φυσιογνωμονικά, in: M. J. Edwards, S. Swain (Hg.), Portraits. Biographical Representation in the Greek and Latin Literature of the Roman Empire, Oxford 1997, 93–116

Holoka, J., Nonverbal Communication in the Classics: Research Opportunities, in: F. Poyatos (Hg.), Advances in nonverbal communication.

Sociocultural, clinical, esthetic and literary perspectives, Amsterdam, Philadelphia 1992, 237–254

Hölscher, F., Die Bedeutung archaischer Tierkampfbilder, Würzburg 1972

Hölscher, T., Ideal und Wirklichkeit in den Bildnissen Alexanders des Großen, Abh. Akad. Heidelberg 1971, Nr. 2

Hölscher, T., Die Aufstellung des Perikles-Bildnisses und ihre Bedeutung, Würzburger Jahrbücher N.F. 1, 1975, 187–199 — Nachdr. in: Fittschen 1988a, 377–391

Hölscher, T., Formen der Kunst und Formen des Lebens, in: T. Hölscher, R. Lauter (Hg.), Formen der Kunst und Formen des Lebens. Ästhetische Betrachtungen als Dialog. Von der Antike bis zur Gegenwart und wieder zurück, Ostfildern-Ruit 1995, 11–45

Hölscher, T., Immagini dell'identità greca, in: Settis 1997, 191–249

Hoppe, B., Physiognomie der Naturgegenstände, insbesondere der Pflanzen, in der Antike und ihre Wirkung, in: K. Döring, B. Herzhoff, G. Wöhrle (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption, Bd. 8, Trier 1998, 43–59

Hunger, H., u.a., Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, Band 1: Antikes und mittelalterliches Buch- und Schriftwesen. Überlieferungsgeschichte der antiken Literatur, Zürich 1961

Huß, B., Xenophons Symposion. Ein Kommentar, Stuttgart, Leipzig 1999

Ingold, T. (Hg.), What is an Animal, London 1988, ²1994

Irwin, E., Colour Terms in Greek Poetry, Toronto 1974

Jaeger, W., Der Großgesinnte aus der Nikomachischen Ethik des Aristoteles, Antike 7, 1931, 97–105

Jereb, H., s.v. Panther, in: RE XVIII.2b, 1949, 747–776

Joly, R., La charactérologie antique jusqu'a Aristote, Revue Belges de Philologie et d'Histoire 40, 1962, 5–28

Kahn, C. H., Plato and the Socratic dialogue. The philosophical use of a literary form, Cambridge 1996

Kalchreuther, H., Die μεσότης bei und vor Aristoteles, Diss. Tübingen 1911

Kapp, E., Greek foundations of traditional logic, New York 1942 — dt. Übers.: Der Ursprung der Logik bei den Griechen, Göttingen 1965

Karp, I., s.v. Anthropology, in: Sebeok 1986 I, 30–35

Keller, O., Thiere des classischen Alterthums in culturgeschichtlicher Beziehung, Innsbruck 1887

Keller, O., Die antike Tierwelt, 2 Bde., Leipzig 1909/1913, Nachdr. Hildesheim 1963

Kiilerich, B., Physiognomics and the iconography of Alexander, Symbolae Osloenses 63, 1988, 51–66

King, H., Medical texts as a source for women's history, in: A. Powell (Hg.), The Greek World, London, New York 1995, 199–218

Kley, W., Theophrasts metaphysisches Bruchstück und die Schrift περὶ σημείων in der lateinischen Übersetzung des Bartholomaeus von Messina, Würzburg 1936

Koch-Harnack, G., Knabenliebe und Tiergeschenke. Ihre Bedeutung im päderastischen Erziehungssystem Athens, Berlin 1983

Köhler, C. S., Das Tierleben im Sprichwort der Griechen und Römer. Nach Quellen und Stellen in Parallele mit dem deutschen Sprichwort herausgegeben, Leipzig 1881, Nachdr. Hildesheim 1967

Kozloff, A. P., Animals in Ancient Art from the Leo Mildenberg Collection, Cleveland 1981

Kozloff, A. P./Mitten, D. G./Sguaitamatti, M., More Animals in Ancient Art from the Leo Mildenberg Collection, Mainz 1986

Kraemer, H., s.v. Rind, in: RE Suppl. VII, 1940, 1155–1185

Kraus, F. R., Die physiognomischen Omina der Babylonier, Mitteilungen der Vorderasiatisch-ägyptischen Gesllschaft Bd. 40, Heft 2, Leipzig 1935

Kraus, F. R., Texte zur babylonischen Physiognomatik, Berlin 1939

Kraus, M., Name und Sache. Ein Problem im frühgriechischen Denken, Amsterdam 1987

Kraus, M., s.v. Enthymem, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. v. G. Ueding, Bd. 2, Tübingen 1994, 1197–1222

Kraus, M./Spengler, H.-D., s.v. Indiz, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. v. G. Ueding, Bd. 4, Tübingen 1998, 333–351

Kreuz, F. A., Aristoteles, Werke. 3. Schriften zur Naturphilosophie. 3. Kleinere Abhandlungen über die Seele. 6. und 7. Kapitel und Physiognomik, übers. v. F. A. Kreuz, Stuttgart 1847

Krien, G., Der Ausdruck der antiken Theatermasken nach Angaben im Pollux-Katalog und in der pseudoaristotelischen „Physiognomik", Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 42, 1955, 84–117

Kroll, W., s.v. Kinaidos, in: RE XI.1, 1921, 459–462.

Krumeich, R., Ehrenstatuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, in: Standorte. Kontext und Funktion antiker Skulptur, hg. v. K. Stemmer, Berlin 1995, 300–304

Krumeich, R., Bildnisse griechischer Herrscher und Staatsmänner im 5. Jahrhundert v. Chr., München 1997

Kudlien, F., s.v. Anatomie, RE Suppl. XI, 1968, 38–48

Kühner, R./ Gerth, B., Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, 2 Bde., Hannover 1955

Kullmann, W., Wissenschaft und Methode. Interpretationen zur aristotelischen Theorie der Naturwissenschaft, Berlin, New York 1974 — Rez.: K. v. Fritz, Gnomon 52, 1980, 105–118

Kullmann, W., Aristoteles' Grundgedanken zu Aufbau und Funktion der Körpergewebe, in: Sudhoffs Archiv 66, 1982, 209–238

Kullmann, W./ Föllinger, S. (Hg.), Aristotelische Biologie. Intentionen, Methoden, Ergebnisse, Stuttgart 1997

Kurtz, D., Pioneering anatomical realism, in: Euphronios. Atti dei seminario internazionale di studi. Arezzo 27–28 Maggio 1990, hg. v. M. Iozzo, F. Nicosia, P. Zamarchi Grassi, Florenz 1992, 29–37

Lateiner, D., Sardonic Smile. Nonverbal Behavior in Homeric Epic, Ann Arbor 1996

Laubscher, H.-P., Fischer und Landleute. Studien zur Hellenistischen Genreplastik, Mainz 198

Latacz, J., Die Funktion des Symposions für die entstehende griechische Literatur, in: W. Kullmann, M. Reichel (Hg.), Der Übergang von der Mündlichkeit zur Literatur bei den Griechen, Tübingen 1990, 227–264

Lavater, J. C., Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, 4 Bde., Leipzig 1775–1778

Leach, E., Anthropological Aspects of Language: Animal Categories and Verbal Abuse, in: E. J. Lennenberg (Hg.), New Directions in the Study of Language, Cambridge 1964, 23–63

Leighton, S. R., Aristotle's courageous passions, Phronesis 33, 1988, 76–99

Leimbach, R., Plutarch über das Aussehen Alexanders des Großen, Archäologischer Anzeiger 1979, 213–220

Lennox, J. G., Aristotle on Genera, Species, and ‚the More and the Less', Journal of the History of Biology 13, 1980, 321–346

Lennox, J. G., Divide and explain: The Posterior Analytics in practice, in: Gotthelf/Lennox 1987, 90–119

Lentacker, A./ De Cupere, B., Domestication of the Cat and Reflections on the Scarcity of Finds in Archaeological Contexts, in: L. Bodson (Hg.), Les animaux introduits par l'homme dans la faune de l'Europe, Liège 1994, 69–78

Lévi-Strauss, C., La Pensée Sauvage, Paris 1962

Lichtenberg, G. C., Über Physiognomik; Wider die Physiognomen. Zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis (1777/78), in: G. C. Lichtenberg, Schriften und Briefe, hg. v. W. Promies, Bd. 3, München 1972, 256–295

Lissarrague, F., The Sexual Life of Satyrs, in: Halperin/Winkler/Zeitlin 1990a, 53–81

Lissarrague, F., Why Satyrs Are Good to Represent, in: Winkler/Zeitlin 1990b, 228–236

Lissarrague, F., On the Wildness of Satyrs, in: T. H. Carpenter, C. A. Faraone (Hg.), Masks of Dionysus, Ithaca, London 1993, 207–220

Lissarrague, F., L'immagine dello straniero ad Atene, in: Settis 1997, 937–958

Lissarrague, F., Esope, entre l'homme et l'animal: portraits et illustrations antique, erscheint auf Englisch in: B. Cohen (Hg.), The Other (im Druck)

Lloyd, G. E. R., Right and left in Greek philosophy, Journal of Hellenic Studies 82, 1962, 56–66 — erweiterter Nachdr. in: Lloyd 1991a, 27–33

Lloyd, G. E. R., The Hot and the Cold, the Dry and the Wet in Greek Philosphy, Journal of Hellenic Studies 84, 1964, 92–106

Lloyd, G. E. R., Polarity and analogy. Two types of argumentation in early Greek thought, Cambridge 1966, ²1971, Nachdr. Bristol 1987

Lloyd, G. E. R., The empirical basis of the physiology of the *Parva Naturalia*, in: G. E. R. Lloyd, G. E. L. Owen (Hg.), Aristotle on Mind and the Senses, Cambridge 1978, 215–239 — erweiterter Nachdr. in: Lloyd 1991a, 224–247

Lloyd, G. E. R., Science, Folklore and Ideology. Studies in the Life Sciences in Ancient Greece, Cambridge 1983 — Rez.: J. A. Richmonds, Journal of Hellenic Studies 105, 1985, 207f.; Parker 1994

Lloyd, G. E. R., The Revolutions of Wisdom. Studies in the Claims and Practice of Ancient Greek Science, Berkeley, Los Angeles, London 1987

Lloyd, G. E. R., Methods and Problems in Greek Science, Cambridge 1991a

Lomiento, L., Le ‚presupposizioni della conoscenza': un nuovo studio sulla scienza dell'uomo nella antica Grecia, Quaderni Urbinati di cultura classica, 62 (N.S. 33), 1989, 147–156 (= Rez. zu: Sassi 1988)

Longrigg, J., Greek Rational Medicine. Philosophy and medicine from Alcmaeon to the Alexandrians, London, New York 1993

Loraux, N., Sur la race des femmes et quelques-unes de ses tribus, Arethusa 11, 1978, 43–87 — Nachdr. in: N. Loraux, Les enfants d'Athéna: idées athéniennes sur la citoyenneté et la division des sexes, Paris 1981, 75–117

Louis, P., Aristote. Problèmes, 3 Bde., Paris 1991, 1993, 1994

Loveday, T./ Forster, E. S., Opuscula. De coloribus, De audibilibus and Physiognomonica, in: The works of Aristotle. Translation into English, hg. v. J. A. Smith u. W. D. Ross.,Vol. 6, Oxford 1913, Nachdr. 1952, 1961 — jetzt in: The Complete Works of Aristotle. The revised Oxford translation, hg. v. J. Barnes, 2 Bde., Princeton 1984, ^{4}1991, Bd. 1, 1237–1250

Macalister, A., Physiognomy, in: Encyclopedia Britannica, 11. Aufl., Bd. 21, 1910/1911, 550–552

Magli, P., The Face and the Soul, in: M. Feher, R. Naddaff, N. Tazi (Hg.), Fragments for a History of the Human Body. Part Two, New York 1989

Maier, H., Die Syllogistik des Aristoteles. I: Die logische Theorie des Urteils bei Aristoteles. II: Die logische Theorie des Syllogismus und die Entstehung der aristotelischen Logik. 1. Hälfte: Formenlehre und Technik des Syllogismus, 2. Hälfte: Die Entstehung der aristotelischen Logik, Tübingen 1900 — Berichtigte Neuausgabe: Leipzig 1936 — Nachdr. Hildesheim 1969/1970

Maier-Eichhorn, U., Die Gestikulation in Quintilians Rhetorik, Frankfurt a. Main, Berlin, New York, Paris 1989

Mainoldi, C., L'image du loup et du chien dans la Grèce ancienne d'Homère à Platon, Strasbourg 1984

Manuli, P., Donne mascoline, femmine sterili, vergini perpetue. La ginecologia greca tra Ippocrate e Sorano, in: Campese/Manuli/Sissa 1983, 147–192

Marganne, M.-H., De la physiognomie dans l'Antiquité Gréco-Romaine, in: P. Dubois, Y. Winkin (Hg.), Rhétoriques du corps, Brüssel 1988, 13–24

Martin, J., Antike Rhetorik. Technik und Methode, München 1974 [Handbuch der Altertumswissenschaft II.3]

Martini, W., Die archaische Plastik der Griechen, Darmstadt 1990

Martini, A./Bassi, D., Catalogus Codicum Graecorum Bibliothecae Ambrosianae, 2 Bde., Mailand 1906, Nachdr. Hildesheim, New York 1978

Matelli, E., Libro e testo nella tradizione dei caratteri di Teofrasto, Scrittura e civiltà 13, 1989, 329–377

v. Matt, P., ...fertig ist das Angesicht. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichtes, München 1983

Maxwell-Stuart, P. G., Studies in Greek Colour Terminology, Vol. I: ΓΛΑΥΚΟΣ, Leiden 1981a

Maxwell-Stuart, P. G., Studies in Greek Colour Terminology, Vol. II: ΧΑΡΟΠΟΣ, Leiden 1981b

McDiarmid, J. B., The Manuscripts of Theophrastus' De sensibus, Archiv für Geschichte der Philosophie 44, 1962, 1–32

Megow, R., Antike Physiognomielehre, Das Altertum 9, 1963, 213–221

Meischner, J., Privatporträts der Jahre 195 bis 220 n. Chr., Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts 97, 1982, 401–439

Metzler, D., Porträt und Gesellschaft. Über die Entstehung des griechischen Porträts in der Klassik, Münster 1971 — Rez.: Schneider 1974

Miller, M. C., Athens and Persia in the fifth century BC. A study in cultural receptivity, Cambridge 1997

Mills, M. J., Φθόνος and its related πάθη in Plato and Aristotle, Phronesis 30, 1985, 1–12

Mioni, E., Aristotelis Codices Graeci qui in Bibliothecis Venetis adservantur, Padua 1958

Mioni, E., Bibliotheca Divi Marci Venetiarum. Codices Graeci Manuscripti. Vol. I.2, Rom 1972

Mioni, E., Bibliotheca Divi Marci Venetiarum Codices Graeci Manuscripti. Vol. I: Thesaurus Antiquus. Codices 1–299, Rom 1981

Misener, G., Loxus, Physician and Physiognomist, Classical Philology 18, 1923, 1–22

Misener, G., Iconistic Portraits, Classical Philology 19, 1924, 97–123

v. Möllendorff, P., Menanders ‚Samia‘ und die Aristotelische ‚Poetik‘, in: Möllendorff/Bierl 1994, 300–317

v. Möllendorff, P. / Bierl, A. (Hg.), Orchestra. Mythos – Drama – Bühne. Festschrift für Hellmut Flashar,Stuttgart, Leipzig 1994

Moraux, P., Les listes anciennes des ouvrages d'Aristote, Louvain 1951

Moraux, P., Der Aristotelismus bei den Griechen. Von Andronikos bis Alexander von Aphrodisias. Erster Band: Die Renaissance des Aristotelismus im I. Jh. v. Chr., Berlin, New York 1973

Moraux, P. u. a., Aristoteles Graecus. Die griechischen Manuskripte des Aristoteles, untersucht und beschrieben von P. Moraux, D. Harlfinger, D. Reinsch, J. Wiesner. Erster Band: Alexandrien – London, Berlin, New York 1976

Moreno, P., s.v. Theodoros, in: Enciclopedia dell'Arte Antica Classica e Orientale, Bd. 7, Rom 1966, 811f.

Morphy, H. (Hg.), Animals into Art, London u.a. 1989

Nesselrath, H.-G., Die attische mittlere Komödie. Ihre Stellung in der antiken Literaturkritik und Literaturgeschichte, Berlin 1990 — Rez.: W. G. Arnott, Classical Quarterly 42, 1992, 60f.

Neumann, G., Gesten und Gebärden in der griechischen Kunst, Berlin 1965

Neumer-Pfau, W., Studien zur Ikonographie und gesellschaftlichen Funktion hellenistischer Aphrodite-Statuen, Bonn 1982

Neumer-Pfau, W., Die nackte Liebesgöttin. Aphroditestatuen als Verkörperung des Weiblichkeitsideals in der griechisch-hellenistischen Welt, Visible Religion 4–5: Approaches to iconology, 1985/86, 205–234

Neumer-Pfau, W., Rez. zu H.-H. v. Prittwitz u. Gaffron, Der Wandel der Aphrodite..., Gnomon 62, 1990, 619–625

Norden. E., Über die Schriften des Antisthenes, in: E. Norden, Beiträge zur griechischen Philosophiegeschichte, Leipzig 1893, 368–373

Nöth, W., Handbuch der Semiotik, Stuttgart [2]1985

Nussbaum, M. C., Aristotle's De Motu Animalium. Text with Translation, Commentary, and Interpretative Essays, Princeton 1978

Nussbaum, M. C./ Rorty, A. O. (Hg.), Essays on Aristotle's De anima, Oxford 1992

Nutton, V., Galen at the bedside: the methods of a medical detective, in: W. F. Bynum, R. Porter (Hg.), Medicine and the Five Senses, Cambridge 1993

Oder, E., s.v. Adler, in: RE I.1, 1894a, 371–375

Oder, E., s.v. Affe, in: RE I.1, 1894b, 706–708

Oehler, K., Die Anfänge der Relationenlogik und der Zeichenschluß bei Aristoteles, Zeitschrift für Semiotik 4, 1982, 259–266

Olbricht, T. H., Delivery and Memory, in: S. E. Porter (Hg.), Handbook of Classical Rhetoric in the Hellenistic Period 330 B.C. – A.D. 400, Leiden, New York, Köln 1997, 159–167

Olck, F., s.v. Esel, in: RE VI.11, 1907, Sp. 626–675.

Orth, F. s.v. Hirsch, in: RE VIII.16, 1913a, 1936–1950

Orth, F., s.v. Huhn, in: RE VIII.16, 1913b, 2519–2536

Orth, F., s.v. Hund, in: RE VIII.16, 1913c, 2539–2582

Orth, F., s.v. Katze, in: RE XI.17, 1921a, 52–57

Orth, F., s.v. Schaf, in: RE II.A.3, 1921b, 373–399

Orth, F., s.v. Stier, in: RE III.A.6, 1929, 2495–2520

Osborne, R., Archaic and Classical Greek Art, Oxford, New York 1998

Padel, R., In and Out of the Mind: Greek Images of the Tragic Self, Princeton 1992

Parker, R., Sex, Women, and Ambigous Animals, Phronesis 29, 1984, 174–187 (= Rez. zu G. E. R. Lloyd, Science, Folklore...)

Patzer, A., Antisthenes der Sokratiker. Das literarische Werk und die Philosophie, dargestellt am Katalog der Schriften (Teildruck), Diss. Heidelberg 1970

Patzer, A., Sokrates in den Fragmenten der Attischen Tragödie, in: Möllendorff/Bierl 1994, 50–81

Pears, D., Courage as a Mean, in: A. O. Rorty (Hg.), Essays in Aristotle's Ethics, Berkeley, Los Angeles, London 1980, 171–187

Peirce, C. S., Collected Papers of Charles Sanders Peirce. Vol. I–VI, hg. v. C. Hartshorne, P. Weiss, Cambridge/Mass. 1931–1935

Pellegrin, P., La classification des animaux chez Aristote. Statut de la biologie et unité de l'Aristotélisme, Paris 1982 — zitiert nach der engl. Übers.: Aristotle's Classification of Animals. Biology and the conceptual unity of the Aristotelian Corpus, Berkeley, Los Angeles, London 1986

Pellegrin, P., Aristotle: A zoology without species, in: Gotthelf 1985, 95–115

Pellegrin, P., Les fonctions explicatives de l'Histoire des animaux d'Aristote, Phronesis 31, 1986, 148–166

Pellegrin, P., Logical difference and biological difference: the unity of Aristotle's thought, in: Gotthelf/Lennox 1987, 313–338

Perfahl, J., Wiedersehen mit Argos und andere Nachrichten über Hunde in der Antike, Mainz 1983

Perpillou-Thomas, F., Artistes et athlètes dans les papyrus grecs d'Égypte, Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik, 108, 1995, 89–109

Pickard-Cambridge, A./ Gould, J./ Lewis, D.M., The Dramatic Festivals of Athens. Second edition, Oxford 1988

Pigeaud, J., La maladie de l'âme. Etude sur la relation de l'âme et du corps dans la tradition médico-philosophique antique, Paris 1981

Pigeaud, J., Folie et cures de la folie chez les médecins de l'antiquité gréco-romaine. La manie, Paris 1987

Pohlenz, M., Τὸ πρέπον. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol. hist. Klasse, Berlin 1933, 53–92

Pollard, J., Birds in Greek Life and Myth, Plymouth 1977

Pollitt, J. J., The ancient view of Greek art. Criticism, History, and Terminology, New Haven, London 1974

Pollitt, J. J., Art in the Hellenistic Age, Cambridge 1986

Pollitt, J. J., The Art of Ancient Greece. Sources and Documents, Cambridge 1990

Posner, R./ Robering, K./ Sebeok, T. A. (Hg.), Semiotik / Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur / A Handbook on the Sign-Theoretic Foundations of Nature and Culture, 1. Teilband / Volume 1, Berlin, New York 1997 — Rez.: Albrecht 1997

Prantl, C., Aristotelis De coloribus, De audibilibus, Physiognomonica, Leipzig 1881

Preißhofen, F., Sokrates im Gespräch mit Parrhasios und Kleiton, in: K. Döring, W. Kullmann (Hg.), Studia Platonica. Festschrift für H. Gundert, Amsterdam 1974, 21–40.

Primavesi, O., Dionysios der Dialektiker und Aristoteles über die Definition des Lebens, Rheinisches Museum für Philologie N. F. 135, 1992, 246–261

v. Prittwitz u. Gaffron, H.-H., Der Wandel der Aphrodite. Archäologische Studien zu weiblichen halbbekleideten Statuetten des späten Hellenismus, Bonn 1988 — Rez.: Neumer-Pfau 1990

Protzmann, H., Zeugnisse zum Stilbewußtsein in der hochklassischen Kunst, Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 50, 1972, 68–93

Protzmann, H., Realismus und Idealität in Spätklassik und Frühhellenismus. Ein Kapitel künstlerischer Problemgeschichte der Griechen, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 92, 1977, 169–203

Raina, G., Il verisimile in Menandro e nella fisiognomica, in: D. Lanza, O. Longo (Hg.), Il meraviglioso e il verosimile tra antichità e medioevo, Florenz 1989, 173–185

Raina, G., Pseudo Aristotele, Fisiognomica. Anonimo Latino, Il trattato di fisiognomica. Introduzione, traduzione e note, Milano 1993, ^{2}1994

Ransdell, J., s.v. Peirce, in: Sebeok 1994, II, 673–695.

Rechenauer, G., Thukydides und die hippokratische Medizin. Naturwissenschaftliche Methodik als Modell für Geschichtsdeutung, Hildesheim, Zürich, New York 1991

Redfield, J. M., Nature and Culture in the Iliad. The tragedy of Hector, Chicago, London 1975

Rees, D. A.,‚Magnanimity‘ in the Eudemian and Nicomachean Ethics, in: P. Moraux, D. Harlfinger (Hg.), Untersuchungen zur Eudemischen Ethik. Akten des 5. Symposium Aristotelicum, Berlin 1971, 231–243

Regenbogen, O., s.v. Theophrast, in: RE Suppl. VII, 1940, Sp. 1354–1562

Reißer, U., Physiognomik und Ausdruckstheorie der Renaissance. Der Einfluß charakterologischer Lehren auf Kunst und Kunsttheorie des 15. und 16. Jahrhunderts, München 1997

Revermann, M., Cratinus' Διονυσαλέξανδρος and the Head of Pericles, Journal of Hellenic Studies 117, 1997a, 197–200

Revermann, M., Comic business: aspects of theatricality and dramatic technique in old comedy, with special reference to exits and entrances in three Aristophanic comedies (Nub., Th. & Pl.), Diss. Oxford 1997b

Ribbeck, O., Über den Begriff des εἴρων, Rheinisches Museum für Philologie N.F. 31, 1876, 381–400

Richard, M., Répertoire des bibliothèques et des catalogues de manuscripts grecs, Paris ^{2}1958. Supplément I, Paris 1964

Richter, G. M. A., Animals in Greek sculpture. A Survey, Oxford, London 1930

Richter, G. M. A., The Portraits of the Greeks, London 1965

Richter, W., s.v. Ziege, in: RE X.A.19, 1972, 398–433.

Richter, W., s.v. Wolf, in: RE Suppl. XV, 1978, 960–987.

Richtersteig, E., Richard Foerster, geb. 2. März 1843, gest. 7. August 1922, Biographisches Jahrbuch 43 (198), 1923, 34–57

Ridgway, B. S., The Severe Style in Greek Sculpture, Princeton/NJ 1970

Rocca-Serra, G., Homme et animal dans la physiognomie antique, in: B. Cassin, J.-L. Labarrière (Hg.), L'animal dans l'antiquité, Paris 1997, 133–139

Rohde, G., Bibliographie der deutschen Aristoteles-Übersetzungen vom Beginn des Buchdrucks bis 1964, Frankfurt a.M. 1967

Roller, D. W., The Boeotian Pig, in: A. Schachter (Hg.), Essays in the topography, history and culture of Boeotia, 1990, 139–144

Rolfes, E., Aristoteles. Lehre vom Schluß (Des Organon dritter Teil) oder Erste Analytik, neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen, Leipzig 1922, Nachdr. 1925, ^{2}1948

Rose, V., De Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio, Berlin 1854

Rose, V., Aristoteles Pseudepigraphus, Leipzig 1863, Nachdr. Hildesheim, New York 1971

Rösler, W., Über Aischrologie im archaischen und klassischen Griechenland, in: S. Döpp (Hg.), Karnevaleske Phänomene in antiken und nachantiken Kulturen und Literaturen. Stätten und Formen der Kommunikation im Altertum, Trier 1993, 75–97

Ross, W. D., Aristotle's Prior and Posterior Analytics. A Revised Text with Introduction and Commentary, Oxford 1949

Rossetti, L., Ricerche sui ‚Dialoghi Socratici' di Fedone e di Euclide, Hermes 108, 1980, 183–200

Russell, D. A., Greek declamation, Cambridge 1983

Rusten, J., Theophrastus. Characters, Cambridge/Mass., London 1993

Saïd, S., Feminin, femme et femelle dans les grands traités biologiques d'Aristote, in: Les femmes dans les sociétés antiques. Actes des colloques de Strasbourg, 1983, 93–123

Sassi, M. M., Xenophan. B 16 e Herodt. 4,108: una nota sul significato di πυρρός, Rivista di Filologia e di Istruzione Classica 110, 1982, 391–393
Sassi, M. M., I barbari, in: M. Vegetti (Hg.), Il sapere degli antichi, Torino 1985, 262–278
Sassi, M. M., La scienza dell'uomo nella Grecia antica, Turin 1988 — Rez. Lomiento 1989
Sassi, M. M., Fisiognomica, in: Lo spazio letterario della Grecia antica, hg. v. G. Cambiano, L. Canfora, D. Lanza. Vol. I: La produzione e la circolazione del testo. Tomo II: L'Ellenismo, Rom 1993, 431–448
Sassi, M. M., s.v. physiognomy, in: The Oxford Classical Dictionary. Third edition, hg. v. S. Hornblower, A. Spawforth, Oxford, New York 1996, 1181
Schadewaldt, W., Die homerische Gleichniswelt und die kretisch-mykenische Kunst. Zur homerischen Naturanschauung, in: ΕΡΜΗΝΕΙΑ Festschrift für O. Regenbogen, Heidelberg 1952, 9–27 — Nachdr. in: Schadewaldt 1965, 130–154
Schadewaldt, W., Von Homers Welt und Werk. Aufsätze und Auslegungen zur Homerischen Frage, Stuttgart [4]1965.
Schartau, B., Codices Graeci Haunienses. Ein deskriptiver Katalog des grichischen Handschriftenbestands der königlichen Bibliothek Kopenhagen, Kopenhagen 1994
Schear, L., Semonides Fr. 9: Wives and their husbands, Echos du Monde classique N.S. 3, 1984, 39–49
Schefold, K., Die Bildnisse der antiken Redner, Dichter und Denker, verfaßt und neubearbeitet von K. Schefold unter Mitarbeit von A.-C. Bayard, H. A. Cahn, M. Guggisberg, M. T. Jenny, C. Schneider, Basel 1997
Scheibler, I., Sokrates in der griechischen Bildniskunst. Katalog zur Sonderausstellung der Glyptothek und des Museums für Abgüsse Klassischer Bildwerke, München 1989a
Scheibler, I., Zum ältesten Bildnis des Sokrates, Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 40, 1989b, 7–33
Schmid, W. s.v. Dionysios Nr. 126, in: RE V.1, 1903, 975f.
Schmidt, E. A., Ehre und Tugend. Zur Megalopsychia der aristotelischen Ethik, Archiv für Geschichte der Philosophie 49, 1967, 149–168
Schmidt, J. H. H., Synonymik der griechischen Sprache, 4 Bde., Leipzig 1876–1886

Schmidt, J., s.v. Physiognomik, in: RE XX.1, 1941, 1064–1074

Schmidt, M., Dionysien, Antike Kunst 10, 1967, 70–81

Schmidt, M., Komische arme Teufel und andere Gesellen auf der griechischen Komödienbühne, Antike Kunst 41, 1998, 17–32

Schmitt Pantel, P. (Hg.), Geschichte der Frauen I. Antike, Frankfurt a. M., New York 1993 — ital. Orig.: Storia delle donne in occidente. Vol. 1: L'antichitá, Rom 1990

Schmölders, C., Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik, Berlin 1995, [2]1997

Schmölders, C., Der exzentrische Blick. Gespräch über Physiognomik, Berlin 1996

Schneider, K., s.v. Hahnenkämpfe, in: RE VII.2, 1912, 2210–2215

Schneider, B., Die mittelalterlichen griechisch-lateinischen Übersetzungen der Aristotelischen Rhetorik, Berlin, New York 1971

Schneider, L. A., Rez. zu D. Metzler, Porträt und Gesellschaft..., Gnomon 46, 1974, 397–405

Schneider, R. M., s.v. Barbar II (ikonographisch), in: Reallexikon für Antike und Christentum, Suppl. I, 1992, 893–960

Schneidewin, M., Die Aristotelische Physiognomik. Schlüsse vom Körperlichen auf Seelisches. Aus dem Griechischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen, Heidelberg 1929

Schöner, E., Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie, Wiesbaden 1964

Schuster, M., s.v. Wachtel, in: RE Suppl. VIII, 1956, 906–911

Schütrumpf, E., Magnanimity, megalopsuchia and the system of Aristotle's Nicomachean Ethics, Archiv für Geschichte der Philosophie 71, 1989b, 10–22

Schütrumpf, E., Aristoteles. Politik Buch II–III, Berlin 1991

Schwarzenberg, E., The Portraiture of Alexander, in: Alexander le Grand. Image et réalité, Vandoeuvres/Genève 1975, 223–278

Schwyzer, E., Griechische Grammatik, vervollständigt und herausgegeben von A. Debrunner, 3 Bde., München 1950 [Handbuch der Altertumswissenschaft, Zweite Abteilung. Erster Teil]

Scott, G. R., The History of Cockfighting, Hindhead 1983.

Sebeok, T. A. (Hg.), Encyclopedic Dictionary of Semiotics. Second Edition revised and updated with a New Preface, 3 Bde., Berlin, New York 1994

Sedley, D., On signs, in: Barnes 1982, 239–272

Seligsohn, R., Die Übersetzung der ps.-aristotelischen Problemata durch Bartholomaeus von Messina, Diss. Berlin 1934
Settis, S. (Hg.), I Greci. Storia Cultura Arte Società, 2: Una storia greca, I: Formazione, Turin 1996
Settis, S. (Hg.), I Greci. Storia Cultura Arte Società, 2: Una storia greca, II: Definizione, Turin 1997
Settis, S. (Hg.), I Greci. Storia Cultura Arte Società, 2: Una storia greca, III: Trasformazioni, Turin 1998
Sicherl, M., Griechische Erstausgaben des Aldus Manutius. Druckvorlagen, Stellenwert, kultureller Hintergrund, Paderborn 1997
Simon, B., Mind and Madness in Ancient Greece. The Classical Roots of Modern Psychiatry, Ithaca, London 1978
Simon, E., Die griechischen Vasen, München 1976
Simon, E., s.v. Silenoi, in: Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae (LIMC) Bd. 8, Zürich, Düsseldorf 1997, I,1108–1133. II,746–783
Sinkewicz, R. E., Manuscript Listings for the Authors of Classical and Late Antiquity, Toronto/Ontario 1990
Sissa, G., Il corpo della donna. Lineamenti di una ginecologia filosofica, in: Campese/Manuli/Sissa 1983, 81–145
Sittl, C., Die Gebärden der Griechen und Römer, Leipzig 1890
Skoda, F., Médecine ancienne et métaphore. Le vocabulaire de l'anatomie et de la pathologie en grec ancien, Paris 1988
Smith, W. D., Hippocrates. Volume VII, Cambridge/Mass., London 1994
Sommerstein, A. H., The comedies of Aristophanes, edited with translation and notes, Bd. 9: Frogs, Warminster 1996
Sorabji, R., Body and soul in Aristotle, in: Barnes/Schofield/Sorabji 1979, 42–64
Speyer, W., s.v. Barbar I (A. Allgemeines, B. Nichtchristlich), in: Reallexikon für Antike und Christentum, Suppl. I, 1992, 813–846
Steier, A., s.v. Löwe, in: RE XIII.25, 1926, 968–990
Steier, A., s.v. Pferd, in: RE XIX.2, 1938, 1430–1444
Stein, M., Definition und Schilderung in Theophrasts Charakteren, Stuttgart 1992
Steinmetz, P. (Hg.), Theophrast, Charaktere, Bd. 1: Textgeschichte und Text, Bd. 2: Kommentar und Übersetzung, München 1962
Stewart, A. F., Greek Sculpture. An Exploration, New Haven, London 1990 — Rez.: C. C. Mattusch, American Journal of Archaeology 95, 1991, 349–351

Stewart, A. F., Art, Desire and the Body in Ancient Greece, Cambridge, New York, Melbourne 1997

Stok, F., La fisiognomica fra teoria e practica, in: G. Argoud, J.-Y. Guillaumin (Hg.), Sciences exacts et sciences appliquées à Alexandrie, Saint-Etienne 1998, 173–187

Summerer, L., Karikaturen und Grotesken, in: Hauch des Prometheus. Meisterwerke in Ton. Katalog zur Ausstellung in den Staatlichen Antikensammlungen, München 1996, 167–170

Süss, W., Ethos: Studien zur ältern griechischen Rhetorik, Leipzig, Berlin 1910

Taillardat, J., Suétone, Περὶ βλασφημιῶν. Περὶ παιδιῶν, Paris 1967

Tambiah, S.J., Animals Are Good to Think And Good to Prohibit, Ethnology. An international journal of cultural and social anthropology 8, 1968, 423–259

Taplin, O., Comic Angels and other Approaches to Greek Drama through Vase-Painting, Oxford 1993

Taplin, O., The pictorial record, in: P. E. Easterling (Hg.), The Cambridge Companion to Greek Tragedy, Cambridge 1997, 69–90

Thomas, K., Introduction, in: Bremmer/Roodenburg 1992, 1–14

Thompson, d'A. W., A Glossary of Greek Birds, London, Oxford 1936, Nachdr. Hildesheim 1966

Torstik, A., Die authentica des Berliner ausgabe des Aristoteles, Philologus 12, 1857, 494–530

Toynbee, J. M. C., Animals in Roman life and art, London 1973 – dt. Übers.: Tierwelt der Antike, Mainz 1983

Trendall, A. D., Farce and tragedy in South Italian vase-painting, in: Rasmussen/Spivey 1991, 151–182

Trendall, A. D./ Cambitoglou, A., Second Supplement to the Red-Figured Vases of Apulia, London 1992

Trendall, A./ Webster, T. B. L., Illustrations of Greek Drama, London 1971

Tsingarida, A., Anatomy and poses of the human figure in Attic art from the last quarter of the sixth century to the first quarter of the fifth century B.C., Diss. Oxford 1997 (noch unveröffentlicht)

Tsouna, V., Doubts about other minds and the science of physiognomics, Classical Quarterly 48, 1998a, 175–186

Tsouna, V., Remarks About Other Minds in Greek Philosophy, Phronesis 43, 1998b, 245–263

Ucko, P. J., Foreword, in: Willis 1990, vii–xx.
Unte, W., Richard Foerster (1843–1922). Sein wissenschaftliches Werk in der klassischen Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte und Kulturgeschichte Schlesiens, Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 25, 1984, 249–272
Urmson, J. O., Aristotle's Ethics, Cambridge/Mass. 1988
Usener, K., Zur Existenz des Löwen im Griechenland der Antike. Eine Überprüfung auf dem Hintergrund biologischer Erkenntnisse, Symbolae Osloenses 69, 1994, 5–33
Ussher, R. G., Old Comedy and ‚Character': Some Comments, Greece and Rome 24, 1977, 71–79
Vegetti, M., Il coltello e lo stilo. Animali, schiavi, barbari, donne, alle origini della razionalità scientifica, Mailand 1979
Vermeule, C., Greek Funerary Animals, 450–300 B.C., American Journal of Archaeology 76, 1972, 49–59
Vernant, J.-P., u.a., La Cité des images. Religion et Société en Grèce antique, Paris 1984 — engl. Übers.: A City of Images. Iconography and society in ancient Greece, Princeton/NJ 1989
Vierneisel-Schlörb, B., Glyptothek München. Katalog der Skulpturen. Band II: Klassische Skulpturen des 5. und 4. Jahrhunderts, München 1979
Vlastos, G., Socrates. Ironist and moral philosopher, Cambridge 1991
Volkmann, R., Die Rhetorik der Griechen und Römer in systematischer Übersicht, Leipzig [2]1885, Nachdr. Hildesheim 1963
Voutiras, E., Studien zu Interpretation und Stil griechischer Porträts des 5. und frühen 4. Jahrhunderts, Diss. Bonn 1980 — Rez.: Giuliani 1982
Walton, J. M./ Arnott, P. D., Menander and the Making of Comedy, Westport/CT, London 1996
Wartelle, A., Inventaire des manuscrits grecs d'Aristote et de ses commentateurs, Paris 1963
Webb, P., Bodily Structure and psychic Faculties in Aristotle's Theory of Perception, Hermes 110, 1982, 25–50
Webster, T. B. L., The masks of Greek comedy, Bulletin of the John Rylands Library 33, 1949, 97–130
Webster, T. B. L., Studies in Menander, Manchester 1950
Webster, T. B. L., Notes on Pollux' List of Tragic Masks, in: Festschrift A. Rumpf, Köln 1952, 141–150

Webster, T. B. L., Art and Literature in Fourth Century Athens, London 1956

Webster, T. B. L., Greek Art and Literature 700–530 BC. The Beginnings of Modern Civilization, London 1959

Webster, T. B. L., An Introduction to Menander, Manchester 1974

Webster, T. B. L./Green, J. R./Seeberg, A., Monuments illustrating new comedy. Third edition revised and enlarged, 2 Bde., London 1995 — Rez. E. Csapo, Journal of Roman Archaeology 10, 1997, 336–340; Hall 1997

Wehrli, F., Ethik und Medizin. Zur Vorgeschichte der aristotelischen Mesoteslehre, Museum Helveticum 8, 1951, 36–62

Weidemann, H., Aristoteles über Schlüsse aus Zeichen (*Rhetorik* I 2, 1357 b 1–25), in: R. Claussen, R. Daube-Schackat (Hg.), Gedankenzeichen. Festschrift für K. Oehler, Tübingen 1988, 27–34

Wellmann, M., s.v. Frosch, in: RE VII.1, 1912, 113–119

West, M., Hesiod. Theogony, Oxford 1966

Wiesner, J., The unity of the treatise De somno and the physiological explanation of sleep in Aristotle, in: G. E. R. Lloyd, G. E. L. Owen (Hg.), Aristotle on mind and the senses. Proceedings of the Seventh Symposium Aristotelicum 1975, Cambridge 1978, 241–280

Wiles, D., The Masks of Menander. Sign and Meaning in Greek and Roman Performance, Cambridge 1991 — Rez. Brown 1992; Blume 1994; Hall 1997

Williams, D., The drawing of the human body on early red-figure vases, in: D. Buitron-Oliver (Hg.), New Perspective in Early Greek Art, Hanover, London 1991a, 285–301

Williams, D., Vase-painting in fifth-century Athens. I: The invention of the red-figure technique and the race between vase-painting and free painting, in: T. Rasmussen, N. Spivey (Hg.), Looking at Greek Vases, Cambridge 1991b, 103–118

Willis, R. (Hg.), Signifying Animals. Human meaning in the natural world, London, New York 1990

Winkes, R., Physiognomonia: Probleme der Charakterinterpretation Römischer Porträts, Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt, I. Teil: Von den Anfängen Roms bis zum Ausgang der Republik, Band 4 [= ANRW I.4], Berlin, New York 1973, 899–926

Winkler J. J., Laying Down the Law: The Oversight of Men's Sexual Behaviour in Classical Athens, in: J. J. Winkler, The Constraints of

Desire, New York, London 1990, 45–70, verkürzt auch in: Halperin/ Winkler/Zeitlin 1990, 171–209

Winkler, J. J./ Zeitlin, F. I. (Hg.), Nothing to Do with Dionysos? Athenian Drama in its Social Context, Princeton 1990

Wolf, U., Über den Sinn der Aristotelischen Mesoteslehre, in: O. Höffe (Hg.), Aristoteles. Die Nikomachische Ethik, Berlin 1995, 83–108

Woysch-Méautis, D., La représentation des animaux et des êtres fabuleux sur les monuments funéraires grecs. De l'époque archaïque à la fin du IVe siècle av. J.-C., Lausanne 1982

Wrede, H., Bildnisse epikureischer Philosophen, Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts. Athenische Abteilung 97, 1982, 235–245

Yalouris, N., I. Das archaische ‚Lächeln' und die Geleontes. II. Die Anfänge der griechischen Porträtkunst und der Physiognomon Zopyros, Antike Kunst 29, 1986, 3–7

Zanker, G., Realism in Alexandrian poetry. A literature and its audience, London, Sydney, Wolfeboro/New Hampshire 1987

Zanker, P., Die Trunkene Alte. Das Lachen der Verhöhnten, Frankfurt a. M. 1989

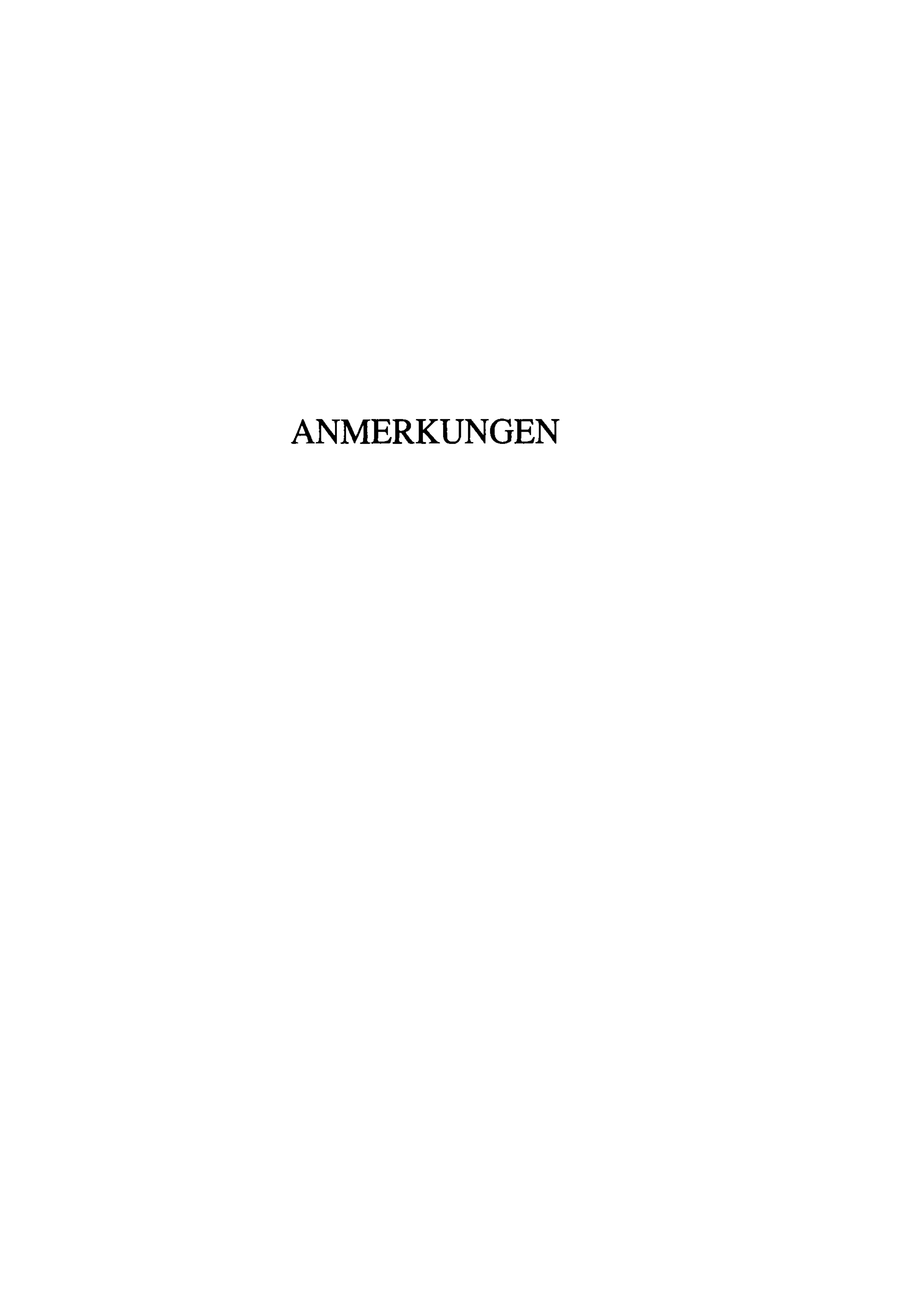
Zanker, P., Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst, München 1995

Zeller, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Zweiter Teil, zweite Abteilung: Aristoteles und die alten Peripatetiker, vierte Auflage, Leipzig 1921

Zinserling, V., Physiognomische Studien in der spätarchaischen und klassischen Vasenmalerei, Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 16. Jahrgang, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe Heft 7/8, 1967a, 571–575

Zinserling, V., Die Anfänge der griechischen Porträtkunst als gesellschaftliches Problem, Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae 15, 1967b, 283–295

Zinserling, V., Realistische Bildniskunst der Griechen – Anfänge und frühe Entwicklung, Wiss. Zs. der Friedrich-Schiller-Universität Jena, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 18, 1969, 187–191



ANMERKUNGEN

Titel: In den Handschriften wird der Titel des Werkes in unterschiedlicher Formulierung angegeben, von denen im ältesten Codex, Marcianus IV.58 (K), ἀριστοτέλους φυσιογνωμονικά belegt ist (zu den anderen Varianten s. Einl. Kap. IV.5, S. 221f.). Φυσιογνωμονικά bedeutet wörtlich „das, was zur Physiognomik (φυσιογνωμονία) gehört", wobei der Plural des Neutrum eine übliche Titelformulierung ist. Ungewöhnlicher ist dagegen der Singular φυσιογνωμονικόν im Ambrosianus C 4 sup. (F), der kaum als Abstraktum gelten kann, sondern als Ergänzung ein Nomen verlangt (z.B. βιβλίον „Buch"). Beide Formen, Singular und Plural, sind in je einem der antiken Werkverzeichnisse des Aristoteles belegt (s. Einl. Kap. IV.3, S. 197f.). Weder dort noch bei späteren Verweisen auf eine Physiognomik des Aristoteles (s. Einl. Kap. IV.3, S. 200–202) kann allerdings eine Identifizierung mit dem uns vorliegenden Text *Physiognomonica* mit Sicherheit vorgenommen werden. Siehe zu diesen Fragen ausführlich Einl. Kap. IV.2–4.

Als Titelform wird im vorliegenden Kommentar die lateinische Transkription *Physiognomonica* (abgekürzt: *Phgn.*) verwendet. Eine deutsche Übersetzung lautet korrekt „Physiognomisches", es hat sich aber, neben dem griechisch-lateinischen, eher der Titel „Physiognomik" eingebürgert (vgl. etwa Flashar 1983: 289). Gohlke sucht mit „Wesens-Erkundung" ein deutsches Äquivalent zu finden; Schneidewin gibt als Untertitel an: „Schlüsse vom Körperlichen auf Seelisches".

Aufbau der gesamten Schrift: Die Schrift *Physiognomonica* setzt sich aus zwei ursprünglich wohl selbständigen Teilen zusammen, die als Traktate A und B bezeichnet werden (s. Einl. Kap. IV.1, S. 188f.). Beide Traktate enthalten sowohl Ausführungen zu Theorie und Methodik der Physiognomik (A: 805^a1–807^a30; B: 808^b11–810^a13) als auch jeweils einen Katalog, in dem einzelnen Körpermerkmalen bestimmte Charakterzüge zugeordnet werden; in Traktat A ist dieser Katalog nach Charaktertypen angeordnet (807^a31–808^b10), in Traktat B nach Merkmalsbereichen (810^a14–814^b9).

Die Einteilung in diese vier Abschnitte bietet sich von selbst an und bildet daher auch den kleinsten gemeinsamen Nenner in den Gliederungen aller späteren Editionen und Übersetzungen, so sehr sie auch sonst voneinander abweichen. So teilte Bekker den Text in sechs große Kapitel ein (jeweils zwei in den Methodenteilen und eines für die Kataloge), Foerster hingegen in 73 kurze Paragraphen. Die mittelalterlichen Manuskripte und die modernen Übersetzungen folgen jeweils wieder anderen, meist relativ feinen Einteilungen, wobei seit Bekker dessen Kapitelzählung oft übernommen wird (daher wird sie auch in der hier vorgelegten Übersetzung in eckigen Klammern im Text angegeben). Die Untergliederung der Kataloge ergibt sich durch die Angabe des jeweiligen Stichwortes weitgehend von selbst; in den methodischen Teilen jedoch ist es dem Belieben des Herausgebers überlassen, wo er Abschnittsgrenzen zieht. In der hier vorgelegten Übersetzung wird eine Einteilung in thematische Abschnitte vorgeschlagen, deren Zusammenhang bisweilen durch diskursive Strukturen und deren Grenzen durch sprachliche Markierungen nahegelegt werden (so leitet die Partikel οὖν, oft in Kombinationen wie οἱ μὲν οὖν, ὅσα μὲν οὖν, in Traktat A mehrfach die Behandlung eines neuen Themas ein, vgl. $805^{a}18$, $^{a}33$, $^{b}27$, $806^{a}19$, $^{b}3$; sie kann allerdings auch innerhalb eines geschlossenen Gedankenganges stehen, vgl. $805^{b}20$, $806^{a}35$ und mehrfach in Traktat B, z.B. in dichter Folge in $808^{b}17$, 26, 32, 34, 35, $809^{a}1$ und an vielen weiteren Stellen). Sprachliche und gedankliche Struktur jedes dieser Abschnitte werden im Kommentar in einer einleitenden Anmerkung umrissen.

Traktat A

Gliederung des theoretischen Teils von Traktat A: $805^{a}1$–$807^{a}30$
Nach den genannten Kriterien wird im folgenden eine Einteilung des Methodenteils von Traktat A in neun Abschnitte vorgenommen:

I	$805^{a}1$–18	Grundlage der Physiognomik: Interdependenz von Körper und Seele
II	$805^{a}18$–33	drei traditionelle Methoden: (a) Tiervergleich, (b) ethnologischer Vergleich, (c) Analogie zum Gesichtsausdruck im Affekt
III	$805^{a}33$–$^{b}10$	Kritik an der vom Gesichtsausdruck ausgehenden Methode (c)
IV	$805^{b}10$–27	Kritik an der Methode des Tiervergleichs (a)
V	$805^{b}27$–$806^{a}6$	Verbesserung der Tiervergleichsmethode durch neue Regel
VI	$806^{a}7$–18	Weitere Regel: nur beständige Merkmale sind als Kennzeichen brauchbar

VII	806^{a}19–807^{a}3	Definition der Physiognomik: Gegenstand, Zeichenbereiche, die ‚offenkundigeren' Bedeutungen der Zeichen
VIII	807^{a}3–12	Einführung einer neuen, ‚philosophischen' Methode des logischen Zeichenschlusses
IX	807^{a}13–30	Beispiel für sorgfältige Wahl der Zeichenkriterien: Stimmhöhe und -intensität

Insgesamt hat der Methodenteil, wie aus der Übersicht zu ersehen ist, keine durchgehend stringente logische oder argumentative Struktur. Vielmehr ergänzen die kurzen Abschnitte VI, VIII und IX als in sich geschlossene Einheiten einzelne Aspekte, die in der vorangegangenen Diskussion keinen Raum hatten. Die beiden längeren Passagen I bis V und VII bilden hingegen logische Zusammenhänge und folgen sowohl in ihrer groben als auch in ihrer feinen Struktur einem sorgfältig ausgeführten gedanklichen Plan. Das sind zum einen die ersten zwei Textspalten bei Bekker (805^{a}1–806^{a}6): Als Einleitung wird die Grundvoraussetzung der Physiognomik konstatiert und durch drei Beweisgänge und eine affirmative Schlußbemerkung bestätigt (vgl. Anm. zu Abschn. I, 805^{a}1–18). Die folgenden vier Abschnitte II bis V bilden darauf aufbauend eine argumentative Einheit, indem die drei Vorgängermethoden aufgeführt (a, b, c) und anschließend in rückläufiger Reihenfolge einer Kritik unterzogen werden (c, a). Daß dabei die Methode des ethnologischen Vergleichs (b) ausgelassen ist, sollte man nicht – wie Degkwitz 1988: 59f. Anm. 8 – mit Textverlust zu erklären versuchen, denn der Verfasser zeigt auch im Rest der Schrift kein Interesse an der Methode des ethnologischen Vergleiches (einzige Anwendung: 806^{b}14–18), hält sie also vermutlich schon hier gar nicht für der Rede wert. Affekt- und Tiervergleich hingegen werden sowohl theoretisch als auch praktisch ausführlich behandelt.

Den zweiten geschlossenen Textblock bildet der eineinhalb Spalten lange Abschnitt VII: eine argumentative Einheit mit einer Exposition von drei Themen und deren Ausführung in wachsenden Gliedern (s. Anm. zu Abschn. VII, 806^{a}19–807^{a}3).

Abschnitt I: 805^{a}1–18 Die wechselseitige Beeinflussung von Charakter und körperlichem Erscheinungsbild ist die Grundvoraussetzung der Physiognomik. Als solche wird sie zu Beginn der Schrift postuliert und an drei grundsätzlichen empirischen Beobachtungen nachgewiesen. In der diskursiven Struktur des Abschnittes stellt allerdings erst der letzte Satz (805^{a}17f.) den Bezug zur Physiognomik her. Zuvor erfolgt der Beweis für die These, die programmatisch als Behauptung an den Anfang gestellt ist (s. Anm. zu 805^{a}1: ὅτι): Rausch und Krankheit machen den Einfluß des Körpers auf die Seele deutlich, Affekte umgekehrt den der Seele auf den Körper (805^{a}1–8). Obwohl damit die These bereits als „vollkommen evident" bezeichnet wird (805^{a}3: δῆλον πάνυ γίνεται), werden noch zwei weitere Beweise angeführt (wobei der Anschluß durch die Partikeln

ἔτι δὲ in beiden Fällen verdeutlicht, daß sie nur zusätzliche, nicht etwa notwendige Argumente sind): bei jedem Lebewesen stehen Körper und Seele in Übereinstimmung (805ᵃ8–14), und Experten für einzelne Tierarten wie Pferde oder Hunde sind aufgrund ihrer Erfahrungen in der Lage, aus dem Äußeren dieser Tiere Schlüsse zu ziehen (805ᵃ14–17).

Die Beweiskraft jedes dieser drei Ansätze ist jedoch sachlich problematisch: 1. Rausch, Krankheit und Affekte sind nur vorübergehende Zustände, die man nicht ohne weiteres als Analogie für die konstanten Beschaffenheiten von Körper und Charakter heranziehen kann. 2. Selbst wenn die Behauptung wahr wäre, daß jede einzelne Tierart ein bestimmtes Aussehen und einen bestimmten Charakter hat, wäre sie noch kein Beweis dafür, daß Aussehen und Charakter sich gegenseitig beeinflussen. 3. Der Hinweis auf Experten für Pferde und Hunde, die jeweils über einzelne Tiere innerhalb dieser Tierarten aufgrund ihres Äußeren Schlüsse zu ziehen vermögen, steht in gewisser Weise im Widerspruch zum zweiten Argument: Offensichtlich haben auch individuelle Vertreter derselben Tierart durchaus unterschiedlichen Charakter. Auch dieser dritte empirische Beweis basiert, wie der erste, auf einer Analogie, nämlich der von Pferden und Hunden auf Menschen, d.h. von Tierarten (in der Vielfalt ihrer Vertreter) auf die Gattung Mensch (in ihrer Vielfalt). Es fällt auf, daß der Verfasser von Traktat A als Beweise für seine Grundvoraussetzung hier gerade auf die beiden physiognomischen Ansätze zurückgreift, die er wenig später an seinen Vorgängern kritisiert und als methodisch unzuverlässig ablehnt (805ᵃ33–ᵇ10 und 805ᵇ10–806ᵃ6).

805ᵃ1f. „Der Geist... Vorgängen" (Ὅτι αἱ διάνοιαι... κινήσεων): Im Eingangssatz der Schrift führt der Verfasser von Traktat A die wesentliche Grundlage an, auf der die Möglichkeit eines physiognomischen Schlußverfahrens beruht (dabei geht er begrifflich von αἱ διάνοιαι zu ἡ ψυχή über: siehe die zweite Anm. zu 805ᵃ1). Dieser Einstieg in das Thema erinnert an den Beginn des einzigen Textabschnittes, an dem Aristoteles ausdrücklich von der Physiognomik spricht: Im Schlußkapitel des zweiten Buches der *Analytica priora* erklärt Aristoteles die Physiognomik als Zeichenschlußverfahren und erörtert ihre logischen Grundlagen (vgl. Einl. Kap. III.2). Der erste Satz lautet dort: Τὸ δὲ φυσιογνωμονεῖν δυνατόν ἐστιν, εἴ τις δίδωσιν ἅμα μεταβάλλειν τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν ὅσα φυσικά ἐστι παθήματα („Physiognomik ist möglich, wenn man voraussetzt, daß der Körper und die Seele gleichzeitiger Veränderung unterliegen – sofern es sich um naturgegebene Vorgänge handelt", *An. pr.* II.27, 70ᵇ7–9). Die wechselseitige Beeinflussung von Seele und Körper ist auch hier die Grundvoraussetzung für den physiognomischen Zeichenschluß, denn nur sie gewährleistet die Korrelation zwischen dem Körpermerkmal als Zeichen und dem bezeichneten Charakterzug.

Dieser Zusammenhang zwischen Seele und Körper entspricht einer schlichten, alltäglichen Vorstellung, die weit von Aristoteles' hylomorphistischer Konzeption der Seele als ‚Form' des Körpers entfernt ist, wie sie in *De anima* ausgeführt wird (hier bes. *An.* II.1, 412ᵃ19–ᵇ9; vgl. Sorabji 1979, Ackrill 1972/73, Nussbaum/Rorty 1992). In einer solchen hylomorphistischen Auffassung wäre es unpassend, von Interaktion oder wechselseitigem Einfluß zu sprechen, wie es Traktat A an unserer Stelle tut, weil dabei Seele und Körper eine einzige untrennbare und unwandelbare Einheit bilden.

805ᵃ1 ὅτι: Der Textbeginn mit der Konjunktion ὅτι ist in klassischer attischer Prosa ungewöhnlich. Ein Subjektsatz, wie ihn ὅτι hier einleitet, steht meist hinter dem Verb, von dem er abhängt (hier: δῆλον γίνεται), und wenn er durch das Pronomen τοῦτο vertreten wird, steht dieses meistens vor und nicht, wie hier, hinter ihm (vgl. die Beispiele bei Schwyzer 1950: II,645f. und Kühner-Gerth 1955: II,354–363; beide Grammatiken äußern sich allerdings nicht zur Stellung des Subjektsatzes). In diskursiven Texten werden jedoch auf diese Art häufig Thesen formuliert, die durch das folgende Hauptverb in einen argumentativen Zusammenhang gestellt werden (oft: ‚...ist bereits behandelt worden', ‚...wird später untersucht', ‚...ist offensichtlich'). Vgl. einige beliebig aus Aristoteles ausgewählte Beispiele: *Mot. an.* 698ᵃ7–10, 698ᵇ4–7 (im fortlaufenden Text); *Cael.* I.4, 270ᵇ32, I.5, 271ᵇ26, I.6, 274ᵃ19 (am Anfang von Kapiteln oder Abschnitten). In der Rhetorik kann mit einer solchen proleptischen Behauptung eine besondere persuasive Wirkung erreicht werden; vgl. etwa den Beginn der Rede der syrakusanischen Admiräle an ihre Mannschaften bei Thukydides 7,66,1 oder den Beginn der 11. Rede des Lysias (der auch mehrfach den Anfang neuer Abschnitte mit ὅτι betont, z.B. 3,15; 3,40; 4,12; 9,8).

Eine derartige rhetorische Wirkung wird auch in den *Physiognomonica* erzielt, und zwar in doppelter Hinsicht, da die proleptische These einer Abhängigkeit der Seele vom Körper einerseits die Grundvoraussetzung für die Physiognomik und damit für den gesamten Text bildet, andererseits durch die Form der Prolepse angedeutet wird, daß die folgenden Begründungen angesichts der vorgeblichen Evidenz der These eigentlich überflüssig sind (s. Anm. zu Abschn. I: 805ᵃ1–18).

805ᵃ1 „der Geist" (αἱ διάνοιαι): Der Plural αἱ διάνοιαι findet im Corpus Aristotelicum nur zweimal, und zwar nur in den ersten drei Sätzen der *Phgn.* Verwendung; er ist auch sonst im griechischen Sprachgebrauch selten, da der kollektive Singular bevorzugt wird (vgl. LSJ und DGE *s.v.*). Hier, wie auch bei den anderen Nomina σώματα und κινήσεις, gibt der Plural einen individualisierenden Aspekt an, um die Aussage zu generalisieren, denn es handelt sich um

jeweils individuelle Erscheinungsformen von Körper und Geist bei allen Lebewesen und Menschen in ihrer Verschiedenheit untereinander.

Der Begriff διάνοια ‚Geist', ‚Denkweise', ‚Gesinnung', ‚Mentalität' wird in den *Phgn.* ausschließlich in Traktat A verwendet, und zwar äquivalent mit ψυχή ‚Seele', wodurch er schon in 805^{a}6 wieder aufgegriffen wird. Beide stellen im folgenden den Gegenbegriff zu σῶμα ‚Körper' dar (διάνοια: 805^{a}1, 4, 14; ψυχή: 805^{a}10, 13, 23, 805^{b}13, 806^{a}13); ein weiterer Gegenbegriff zu διάνοια ist später auch εἶδος ‚äußere Gestalt' (805^{a}12, 21). Der griechische Sprachgebrauch verwendet διάνοια nicht selten als Gegenbegriff zu σῶμα (vgl. LSJ *s.v.* III, DGE *s.v.* II,1 und speziell für Aristoteles: Ind. Arist. 185^{b}45–58), wobei stärker als bei ψυχή Intellekt und Verstand einbezogen werden (vgl. z.B. Arist. *Pol.* II.9, 1270^{b}40f.: ἔστι γὰρ ὥσπερ καὶ σώματος καὶ διανοίας γῆρας, „ebenso wie ein Alter des Körpers gibt es auch ein Alter des Geistes"). Mit διάνοια kann Aristoteles auch den Intellekt selbst im engeren Sinn bezeichnen; dieser Auffassung gemäß beruht das System der Tugenden in der *Nikomachischen Ethik* auf der im ersten Buch entwickelten Dichotomie zwischen den ethischen und den dianoetischen Tugenden. Dieselbe Unterscheidung ist auch in Aristoteles' Aufzählung der sechs qualitativen Teile der Tragödie in *Poetik* 1450^{a}6f. relevant (nach beiden zusammen ist die charakterliche Beschaffenheit der Bühnenfigur zu beurteilen), obwohl gleich anschließend und auch sonst in der *Poetik* das dramatische Ethos einer Person ihren Intellekt mit umfaßt (vgl. Blundell 1992). Dieser Zusammenhang zwischen ἦθος und διάνοια dürfte auch an unserer Stelle in den *Phgn.* im Hintergrund stehen, denn hier steht umgekehrt διάνοια stellvertretend für den Charakter und die individuelle Persönlichkeit, auf deren Erkenntnis sich die Physiognomik richtet. In diesem Sinne wird der Begriff ψυχή, durch den ab 805^{a}13f. διάνοια ersetzt wird, seinerseits von ἦθος (805^{a}29, ^{b}5, ^{b}8, 807^{a}6, ^{b}11, ^{b}27, 808^{a}5, ^{a}29, bzw. dem Plural ἤθη: 805^{a}27, ^{b}1, ^{b}2, ^{b}5, 806^{b}35, 808^{a}36) abgelöst.

Die deutsche Wiedergabe der drei Begriffe – διάνοια als ‚Geist' (um den intellektuellen Aspekt zu bewahren), ψυχή als ‚Seele' und ἦθος als ‚Charakter' – kann dieses Beziehungsgeflecht nicht unmittelbar zum Ausdruck bringen. Es wurde bewußt darauf verzichtet, die drei Begriffe einheitlich durch einen gemeinsamen Ausdruck wie ‚Wesensart' oder ‚Charakter' zu übersetzen (so etwa Hett: „disposition", Raina: „temperamento"), auch zwischen διάνοια ‚Geist' und ψυχή ‚Seele' soll deutlich unterschieden werden (gegen Degkwitz' Kombination für beide: „geistig-seelische Verfassung"), damit die oben beschriebene Verschiebung der terminologischen Akzentuierung im Griechischen nachvollziehbar bleibt.

805^{a}2 „von den körperlichen Vorgängen" (τῶν τοῦ σώματος κινήσεων): In den *Phgn.* bezeichnet κίνησις gewöhnlich konkret eine physikalische (812^{a}22,

813^{b}8, 10, 22, 31) oder eine körperliche Bewegung (meist von einer bestimmten Qualität: schnell, träge, usw.: 806^{a}28, 806^{b}25, 37, 807^{b}10, 26, 32, 34, 808^{a}5, 11). Hier jedoch hat κινήσεις einen allgemeineren Sinn: ‚das, was den Körper bewegt', ‚das, was am Körper vorgeht', und ist damit gleichbedeutend mit dem wenig später verwendeten Wort παθήματα ‚Vorgänge' (s. Anm. zu 805^{a}5). Auf diese Äquivalenz deutet auch die Verwendung des Adjektives ἀπαθεῖς ‚keinem äußeren Einfluß unterworfen' in 805^{a}2 hin, das sich direkt auf κινήσεις bezieht. Bereits im folgenden Satz wird in einem genau entsprechenden Kontext statt αἱ τοῦ σώματος κινήσεις die Formulierung τὰ τοῦ σώματος παθήματα verwendet (gleich darauf ist von beider Pendant, τὰ τῆς ψυχῆς παθήματα, die Rede). Die beiden Begriffe müssen also in diesem Kontext als Synonyme angesehen werden (s. Anm. zu 805^{a}5).

Es fragt sich dann allerdings, warum der Verfasser nicht auch an unserer Stelle das Wort παθήματα verwendet, sondern einen Begriff wählt, der dem Sprachgebrauch der *Phgn.* zuwiderläuft. Die Terminologie eines anderen Textes scheint hier stärkeren Einfluß gehabt zu haben: Der Begriff κινήσεις findet sich nämlich in genau demselben Sinn, als Äquivalent zu παθήματα, zu Beginn der Erörterung der Physiognomik als Anwendungsbeispiel für das Enthymem in *Analytica priora* II.27, 70^{b}11. Dies ist ein weiteres starkes Indiz für die auch in anderer Hinsicht nachweisbar enge begriffliche und inhaltliche Bezugnahme von Traktat A der *Phgn.* auf dieses Kapitel des Aristoteles; vgl. Einl. Kap. III.2.

805^{a}3f. „im Rausch und bei Krankheit" (ἔν τε ταῖς μέθαις καὶ ἐν ταῖς ἀρρωστίαις): Das Beispiel wird hier nicht näher erläutert, das bloße Stichwort scheint für die Beweisführung ausreichend zu sein. In einiger Ausführlichkeit wird das Thema hingegen im dritten Buch der unter Aristoteles' Namen erhaltenen *Problemata physica* („Was Weintrinken und den Rausch betrifft", 871^{a}1–876^{a}28) erörtert: Die Wärme des Weines heizt die an sich schon warme menschliche Konstitution weiter auf. Im dreißigsten Buch werden die Symptome des Betrunkenen mit denen des Melancholikers verglichen, da sowohl Wein als auch die schwarze Galle als ‚lufthaltige' Säfte eine solche Erhitzung herbeiführen können (*Probl.* XXX.1, 953^{a}33–954^{a}6; vgl. Flashar 1962: 711–722). Interessant ist im Hinblick auf die *Phgn.*, daß in diesen Ausführungen zwischen einer momentanen Beeinflussung des Wesens durch den Wein und einer grundsätzlichen durch die Naturanlage (φύσις) ausdrücklich unterschieden wird (*Probl.* 953^{b}17–20); die Ursache wird jedoch in beiden Fällen in der Veränderung der Wärmekonstitution gesehen. Diesen Analogieschluß vom vorübergehenden Zustand auf die zugrundeliegende Konstitution muß auch der Leser der *Phgn.* akzeptieren, wenn er das Beispiel des Rausches als Beweis für die Interdependenz zwischen Seele und Körper anzunehmen bereit ist.

805^{a}5 „durch die körperlichen Vorgänge“ (ὑπὸ τῶν τοῦ σώματος παθημάτων): Die Nomina πάθη und παθήματα werden, wie Bonitz 1867 nachgewiesen hat, bei Aristoteles weitgehend unterschiedslos verwendet. Abgeleitet vom Verb πάσχειν haben sie „die allgemeine Bedeutung des Afficiertseins“ (Bonitz 1867: 42; vgl. Schmidt 1876: II,439f.), was zum Beispiel das Englische präzise mit „affections“ wiedergeben kann (so übersetzt Hett). Diese konstante Grundbedeutung liegt auch bei speziellerer Verwendung als ‚Affekt‘, ‚Leid‘ o.ä. zugrunde, wie sowohl aus einer Durchsicht der Stellen bei LSJ *s.v.* und im Ind. Arist. *s.v.* hervorgeht als auch aus der Definition durch Aristoteles in *Metaphysik* Δ.21, 1022^{b}15–21. Dort werden vier Bedeutungen unterschieden, die sich jedoch alle auf die Grundbedeutung von πάσχειν ‚eine Veränderung des ursprünglichen Zustandes erfahren‘ zurückführen lassen: 1. die Qualität, hinsichtlich derer sich etwas ändern kann (ποιότης καθ' ἣν ἀλλοιοῦσθαι ἐνδέχεται); 2. die Veränderung selbst (αἱ τούτων ἐνέργειαι καὶ ἀλλοιώσεις); 3. im engeren Sinne eine schädliche Veränderung (αἱ βλαβεραὶ ἀλλοιώσεις καὶ κινήσεις, καὶ μάλιστα αἱ λυπηραὶ βλάβαι); 4. große Unglücksfälle (τὰ μεγέθη τῶν συμφορῶν).

Mit der Übersetzung ‚Vorgänge‘ für παθήματα und das in diesem Kontext gleichbedeutende Wort κινήσεις (805^{a}2, s. Anm. dort) ist bewußt eine möglichst allgemeine Formulierung gewählt, durch die allerdings der passive Aspekt verloren geht. Unter ‚Vorgängen‘ sollten also hier auch ‚Widerfährnisse‘ oder ‚das, was dem Körper zustößt‘ gemeint sein.

An anderen Stellen in den *Phgn.* kann πάθημα auch die engeren Bedeutungen ‚Charakterzug‘ (vgl. Anm. zu 805^{b}30 u. 32) oder ‚Affektzustand‘ (vgl. 805^{a}31) haben.

805^{a}5 „Und umgekehrt“ (καὶ τοὐναντίον δή): Denniston 1954: 253f. weist darauf hin, daß die Anreihung einer neuen Aussage mit καὶ... δή oder dem gleichbedeutenden καὶ δὴ καὶ in der attischen Prosa weit verbreitet ist, um eine leichte Klimax zum Ausdruck zu bringen (im Unterschied zum einfach anreihenden καὶ oder καὶ... γε). Die Steigerung liegt im vorliegenden Fall darin, daß dem empirischen Nachweis für den Einfluß des Körpers auf die Seele der Nachweis des umgekehrten Einflusses der Seele auf den Körper folgt und damit die Ausgangsthese, die Abhängigkeit des Wesens vom Körper, auch in der Umkehrung erwiesen wird, so daß also ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis vorliegt.

805^{a}6 „in Mitleidenschaft gezogen“ (συμάσχον): Das Verb συμπάσχείν τινι (wörtlich: ‚gemeinsam mit jemand betroffen werden‘, ‚dasselbe erleiden wie jemand‘) gehört zum Wortfeld von συμπάθεια, das im klassischen Griechisch laut TLG nur sehr vereinzelt nachweisbar ist (Eur. *fr.* 164, Plat. *Charm.* 169c5, *Rep.* 10, 605d4, Antiphanes *fr.* 84 K.-A.). Es wird erst durch Aristoteles (16 Nachweise im TLG) und Theophrast (12 Nachweise) gebräuchlich und bleibt

weitgehend auf philosophische und medizinische Kontexte beschränkt. In den *Phgn.* kommen noch zweimal Begriffe aus diesem Wortfeld vor, und zwar zu Beginn von Traktat B: das Verb συμπθεῖν (808^{b}11) und das Adjektiv συμπαθής (808^{b}19); vgl. Anm. zu 808^{b}11f.

Einer der wenigen Nachweise von συμπάσχειν findet sich in Aristoteles' Erörterung des physiognomischen Zeichenschlusses in *An. pr.* II.27, 70^{b}16, wo es genau dieselbe Aussage zum Ausdruck bringt wie an unserer Stelle und den beiden verwandten Stellen in Traktat B: die enge Wechselwirkung von Seele und Körper. Eine ausdrückliche terminologische Bezugnahme der beiden programmatischen Eingangssätze der Traktate A und B auf Aristoteles ist sehr wahrscheinlich, da συμπάσχειν nicht die einzige terminologische Übereinstimmung ist; vgl. Einl. Kap. III.2, S. 127f.

805^{a}8 „aus dem, was von der Natur hervorgebracht wird" (ἐν τοῖς φύσει γινομένοις): Die Formulierung τὸ φύσει γινόμενον bzw. τὰ φύσει γινόμενα läßt sich im Corpus Aristotelicum sechzehnmal nachweisen und hat jedesmal die Bedeutung ‚was von Natur aus entsteht', ‚was von der Natur hervorgebracht wird'. In der *Metaphysik* definiert Aristoteles den Begriff in Abgrenzung zu anderen Entstehungsarten: τῶν δὲ γιγνομένων τὰ μὲν φύσει γίγνεται τὰ δὲ τέχνῃ τὰ δὲ ἀπὸ ταὐτομάτου, πάντα δὲ τὰ γιγνόμενα ὑπό τέ τινος γίγνεται καὶ ἔκ τινος καὶ τί („das, was entsteht, wird teils von der Natur hervorgebracht, teils durch Kunstfertigkeit, teils entsteht es von selbst; und alles, was entsteht, entsteht durch etwas und aus etwas und als etwas", *Met.* Z.7, 1032^{a}12–14). Diese Abgrenzung schwingt auch an den anderen Stellen und an unserer mit; hier wird der Begriff dadurch konkretisiert, daß er durch das Subjekt des folgenden Satzes ζῷον ‚Lebewesen' aufgenommen wird. Einige Übersetzer haben daher zu Recht die Tiere i.S.v. ‚Schöpfung' schon an dieser Stelle genannt, so Hett: „in the creations of nature", Raina: „nelle creazioni della natura", Degkwitz: „bei den in der Natur lebenden (Tieren)".

805^{a}11–14 „Denn es hat... abhängt" (οὐδὲν γὰρ πώποτε... τοιάνδε διάνοιαν): Der Verfasser von Traktat A setzt es als selbstverständlich voraus, daß jede Tierart durch eigene Eigenschaften sowohl des Charakters als auch des Körpers gekennzeichnet ist, ohne daß innerhalb der Art größere Abweichungen vorkämen. Diese Annahme steht in einem gewissen Gegensatz zum folgenden dritten Beweisgang, der auf der Differenzierung innerhalb von Arten wie Hunden und Pferden beruht (805^{a}14–17), und ebenso zu der Tatsache, daß innerhalb der Gattung Mensch sehr wohl in einzelne Individuen unterschieden wird – gerade das ist ja der Zweck der Physiognomik.

$805^{a}12$ „die äußere Gestalt" (εἶδος): Das äußerliche Erscheinungsbild oder Aussehen bildet den Gegenbegriff zur inneren Wesensart; damit entspricht das Begriffspaar εἶδος / διάνοια in diesem Kontext dem Paar σῶμα / διάνοια vom Eingang des Textes (s. Anm. zu $805^{a}1$), wobei hier allerdings die Betonung des Gegensatzes ‚äußerlich / innerlich' in den Vordergrund tritt. In derselben Bedeutung wie εἶδος hier wird im folgenden dritten Beweisgang das Wort ἰδέα ($805^{a}16$) verwendet.

$805^{a}13$f. „so daß... abhängt" (ὥστε... διάνοιαν): Hier werden die Worte aus dem Eingangssatz wieder aufgenommen und damit formal der zweite Beweisgang für abgeschlossen erklärt. Dennoch wird, mit einem weiteren ἔτι verbunden, ein dritter Beweisgang hinzugefügt, der eigentlich nicht nötig wäre, weil das Beweisziel ja bereits zweimal erreicht wurde (vgl. die Anm. zur Struktur des Eingangsabschnittes I: $805^{a}1$–18).

$805^{a}16$ „Schlüsse zu ziehen" (θεωρεῖν): das Verb θεωρεῖν ‚betrachten' wird gewöhnlich transitiv verwendet; der absolute Gebrauch in der Bedeutung ‚spekulieren', ‚Schlüsse ziehen' ist jedoch seit Aristoteles ebenfalls nachweisbar (vgl. LSJ *s.v.* III.d und Ind. Arist. $328^{b}39$–48), bei dem sich zudem zahlreiche Beispiele für die hier verwendete Konstruktion θεωρεῖν ἔκ τινος ‚aus etwas Schlüsse ziehen' finden (vgl. Ind. Arist. $328^{b}43$–47). Da das Verb θεωρεῖν hier im ersten Satzteil in dieser Bedeutung und absolut gebraucht ist, müssen im zweiten die Akkusative ἵππους und κύνας als Accusativi limitationis aufgefaßt werden und nicht als direkte Objekte.

$805^{a}16$f. „Pferdekenner über Pferde und Jäger über Hunde" (ἱππικοί τε ἵππους καὶ κυνηγέται κύνας): Die Beispiele beziehen sich auf die beiden Tierarten, deren Zuchtwahl, Aufzucht und Abrichtung für den Menschen von besonderer Wichtigkeit sind und daher von anerkannten Fachleuten praktiziert werden. In diesem Sinne führt Platon im *Laches* 193b als ein Beispiel für den Nutzen von Fachkenntnis bei praktischen Tätigkeiten die ἱππικὴ ἐπιστήμη an, das ‚Wissen über Pferde und Reiten'. Man denke auch an Xenophons Fachschriften über Pferde (*Ἱππαρχικός ‚Der Reitergeneral'* und *Περὶ ἱππικῆς ‚Pferde- bzw. Reitkunde'*) und über Jagdhunde (*Κυνηγετικός ‚Über die Jagd mit Hunden'*).

Beide Tiere werden in späteren Teilen der *Phgn.* auch als Beispiele für bestimmte Charakterzüge und Körpermerkmale herangezogen; zum Pferd s. Anm. zu $810^{b}32$f.; zum Hund s. Anm. zu $807^{a}19$.

$805^{a}17$f. „Sollte das wahr sein... zu betreiben" (εἰ δὲ... φυσιογνωμονεῖν): Es gibt keinen Grund, hier in den Text einzugreifen: weder mit Foerster, der den ersten Optativ εἴη in einen Indikativ ἐστίν korrigiert – auch die lateinische Ver-

sion des Bartholomaeus hat jedoch ausdrücklich den potentialen Konjunktiv („si autem haec vera fuerint...") –, noch mit Gohlke (1961: 161 Anm. 39), der die Parenthese ἀεὶ... ἐστίν zu streichen vorschlägt, da sie aus einer Wiederholung entstanden sei; damit verkennt Gohlke aber den Sinn des ganzen Satzes: gerade der Indikativ dieses ansonsten fast gleichlautenden Einschubs verleiht dem potentialen Konditionalgefüge die sachliche Bestätigung: ‚sollte das wahr sein, könnte man Physiognomik betreiben – es *ist* immer wahr, also', so ist zu ergänzen, ‚kann man Physiognomik betreiben.' Mit dieser emphatischen Formulierung wird meines Erachtens ausdrücklich auf Aristoteles, *Analytica priora* II.27 zurückgegriffen, wo in der Behandlung der Physiognomik als Anwendungsbeispiel des Enthymems weitgehend in hypothetischen Sätzen gesprochen wird; vgl. Einl. Kap. III.2, S. 123f.

Abschnitt II: 805^{a}18–33 Nach der Grundlagenbestimmung folgt ein Abschnitt, den man als Forschungsüberblick bezeichnen könnte: Drei Gruppen von „bisherigen Physiognomikern" (οἱ μὲν οὖν προγεγενημένοι φυσιογνώμονες) werden nach ihren Methoden unterschieden. Sie praktizieren Physiognomik anhand (a) des Tiervergleichs, (b) des ethnologischen Vergleichs und (c) der Analogie zum Gesichtsausdruck im Affekt. Dem zeitgenössischen Publikum dürften diese drei Arten von Physiognomik durchaus geläufig gewesen sein. Die uns erhaltenen Zeugnisse über Physiognomiker bis zum 3. Jh. v. Chr. (siehe Einl. Kap. III.1) lassen jedoch kaum noch einzelne Physiognomiker der drei genannten Gruppen erkennen; Zopyros, von dem wir am meisten wissen, wandte ganz offensichtlich bei seiner Beurteilung des Sokrates keine von ihnen an, sondern griff auf eine physiologische Erklärung zurück (vgl. Einl. Kap. III.1, S. 114–116).

(a) Immerhin findet sich ein Hinweis auf einen Vertreter der ersten Methode bei Aristoteles (*Gen. an.* IV.3, 769^{b}20–22): „ein gewisser Physiognomiker führte alle äußeren Erscheinungsbilder (von Menschen) auf die von zwei oder drei Tieren zurück und überzeugte oft, wenn er sprach" (φυσιογνώμων δέ τις ἀνῆγε πάσας εἰς δύο ζῴων ἢ τριῶν ὄψεις, καὶ συνέπειθε πολλάκις λέγων). Weitere Angaben oder Quellen über diesen Physiognomiker gibt es nicht. Durch den *terminus ante quem* der Abfassung von *De generatione animalium* (allgemein als spätes, wenn nicht gar das späteste Werk des Aristoteles angesehen; vgl. Nussbaum 1978: 10) ist er spätestens ins dritte Viertel des 4. Jh. v. Chr. anzusetzen.

(b) Die Methode des ethnologischen Vergleiches ist bereits aus dem 5. Jh. v. Chr. bekannt, da sowohl in der hippokratischen Schrift *De aere* als auch bei Herodot der Hinweis auf unterschiedliche klimatische Bedingungen zur Erklärung der unterschiedlichen Charaktere von Volksgruppen zur Geltung kommt (s. Einl. Kap. III.1, S. 113f.).

(c) Hinweise auf Physiognomiker, die das momentane körperliche Erscheinungsbild im Affekt als Analogie für bestehende Körpermerkmale heranziehen, um daraus auf einen dem Affekt verwandten Charakter zu schließen, finden sich vor den *Phgn.* nicht.

In beiden Teilen der Schrift selbst hingegen wird ausgiebig Gebrauch von dieser Methode (c) gemacht, in Traktat B mehr als in Traktat A. Auch der Tiervergleich (a) kommt in Traktat B häufig und ohne methodische Bedenken zur Anwendung, während er in Traktat A einer ausführlichen Methodenkritik unterzogen wird, aus der einschränkende Regeln abgeleitet werden, die im praktischen Teil Beachtung finden. Die Methode des ethnologischen Vergleiches (b) wird dagegen in den *Phgn.* nach unserer Stelle nur noch zweimal erwähnt: die Menschen im Norden hätten festeres Haar und seien mutiger als die im Süden ($806^{b}15$–18) und der Kleinmütige sehe aus „wie jemand aus Korinth oder Leukadia" ($808^{a}31$).

$805^{a}22$ οἱ δ᾽ ἐπὶ τούτοις: Die angekündigten drei Gruppen ($805^{a}19$: κατὰ τρεῖς τρόπους) werden mit Hilfe der gliedernden Partikel μέν... δέ... δέ... aneinandergefügt ($805^{a}20$–33: οἱ μὲν γὰρ... ἄλλοι δέ τινες... οἱ δέ τινες...). Dabei stiftete die Einfügung οἱ δ᾽ ἐπὶ τούτοις... gleich nach dem ersten der drei Glieder Verwirrung unter den Übersetzern, von denen einige entgegen der Ankündigung *vier* Gruppen unterscheiden (Bartholomaeus: „alii quidem... alii autem... alii autem... quidam autem...", Kreuz: „die einen... die andern... noch andere... einige...", Schneidewin: „die einen... die auf diese folgenden... wieder andere... noch andere..."). Der mit der Einleitung οἱ δ᾽ ἐπὶ τούτοις... beginnende Satz hat hingegen immer noch die Physiognomiker der erstgenannten Gruppe zum Subjekt, denn die Partikel δέ ist hier nicht das weiterführende Pendant zu μέν, sondern hat eine rein anreihende Funktion (vgl. Denniston 1954: 162–165). Am besten treffen diesen Sinn die beiden englischen Übersetzungen von Loveday/Forster und Hett, die das Subjekt im ersten Absatz beibehalten und erst danach eine zweite und dritte Gruppe unterscheiden.

Foerster hält den ganzen Satz für korrupt und verweist in seinem Apparat auf Konjekturen von Wachsmuth und Hayduck, die unter anderem das problematische οἱ δ᾽ tilgen (für das sie οἷα bzw. ἰδίαν einsetzen). Der Text ist aber so, wie ihn Bekker aus dem Marc. 263 (D) übernimmt, durchaus nicht korrupt: οἱ δ᾽ ἐπὶ τούτοις σῶμά τι, εἶτα τὸν ὅμοιον τῷ σώματι σῶμα ἔχοντα. Hingegen scheint die Lesart des Marc. IV.58 (K), die die Grundlage für die diversen Konjekturen und für Foersters Text bildet, nicht in Ordnung zu sein: οἱ δ᾽ ἐπί τε τῶν τοιούτων σῶμά τι εἶτα τὸν ὅμοιον τῷ τὸ σῶμα ἔχοντι – auch wenn sie offensichtlich die Vorlage für Bartholomaeus war, der sie in folgenden schwer verständlichen lateinischen Worten wiedergibt: „alii autem in talibus corpori similem habenti corpus et animam similem putabant."

805^{a}26 „im Aussehen" (τὰς ὄψεις): Während die äußere Erscheinung normalerweise mit εἶδος bezeichnet wird, steht hier das Wort ὄψις, das eigentlich die Sehkraft im rein physischen Sinne, aber auch „die Tätigkeit des Sehens überhaupt" bedeutet (Schmidt 1876: I,251). Passiv aufgefaßt kann das Wort aber auch die ‚äußere Erscheinung' i.S.v. ‚Aussehen' – ohne den damit in εἶδος verbundenen Begriff des Intellekts; vgl. Schmidt 1876: I,252) – bedeuten; z.B. Lys. 16,19, Soph. *Oed. Tyr.* 1375.

805^{a}27 „zum Beispiel Ägypter, Thraker und Skythen" (οἷον Αἰγύπτιοι καὶ Θρᾷκες καὶ Σκύθαι): Ägypter und Äthiopier, Thraker und Skythen sind, als Vertreter der Süd- und Nordvölker, in der gesamten griechischen Literatur, wenn auch in verschiedenen Kontexten, die Standardbeispiele für Fremdvölker bzw. ‚Barbaren', die stets im Gegensatz zu den Griechen gesehen werden. Dieser Kontrast wiederum dient den Griechen als ein Mittel zur Definition ihres Selbstverständnisses, wobei anfangs eine wertneutrale oder auch positive Berichterstattung über Barbaren überwiegt, die von ethnographischem Interesse und dem Respekt vor dem anderen geprägt ist; erst seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. setzt sich – besonders bei den Historikern, Tragikern und vor allem den Komikern zu beobachten – eine negative, verächtliche Bewertung der Barbaren als kulturlos und moralisch minderwertig durch, die im Hellenismus jedoch wieder einem aufgeschlossenen Interesse an der Andersartigkeit der fremden Kulturen weicht, mit denen die Griechen durch die Alexanderzüge in Kontakt gekommen waren (vgl. Sassi 1985 u. 1988: 96–112, Hall 1989, Speyer 1992, Cartledge 1993: 36–62, bes. Dihle 1994 und Detel 1995).

Als Hintergrund für die Äußerungen in den *Phgn.* sind besonders Aussagen aus dem 4. Jahrhundert von Interesse. Aristoteles etwa entwirft in der *Politik* (VII.6–7, 1327^{b}16–1328^{a}16) folgendes Schema: Die Griechen und das gemäßigte Klima ihres Landes stehen in der idealen Mitte zwischen den Völkern des kalten Nordens, die zwar tapfer, aber wenig intelligent sind, und den Völkern des warmen Südens, die feige, wenn auch künstlerisch begabt und intelligent sind (vgl. die durchgehende Bewunderung für die geistigen Leistungen der Ägypter seit Herodot). Die Griechen hingegen haben sowohl Tapferkeit als auch Intelligenz, und sie sind zudem in der Lage, sich politisch in einem beständigen Staatswesen zu organisieren, was die Völker der beiden extremen Regionen nicht vermögen (vgl. die ähnlichen Stellungnahmen bei Plat. *Rep.* 4, 435e3–436a3: Thraker und Skythen seien lernwillig, Phöniker und Ägypter geldgierig; [Arist.] *Probl.* XIV.1, 909^{a}13–17: die Bewohner von Gegenden extremer Kälte oder Hitze seien θηριώδεις ‚tierisch' im Aussehen, weil ihnen die ausgewogene Mischung fehle. Bereits die frühesten ethnologischen Theorien befassen sich mit dem Zusammenhang zwischen Aussehen, Wesen und klimatischen Bedingungen der Völker, die auch hier in Norden, Süden und Mitte eingeteilt werden (vgl.

Hipp. *Aer.* 12–24); zur Verbindung der Physiognomik mit der Ethnologie seit dem 5. Jh. v. Chr. siehe auch Einl. Kap. II.4, S. 91f. und Kap. III.1, S. 113f.

Das andersartige Aussehen ist dabei stets das auffallendste Kriterium zur Identifizierung der Barbaren (siehe den Überblick über die Ikonographie fremder Völker in der antiken Kunst bei Schneider 1992 und Lissarrague 1997). Im Gegensatz zu den weitgehend hellhäutigen, dunkelhaarigen Griechen sind die Thraker und Skythen blond oder rothaarig, die Äthiopier und Ägypter dunkelhäutig. Anhand genau dieser topischen Unterschiede in der Physiognomie bringt bereits Xenophanes den Relativismus der Göttervorstellung der verschiedenen Völker zum Ausdruck: „Die Ägypter sagen, die Götter seien stumpfnasig und schwarz, die Thraker, sie seien blauäugig und rot" (Αἰθίοπές τε ⟨θεοὺς σφετέρους⟩ σιμοὺς μέλανάς τε / Θρῆικές τε γλαυκοὺς καὶ πυρρούς ⟨φασι πέλεσθαι⟩, *fr.* 21 B 16 D.-K.; vgl. Sassi 1982 zu πυρρός als Beschreibung der gesamten Komplexion, nicht nur der Haarfarbe).

805a28 „die Auswahl der Kennzeichen" (τὴν ἐκλογὴν τῶν σημείων): Dieser Ausdruck ist naturgemäß einer der zentralen Begriffe in den *Phgn.* (wiederholt in 805a33, 805b11, 29, 809a17, 19, 810a13, 14, 814b1), denn die Hauptaufgaben der Physiognomik als eines semiotischen Verfahrens (vgl. Einl. Kap. III.1) liegen in der Auswahl von körperlichen Kennzeichen und der fachgemäßen Schlußfolgerung aus ihnen. Das technische Vokabular des physiognomischen Zeichenschlusses wird in unserem Abschnitt vorgestellt, der zum ersten Mal die Methoden der Physiognomik anspricht: Die Tätigkeit des φυσιογνωμονεῖν (‚Physiognomik betreiben‘, 805a18) besteht darin, aufgrund einer nach bestimmten Methoden (τρόποι, 805a19) festgesetzten ‚Auswahl von Kennzeichen‘ Schlüsse zu ziehen (τεκμαίρεσθαι, 805b10, oder δοκιμάζειν, 805a25).

805a28f. „nach dem Ausdruck" (ἐκ τῶν ἠθῶν τῶν ἐπιφαινομένων): In wörtlicher Übersetzung heißt ἐκ τῶν ἠθῶν τῶν ἐπιφαινομένων ‚aus den zutage tretenden Charakterzügen‘. Was damit gemeint ist, geht aus den folgenden Ausführungen (805a33–805b10) hervor: anhand ihres Gesichtsausdrucks (τὰ ἐπὶ τῶν προσώπων ἤθη, 805b2) können der Mißmutige, der Heitere, usw. unmittelbar identifiziert werden. Die sprachliche Formulierung geht demnach von der Grundannahme der Physiognomik aus, daß sich das Gesicht tatsächlich als ein Zeichensystem für Aussagen über den zugrundeliegenden Charakter verwenden läßt, daß also im Gesichtsausdruck der Charakter unmittelbar ‚evident wird‘ bzw. ‚zu Tage tritt‘ (ἐπιφαινόμενα). Dadurch kommt es zu einer tautologischen Ausdrucksweise: mit ἦθος oder ἤθη wird sowohl der Ausdruck, d.h. die sichtbare physische Erscheinung, als auch der Charakter, d.h. die unsichtbare psychische Verfassung, bezeichnet (vgl. Raina 1993: 60 Anm. 10). Dieser Sprachgebrauch findet sich innerhalb des Corpus Aristotelicum ausschließlich in den *Phgn.*, wie

Bonitz (Ind. Arist. 316^{b}31–40) nachweist: „in libro Φυσιογνωμονικῶν voc. τὰ ἤθη et ingenium significat et ea signa ingenii ac naturae, quae e facie hominis colligas; veluti illo sensu legitur τὰ ἔθνη, ὅσα διέφερε τὰς ὄψεις καὶ τὰ ἤθη Φ 1. 805^{a}27."

Der an unserer Stelle verwendete Ausdruck ἐκ τῶν ἠθῶν τῶν ἐπιφαινομένων ist eine Verkürzung der in Traktat A häufig verwendeten (in Traktat B allerdings kein einziges Mal vorkommenden) deskriptiven Paraphrase für ‚Gesichtsausdruck', die sich in mehreren Varianten findet: τὰ ἐπὶ τῶν προσώπων ἤθη (805^{b}2; im Singular 805^{b}8, 807^{b}11, 808^{a}6), τὰ ἤθη τὰ ἐπὶ τοῦ προσώπου ἐμφαινόμενα (806^{a}29f.; im Singular 807^{b}27), τὰ παθήματα τὰ ἐπιφαινόμενα ἐπὶ τῶν προσώπων (806^{b}28f.), τὰ ἤθη τὰ ἐν τοῖς ⟨προσώποις⟩ ἐπιφαινόμενα (806^{b}35f.) und sogar die stark verkürzte Form τὰ ἐπιφαινόμενα (805^{b}9f.). Analog habe ich bei der hier vorliegenden ersten Erwähnung des Begriffes die Übersetzung „Ausdruck" gewählt, da hier der entscheidende Bestandteil ‚ἐπὶ τοῦ προσώπου' (bzw. ‚ἐπὶ τῶν προσώπων') und damit die Lokalisierung der ἤθη auf das Gesicht fehlt; hier sind also wahrscheinlich die Ausdrucksmöglichkeiten sowohl des Gesichts als auch des Körpers gemeint.

Dadurch, daß τὸ ἦθος und τὰ ἤθη allein, d.h. ohne das attributive Partizip, den Charakter bezeichnen, ließen sich die meisten Übersetzer in die Irre führen. So schreiben Bartholomaeus: „ex moribus superapparentibus", Kreuz: „nach den verschiedenen Charakterzügen" und Schneidewin: „aus den zur Erscheinung kommenden Zügen des Ethischen". Hett verändert die ganze Konstruktion und liest damit in die Stelle einen anderen Sinn hinein: „A third class have made a collection of superficial characteristics, and the disposition which follow each"; Raina folgt ihm nicht in der Konstruktion, wohl aber in der wenig gelungenen Wiedergabe unseres Ausdrucks: „partendo dalle caratteristiche esteriori". Gohlkes Version: „aus den zutage tretenden" ist unklar, weil er das entscheidende Wort ἤθη nicht übersetzt. Degkwitz erklärt den Begriff in seiner Anmerkung *ad loc.* (1988: 60 Anm. 8) unter Hinweis auf einige der oben gegebenen Parallelstellen korrekt als „Gesichtszüge", übernimmt diese Erkenntnis aber nicht in seine Übersetzung: „nach den sichtbaren Charakterzügen". Die unter den mir bekannten Übersetzungen einzige angemessene Wiedergabe bieten Loveday/Forster: „the characteristic facial expressions".

805^{a}29 „von welchem (emotionalen) Grundzustand" (οἵᾳ διαθέσει): Mit διάθεσις wird nicht der allgemeine Zustand des Menschen, sondern seine momentane emotionale Verfassung bezeichnet, wie auch die gleich anschließenden Beispiele zeigen („an den zornigen, den furchtsamen, den im Liebesrausch, und an jeden einzelnen der anderen Affektzustände"). Vgl. die übliche Verwendung des Perfekts διακεῖσθαι (das Partizip διακείμενος kommt zwei Spalten später in ganz ähnlichem Zusammenhang vor: ὁ γὰρ ἀγανακτῶν καὶ ὀργιζόμενος [...]

ὁ δὲ ῥαθύμως διακείμενος, „ver verärgert und zornig ist [...], wer aber unbekümmert ist", 807a14–16).

805a33 „die Auswahl der Kennzeichen" (τὴν ἐκλογὴν τῶν σημείων): s. Anm. zu 805a28.

805a33 „auf andere Weise" (ἀνομοίως): Neben den drei soeben genannten Methoden (s. Anm. zu 805a18–33) werden in den *Phgn.* noch zwei weitere diskutiert und angewandt: die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern (in Traktat A in 806b31–34 behandelt und vorrangige Methode in Traktat B, vgl. bes. 809a26–810a13) und in Traktat A die sogenannte ‚philosophische' Methode des Syllogismus (807a3–12).

Abschnitt III: 805a33–b10 Als erstes wird das zuletzt genannte Verfahren kritisiert, bei dem durch Analogie vom Affekt auf den Charakterzug geschlossen wird, weil beiden dasselbe Aussehen zugrundeliege. Die beiden Einwände sind: Erstens (πρῶτον μὲν..., 805b1) können zwei Menschen mit durchaus unterschiedlichem Charakter denselben Gesichtsausdruck haben; der Mutige hat zum Beispiel denselben wie der Unverschämte. Beide Charaktertypen werden im Katalogteil als eigenes Stichwort behandelt, und da der Verfasser dabei – wie auch sonst, und wie aufgrund unserer Stelle zu erwarten – nicht auf die Mimik eingeht, gibt es keine Überschneidungen bei ihren charakteristischen Merkmalen (s. Anm. zu 807a31 zum Mutigen und Anm. zu 807b28 zum Feigen).

Zweitens (δεύτερον δὲ..., 805b4) ist der Gesichtausdruck nicht beständig, sondern wechselhaft: eine momentane Gefühlslage und die mit ihr verbundene Mimik können den zugrundeliegenden Charakter und seine typischen und konstanten Gesichtsmerkmale überdecken. Als Beispiele werden der Betrübte (δυσάνιος, 805b6) und der Fröhliche (εὔθυμος, 805b7) angeführt, die jeweils durch gute Laune bzw. Kummer ihren Gesichtsausdruck vorübergehend in den des anderen verwandeln können. Der Fröhliche wird später im Katalog als eigenes Lemma behandelt (808a2–7); der Betrübte zwar nicht, er wird aber noch an drei weiteren Stellen genannt (807a5, 812a3, 812b25).

Ein drittes Argument bringt die Diskussion zusammenfassend zum Abschluß; deshalb wird es auch nicht mit ‚drittens' eingeleitet (wie Loveday/Forster übersetzen), sondern mit „überdies" (ἔτι πρὸς τούτοις, 805b9), was hier im Sinne von ‚und überhaupt' eine Steigerung bedeutet. Allerdings ist das so angekündigte Argument selbst schwach: der Gesichtsausdruck lasse nur über weniges überhaupt Schlüsse zu. Eine Erklärung für diese generelle Aussage erfolgt nicht; wahrscheinlich darf man sie aber aus den späteren Ausführungen entnehmen: das Gesicht ist nur einer von mehreren Bereichen, der Kennzeichen bereitstellt (neben anderen Körperteilen, Haltung, Farbe, Haar, Stimme, etc.; vgl. bes.

806^{a}26–33), daher muß die Anzahl der Zeichenschlüsse und damit der Erkenntnisse über den Charakter naturgemäß beschränkt sein, wenn sie nur aus dem Gesichtsausdruck abgeleitet werden. Ähnlich versteht auch Raina die Stelle (1993: 61 Anm. 12): der Verfasser kritisiere hier nicht das Schlußverfahren als solches, sondern die Knappheit und geringe Glaubwürdigkeit der Ausgangsdaten.

Ein weiterer Grund für die Unzuverlässigkeit des Verfahrens, der in den *Phgn.* jedoch überhaupt nicht genannt wird, ist die Möglichkeit der willkürlichen Verstellung der Mimik.

805^{b}2/8 „Gesichtsausdruck" (τὰ ἐπὶ τῶν προσώπων ἤθη / τὸ ἦθος τὸ ἐπὶ τοῦ προσώπου): s. Anm. zu 805^{a}28f.

805^{b}3 „der Mutige und der Unverschämte" (ὅ τε ἀνδρεῖος καὶ ὁ ἀναιδής): Die beiden Charaktertypen, hier als beliebige Beispiele angeführt, werden im Katalogteil von Traktat A jeweils als eigene Lemmata behandelt; zum Mutigen s. Anm. zu 807^{a}31, zum Unverschämten s. Anm. zu 807^{b}28.

805^{b}9f. „aus dem Gesichtsausdruck" (τοῖς ἐπιφαινομένοις): Aus der Verwandtschaft mit den in diesem Zusammenhang mehrfach auftretenden Variationen des Begriffes τὰ ἤθη τὰ ἐπὶ τοῦ προσώπου ἐπιφαινόμενα (wörtl. ‚die im Gesicht zutage tretenden Züge') kann man schließen, daß auch der an dieser Stelle gebrauchte, stark verkürzte Ausdruck τὰ ἐπιφαινόμενα (wörtl.: ‚das zutage Tretende') „Gesichtsausdruck" bedeutet; s. Anm. zu 805^{a}28f.

805^{b}9f. „dürfte man... Schlüsse ziehen können" (ἄν τις... τεκμαίροιτο): Das Verb τεκμαίρεσθαι ist der gebräuchliche Terminus für die Beschreibung von Deduktionsverfahren aus Zeichen (σημεῖα, τεκμήρια) aller Art; vgl. Einl. Kap. III.1, S. 108f.

Abschnitte IV–VI: 805^{b}10–806^{a}18 Diese drei Abschnitte bilden in sich geschlossene argumentative Einheiten, sind zugleich aber durch ihren gemeinsamen Inhalt miteinander verbunden: die Diskussion der logischen Voraussetzungen der Tiervergleichsmethode. In Einl. Kap. III.2 wird ihre Bezugnahme auf Aristoteles' Ausführungen zum selben Thema in den *Analytica priora* II.27 untersucht; dort findet sich auch eine Paraphrase der drei Abschnitte (S. 129f.).

Abschnitt IV: 805^{b}10–27 Zunächst wird der Tiervergleich kritisch betrachtet, der als erste Methode der Vorgänger genannt wurde (s. Anm. zu Abschnitt II, 805^{a}18–33). Die Formulierung der ersten beiden Sätze (805^{b}10–13) erinnert deutlich an die kurze Beschreibung der Methode in 805^{a}20–24. Die zentralen Begriffe sind an beiden Stellen der in einer einzigen Tierart liegende

Ausgangspunkt (ἕκαστος, 805a21, 805b12) und die Annahme der Ähnlichkeit (ὅμοιος, 805a22f., 805b13); beide Begriffe werden jetzt einer Kritik unterzogen. Während jedoch die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tierart mit wenigen Worten abgelehnt wird (805b14f.), erfährt die Bezugnahme auf jeweils eine einzige Tierart eine ausführliche Diskussion: In der Weise, wie sie die Vorgänger praktizierten, nämlich ausgehend von jeweils einer einzigen Tierart, muß die Methode abgelehnt werden, weil dabei keine umkehrbar eindeutige Korrelation zwischen Zeichen und Bezeichnetem besteht (805b15–27).

805b11 „die Auswahl der Kennzeichen" (τὴν ἐκλογὴν τῶν σημείων): s. Anm. zu 805a28.

805b14f. „ähnlich... in irgendeiner Hinsicht ähnelt" (ὅμοιον... ἀλλὰ προσεοικότα μέν τι): Die Kritik richtet sich zunächst (πρῶτον μὲν γὰρ ‚erstens') gegen den Begriff der Ähnlichkeit, der im Falle des Vergleiches zwischen Mensch und Tierart nicht angemessen sei: Ein Mensch könne einem Tier nie ganz ähnlich (ὅμοιος) sein, sondern höchstens eine entfernte Ähnlichkeit aufweisen (προσεοικώς τι). Den Begriff ὅμοιος definiert Aristoteles in *Met.* I.3, 1054b2–22 in Abgrenzung gegenüber dem Selben (τὸ αὐτό) und dem Anderen (τὸ ἄλλο). Doch ist das Spektrum zwischen diesen beiden Polen weit genug, um verschiedene Abstufungen der Ähnlichkeit zu erhalten, je nach Auswahl und Anzahl der Referenzpunkte. An unserer Stelle ist ὅμοιος in höherem Maße ‚ähnlich' als das antithetisch gesetzte Partizip προσεοικώς, das durch die Hinzufügung eines τι als Accusativus limitationis eine noch eingeschränktere Bedeutung erhält.

805b16 „wenige charakteristische Kennzeichen, aber viele gemeinsame" (ὀλίγα μὲν τὰ ἴδια ἔχει σημεῖα, πολλὰ δὲ τὰ κοινά): Der zweite Ablehnungsgrund ist gewichtiger und wird daher auch nicht mit ‚zweitens', sondern mit emphatischem ‚darüber hinaus' (ἔτι πρὸς τούτοις, 805b15f.) eingeleitet: Tierarten haben wenige charakteristische (ἴδια), aber viele gemeinsame (κοινά) Kennzeichen. Dieses Begriffspaar, mit dem typischerweise eine Differenzierung in Unter- und Obergruppe vorgenommen wird (vgl. Ind. Arist. *s.vv.*), ist das beherrschende Thema des ganzen Abschnittes 805b15–27. Die Abhandlung kommt zu dem Schluß, daß keine von beiden Zeichenklassen als bedeutungstragend angesehen werden kann: viele Tierarten mit sehr unterschiedlichem Charakter haben gemeinsame Kennzeichen, andererseits liegt bei keiner Tierart ein unmittelbar als individuell erkennbarer Charaktertypus vor. Beide Arten von Zeichen, die charakteristischen wie die gemeinsamen, sind aus diesem Grund nicht bedeutungstragend bzw. logisch valent, da sie in keiner umkehrbar eindeutigen Korrelation zu einem Charakterzug stehen.

805^{b}18f. „warum wäre der eher einem Löwen ähnlich als einem Hirschen?" (τί μᾶλλον οὗτος λέοντι ἢ ἐλάφῳ ὁμοιότερος): Beide Tiere dienen später mehrfach als Beispiel für Mut bzw. Feigheit; vgl. zum Löwen Anm. zu 809^{b}14, zum Hirsch Anm. zu 806^{b}8.

805^{b}25f. „Denn weder ist allein der Löwe... unzählige andere" (οὔτε γὰρ ἀνδρεῖον,... ἄλλα μυρία): Zum Mutigen s. Anm. zu 807^{a}31 zum Löwen s. Anm. zu 809^{b}14.

Abschnitt V: 805^{b}27–806^{a}6 Da die Schlußfolgerung aus dem vorangegangenen Abschnitt lautet, daß weder gemeinsame noch charakteristische Zeichen, also keine der beiden einzigen Zeichenklassen, bedeutungstragend sind, muß das Problem an anderer Stelle gesucht werden als in der Auswahl der Zeichen. Der Verfasser sieht es in der Materialgrundlage: die Betrachtung eines einzelnen Lebewesens führt zwangsläufig zu Fehlschlüssen, weil dort immer mehrere Charakterzüge und mehrere Zeichen für sie vorliegen. Man muß daher die Ausgangsbasis vergrößern: die Schnittmenge möglichst vieler Lebewesen mit demselben Charakterzug ergibt auch auf der Ebene der Körpermerkmale eine Schnittmenge, und nur diese enthält die bedeutungstragenden Zeichen. Dieses Ergebnis wird abschließend als Regel formuliert (806^{a}4–6), die an den wenigen Stellen in Traktat A, in denen der Tiervergleich zur Anwendung kommt, auch nach Möglichkeit erfüllt wird (806^{b}8–18, 807^{a}17–21; etwas problematisch ist der Fall in 806^{b}18–21, s. Anm. dort); für die zahlreichen Tiervergleiche in Traktat B kann dies hingegen nicht behauptet werden.

805^{b}29 „die Auswahl (der Kennzeichen)" (τὴν ἐκλογὴν): s. Anm. zu 805^{a}28.

805^{b}29 „von allen (Tieren) ausgehend" (ἐξ ἁπάντων): Das im *consensus codicum* überlieferte ἐξ ἀνθρώπων korrigieren Sanchez und Hayduck zu ἐξ ἁπάντων. Während Bekker, Hett, Schneidewin und Raina der Überlieferung folgen, übernehmen Foerster, Loveday/Forster, Gohlke und Degkwitz die Emendation. Beide Varianten finden sich bereits in den Handschriften der lateinischen Übersetzung von Bartholomaeus: deren Mss. P und R lesen „omnibus", A B F dagegen „hominibus". Da bisher noch keine Rezension der Bartholomaeus-Handschriften der *Phgn.*-Übersetzung erfolgt ist (vgl. Einl. Kap. IV.5, S. 219 Anm. 101), läßt sich diese Überlieferungslage nicht qualitativ bewerten. Es muß also offen bleiben, welche der beiden Varianten in Bartholomaeus' griechischen Vorlage gestanden hat, und ob es sich bei der anderen um eine Korrektur aufgrund von Kontamination mit anderen griechischen Codices oder um eine selbständige Emendation eines mittelalterlichen Lesers oder Schreibers des lateinischen Textes handelt.

Die textkritische Entscheidung kann also nicht aufgrund der Überlieferungslage getroffen werden. Ich folge der Emendation ἐξ ἁπάντων, da sie inhaltlich überzeugt und auch durch 806b7f. gestützt wird, wo der Autor direkten Bezug auf seine hier aufgestellte methodische Forderung nimmt: τοῦτο δὲ τὸ σημεῖον εἴληπται ἐξ ἁπάντων τῶν ζῴων („Dieses Kennzeichen ist von allen Lebewesen ausgehend festgesetzt worden").

805b30/32 „Charakterzug" (πάθος) / „Charakterzüge" (παθήματα): Der Gebrauch der Begriffe πάθος und παθήματα in diesem Abschnitt entspricht nicht dem vom Beginn des Traktats, wo damit ganz allgemein ‚Vorgänge' bezeichnet werden, die sich sowohl auf den Körper als auch auf die Seele beziehen können (vgl. Anm. zu 805a5). Hier sowie in 806a23f. bedeuten πάθος und παθήματα vielmehr im engeren Sinn ‚Charakter' und ‚Charakterzüge', was sich eindeutig aus der Tatsache ergibt, daß als Beispiel dafür an unserer Stelle der Mut genannt wird (das erste Stichwort im Katalog der Charakterzüge in Traktat A).

Die Verbindung zwischen der allgemeinen Bedeutung ‚Vorgänge' und der spezielleren ‚Charakterzug' ist bei Aristoteles klar nachzuvollziehen. In der Differenzierung der seelischen Vorgänge in der *Nikomachischen Ethik* (II.4, 1105b19–28) grenzt er die Begriffe πάθη, δυνάμεις und ἕξεις derart voneinander ab, daß πάθη die ‚Vorgänge' bzw. ‚Affekte' („irrationale Regungen", wie Dirlmeier übersetzt) Zorn, Begierde usw. bezeichnet, δυνάμεις die charakterlichen ‚Anlagen' dazu und ἕξεις die ‚festen Grundhaltungen' Tugend oder Laster. Dieselbe Auffassung liegt der ausführlichen Behandlung der Charaktertypen im zweiten Buch der *Rhetorik* (II.2–11) zugrunde; im Anschluß daran wird die Definition aus *EN* noch einmal resümiert: „unter ‚Affekten' verstehe ich Zorn, Begierde und derartiges, worüber wir gesprochen haben; unter ‚Grundhaltungen' Tugenden und Laster" (λέγω δὲ πάθη μὲν ὀργὴν ἐπιθυμίαν καὶ τὰ τοιαῦτα περὶ ὧν εἰρήκαμεν, ἕξεις δὲ ἀρετὰς καὶ κακίας, *Rhet.* II.12, 1388b32–34). Der eigentliche Charakter kommt in allen drei Faktoren zum Ausdruck. Die Affekte sind demnach die Aktualität oder aktuellen Vorgänge dessen, was durch die Potentialität der Anlagen möglich ist. Insofern wird der Charakter nur in den Affekten erkennbar, denn weder die ‚Anlagen' noch die ‚Grundhaltungen' sind unmittelbar sichtbar.

Dieses begriffliche Modell dürfte im Hintergrund der Auffassung von πάθος und πάθημα als ‚Charakterzug' stehen, die nicht nur in den *Phgn.* an unserer Stelle nachweisbar ist, sondern auch in ganz ähnlichem Zusammenhang zu Beginn des neunten Buches der *Historia animalium.* Dort werden die unterschiedlichen ‚Charaktere der Tiere' (τὰ δ' ἤθη τῶν ζῴων) erklärt: „Sie scheinen eine bestimmte naturgegebene Veranlagung (δύναμις φυσική) hinsichtlich jedes einzelnen Charakterzugs (πάθημα) zu haben, hinsichtlich Vernunft, Einfalt, Mut, Feigheit, Sanftmut und Widerspenstigkeit und den anderen derartigen

Grundhaltungen (ἕξεις)" (Φαίνονται γὰρ ἔχοντά τινα δύναμιν περὶ ἕκαστον τῶν τῆς ψυχῆς παθημάτων φυσικήν, περί τε φρόνησιν καὶ εὐήθειαν καὶ ἀνδρείαν καὶ δειλίαν, περί τε πραότητα καὶ χαλεπότητα καὶ τὰς ἄλλας τὰς τοιαύτας ἕξεις, 608a13–16). Auch hier ist mit πάθημα, wie an der Aufzählung der Beispiele deutlich wird, ebenso wie in *Phgn.* (*h.l.*) der ,Charakterzug' bezeichnet; ebenso wie in *EN* und *Rhet.* werden aber auch die Begriffe δύναμις und ἕξις in die Erklärung des Gesamtphänomens ,Charakter' (ἤθη) einbezogen.

805b33 „auf sie alle zutrifft" (τούτοις ἅπασιν ὑπάρχει): Das Verb ὑπάρχει, das im folgenden Satz wiederholt wird (806a2), ist in der Bedeutung ,es kommt zu', ,es trifft zu' ein von Aristoteles festgelegter Terminus der Logik (vgl. LSJ *s.v.* III.3). Es bildet daher an unserer Stelle einen deutlichen terminologischen Anklang an Aristoteles' Erörterung der logischen Voraussetzungen des physiognomischen Zeichenschlusses in *Analytica priora* II.27 (wo es dreimal vorkommt: 70b14, 17, 20); vgl. Einl. Kap. III.2, S. 127f.

805b33–806a4 „Wenn man nämlich... (Charakterzug) sind" (εἰ γὰρ οὕτω... τὰ σημεῖά ἐστιν): Der Satz bereitet grammatikalisch einige Schwierigkeiten, weshalb seine Konstruktion von den Übersetzern unterschiedlich verstanden wurde. Unnötig sind jedoch Gohlkes Eingriff in den Text (1961: 161 Anm. 43), Foersters Crux („locus corruptus et lacunosus videtur") und die Vermutung von Wachsmuth, der Satzteil ταῦτά ἐστι τὰ σημεῖα ἀνδρείας sei eine Randnotiz („index argumenti") und ὅτι sei in ὥστε zu ändern. Bartholomaeus gibt in seiner ,verbum e verbo'-Übersetzung klare Hinweise, wie die einzelnen syntaktischen Abhängigkeiten zu verstehen sind – auch wenn der ganze Satz bei ihm kein gutes Latein ergibt: „si enim ita quis elegerit, quod eadem sunt signa fortitudinis praedictis animalibus non solum fortitudinis communem inesse passionem eorum quae sunt in intellectu, sed et aliud quid, sic utique dubitabit, utrum fortitudinis aut alterius signa sint". Ausgehend von dieser Version verstehe ich die Konstruktion folgendermaßen: οὕτω hat die in klassischer Prosa gut belegte „diminishing power, *so, merely so, simply*" (LSJ *s.v.* IV), oder allenfalls demonstrativen Charakter (,auf folgende Weise'; Bart.: „ita"). Die Konjunktion ὅτι leitet den Objektsatz ein, der von ἐκλέξειεν abhängt (Bart.: „quod"); zur Verdeutlichung dieser Abhängigkeit habe ich ὅτι im Deutschen durch den Doppelpunkt und die konstatierte Aussage in Anführungszeichen wiedergegeben. Der AcI μὴ... ὑπάρχειν πάθημα hängt vom Partizip προκριθεῖσι ab (vgl. zu dieser Konstruktion, allerdings gewöhnlich im Aktiv, LSJ *s.v.* προκρίνω II); die Verneinung ist μή, weil die Konstruktion innerhalb eines Kondizionalgefüges im Irrealis (εἰ γὰρ...) steht und daher modal gefärbt ist (das Lateinische hat diese Möglichkeit nicht, siehe Bart.: „praedictis animalibus non... inesse passionem").

Unter den modernen Übersetzungen trifft diesen Sinn nur die von Loveday/ Forster, die allerdings in ihrer sprachlichen Eleganz die syntaktische Struktur des griechischen Satzes nicht mehr klar erkennen läßt: „For if we were to select this or that as the signs of courage in the animals chosen in such a way as not to exclude the possibility of the presence in all these animals of some other mental affection, we should not be able to tell whether our selected marks were really signs of courage or of this other character."

806ᵃ5f. „keine andere Charaktereigenschaft... als die, deren Kennzeichen man untersucht" (μηδὲν πάθος... ἄλλο τι ⟨ἢ⟩ οὗ ἂν τὰ σημεῖα σκοπῇ): Ich folge der Emendation von Foerster, der in das im *consensus codicum* überlieferte und von Bekker übernommene ἄλλο τι οὗ ein ἢ einfügt (seinen anderen Zusatz des Artikels: ἐχόντων ⟨τῶν⟩ ἐν τῇ διανοίᾳ halte ich hingegen für unnötig).

Abschnitt VI: 806ᵃ7–18 Auf die eng zusammenhängenden Abschnitte I bis V folgt nun eine kurze, noch dazu zweigeteilte Textpassage, die in keiner festen Verbindung zum vorangegangenen steht. Die beiden hier angeführten Aspekte scheinen vielmehr assoziativ angehängt zu sein: der Begriff σημεῖα in 806ᵃ6 hat möglicherweise das Stichwort für den ersten Teil des Abschnittes gegeben. Der zweite Teil scheint von Aristoteles inspiriert zu sein (vgl. Einl. Kap. III.2, S. 130f.), denn darin wird die einzige bisher noch nicht behandelte logische Voraussetzung für Physiognomik besprochen, die Aristoteles in *An. pr.* II.27, 70ᵇ7–32 nennt: es geht um naturgegebene Charakterzüge, die die Seele betreffen, nicht um Erlerntes.

Die Verbindung zum ersten Teil ist rein formal, indem als Pendant zu ὅσα μὲν τῶν σημείων (806ᵇ7) vom Abschnittsbeginn nun ὅσα δὲ παθήματα (806ᵃ12f.) steht. Schon die unterschiedlichen Nomina, die jeweils das Subjekt des Satzes sind, zeigen aber an, daß es inhaltlich um ganz verschiedene Aspekte geht: zunächst um beständige und unbeständige Zeichen und Charakterzüge, hier nun um Charakterzüge, die nicht das Wesen des Menschen betreffen und daher auch nicht an besonderen Körpermerkmalen zu erkennen sind. Diese Einschränkung überrascht, da bisher in *Phgn.* (und auch im übrigen Sprachgebrauch) παθήματα immer die Seele (ψυχή, bzw. eingangs den Geist, διάνοια) und damit zugleich das Wesen (φύσις) des Menschen betreffen. Das Beispiel zeigt jedoch auf, in welche Richtung die Interpretation gehen muß: Lehre und Wissen, wie sie beispielsweise der Arzt und der Kithara-Spieler erwerben, verändern zwar deren Seelen, nicht aber ihr inneres Wesen.

Diesen Gegensatz zwischen φυσικός und ἐπίκτητος (auch in 806ᵃ23f.) führen sowohl Platon *Rep.* 10, 618d als auch Aristoteles *Gen. anim.* 721ᵇ30 aus.

$806^{a}12$ „an den Sachverhalt gebunden ist" (τῷ πράγματι παρεπόμενον): Foerster korrigiert das im *consensus codicum* überlieferte πράγματι zu παθήματι. Diese Emendation ließe sich damit begründen, daß, wie sonst auch, hier von der Korrelation zwischen dem Körpermerkmal als Zeichen (σημεῖον, $806^{a}10$) und dem damit bezeichneten Charakterzug die Rede ist. Allerdings ist der Satz so allgemein gehalten, daß ebensogut eine generelle Aussage zur semiotischen Korrelation zwischen Zeichen und bezeichnetem Sachverhalt (πρᾶγμα) gemeint sein kann. Da die Überlieferungslage eindeutig ist und auch von Bartholomaeus gestützt wird („rem"), halte ich die zuletzt genannte Deutung für wahrscheinlicher (vgl. Schneidewin: „sich... dem, was in Frage steht, beigesellt", und Gohlke: „mit dem Gegenstande verbunden").

$806^{a}13$ „Vorgänge, die in der Seele stattfinden" (παθήματα ἐγγινόμενα τῇ ψυχῇ): Der Ausdruck greift auf, was der Verfasser wenig später ($806^{a}23$f.) und Aristoteles in *An. pr.* II.27, $70^{b}9$f. als φυσικὰ παθήματα „Vorgänge, die das Wesen betreffen" beschreiben. Als Beispiel wird in beiden Texten das Erlernen von Musik angeführt; s. Anm. zu $806^{a}23$f.

$806^{a}15$ „Erkennungszeichen" (γνωρίσματα): Das Nomen γνώρισμα kommt im gesamten Corpus Aristotelicum nur an dieser einen Stelle vor und wurde hier vermutlich wegen der Nähe zu dem kurz darauf verwendeten Verb γνωρίζειν ($806^{a}17$) gewählt. Schmidt (1876: I,282–288) weist nach, daß kein semantischer Unterschied zwischen γνωρίζειν und γινώσκειν ‚erkennen', ‚in Erfahrung bringen' besteht (dasselbe geht aus den Stellennachweisen im Ind. Arist. $158^{b}41$–45 hervor).

$806^{a}15$ „für seine Fertigkeit" (τῇ τέχνῃ): Nur an dieser Stelle in den *Phgn.* wird Physiognomik als eine τέχνη, eine praktisch angewandte ‚Fertigkeit' bezeichnet, die auf Fachkenntnis, Übung und Erfahrung beruht. Das ist, wie Raina (1993: 65 Anm. 16) zu Recht betont, ihr eigentlicher Status; vgl. Einl. Kap. III.1 zu den semiotischen Disziplinen.

Abschnitt VII: $806^{a}19$–$807^{a}3$ Der vergleichsweise lange Abschnitt – er erstreckt sich über eineinhalb Bekker-Spalten – fällt durch seine inhaltliche Geschlossenheit auf, die mit einer klaren formalen Gliederung einhergeht. Die Exposition in $806^{a}19$–22 gibt einen dreistufigen Aufbau an: (a) Definition des Gegenstandes und (b) der Merkmalsbereiche der Physiognomik, (c) Aufzählung der naheliegenden Korrelationen. Diese drei Aspekte werden in derselben Reihenfolge abgehandelt, wobei die Glieder an Länge deutlich zunehmen: die Definition des Gegenstandes (a) füllt fünf Bekker-Zeilen ($806^{a}22$–26); die der Merkmalsbereiche (b) vierzehn ($806^{a}26$–$^{b}3$); die Aufzählung einzelner Korrelationen

zwischen Zeichen aus diesen Merkmalsbereichen und Charakterzügen (c) nimmt doppelt so viel Raum ein wie (a) und (b) zusammen, nämlich 38 Bekker-Zeilen (806b3–807a3). Die drei ausführenden Teile nehmen jeweils formal Bezug auf die Exposition. So gibt (a) der Ausdruck περὶ τὰ φυσικὰ παθήματα (806a23f.) die Antwort auf das Fragepronomen περὶ ποῖα ἄττα (806a19), entsprechend beantworten (b) die Worte ἐξ ὧν δὲ γενῶν (806a26f.) und die im folgenden jeweils mit ἐκ aufgezählten Begriffe die Frage ἐκ τίνων (806a20). Die Ankündigung (c) einer Aufzählung der Korrelationen καθ' ἓν ἕκαστον (806a21) wird in der abschließenden langen Liste erfüllt, in der jeweils mit der Partikel δέ ein neues Stichwort eingeführt wird (806b3–807a3).

806a19f. „wovon... und woher..." (περὶ ποῖα ἄττα... καὶ ἐκ τίνων...): Mit den Pronomina ist nicht etwa auf Konkreta Bezug genommen, wie einige Übersetzungen sie interpretieren: Unter ποῖα ἄττα versteht Degkwitz ‚Charakterzüge', Hett und Raina hingegen ‚Kennzeichen', deren individuelle Träger mit τίνων gemeint seien (sie übersetzen „individuals" bzw. „individuali"). Vielmehr wählt der Verfasser möglichst offene Pronomina gleichsam als Platzhalter für die Angaben in seiner anschließenden Definition. Dort wird die Stelle des ersten Fragepronomens in einer syntaktisch genau parallelen Struktur von dem zentralen Begriff περὶ τὰ φυσικὰ παθήματα τῶν ἐν τῇ διανοίᾳ „von den naturgegebenen Charakterzügen im Geist" (s. Anm. zu 806a23f.) eingenommen. In der darauffolgenden Aufzählung der Merkmalsbereiche (806a28–33), die jeweils mit der Präposition ἐκ eingeführt werden, wird die Antwort auf die im zweiten Pronomen liegende Frage erteilt (vgl. die nochmalige Einleitung ἐξ ὧν δὲ γενῶν τὰ σημεῖα λαμβάνεται „aus welchen Bereichen die Kennzeichen genommen werden", 806a26f.).

806a21f. „über jedes einzelne der deutlicher zutage tretenden (Phänomene) Klarheit schaffen" (ἐφεξῆς καθ' ἓν ἕκαστον περὶ τῶν ἐπιφανεστέρων δηλῶσαι): Ähnlich neutral und offen wie die beiden Fragepronomina verstehe ich die Neutra im letzten Kolon. Diese Deutung stimmt mit der lateinischen Übersetzung überein („de manifestissimis unumquodque manifestare"), nach der sich auch Schneidewin richtet („in jedem einzelnen Punkte über das mit größerer Bestimmtheit erkannte Klarheit verschaffen"); alle anderen modernen Übersetzer hingegen haben ein Bezugswort ergänzt. Die dafür nächstliegende Entscheidung, das Objekt σημεῖα aus der Zeile zuvor zu übernehmen, treffen allerdings nur Hett und Raina: „point out in order of each case the more recognizable signs" bzw. „elencarli (*sc.* i segni) uno per uno in ordine di importanza". Die übrigen drei Übersetzer setzen ein logisches Objekt ein, das allerdings im näheren Kontext der Stelle nirgends sonst zu sehen ist: „a detailed exposition of the more convincing among its (*sc.* of physiognomy) conclusions" (Loveday/For-

ster), „die Folgen da, wo sie zutage liegen, in jedem einzelnen Falle klarlegen" (Gohlke), „alle (Zuordnungen), die offenkundiger sind, der Reihe nach untersucht werden" (Degkwitz).

806ᵃ23f. „von den naturgegebenen Charakterzügen im Geist" (τὰ φυσικὰ παθήματα τῶν ἐν τῇ διανοίᾳ): Unter ‚Charakterzügen' sind hier Eigenschaften von der Art zu verstehen, wie sie im Katalog der Reihe nach angeführt werden: Mut, Feigheit, usw.; zu dieser Bedeutung von παθήματα s. Anm. zu 805ᵇ30.

Die Betonung liegt in diesem Zusammenhang auf dem Begriff φυσικά ‚naturgegeben'. Die Verbindung φυσικὰ παθήματα kommt innerhalb des Corpus Aristotelicum nur an unserer Stelle und in *Analytica priora* II.27, 70ᵇ8f. vor; ähnlich ist außerdem der Ausdruck δύναμις περὶ ἕκαστον τῶν τῆς ψυχῆς παθημάτων φυσική ‚naturgegebene Veranlagung hinsichtlich jedes einzelnen Charakterzuges' in ganz ähnlichem Kontext in *Hist. an.* IX.1, 608ᵃ14 (vgl. Anm. zu 805ᵇ30). Nach diesen drei Stellen läßt sich die Wortverbindung im TLG nur noch zehnmal nachweisen, davon einmal in Philoponus' Kommentar zu Arist. *An. pr.* II.27, 70ᵇ8f., dreimal bei Galen und einmal bei Aetius, die übrigen fünfmal bei Kirchenschriftstellern. Die Prägung der Wortverbindung geht demnach eindeutig auf Aristoteles zurück (vgl. Bonitz 1867: 27 Anm. 9), der die für die Physiognomik relevanten Charakterzüge mit dem Attribut φυσικός definitorisch als diejenigen eingrenzt, mit denen der Mensch von Natur aus ausgestattet wurde; als Gegenbeispiel nennt er das Erlernen von Musik. Genau dieses Beispiel führt der Verfasser in einer kurzen Passage vor der Definition aus, und er nimmt darauf an unserer Stelle mit dem ‚aristotelischen' Adjektiv Bezug, dem er den Gegenbegriff ἐπίκτητος unmittelbar entgegensetzt. Dieser Befund ist ein weiteres Argument für die Annahme, daß der Verfasser von *Phgn.* A sich ausdrücklich auf Aristoteles' Stellungnahmen zum logischen Zeichenschlußverfahren der Physiognomik bezieht; vgl. dazu Einl. Kap. III.2, S. 130–133.

An unserer Stelle ist die Verwendung des Adjektivs φυσικός aber noch durch einen weiteren Grund motiviert. Denn der Verfasser deutet an, in seiner Definition der Physiognomik auf die Etymologie des Begriffs einzugehen (καθάπερ καὶ τοὔνομα αὐτῆς λέγει „wie schon ihr Name sagt", 806ᵃ22f.); das tut er auch, allerdings ausschließlich durch die Verwendung eines weiteren Wortes vom Wortstock φυσ-; der zweite Bestandteil -γνωμονία wird hingegen nicht erklärt.

806ᵃ26 „Aus welchen Bereichen" (ἐξ ὧν δὲ γενῶν): Mit dieser Formulierung wird die Ankündigung ἐκ τίνων (806ᵃ20) wieder aufgegriffen; auch die Wendung am Abschluß der Liste greift auf die Exposition zurück (806ᵃ34). Es folgt eine Liste der Merkmalsbereiche, die von so unterschiedlichem Charakter sind, daß nur ein so allgemeiner Begriff wie γένη als Oberbegriff dienen kann. Unzutref-

fend engen Hett und Raina den Begriff ein: „from what types" bzw. „da quali elementi".

806ᵃ29f. „aus dem Gesichtsausdruck" (ἐκ τῶν ἠθῶν τῶν ἐπὶ τοῦ προσώπου ἐμφαινομένων): s. Anm. zu 805ᵃ28f.

806ᵃ32 „aus den Körperteilen" (ἐκ τῶν μερῶν): Mit dem Wort μέρη ‚Teile' sind wohl die Körperteile gemeint (so vermutet auch Degkwitz 1988: 66 Anm. 2), und zwar im Gegensatz einerseits zum ganzen Lebewesen, auf das sich die bisher genannten Eigenschaften beziehen, andererseits zur anschließend genannten „Gestalt des ganzen Körpers".

806ᵃ35f. „Wenn eine solche Darstellung nun unklar oder nicht evident wäre, würde das Gesagte ausreichen" (εἰ μὲν οὖν ἀσαφὴς ἢ μὴ εὔσημος ἦν ἡ τοιαύτη διέξοδος, ἀπέχρησεν ἂν τὰ εἰρημένα): Foerster, dem Loveday/Forster und Degkwitz folgen, ersetzt in seiner Edition ἀσαφὴς durch εὐσαφὴς und μὴ εὔσημος durch das Oxymoron μὴ ἄσημος (ἄσημος liest auch der Codex Marc. 263; ich halte diese Variante aber für eine Verschreibung, nicht für eine Emendation). Der *consensus codicum* und die lateinische Übersetzung von Bartholomaeus („si quidem immanifestus aut non designativus fuerit") bezeugen jedoch übereinstimmend den Text, dem Bekker folgt. Allerdings ist der zugrundeliegende Gedankengang nicht vollständig ausformuliert, weshalb der Satz im Kontext merkwürdig wirkt. Raina ergänzt den fehlenden logischen Schritt in einer Fußnote (1993: 67 Anm. 20): „Deve intendersi nel senso che non varebbe la pena di continuare." Sie würde den Gedanken also ungefähr so paraphrasieren: ‚Wenn das bisher Gesagte nicht so evident wäre wie es ist, dann wäre es gar nicht der Mühe wert fortzufahren, d.h. ein genaueres System zu entwickeln. Da es aber evident ist, muß es einerseits nicht weiter begründet, andererseits aber genauer ausgeführt werden, und deshalb setzen wir die Untersuchung jetzt fort:...'. Dieser zweite Gedanke ist ausgelassen, er wird aber durch die adversativen Partikeln νυνὶ δέ impliziert, mit denen der folgende Satz einsetzt: die Hypothese des εἰ-Satzes wird damit stillschweigend als falsch erklärt.

806ᵇ2 „auf was sie sich beziehen" (ἐπὶ τί ἀναφέρεται): Vgl. Anm. zu 810ᵃ17.

806ᵇ2f. „soweit es nicht... wurde" (ὅσα μὴ... δεδήλωται): Foerster 1888: 283 und Degkwitz 1988: 67 Anm. 2 sehen in diesem Nachsatz einen Verweis auf die Behandlung der „dazuerworbenen" Charakterzüge, die in 806ᵃ26 angekündigt worden, aber verlorengegangen sei. Die Annahme von Textverlust ist jedoch keineswegs nötig und ein Bezug auf 806ᵃ26 sogar ganz unwahrscheinlich, da der Verfasser mit dem Verweis an unserer Stelle vielmehr die bisherigen ein-

zelnen verstreuten Bemerkungen über Charaktertypen meinen dürfte. Vor allem der Mutige ist bereits mehrfach als Beispiel herangezogen worden (805^{b}2f.: er und der Unverschämte haben denselben Gesichtsausdruck; 805^{b}25–27: der Löwe und andere Tiere sind mutig, der Hase und andere feige; 805^{b}30–33: empfohlenes Vorgehen bei der Suche nach den Zeichen des Mutigen), aber auch die Möglichkeit einer Verwechslung der Mienen des Mißmutigen und des Fröhlichen wurde erwähnt (805^{b}6–9). Zwar ist in keinem dieser Fälle ein konkretes Körpermerkmal als Zeichen angegeben, aber wenn man berücksichtigt, daß in der Ankündigung unserer Stelle in 806^{a}21f. ausdrücklich von „deutlicher zutage tretenden" (ἐπιφανέστερα) Zeichen die Rede war, sollte man vielleicht auch nicht zu konkrete Angaben erwarten. Möglicherweise steht dahinter das in Traktat B zentrale methodische Konzept des ‚Gesamteindrucks'; s. Anm. zu 809^{a}13 und Einl. Kap. III.4, S. 147f.

806^{b}3–807^{a}3 Die Auflistung der einzelnen Korrelationen ist nach Stichworten geordnet, die jeweils mit der Partikel δέ eingeführt und damit strukturell voneinander abgegrenzt werden. Sie greifen die meisten der in 806^{a}28–34 genannten Merkmalsbereiche auf, allerdings in anderer Reihenfolge. Während dort genannt wurden: 1. Bewegung, 2. Haltung, 3. Farbe, 4. Gesichtsausdruck, 5. Haar, 6. Glätte der Haut, 7. Stimme, 8. Fleisch, 9. Körperteile, 10. gesamte Gestalt (806^{a}28–34), enthält die Liste der Korrelationen folgende Merkmalsbereiche (zur Verdeutlichung der Unterschiede mit den Ziffern der ersten Liste versehen): Farbe (3), Haar (5), dichte Behaarung (entspricht als Komplement der Glätte der Haut i.S.v. Haarlosigkeit: 6), Fleisch (8), Bewegung (1), Stimme (7), Haltung und Gesichtsausdruck (2 u. 4). Körperteile (9) und gesamte Gestalt (10) fehlen hier, sind aber auch im Gegensatz zu den vorherigen acht Stichworten keine Qualitäten, sondern Träger von Qualitäten. Im Katalog A haben die Eigenschaften einzelner Körperteile eine große Bedeutung; daß sie an dieser Stelle fehlen, läßt sich also vielleicht damit erklären, daß ihre Behandlung zu speziell ist, als daß sie in der hier vorgeführten knappen Liste Platz gehabt hätte. Immerhin wird wenig später darauf hingewiesen, daß die Qualitäten der Körperteile (τὰ ἐπὶ τοῖς μέρεσι σημεῖα, 806^{b}35) weniger bedeutungstragende Zeichen sind als der Gesichtsausdruck. Neu gegenüber der Ankündigung ist das Stichwort „das Männliche" (s. Anm. zu 806^{b}31–34), bei dem es sich nicht um ein Körpermerkmal handelt, sondern um einen Hinweis auf die Geschlechterdifferenz als Grundlage einer physiognomischen Analogie. Ferner wird die Liste durch eine abschließende methodische Bemerkung abgerundet (s. Anm. zu 806^{b}37–807^{a}3).

806^{b}3–5 „Kräftige Hautfarben... vorkommt" (αἱ μὲν οὖν χροιαὶ... τοῦτο τὸ χρῶμα): Als Qualität einer Farbe ist das Adjektiv ὀξύς wenig gebräuchlich (vgl. LSJ *s.v.* II.2b); ausgehend von der Grundbedeutung ‚scharf', ‚spitz', ‚schnell'

und von der Verwendung für Sonnenlicht bei Homer (*Il.* 14,345 u. 17,371f.) ist als Bedeutung wohl ‚kräftig', ‚leuchtend', ‚grell' anzunehmen; vgl. die analoge Anwendung auf ‚scharfe, durchdringende Töne' (LSJ *s.v.* II.3). Damit ist also eher eine Farbintensität gemeint als eine eigentliche Farbe, d.h. ὀξύς kann mit verschiedenen Farben kombiniert werden. Dem entspricht *h.l.* die Zuordnung zum Hitzigen (θερμὸν) und Heißblütigen (ὕφαιμον, wörtl.: ‚Blutunterlaufenen'), der sonst nirgends als Charaktertyp genannt ist und eher durch die Intensität einer (anderen) Charaktereigenschaft als durch eine Charaktereigenschaft selbst gekennzeichnet zu sein scheint. So überrascht es auch nicht, dasselbe Adjektiv ὕφαιμος als Qualität der Augenlider (807^{b}29) und der Hautfarbe (807^{b}32) des Unverschämten wiederzufinden.

Eine ganz ähnliche Korrelation wie an unserer Stelle findet sich weiter unten im selben Abschnitt, wenn „schnelle Bewegungen" (κινήσεις ὀξεῖαι) als Kennzeichen eines „hitzigen Geistes" genannt werden (διάνοια ἔνθερμος), der das Gegenteil eines „sanften Geistes" (διάνοια μαλακή) darstellt (806^{b}25f.).

Weißrote Hautfarbe wird auch im Lemma zum Begabten als Kennzeichen angeführt, dort allerdings nicht wie hier in Kombination mit einer glatten (λεῖος), sondern mit einer reinen und dünnen Haut (τὸ σῶμα λευκέρυθρον καὶ καθαρόν· τὸ δερμάτιον λεπτόν, 807^{b}17f.). Auch wenn sich diese beiden Qualitäten nicht inhaltlich entsprechen, ergänzen sie einander: eine stark behaarte Haut könnte kaum zugleich rein und dünn sein. Einen offenen Widerspruch zwischen den beiden Stellen gibt es also nicht. An keiner anderen Stelle in den *Phgn.* wird weißrote Hautfarbe erwähnt. Das Kompositum λευκέρυθρος gehört zu den Neuprägungen in den *Phgn.* (s. Einl. Kap. IV.1, S. 189f.), denn abgesehen von unserer Stelle läßt es sich nur noch bei Ptolemaios, *Tetrabiblos* 143 nachweisen. Inhaltlich geht es wohl auf die gute Durchblutung der Haut zurück, die durch das weiche und feuchte Fleisch des Begabten gewährleistet ist; vgl. Anm. zu 806^{b}21 und zu 807^{b}17f.

Verglichen mit der Vielfalt an Hautfarben, die verstreut in Katalog A und vor allem im entsprechenden Lemma in Katalog B behandelt werden (812^{a}12–35), wirkt die Auswahl von kräftig (einem Sättigungsgrad) und weißrot (einem konkreten Farbwert) als einzige hier genannte Qualität merkwürdig.

806^{b}4 „einen Hitzigen und Heißblütigen" (θερμὸν καὶ ὕφαιμον): Diese und die folgenden Akkusative sind als Maskulina, nicht als Neutra aufzufassen. Das folgt bei dem analogen syntaktischen Aufbau aller genannten Korrelationen aus der Tatsache, daß eines der angeführten Adjektive, εὐφυέα (806^{b}23), nicht Neutrum sein kann (hätte der Verfasser das Abstraktum verwenden wollen, hätte er wohl eher das betreffende Nomen eingesetzt, wie er es vereinzelt innerhalb der folgenden Aufzählung tut: z.B. εὐφυΐα, 806^{b}4f.; λαλιά, 806^{b}21; μαλακὴ διάνοια, 806^{b}25). Damit entspricht die Wortwahl in unserem Abschnitt der im

Katalog der Charaktertypen von Traktat A, der ebenfalls nicht abstrakte Nomina auflistet, sondern die Träger von Charakterzügen.

806^{b}6–18 „Weiche Haare (kennzeichnen) einen Feigen... und tragen weiches Haar" (τὰ δὲ τριχώματα τὰ μὲν μαλακὰ δειλόν, ... μαλακὸν τρίχωμα φέρουσιν): Zu den Charaktertypen des Mutigen und Feigen siehe die Anmerkungen zu ihrer Behandlung als erste Lemmata in Katalog A, 807^{a}31 und 807^{b}4. Die Härte des Haares wird in diesen Lemmata jeweils als erstes Kriterium genannt, weil sie anscheinend als sicheres, ja notwendiges (aber nicht hinreichendes) Zeichen angesehen wird (s. Anm. zu 807^{a}31 und 807^{b}5).

Aristoteles behandelt die Verschiedenheit der Haare zweimal ausführlich, in jeweils drei Kapiteln der *Historia animalium* (III.10–12, 517^{b}1–519^{b}2) und von *De generatione animalium* (V.3–6, 781^{b}30–786^{b}6). Inhaltlich stimmen beide Passagen weitgehend überein; hier sei von der systematischeren in *Gen. an.* ausgegangen. Dort wird die Reihenfolge der Kriterien angekündigt, nach denen die Untersuchung im folgenden vorgeht: hart/weich, lang/kurz, glatt/gelockt, dicht/spärlich, weiß/schwarz (782^{a}1–5). Eine wichtige Grundlage für die Haarbeschaffenheit, die im übrigen der Beschaffenheit der Haut entspricht, ist dabei die im Haar enthaltene Feuchtigkeit: Enthält das Haar viel erdige Feuchtigkeit, dann ist es dick und reichlich (daher hat der Mensch das meiste und längste Haar auf dem Kopf: Das Gehirn als sein Nährboden ist feucht und kalt und verhindert damit Verdunstung, 782^{b}11–18). Unter dem Einfluß von Wärme wird Haar nach dieser Theorie kraus und fest, weil seine Feuchtigkeit verdunstet, wie am Beispiel der Skythen und Thraker einerseits und der Äthiopier andererseits zu sehen ist (782^{b}18–783^{a}1; vgl. *Hist. an.* III.10, 517^{b}17–21: in warmen Gegenden haben Menschen festes und krauses Haar, in kalten weiches und glattes). Haarverlust und Ergrauen lassen sich durch den Abkühlungs- und Austrocknungsprozeß beim Altern erklären (783^{b}8–785^{a}6); diese Theorie lehnt Aristoteles an anderer Stelle jedoch ausdrücklich ab (*Hist. an.* III.11, 518^{a}7–13).

Die Diskussion der Haarqualität an unserer Stelle in den *Phgn.* ist im Vergleich mit den Beobachtungen von Aristoteles sehr oberflächlich. Vor allem beschränkt sie sich ausschließlich auf das Kriterium von Weichheit und Härte des Haares, und obwohl die Passage inhaltlich in vielen Punkten mit der Abhandlung in *Gen. an.* übereinstimmt, werden in den *Phgn.* keine vergleichbaren biologischen Erklärungen gegeben, sondern die Begründungen liegen in den bloßen Analogien zu Tierarten und Völkern. Selbst Aristoteles' wiederholte Feststellung, daß Haare bei Säugetieren, Federn bei Vögeln und Schuppen bei Fischen einander entsprechen (*Gen. an.* V.3, 782^{a}16–20, vgl. *Hist. an.* III.10, 517^{b}3–8), wird in den *Phgn.* nicht ausdrücklich konstatiert, sondern stillschweigend vorausgesetzt, wenn in 806^{b}14 Wachteln und Hähne (also Vögel mit hartem Gefieder) als Analogie für hartes Haar angeführt werden.

806^{b}7 „einen Mutigen" (ἀνδρεῖον): Der Mutige wird im ersten Lemma des Katalogs behandelt; s. Anm. zu 807^{a}31.

806^{b}7f. „Dieses Kennzeichen ist von allen Lebewesen ausgehend festgesetzt worden" (τοῦτο δὲ τὸ σημεῖον εἴληπται ἐξ ἁπάντων τῶν ζῴων): Damit betont der Verfasser, daß er seine methodische Forderung von 805^{b}28–30 und 806^{a}4–6 erfüllt, von allen Tieren – und nicht von einem einzelnen – auszugehen und möglichst viele von ihnen, die denselben, aber keinen anderen gemeinsamen Charakterzug haben, auf ein gemeinsames Körpermerkmal hin zu untersuchen; nur so erhält man gemäß der ausführlichen Erörterung in 805^{b}10–806^{a}6 ein eindeutiges, d.h. physiognomisch bedeutungstragendes Kennzeichen. Der Verfasser von Traktat A ist sich demnach der Problematik der Anwendung von Tiervergleichen nicht nur theoretisch bewußt, sondern bemüht sich, die von ihm selbst gestellten logisch-methodischen Ansprüche auch in der praktischen Durchführung zu erfüllen. Vgl. auch 806^{b}18–21 und 807^{a}17–21, die beiden einzigen anderen Stellen, an denen in Traktat A Tiervergleiche verwendet werden.

Es sollte darüber aber nicht vergessen werden, daß die theoretische Forderung, *alle* Tiere zu berücksichtigen, zwar methodisch gerechtfertigt, aber in der Praxis gar nicht durchführbar ist.

806^{b}8 „Hirsch" (ἔλαφος): Der Hirsch wird in den *Phgn.* fünfmal als Beispiel für Feigheit herangezogen; als Zeichen werden dabei in Traktat A genannt: seine weichen Haare (*h.l.*), seine hohe Stimme (807^{a}20f.) – der Hirsch ist zwar besonders für sein tief brummendes Röhren während der Brunft bekannt, sein Angst- oder Warnschrei ist jedoch ein kurzer, hoher, durchdringender Laut –, und in Traktat B: sein dünner, langer Hals (811^{a}16) und sein fleischiges Gesicht (811^{b}7), das auch der Esel hat. In 805^{b}18 wird der Hirsch in methodenkritischem Zusammenhang ohne Angabe einer Charaktereigenschaft erwähnt; es ist dabei jedoch sicherlich an seine Feigheit gedacht, da er dem Löwen gegenübergestellt wird. Nur ein einziges Mal in Traktat B wird dem Hirsch ein anderer Charakterzug zugeschrieben: seine platte Nase gilt in 811^{b}3 als Kennzeichen von Lüsternheit, die in den Zeugnissen über den Hirsch in der Antike sonst jedoch nicht erwähnt wird. Im homerischen Gleichnis kommt mehrfach die Unterlegenheit des Hirsches gegenüber Raubtieren vor, der seine Feigheit und Schnelligkeit auf der Flucht entsprechen: φυζακινῇς ἐλάφοισιν ἐοίκεσαν... „sie glichen scheuen Hirschkühen" auf der Flucht vor Panthern und Wölfen (*Il.* 13,101–104); τίφθ' οὕτως ἔστητε τεθηπότες ἠύτε νεβροί... οὐδ' ἄρα τίς σφι μετὰ φρεσὶ γίγνεται ἀλκή („warum steht ihr erstarrt wie Hirschkälber..., die plötzlich die Kräfte verlassen haben", *Il.* 4,243–245). Achill beschimpft Agamemnon, der nicht selber zu kämpfen wage, aber die Beute an sich reiße, er habe „die Augen eines Hundes und das Herz eines Hirschen" (κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο, *Il.*

1,225). In dieser Tradition stehend stellt Platon im *Laches* 196e Hirsch und Löwe einander gegenüber. Genaue Beobachtung seines Verhaltens erweist den Hirsch jedoch auch als klug (Arist. *Hist. an.* IX.5, 611^{a}15–^{b}31), weshalb ihn Aristoteles zusammen mit dem Hasen (s. 806^{b}8) als „klug und feige" (φρόνιμα καὶ δειλά) charakterisiert (*Hist. an.* I.1, 488^{b}15).

Die in den *Phgn.* genannten Körpermerkmale finden sich auch in den Beschreibungen aller etwa dreißig heute lebenden Arten der Hirschfamilie ‚Cervidae' (Grzimek 1972: XIII,154–245, Brehm 1974: IV,120–166), von denen besonders Rehe und Edelhirsche auch in der Antike im Mittelmeerraum verbreitet waren. Antiken Beobachtern dürfte das ausgeprägte Brunftverhalten des Hirsches mit röhrendem Schrei und Rivalenkämpfen ebenso aufgefallen sein wie modernen Zoologen; dies ist wohl die Grundlage für den Bezug auf Lüsternheit in *Phgn.* 811^{b}3. Die Zuweisung von Feigheit, die in den *Phgn.* eine prominente Rolle spielt, ist eine anthropomorphisierende Übertragung von der empirischen Beobachtung der großen Vorsicht und Scheu und der ständigen Bereitschaft, sich zu schneller Flucht zu wenden, die besonders für die Familie der Rehe, weniger für die Edelhirsche charakteristisch ist (Brehm 1974: IV,122).

806^{b}8 „Hase" (λαγωός): Der Hase dient in den *Phgn.* ausschließlich als Beispiel für Feigheit: wegen seines weichen Haares (*h.l.*) und seiner hohen Stimme (807^{a}21), und ohne Angabe eines Körpermerkmals in der methodenkritischen Einleitung in Traktat A (805^{b}26), wo er dem Löwen, dem Paradigma des Mutigen, gegenübergestellt wird. Der verbreitete Topos der Feigheit bzw. Furchtsamkeit des Hasen ist, ähnlich wie beim Hirsch (s. Anm. zu 806^{b}8), aus seinem auffälligsten Verhaltensmerkmal abgeleitet: bei Gefahr versteckt er sich, und wenn er entdeckt wird, wendet er sich sofort zu schneller und raffinierter Flucht. Biologisch ist diese Taktik äußerst sinnvoll, weil sie nicht auf einen ohnehin aussichtslosen Kampf ausgerichtet ist und zugleich den ungeheuren Energieaufwand einer schnellen Flucht nur dann fordert, wenn das Versteck sich als unsicher erweist (vgl. Brehm 1974: I,300). Die Deutung dieser Verhaltensweise als feige ist ein anthropozentrisches Konstrukt.

In der griechischen Literatur werden die Feigheit, aber auch die wehrlose Unterlegenheit des Hasen in verschiedenen Kontexten als Paradigmata angeführt: Hektor erwartet Achill vor den Toren von Troia mit gezücktem Schwert ὥς τ' αἰετὸς ὑψιπετήεις, ὅς... ἁρπάξων ἢ ἄρν' ἀμαλὴν ἢ πτῶκα λαγωόν („wie ein hoch fliegender Adler, der... ein zartes Lamm oder einen scheuen Hasen reißen will", *Il.* 22,308–310); Demosthenes beschreibt in der *Kranzrede* 18,263 das ängstliche Verhalten des ‚Hasenfußes' Aischines; Antisthenes läßt in einer Fabel die Hasen Gleichberechtigung fordern, was die Löwen spöttisch ablehnen (*apud* Arist. *Pol.* III.13, 1284^{a}15–17, vgl. Schütrumpf 1991: 530 *ad loc.*); ähnlich

finden sie bei Äsop (169 Hausrath), wehrlos wie sie sind, keine Verbündeten gegen ihre Feinde.

Die in $807^{a}21$ angeführte hohe Stimme bezieht sich auf das Quieken (‚Klagen') des Hasen, das er allerdings nur bei Gefahr ausstößt (Brehm 1974: I,300). Den Griechen waren diese schrillen Laute des Tieres vor allem von der Hasenjagd vertraut, die, wie zahlreiche Vasenbilder bezeugen, ein beliebter Zeitvertreib war (vgl. Keller 1909: 213); das Geschenk eines Hasen vom Erastes an den Eromenos, ebenfalls auf Vasenbildern häufig bezeugt, steht damit in engem Zusammenhang (vgl. Koch-Harnack 1983: 59–97). Das kurze, dichte, weiche Fell, das allen Hasenarten zu eigen ist, hebt auch Xen. *Cyn.* 5,10 hervor (vgl. Arist. *Gen. an.* V.3, $783^{a}6$–8: der Hase hat weiches, aber im Vergleich zum Schaf weniger dünnes Haar). Eine besonders auffallende Eigenschaft des Hasen, die jedoch in den *Phgn.* keine Rolle spielt, ist seine Fruchtbarkeit (vgl. Hdt. 3,108,3f., [Arist.] *Probl.* X.14, $892^{a}38$–$^{b}3$), die Aristoteles mit dem dichten Fell in Zusammenhang bringt (*Gen. an.* IV.5, $774^{a}34$–$^{b}4$). Er charakterisiert im übrigen den Hasen ebenso wie den Hirsch als klug und feige (*Hist. an.* I.1, $488^{b}15$).

Der Hase heißt im Griechischen nicht nur λαγωός oder λαγώς, sondern auch δασύπους (wörtlich: ‚Rauhfuß'). Gossen 1912: 2477 leitet aus der Verteilung der Verwendung beider Namen im Corpus Aristotelicum ab, daß λαγώς der Vulgärname war, δασύπους dagegen der zoologische Terminus. Denn in den zoologischen Schriften *Hist. an.*, *Part. an.* und *Gen. an.* zieht Aristoteles δασύπους (23mal) λαγώς (5mal) eindeutig vor, während in den anderen Schriften (es sind dies: *Col.*, *EN*, *Mir.*, *Probl.*, *Rhet.*, *Pol.*, *fr.*) λαγώς 7mal und δασύπους nur 3mal vorkommt (die Zahlenangaben von Gossen habe ich nach dem TLG korrigiert). In der gesamten griechischen Literatur kommt das Wort δασύπους nur 77mal vor, λαγώς dagegen 1313mal. Der Sprachgebrauch in den *Phgn.*, die ausschließlich λαγώς verwenden, entspricht also ganz dem üblichen.

$806^{b}8$ „Schafe" (πρόβατα): Die Schafe werden hier mit der in der Prosa üblicheren Vokabel πρόβατα als Herden-, Klein- oder Schlachtvieh bezeichnet (vgl. LSJ *s.v.*), während in $813^{b}4$f., wo das Schaf wegen seiner weichen und tonlosen Stimme als Beispiel für Sanftmut steht, die eher poetische Vokabel ὄϊς verwendet wird (vgl. LSJ *s.v.*). Diese beiden Stellen sind die einzigen Erwähnungen des Schafes in den *Phgn.*

Die weiche Behaarung von Hase und Schaf, die in den *Phgn.* als Zeichen ihrer Feigheit gilt, hebt Aristoteles in *Gen. an.* V.3, $783^{a}6$–8 hervor (der Hase habe dickeres Haar als das Schaf). Daran wird deutlich, daß sowohl Aristoteles als auch der Verfasser der *Phgn.* vom domestizierten Wollschaf ausgehen, denn beim kurzhaarigen Wildschaf dominiert das harte, längere Deckhaar über die

kurze, weiche Unterwolle, die sich beim Hausschaf durch Zuchtwahl zu einem langen, meist gelockten Vlies entwickelt hat (Brehm 1974: III,245).

Für die Zuschreibung von Sanftmut und Feigheit an das Schaf lassen sich keine anderen Parallelen im griechischen Denken nachweisen, vielmehr gilt als seine typische Eigenschaft Dummheit, die auch in der zoologischen Forschung behandelt wird: in *Hist. an.* IX.2, 610^{b}20–28 werden als Beweise der Dummheit die von Hirten gewonnenen Fakten angeführt, daß Schafe selbst im Winter den sicheren Stall verlassen und sich vom Hirten nur mühsam aufspüren und wieder zurückbringen lassen.

806^{b}10 „Wildschwein" (ὗς ἄγριος): Nur an dieser Stelle wird das Schwein als ὗς ἄγριος spezifiziert, in den anderen fünf Erwähnungen in den *Phgn.* heißt es ὗς oder σῦς. Eine eigentliche Unterscheidung zwischen Wild- und Hausschwein kommt darin jedoch nicht zum Ausdruck, denn auch in 811^{a}24 ist mit ὗς offensichtlich das Wildschwein gemeint, und die an anderen Stellen angeführten Eigenschaften können nicht klar der einen oder anderen Art zugewiesen werden. Auch die moderne Zoologie stellt übrigens nur in der äußeren Erscheinung, nicht aber im Verhalten Unterschiede zwischen dem Wildschwein und dem domestizierten Hausschwein fest (Brehm 1974: III,209–228, bes. 210f.).

Die Beurteilung des Charakters des Schweines ist in den *Phgn.* ambivalent: Neben der positiven Bewertung als mutiges (*h.l.*) und edles (811^{a}24) Tier werden ihm Stumpfsinn (811^{a}30), Ungelehrigkeit (811^{b}29) und Einfalt (812^{b}28) zugeschrieben. Beides sind im antiken Griechenland gebräuchliche Topoi: Kampfgleichnisse im Epos (z.B. Hom. *Il.* 12,143–150; 13,471–475; 17,281–283) und mythische Eberjagden, bei denen verschiedene Heroen (namentlich Herakles, Theseus, Meleager und Atalante) Mut und Geschicklichkeit beweisen können, zeigen Achtung vor der Kraft und Stärke des Wildschweines, das sich in drei äsopischen Fabeln (250–252 Hausrath) zudem umsichtig und vorausschauend verhält. Generell überwiegt jedoch die Verachtung des Schweines wegen seiner Dummheit und Ungelehrigkeit (vgl. Plat. *Rep.* 535e4f., *Leg.* 819d7f.), die besonders im Sprichwort thematisiert wird (vgl. Köhler 1881: 166–169), so daß ‚Schwein' auch als Schimpfwort auf die als dumm und stumpfsinnig verschrieenen Böoter bezogen wird (z.B. Pind. *Ol.* 6,90, *fr.* 83 Snell/Maehler, Kratinos *fr.* 77 K.-A.; ausgeführt bei Plut. *De esu carnium* 1,6: *Mor.* 995a5–8; vgl. Roller 1990), aber auch wegen seiner Unreinheit, die das hervorstechende Merkmal des ersten Frauentypus im ‚Weiberiambos' des Semonides ist (*fr.* 7,1–6 West). Deshalb ist die Verwandlung der Gefährten des Odysseus in Schweine eine so große Erniedrigung (*Od.* 10,239–243), und deshalb wählt Plutarch in seinem der kynischen Satire nahestehenden Dialog *Περὶ τοῦ τὰ ἄλογα λόγῳ χρῆσθαι* (*Bruta animalia ratione uti*: *Mor.* 985d–992e) gerade das von Kirke

verwandelte Schwein Gryllos aus, um Odysseus von den Vorzügen des tierischen Lebens zu überzeugen (vgl. Dierauer 1977: 187–193, 279–285).

An körperlichen Merkmale des Schweines nennen die *Phgn.* borstiges Haar (*h.l.*) sowie dünne, harte, an den Eckzähnen aufgeworfene Lippen (811^{a}22) als Kennzeichen des mutigen und edlen Wildschweins (zu diesen Merkmalen des Wildschweins vgl. Brehm 1974: III,221), während der breite Rüssel (wörtl. „dicke Nasenspitze", ῥὶς ἀκρόθεν παχεῖα, 811^{a}29), das kleine Gesicht (811^{b}28) und die an der Nase nach unten, zu den Schläfen aber nach oben gezogene Augenbrauen (812^{b}26) die Dummheit des Schweines anzeigen. Der Hinweis auf das ausgeprägte Brunftverhalten (808^{b}36), dem keine charakterliche Eigenschaft zugewiesen ist, läßt an Aristoteles' Beschreibung der Reizbarkeit und Gefährlichkeit der brünstigen Eber in *Hist. an.* VI.18, 571^{b}13–21 denken (zu den oft blutigen Rivalenkämpfen brünstiger Eber vgl. Brehm 1974: III,222).

806^{b}10f. „an den Vögeln" (ἐν τοῖς ὄρνισι): Die Gattung der Vögel wird an dieser Stelle unterteilt in mutige und feige, und zwar anhand des Kriteriums der Härte ihrer Federn (s. Anm. zu 806^{b}11–13). Diese Differenzierung führt der Verfasser auch an den Tieren im allgemeinen (806^{b}6–10) und an den Menschenrassen (806^{b}14–18) durch. Dabei nennt er als Beispiele für mutige Vögel mit harten Federn nicht, wie zu erwarten wäre, Raubvögel wie Adler oder Habicht, sondern die kämpferischen Hühnervögel Wachtel und Hahn. Raubvögel werden demnach in den *Phgn.* offenbar nicht als eine Klasse von Vögeln angesehen, obwohl Aristoteles sie unter dem Artennamen γαμψώνυχες ‚Krummklauige' als eine solche klassifiziert (*Hist. an.* II.12, 504^{a}3f., VII.3, 592^{a}29–^{b}15; vgl. Hall 1991: bes. 134), sondern als eine eigene Gattung neben der der (Klein-)Vögel. Diese in den *Phgn.* idiosynkratische Unterscheidung zwischen Vögeln und Raubvögeln, die der zoologischen Taxonomie des Aristoteles widerspricht, wird auch an den Eigenschaften deutlich, die in den *Phgn.* den Vögeln als ganzer Gattung zugeordnet werden: Ihr dichtes Gefieder am Bauch weist auf Schwatzhaftigkeit (λαλιά, s. Anm. zu 806^{b}18–21), an Brust und Bauch (812^{b}14–17) sowie an den Schultern (812^{b}19–21) auf Unstetheit, ihre dünnen, sehnigen Beine auf Lüsternheit (810^{a}30f.). Menschen mit einer dünnen Nasenspitze werden in 811^{a}33f. als „vogelartig" (ὀρνιθώδεις) bezeichnet, ohne daß dabei eine eigentliche Charaktereigenschaft genannt wäre. Die Raubvögel hingegen, auf die keine der zu den Vögeln genannten Eigenschaften paßt, werden insgesamt als schamlos (810^{a}20f.) charakterisiert, der Adler als hochherzig und beherzt (811^{a}37), der Habicht als schnell und räuberisch (813^{a}19).

Die *Phgn.* greifen mit der Unterscheidung von Raubvögeln und Vögeln vermutlich auf einen allgemeinen, unwissenschaftlichen Sprachgebrauch zurück. Bei Homer kann ὄρνις als Oberbegriff kleine und große Vögel umfassen (s. Ind. Hom. *s.v.*). Im attischen Griechisch meint dagegen ὄρνις meist nur die kleine-

ren Vögel (d.h. Sing- und Hühnervögel) und darunter oft konkret den Hahn (z.B. Soph. *El.* 17–19, Aristoph. *Vesp.* 815–817). Der Begriff γαμψώνυχες für Raubvögel ist daneben seit Homer nachweisbar (*Il.* 15,428, *Od.* 16,217, 22,302, Aristoph. *Av.* 359f., 1306f.), manchmal bezieht er sich auch auf andere Lebewesen (Löwe u. Wolf: *Anth. Graec.* Append., Oracula 217; Löwe: Arist. *Hist. an.* III.9, 517ᵇ1f.; Sphinx: Soph. *Oed. Tyr.* 1199.).

In der modernen zoologischen Taxonomie werden die Raubvögel als eine Ordnung (‚Falconiformes') in der Klasse der Vögel (‚Aves') eingeteilt; ihre charakteristischen Kennzeichen sind neben den krummen Klauen, nach denen der griechische Begriff geprägt ist, auch der krumme Schnabel mit hakenartiger Spitze (vgl. Grzimek 1972: VII,336f.). Damit steht die moderne Klassifikation der bei Aristoteles nahe, von der die in den *Phgn.* jedoch, wie gesehen, abweicht.

806ᵇ11–13 „insgesamt sind sie nämlich, wenn sie hartes Gefieder haben, mutig, wenn sie weiches haben, feige" (καθόλου τε γὰρ ὅσοι μὲν σκληρὸν τὸ πτερὸν ἔχουσιν, ἀνδρεῖοι, ὅσοι δὲ μαλακόν, δειλοί): Nach Aristoteles, *Gen. an.* V.3, 782ᵃ16–20 entsprechen den Haaren des Menschen und dem Fell der Tiere – die beide im Griechischen mit derselben Vokabel bezeichnet werden: θρίξ oder τρίχωμα – die Federn der Vögel und die Schuppen der Fische; nur unter dieser Annahme kann die Analogie zwischen Haar und Gefieder aufgestellt werden.

Zu hartem und weichem Haar als Merkmalen von Mut und Feigheit s. Anm. zu 806ᵇ6–18.

806ᵇ13f. „an den Wachteln und Hähnen" (ἔν τε τοῖς ὄρτυξι καὶ ἐν τοῖς ἀλεκτρυόσιν): Die Wachtel wird in den *Phgn.* nur hier erwähnt. Daß sie neben dem Hahn steht, geht auf die Verwendung beider Vögel zu Vogelkämpfen zurück, die in Griechenland sehr beliebt waren (vgl. z.B. Xen. *Smp.* 4,9, dazu mit weitererer Literatur zum Hahnenkampf Huß 1998 *ad loc.*), wie auch aus der Häufigkeit von Darstellungen des Hahnenkampfes auf Vasenbildern hervorgeht (vgl. bes. Hoffmann 1974, Scott 1983). Man ließ dabei in ‚Spielhallen' die Wachteln oder Hähne gegeneinander kämpfen (vgl. Aischin. 1,53); als Preis erhielt der Besitzer des siegreichen das besiegte Tier (vgl. Aristoph. *Av.* 70f.). Schon Pindar spielt in der 12. *Olympischen Ode* 12–16 auf den Ruhm an, der einem siegreichen Hahn, d.h. natürlich seinem Besitzer, bei Hahnenkämpfen zuteil werden konnte. Wenn Homer, der den Hahn als Vogel nirgends erwähnt, einen Krieger namens Leïtos als Sohn des „hochgemuten Hahnes" (Ἀλεκτρυόνος μεγαθύμου, *Il.* 17,601f.) anführt, weist dies darauf hin, daß der Kampfesmut des Hahns schon in vorliterarischer Zeit so berühmt war, daß die Bezeichnung ‚Hahn' dem homerischen Publikum als Ehren- oder Spitzname gelten konnte,

daß also vielleicht auch die Hahnenkämpfe schon in diese Zeit zurückreichen. Aelian zufolge (*Var. hist.* 2,28) hat Themistokles nach den Perserkriegen Hahnenkämpfe im Dionysostheater von Athen eingeführt, die dort seitdem einmal jährlich stattfanden.

Mit Wachteln wurde außerdem auch ‚Wachtelklopfen' gespielt: Man setzte eine Wachtel in einen Kreis und reizte sie durch Schläge auf den Kopf. Blieb sie bei der Verteidigung im Kreis, hatte ihr Besitzer gewonnen (vgl. Aristoph. *Av.* 1298f.; s. auch Keller 1913: 163f.). Plutarch berichtet, Alkibiades habe bei seinem spontanen ersten öffentlichen Auftreten in Olympia zufällig eine Wachtel in seinem Gewand getragen, die, vom Applaus aufgeschreckt, entflogen sei (Plut. *Alc.* 10). „Doubtless the quail in question was a champion either as a fighter or for its gameness when tapped and doubtless roysterers like Alcibiades kept the birds on their persons ready to face any challengers. Also its presence would certainly have endeared him to the sporting section of the populace" (Pollard 1977: 139). Die mühsame und liebevolle Aufzucht der Vögel erwähnt Platon in den *Nomoi* 7, 789b5–d7. Im *Lysis* 211d8–e5 läßt er Sokrates die Vorliebe der Athener für den Vogelsport belächeln, denn ein guter Freund sei mehr wert als die beste Wachtel oder der beste Hahn. Chrysipp spricht im 3. Jh. sogar von einem ‚Wachtelwahn' (ὀρτυγομανία, bei Athen. XI.12, 464d5–e8). Hahnen- und Wachtelkämpfe waren es offenbar auch, die Aristoteles Anlaß zu der Feststellung gaben, daß Wachteln während des Kampfes schreien, der Hahn erst nach dem Sieg (*Hist. an.* IV.9, 536^{a}26–28).

Der Hahn dient in den *Phgn.* einerseits als Beispiel von Mut (unter Hinweis *h.l.* auf sein festes Gefieder, in 807^{a}19f. auf seine tiefe Stimme), andererseits aber auch von Lüsternheit (Kennzeichen: Hahnenkamm in 811^{a}38–^{b}2 und glitzernde Augen in 812^{b}11f.), die auch Aristoteles bezeugt, wenn er ihn und das Rebhuhn zu den liebestollen Tieren rechnet und den keuschen Krähenvögeln gegenüberstellt (*Hist. an.* I.1, 488^{b}4f.). Seine Beliebtheit als Geschenk von Liebhabern an ihre Jünglinge, die zahlreiche Vasenbilder bezeugen, darf man sicherlich mit beiden Eigenschaften in Verbindung bringen: mit der Begeisterung der Griechen für Vogelzucht und -kämpfe ebenso wie mit der erotischen Konnotation (vgl. Keller 1913: 138, Koch-Harnack 1983: 97–105). Ein weiteres Charakteristikum, das aber in den *Phgn.* keine Rolle spielt, ist der Hahnenschrei am frühen Morgen, der von Theognis 863f. an in der griechischen Literatur thematisiert wird; wird doch der Hahn mit seinem älteren Namen ἀλεκτώρ als der ‚nicht-schlafende' Wächtervogel angesehen (Keller 1913: 143). Hähne waren so verbreitet, daß der Gattungsbegriff ὄρνις im Attischen auch konkret den Hahn bezeichnen konnte (s. Anm. zu 806^{b}10f.).

806^{b}18–21 „Dichte Behaarung am Bauch... seine Schwatzhaftigkeit" (ἡ δὲ δασύτης ἡ περὶ τὴν κοιλίαν... ἡ λαλιά): Schwatzhaftigkeit ist der siebente von

Theophrasts *Charakteren*, in dessen Vorwort sie als „Unbeherrschtheit im Reden" (ἀκρασία τοῦ λόγου) definiert wird. Diese Formulierung ist wahrscheinlich nicht theophrastisch, sondern aus der fast gleichlautenden Definition in den pseudoplatonischen *Definitionen* übernommen (416a23: λαλιά· ἀκρασία λόγου ἄλογος, "Schwatzhaftigkeit: unsinnige Unbeherrschtheit im Reden"; vgl. Rusten 1993: 79). Sie zeigt die Grundbedeutung von λαλιά und λαλεῖν deutlich an: das bloße Hervorbringen von nicht-sprachlichen Lauten (vgl. LSJ *s.v.* III). Daraus folgt die Bedeutung ‚leeres Geschwätz', in der das Wort in klassischer Dichtung und Prosa häufig belegt ist (z.B. Eur. *Suppl.* 462, Aristoph. *Ach.* 716, Plat. *Euthyd.* 287d3: λαλεῖς... ἀμελήσας ἀποκρίνεσθαι „du schwätzt daher und gibst keine Antwort"). Seit dem Ende des vierten Jahrhunderts kann λαλεῖν aber auch austauschbar mit λέγειν verwendet werden (z.B. Theophr. *Char.* 2,10; 11,4), vgl. [Arist.] *Probl.* XI.1, 899ᵃ1f.: „kein anderes Lebewesen außer dem Menschen spricht (λαλεῖ)". Zu dieser Entwicklung der Wortbedeutung und einer ausführlichen semasiologischen Skizze siehe Steinmetz 1962: 102–104 und Schmidt 1876: I,163. An unserer Stelle ist λαλιά im Sinne der klassischen Grundbedeutung zu verstehen, allerdings nicht als *nomen rei actae* ‚leeres Geschwätz' (vgl. Aristoph. *Nub.* 931, Aischin. 2,49, Men. *fr.* 60,3 Sandbach), sondern als *nomen qualitatis* ‚Schwatzhaftigkeit' wie bei Theophrast.

Schwatzhaftigkeit kommt in den *Phgn.* nur hier und in 808ᵇ8f. vor, wo die Korrelation mit dichter Bauchbehaarung wiederholt wird. An unserer Stelle wird sie damit begründet, daß beide charakteristische Merkmale (ἴδιον, 806ᵇ20) der Vögel seien. Damit ist auf die methodologischen Überlegungen zu gemeinsamen und charakteristischen Zeichen Bezug genommen (vgl. Anm. zu 805ᵇ16). Außerdem wird nicht eine einzige Vogelart als Analogon angeführt, sondern die gesamte Klasse (γένος, 806ᵇ19) der Vögel, womit wohl die Forderung aus der Methodendiskussion erfüllt werden soll, nicht einzelne Tiere heranzuziehen, sondern möglichst viele mit einem und nur einem gemeinsamen Charakterzug (806ᵃ4–6). Zwar werden keine anderen Tierklassen als Beispiel herangezogen, aber die hier als charakteristisch bezeichneten Eigenschaften des dichten Bauchgefieders und der Schwatzhaftigkeit gelten offensichtlich als gemeinsames Merkmal aller Vogelarten, die sonst getrennt behandelt werden (vor allem werden die Raubvögel von den Kleinvögeln unterschieden; vgl. Anm. zu 806ᵇ10f.). Unter dieser Voraussetzung könnte das charakteristische Merkmal aller Vögel in der Tat als im semiotischen Sinne gültiges und bedeutungstragendes Zeichen angesehen werden, weil es unter allen Tieren nur an den diversen Vogelarten vorkommt, die alle gemeinsam schwatzhaft sind, sonst aber keine Charaktereigenschaft *alle* gemeinsam haben. In Katalog B gilt allzu dichte Brust- und Bauchbehaarung jedoch als Kennzeichen von Unbeständigkeit (812ᵇ14-17), wiederum unter Hinweis auf die Analogie zu den Vögeln. Demnach ist dichte

Bauchbehaarung an sich kein eindeutiges Kennzeichen; keines der in 805^{b}27–806^{a}6 aufgestellten semiotischen Validitätskriterien ist also erfüllt.

Die Erklärung an unserer Stelle durch Analogie zu den Vögeln entspricht andererseits vollkommen dem Bild, das aus der griechischen Folklore vom Vogelgezwitscher überliefert ist. Im Sprichwort gilt nämlich vor allem die Schwalbe als Beispiel für unaufhörliches und unverständliches Schwatzen. Theophrast zitiert (*Char.* 7,7): λαλίστερος τῶν χελιδόνων „schwatzhafter als die Schwalben" (Paroem. Graec. 2,183; vgl. Rusten 1993: 81); Aristophanes läßt Dionysos in den *Fröschen* 92f. die Tragödiendichter in Athen als στωμύλματα, χελιδόνων μουσεῖα „Schnattergänse, Chöre von Schwalben" bezeichnen (vgl. Sommerstein 1996: 164 *ad loc.*). Wegen seiner Unverständlichkeit wird das Schwalben-,Geschwätz' auch als ,Barbarengeschwätz' bezeichnet: diese Metapher wendet zum Beispiel Klytaimestra in Aischylos' *Agamemnon* 1050f. auf Kassandra an (weitere Belege bei Fraenkel 1950: II,477 *ad loc.*); vgl. auch die textkritisch problematische Stelle in Aristoph. *Av.* 1681 (s. Dunbar 1995: 736f. *ad loc.*). Auch andere Vögel können in diesem Zusammenhang genannt werden; so heißt es beispielsweise in einem Fragment aus Menanders *Plokion*: τρυγόνος λαλίστερος „schwatzhafter als eine Turteltaube" (*fr.* 346 K.-Th.).

Im Maskenkatalog des Pollux (*Onomastikon* 4,152) gibt es den Typus der schwatzhaften jungen Frau, deren Maske gerade Augenbrauen und eine weiße Hautfarbe aufweist und „ringsum behaart" (περίκομος) ist, und zwar entweder mit glatten oder mit lockigen Haaren. Ob auch diese Haarpracht mit der dichten Bauchbehaarung der Vögel zu tun hat, wie in den *Phgn.*, bleibt offen (vgl. oben Kap. II.4, S. 104, Anm. 165).

806^{b}21 „Wesensmerkmal" (τῶν δὲ περὶ τὴν διάνοιαν): Foerster und Prantl lesen mit dem Marc. 263 (D) περὶ τὴν διάνοιαν; Bekker hingegen folgt dem Marc. IV.58 (K) in der Auslassung des Artikels, der jedoch allein wegen des Parallelismus τῶν περὶ τὸ σῶμα ... τῶν δὲ περὶ τὴν διάνοιαν unbedingt zu setzen ist.

806^{b}21–25 „Festes Fleisch, von Natur aus in guter Verfassung... starke Gliedmaße hat" (ἡ δὲ σὰρξ ἡ μὲν σκληρὰ... τοῦτο συμβῇ): Diese kurzen Bemerkungen zur Qualität des Fleisches finden mehrfach Entsprechungen und Ergänzungen im Katalogteil von Traktat A. So ist das Hauptmerkmal des Stumpfsinnigen in dem ihm gewidmeten Lemma seine Fleischigkeit (s. Anm. zu 807^{b}19); an unserer Stelle wird die Beschaffenheit dieses Fleisches („fest und von Natur aus in guter Verfassung") ergänzt. Entsprechend gilt Fleisch, das „ziemlich feucht und ziemlich weich, nicht gesund und nicht sehr fettig" ist, in Katalog A als Kennzeichen des geistig Begabten (807^{b}12f.). Dieselbe Gegenüberstellung nimmt Aristoteles in *De anima* II.9, 412^{a}25f. vor: „die mit festem

Fleisch sind in ihrer Denkfähigkeit schlecht veranlagt, die mit weichem Fleisch gut“ (οἱ μὲν γὰρ σκληρόσαρκοι ἀφυεῖς τὴν διάνοιαν, οἱ δὲ μαλακόσαρκοι εὐφυεῖς), denn ersteres erzeuge einen schlechten Tastsinn, letzteres einen guten, und der Tastsinn stehe in direkt proportionalem Verhältnis zur Intelligenz. Sowohl Aristoteles in *De anima* als auch der Verfasser der *Phgn.* greifen mit dieser Vorstellung auf die Ausführungen in Platons *Timaios* 74e–75c zurück, nach denen die mit Denkfähigkeit ausgestatteten Körperteile (ὅσα δὲ ἔμφρονα, 75a4f., nämlich Kopf und Rückenmark) vom Schöpfer am wenigsten mit Fleisch umgeben wurden, weil es die Sinneswahrnehmung beeinträchtigt hätte (*Tim.* 74e7–10). Die „seelenlosesten“ Körperteile hingegen erhielten „das meiste und das festeste Fleisch“ (74e2f.: ἃ δ' ἀψυχότατα ἐντός, πλείσταις καὶ πυκνοτάταις ⟨*sc.* συνέφραττε σαρξίν⟩). Dieser Gedanke wird in den *Phgn.* besonders in den physiologischen Erklärungen des Traktats B (810^{b}16–23 und 811^{a}5–10) ausgeführt, wo ausdrücklich die Aufnahmefähigkeit der κίνησις τῶν αἰσθήσεων (811^{a}7) als gleichsam konstituierendes Merkmal des ‚Auffassungsfähigen‘ (αἰσθητικός) betont wird.

Die einzige weitere Erwähnung der Qualität von Fleisch in den *Phgn.*, die nichts mit geistiger Begabung zu tun hat, steht im Lemma zum Sanftmütigen, der „fleischig“ und dessen Fleisch „feucht und viel“ ist (εὔσαρκος· ὑγρὰ σὰρξ καὶ πολλή, 808^{a}25).

806^{b}22 Der ‚Stumpfsinnige‘ (ἀναίσθητος) wird als viertes Lemma im Katalog behandelt; s. Anm. zu 807^{b}19.

806^{b}23 „einen sowohl Begabten als auch Unbeständigen“ (καὶ εὐφυέα καὶ ἀβέβαιον): Der Begabte wird im dritten Lemma des Katalogs behandelt (s. Anm. zu 807^{b}12–19); seine zusätzliche Spezifikation als unbeständig wird aber nur an unserer Stelle angeführt. Unbeständigkeit kommt in Traktat A nicht mehr vor, wird aber in Traktat B mit dem ganz ähnlichen Merkmal einer allzu dichten Behaarung an Bauch und Brust noch einmal erwähnt („wer an Brust und Bauch allzu dicht behaart ist, bringt niemals etwas zu Ende“, 812^{b}14–17); die Thematik der Zielstrebigkeit wird wenig später an verschiedenen Arten des Ganges genauer abgehandelt (s. Anm. zu 813^{a}3–9).

Foerster greift an unserer Stelle durch die Tilgung des ersten καὶ in den Text ein, das seiner Ansicht nach nur haltbar wäre, wenn es ein zweites Attribut zu σάρξ anschließen würde. Nach meiner Auffassung hingegen ist das doppelte καὶ... καὶ nötig, um die beiden genannten Charaktermerkmale als gegenseitige Bestimmungen aneinanderzubinden.

806^{b}25f. „Träge Bewegungen (kennzeichnen) einen sanften Geist, schnelle einen hitzigen“ (αἱ δὲ κινήσεις αἱ μὲν νωθραὶ μαλακὴν διάνοιαν, αἱ δὲ ὀξεῖαι

ἔνθερμον): Der Sanfte wird, allerdings mit einer anderen Vokabel (πραΰς) bezeichnet, in einem eigenen Lemma im Katalog behandelt; s. Anm. zu 808^a24; zum Hitzigen vgl. Anm. zu 806^b4.

Obwohl Bewegung in der Aufzählung als erster Merkmalsbereich genannt wird (806^a28), spielt dieses Kriterium in den *Phgn.* keine große Rolle. Bewegungen werden ausschließlich als langsam oder schnell qualifiziert und werden außer an unserer Stelle nur fünfmal erwähnt, wobei letzteres den Unverschämten (ἀναιδής, 807^b32) kennzeichnet, ersteres den Anständigen (κόσμιος, 807^b34), den Heiteren (εὔθυμος, 808^a5f.) und in den Umschreibungen „nicht hastig" (οὐκ ἐπισπερχής) den Feigen (δειλός, 807^b5) und „erschöpft" (ἀπηγορευκώς) den Traurigen (ἄθυμος, 808^a11f.). Nur die Geschwindigkeit bzw. Lebhaftigkeit der Bewegung gilt also als bedeutungstragend im physiognomischen Sinne; detailliertere Hinweise auf bestimmte Formen von Bewegung – besonders in der Gestik – fehlen. Nur diese Grundeigenschaft der Bewegung kann nämlich als ein unwillkürliches und konstantes Merkmal angesehen werden; jede andere Form von Steuerung der Bewegung geschieht entweder willentlich oder ist nur vorübergehend (oder beides) und darf daher nicht als Kennzeichen einer konstanten Naturanlage im Charakter herangezogen werden. Auf diesen Unterschied weist der Anonymus Latinus in seiner Behandlung der Bewegung ausdrücklich hin: „Motus corporis alius est naturalis, alius affectatus" („Die Bewegungen des Körpers sind einerseits natürlich, andererseits künstlich", 74). Solche „künstlichen Bewegungen" sind Gegenstand detaillierter Anweisungen der Rhetoriker für wirksame Gestik (vgl. Einl. Kap. II.4, S. 92f.) und fallen nicht in den Bereich eigentlicher Physiognomik.

Dasselbe gilt für den Gang, der eine spezielle Form der Bewegung ist. Er wird im Katalog B ausführlich behandelt (s. Anm. zu 813^a3–18), wobei die dort besprochenen Kombinationen von Geschwindigkeit und Weite des Schrittes allerdings nur im Hinblick auf die Zielstrebigkeit gedeutet wird. Dort fehlt also eine positive oder negative Wertung, wie sie an unserer Stelle ausdrücklich getroffen wird: Schnelle Bewegung ist als Kennzeichen des Unverschämten negativ konnotiert, langsame wird entweder positiv gewertet (als Kennzeichen des Anständigen und des Heiteren) oder, vermutlich aufgrund physiologischer Entsprechung, als Merkmal von Feigheit und Traurigkeit angesehen (s. Anm. zu 807^b4 und zu 808^a7). Die positive Bewertung langsamer und gemessener Bewegung stimmt mit dem Bild des gesitteten Bürgers im 4. Jh. v. Chr. überein, der in der Öffentlichkeit weder heftige Bewegungen noch Emotionen zeigen darf (vgl. Anm. zu 807^b33 zum Anständigen).

806^b26f. „Bei der Stimme... einen Feigen" (ἐπὶ δὲ τῆς φωνῆς... δειλόν): Die Kombination von je zwei Merkmalen stimmt nicht genau mit den komplexeren Ausführungen des bald folgenden Abschnittes über die Stimme überein

(807^{a}13–30), in dem die Stimmhöhe als Kriterium abgelehnt und statt dessen die Stimmintensität gewählt wird (s. Anm. dort). Allerdings bedeutet das keinen Widerspruch zwischen den beiden Stellen: Kombiniert man nämlich die Intensität der Stimme mit ihrer Höhe in der Weise, wie es an unserer Stelle vorgeschlagen wird, kann man auch entsprechend der Theorie von 807^{a}13–30 zutreffende physiognomische Schlüsse ziehen – nur, daß in diesem Fall die Stimmhöhe als Kriterium eigentlich überflüssig ist, da die Intensität ausreicht. Man muß hier also die Kombination als ein Hilfsmittel ansehen, um eine Irreführung durch die Stimmhöhe allein auszuschließen.

Der Mutige und der Feige werden als erste Lemmata des Katalogs behandelt (s. Anm. zu 807^{a}31 und 807^{b}4); die Stimme wird dabei jedoch nicht erwähnt.

806^{b}28–31 „Haltung und Gesichtsausdruck... eben dieser Art (von Affekt)" (τὰ δὲ σχήματα καὶ τὰ παθήματα... τῷ πάθει): Die Körperhaltung wird als Kriterium mehrfach erwähnt, und zwar ausschließlich im Katalog A: eine gerade Haltung kennzeichnet den Mutigen (807^{a}32) und den ihm in vielem verwandten Ungestümen (808^{a}19f.); entsprechend ist das Gegenteil, eine zusammengesunkene und angespannte Haltung, ein Merkmal des Feigen (807^{b}10). Ein wenig nach vorne geneigt ist der Unverschämte (807^{b}30), leicht nach hinten gebeugt hingegen der Sanftmütige (808^{a}26); der Kinäde hält den Kopf zur Seite (s. Anm. zu 808^{a}13) und der Traurige ist in der Haltung niedergedrückt (808^{a}11f.).

Der Gesichtsausdruck hingegen spielt zwar in der theoretischen Diskussion der Methoden der Physiognomik eine große Rolle und wird in diesem Zusammenhang mehrfach angeführt (s. Anm. zu 805^{a}28f.), in der konkreten Anwendung kommt er aber nur vereinzelt vor, und zwar ebenfalls ausschließlich im Katalog A: einen veränderlichen und niedergeschlagenen Gesichtsausdruck hat der Feige (807^{b}11f.), einen grinsenden der Verbitterte (808^{a}17f.) und einen schläfrigen der Ironiker (808^{a}28f.).

In der Tat folgen diese Merkmale weitgehend der an unserer Stelle angekündigten Methode, daß sie nämlich aus der Analogie zum betreffenden Affektzustand abgelesen werden. Das liegt schon deswegen nahe, weil Körperhaltung und Gesichtsausdruck weitgehend vorübergehende Merkmale sind, die also eher Zeichen eines Affektzustandes als eines konstanten Charakterzuges sein dürften. Dies ist einer der drei Gründe, aus denen in der Einführung zu Traktat A der als dritte Vorgängermethode genannte Schluß aus dem Gesichtsausdruck (805^{a}28–31) als physiognomische Methode ausdrücklich abgelehnt wurde: die Zeichen sind nicht beständig (805^{b}4–9). Sie als physiognomische Kennzeichen zu betrachten setzt die Grundannahme voraus, daß ein immer wiederkehrender Affektzustand diese sonst veränderlichen Kennzeichen zu konstanten Körpermerkmalen werden läßt. Genau diese Hypothese wird an unserer Stelle formuliert; es wird also nicht der direkte Schluß aus dem Gesichtsausdruck gezogen

(was als Methode ja abgelehnt wurde, s. Anm. zu 805^{a}33–^{b}10), sondern der Gesichtsausdruck im Affekt (Zorn) gilt als Analogie zum Gesichtsausdruck dessen, der einen dem betreffenden momentanten Affekt entsprechenden festen Charakterzug (Jähzorn) hat. Nur unter dieser Voraussetzung und nur bei Anwendung der analogischen Methode ist die einige Zeilen weiter unten getroffene Behauptung sinnvoll, daß Gesichtsausdruck, Körperhaltung und Bewegung für den physiognomischen Schluß die aussagekräftigsten Zeichen seien (s. Anm. zu 806^{b}34–37).

806^{b}30f. „Wenn nämlich einer von einem Affekt ergriffen ist, wird – zum Beispiel, falls er einen bestimmten (Ausdruck) hat im Fall, daß er erzürnt ist, – der jähzornige (Ausdruck) zum Kennzeichen eben dieser Art (von Affekt)“ (ὅταν γὰρ πάσχῃ τι, γίνεται οἷον εἰ τοιοῦτον ἔχει ὅταν τις ὀργίζηται, ὀργίλον τὸ σημεῖον τοῦ αὐτοῦ γένους). Der Satz bereitet grammatikalische Schwierigkeiten, weil hier eine Verknüpfung von zwei parallelen Gedanken vorliegt, von denen jedoch keiner vollständig ausformuliert ist, so daß syntaktisch zwei Anakoluthe miteinander verbunden werden (ich habe in der Übersetzung die Brüche durch die Parenthese wiederzugeben versucht). Zum einen wird die These aufgestellt: „wer einen Affekt erleidet“ (ὅταν γὰρ πάσχῃ τι), „hat eine bestimmte Haltung und einen bestimmten Gesichtsausdruck“ (τοιοῦτον ἔχει, zu ergänzen ist aus dem vorangegangenen Satz: τὸ σχῆμα καὶ τὸ πάθος), die dem Physiognomiker „zum Zeichen derselben Art“, d.h. für den diesem Affekt entsprechenden Charakterzug, werden (γίνεται... τὸ σημεῖον τοῦ αὐτοῦ γένους). Der Mittel- und Schlußteil dieser Aussage (τοιοῦτον ἔχει) gehören syntaktisch bereits gleichzeitig dem eingeschobenen Beispiel (οἷον εἰ) an, stehen also ‚apo koinou‘. Das Beispiel ist in der gedanklichen Struktur genau parallel: „wer zornig wird“ (ὅταν τις ὀργίζηται), „hat eine bestimmte Haltung und einen bestimmten Ausdruck“ (τοιοῦτον ἔχει) – nämlich einen „jähzornigen“ (ὀργίλον) –, die dem Physiognomiker „zum Zeichen derselben Art“, d.h. des Jähzorns, werden.

Da der Satz in seinem überlieferten (und von Bartholomaeus bestätigten) Wortlaut also einen Sinn gibt – wenn auch die Konstruktion an Verständlichkeit und Eleganz zu wünschen übrig läßt –, sind alle Emendationsversuche hinfällig, seien hier aber der Vollständigkeit halber erwähnt. Foerster bezeichnet den Satz als „corruptus und lacunosus“, setzt ihn in Cruces und schlägt in seinem Apparat vor, statt ὀργίλον den Genitiv ὀργίλου zu lesen. Degkwitz folgt ihm (vgl. 1988: 70 Anm. 22) und übersetzt, wobei er am Schluß den Sinn verfehlt: „Denn wenn jemand einem Affekt ausgesetzt ist, wenn also beispielsweise das eintritt, was geschieht, wenn jemand erzürnt ist, dann ist das Merkmal des zornigen Charakters dasselbe“. Er greift damit auf den Emendationsversuch von Hayduck zurück (zitiert bei Foerster): ὅταν γὰρ πάσχῃ τις, ὅμοιόν τι γίνεται· οἷον εἰ τοιοῦτον ἔχει ὅταν τις ὀργίζηται, ὀργίλου τὸ σημεῖον τοῦ αὐτοῦ γένους. Noch

weiter greifen Loveday und Forster in den Text ein: ὅταν γὰρ πάσχῃ τι, εἰ τοιοῦτόν τι γίνεται οἷον ἔχει ὅταν τις ὀργίζηται, ὀργίλου τὸ σημεῖον, τοῦ δ' αὐτοῦ γένους, sie übersetzen: „if, for instance, when disagreeably affected, a man takes on the looks which normally characterizes an angry person, irascibility is signified."

Der Zornige wird später noch einmal im Beispiel für die ‚syllogistische Methode' genannt ($807^{a}3$–13); dort wird ebenso wie an unserer Stelle keine genauere Angabe dazu gemacht, wie sein Gesichtsausdruck beschaffen ist. An vier anderen Stellen werden jedoch physiologische Vorgänge im Zornaffekt (ὀργιζόμενος, $807^{a}15$, $812^{a}27$) beschrieben bzw. bei dem, der „außer sich vor Zorn" (ἐκστατικὸς ὑπὸ ὀργῆς, $812^{a}35$f.) oder „leicht zu erzürnen" ist (δυσόργητος, $812^{a}26$, 29; die Vokabel ὀργίλος wird außer an den beiden genannten Stellen nicht wiederholt): er hebt die Stimme ($807^{a}15$), seine Brust ‚entflammt' ($812^{a}27$f.), seine Halsadern treten hervor ($812^{a}28$f.), und die Augen röten sich ($812^{a}37$).

$806^{b}31$–34 „Das Männchen... Aufgaben" (τὸ δὲ ἄρρεν... ἀρετάς): Die Adjektive im Neutrum τὸ ἄρρεν ‚das Männliche' und τὸ θῆλυ ‚das Weibliche' sind hier und im folgenden als ‚Männchen' und ‚Weibchen' aufzufassen, d.h. als Vertreter der beiden Geschlechter ohne direkten Bezug auf den Menschen oder ein bestimmtes Lebewesen. Es handelt sich jedoch ausdrücklich nicht um abstrakte Begriffe (etwa ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit'), die nämlich als Eigenschaften zu verstehen wären, sondern um die Träger von anderen Eigenschaften (z.B. „größer und kräftiger"). Insofern verfehlt Rainas Anmerkung zur Stelle den Sinn, der Gegensatz zwischen den Geschlechtern sei der Kulminationspunkt der in den vorangegangenen Stichworten angeführten Gegensatzpaare (1993: 70 Anm. 27), denn der Geschlechtergegensatz operiert auf einem völlig anderen logischen Niveau als die gegensätzlichen Qualitäten, die anderen Merkmalsbereichen zuvor zugeschrieben wurden. Die Anführung solcher Gegensätze sollte darüber hinaus nicht verwundern, denn ein solches Verfahren ist das unmittelbar nächstliegende, wenn auf knappem Raum systematische Stellungnahmen zu einzelnen Stichpunkten angestrebt werden.

Die Unterscheidung der Geschlechter, die in Traktat B von zentraler Bedeutung ist, wird in Traktat A nur an dieser einzigen Stelle überhaupt erwähnt und spielt im Katalog A keine Rolle. Die hier erwähnten körperlichen Eigenschaften, die das männliche vom weiblichen Geschlecht unterscheiden, sind sehr allgemein und kommen in der detaillierteren Behandlung in Traktat B nicht einmal vor; eine Abhängigkeit unserer Stelle von Traktat B ist demnach kaum anzunehmen.

806^{b}34 „für alle Arten von Aufgaben" (κατὰ πάσας τὰς ἀρετάς): Der Begriff ἀρετή darf hier nicht im gebräuchlicheren ethischen oder moralischen Sinn von ‚Tugend' mißverstanden werden, wie es in manchen Übersetzungen geschieht (Gohlke: „Tugendübungen"; Degkwitz: „rühmliche Taten"). Vielmehr ist an Aristoteles' Definition der ‚Vollkommenheit' bzw. ‚Erfüllung' (τελείωσις) in *Metaphysik* Δ.16, 1021^{b}12–1022^{a}3 zu denken, in der ἀρετή ausdrücklich mehrfach genannt wird: ein „vollkommener Dieb" beispielsweise ist dadurch definiert, daß er von niemandem in dem übertroffen wird, was die Begriffsbestimmung ‚Dieb' ausmacht. In unserem Zusammenhang ist damit gemeint, daß in jeder Gattung und Art von Lebewesen das Männchen die Bestimmung der Gattung oder Art, die durch ihre besonderen Eigenschaften gegeben ist, besser erfüllt als das Weibchen. Diesen Sinn treffen unter den Übersetzungen am besten Loveday und Forster: „capable of more perfect performance of all functions" und Hett: „more fit for every function". Zu schwach sind hingegen die Wiedergaben von Schneidewin: „leistungsfähiger für alle Betätigungen" und Raina: „migliori sotto tutti gli aspetti".

806^{b}34–37 „Sicherer als... abgeleiteten Kennzeichen" (ἰσχυρότερα δὲ... τὰ σχήματα): Betrachtet man diesen Satz isoliert, gibt er der Körpersprache eindeutig den Vorzug vor den unveränderlichen Körpermerkmalen. Damit konterkariert er das Bestreben der gesamten Schrift, das sowohl in den theoretischen Teilen als auch in den Katalogen weitgehend befolgt wird: sich auf wirklich ‚physiognomische' und nicht pathognomische oder willentlich steuerbare Merkmale zu konzentrieren (vgl. Einl. Exkurs, S. 171f.). Der Satz wird allerdings durch zwei weitere Aussagen im selben Kontext deutlich relativiert. Einerseits ist er nämlich mit der kurz zuvor getroffenen Feststellung zu verbinden, daß Haltung und Gesichtsausdruck für den physiognomischen Schluß nach der Analogie mit dem Affekt heranzuziehen sind (vgl. Anm. zu 806^{b}28–30f.). Damit ist etabliert, daß Haltung, Gesichtsausdruck und die an unserer Stelle zusätzlich genannten Bewegungen eben nicht direkt als Anzeichen von vorübergehenden Affekten angesehen werden dürfen, sondern *per analogiam* als Kennzeichen von Charakterzügen; sie werden dadurch als Zeichen definiert, die logische Signifikanz für physiognomische Semiotik haben. Die zweite Relativierung wird im folgenden Satz vorgenommen: Wie alle anderen Zeichen auch, müssen die Indizien aus der Körpersprache dahingehend überprüft werden, ob die aus ihnen gezogenen Schlüsse mit Schlüssen aus anderen Körpermerkmalen übereinstimmen (vgl. Anm. zu 806^{b}37–807^{a}3).

806^{b}35f. „am Gesichtsausdruck" (ἐν τοῖς ἤθεσι τοῖς ἐν τοῖς ⟨προσώποις⟩ ἐπιφαινομένοις): Foersters Einfügung von ⟨προσώποις⟩ ist durch die Analogie

zu den übrigen Formulierungen für ‚Gesichtsausdruck' gerechtfertigt; s. Anm. zu 805ᵃ28f.

806ᵇ37–807ᵃ3 „Gänzlich einem einzigen... Kennzeichen sind" (ὅλως δὲ τὸ ἑνὶ... τὰ σημεῖα): Als Abschluß der ersten Auflistung von Zeichen und ihren Bedeutungen wird eine allgemeine Bemerkung zur Methode angefügt, die gegenüber den vorangegangenen Teilen methodischer Diskussion neu ist: Man dürfe nicht einem einzelnen Körpermerkmal als Zeichen vertrauen, sondern erst dann seine Schlüsse ziehen, wenn mehrere Zeichen in dieselbe Richtung deuten. Dies ist eine pragmatische Anweisung, die nichts mehr mit den theoretischeren Darlegungen zur logischen Signifikanz in früheren Abschnitten zu tun hat, sondern direkt aus der Praxis zu stammen scheint. Vgl. die Anekdoten über Zopyros' Deutung von Sokrates' Physiognomie und die Vorhersagen des Chaldäers an Sulla (beide ausgeführt in Einl. Kap. III.1, S. 114–117).

807ᵃ1 „in einem Punkt" (καθ' ἑνός): Meine Übersetzung ergänzt bewußt kein Nomen, sondern bleibt allgemein, wie auch bei Loveday/Forster: „several points all pointing one way" und Raina: „concordanti in uno punto". Wenn man aber ein Bezugswort einfügen wollte, müßte man dies wohl am ehesten wie Degkwitz tun: „in Bezug auf eine (Charaktereigenschaft)" (in diesem Sinne auch Kreuz: „an derselben innern Eigenschaft"). Hetts Auffassung: „in one individual" ist kaum zu begründen.

Abschnitt VIII: 807ᵃ3–12 Der Verfasser führt ein weiteres Verfahren ein, das er als neu und als philosophisch bezeichnet, weil es auf einem logischen Schlußverfahren beruht. Im Text wird das Verfahren allerdings nicht ausführlich vorgeführt, weshalb es im folgenden komplett skizziert werden soll: Wenn drei Charakterzüge (zu ergänzen: deren Kennzeichen bekannt sind) jeweils an denselben vierten Charakterzug gekoppelt sind, dann kann man aus ihren Kennzeichen auf das Kennzeichen für diesen vierten Charakterzug schließen (zu ergänzen: es muß nämlich dasjenige Körpermerkmal sein, das den Trägern der genannten drei Charakterzüge gemeinsam ist). Damit wird nicht ein Zeichenschluß vollzogen, sondern das Zeichen wird umgekehrt aus logischen Zusammenhängen innerhalb der Klasse der Zeichenträger abgeleitet. Insofern ist dieses Verfahren dem in Traktat B als Syllogismus eingeführten logischen Schluß verwandt; s. Anm. zu 809ᵃ19f.

Die Methode geht von der Tatsache aus, daß jeder Charakterzug nicht nur eines, sondern mehrere typische Körpermerkmale hat. Diese Annahme widerspricht der im Methodenteil eingangs gestellten Forderung, nur solche Körpermerkmale dürften als bedeutungstragende Kennzeichen angesehen werden, die

sich eineindeutig einem Charakterzug zuweisen lassen ($805^{b}15$–28; vgl. Einl. Kap. III.2, S. 131f.).

Von den vier als Beispielen genannten Charaktertypen wird der Verärgerte (δυσάνιος) bereits an anderer Stelle in der Einleitung als Beispiel genannt ($805^{b}6$); Jähzorn dient darüber hinaus mehrfach als Beispiel für einen physiognomischen Schluß aus dem Affektzustand des Zornes (vgl. Anm. zu $806^{b}30$f.). Mit μικρὸν τὸ ἦθος ist vermutlich der μικρόψυχος gemeint, der im vierzehnten Lemma von Katalog A kurz abgehandelt wird (s. Anm. zu $808^{a}29$). Der Neidische (φθονερός) wird im gesamten erhaltenen Text der *Phgn.* nur an dieser Stelle erwähnt (auch in der Aristotelischen Ethik spielt dieser Charaktertypus keine vorrangige Rolle; vgl. Mills 1985).

$807^{a}10$ „festzusetzen" (θεῖναι): Ich folge Foersters Korrektur des im *consensus codicum* überlieferten und von Bartholomaeus bestätigten εἶναι, das Bekker übernimmt, zu θεῖναι. Nur dann gibt die Konstruktion einen Sinn: ἀναγκαῖον muß Objekt sein, als Subjekt (von εἶναι) bliebe es unverständlich.

$807^{a}11$–12 „Das widerspricht freilich manchmal den Vorgehensweisen, nach den Affektzuständen physiognomisch zu urteilen und nach den Tieren" (ὅπερ ἐστὶν ὅτε ἐναντιοῦται τῷ κατὰ τὰ πάθη φυσιογνωμονεῖν καὶ κατὰ τὰ ζῷα): Ich folge hier dem Text von Hett. Die Überlieferung lautet: ὅπερ ἐστὶν ὅτε ἐναντιοῦται τούτῳ κατὰ τὰ πάθη φυσιογνωμονεῖν καὶ τὰ κακά. Varianten in den Handschriften sind die Auslassung von ὅτε in D und des ersten τὰ in F und H; statt τούτῳ liest D τοῦτο. In der griechischen Vorlage von Bartholomaeus scheint, wie im Marc. 263 (D), ὅτε gefehlt und τοῦτο statt τούτῳ gestanden zu haben, denn er übersetzt: „quod est contrariatur hoc secundum passiones physiognomonare et mala (malam F R)". Dieser Satz gibt im Lateinischen durch das Nebeneinander der beiden Verben syntaktisch keinen Sinn; das handschriftlich gut bezeugte ὅτε ist also für den Text zu fordern.

Foerster schlägt im Apparat folgende Emendation vor: ἔστιν ὅτε ἐναντιοῦται τῷ κατὰ τὰ πάθη φυσιογνωμονεῖν τὸ κατὰ τὰ ζῷα. Inhaltlich folgt er damit der früheren Emendation von Hayduck, der jedoch stärker in den Text eingegriffen hat: ἔστιν δ' ὅπου ἐναντιοῦται τὸ κατὰ τὰ πάθη φυσιογνωμονεῖν καὶ τὸ κατὰ τὰ ζῷα. Schneider tilgt ὅπερ ἐστίν, löst damit aber die Schwierigkeiten nicht (beide zitiert im Apparat bei Foerster). Loveday und Forster folgen dem Vorschlag von Foerster (mit einer Variante am Anfang: ἔστι δ' ὅτε) und übersetzen: „But this method which considers the interrelations of mental affections and that which proceeds by observation of animals sometimes arrive at contrary conclusions." Auch Degkwitz übernimmt Foersters Konjekturen: „Zuordnungen von Merkmalen zu Charaktereigenschaften, die an Affektzuständen orientiert sind, und solche, die an Lebewesen orientiert sind, können sich widersprechen". In

allen diesen Emendationsversuchen werden die zwei Methoden der Affektanalogie und des Tiervergleichs einander als Alternativen gegenübergestellt.

Hett hingegen, dessen griechischem Text ich folge (ebenso wie Raina), übernimmt nur zwei von Foersters vier Konjekturen – τῷ statt des überlieferten τούτῳ und κατὰ τὰ ζῷα statt des offensichtlich korrupten τὰ κακά – und kommt damit zu einer anderen Deutung: die beiden Methoden von Affekt- und Tiervergleich stehen in gemeinsamem Gegensatz zu der unmittelbar zuvor beschriebenen ‚philosophischen' Methode: „But this method sometimes produces results contrary to those due to basing our science on the affections and on animals".

Allen genannten Emendationsversuchen ist gemeinsam, daß sie das sicher bezeugte, aber sinnlose κακά durch ζῷα ersetzen, um den sachlich völlig neuen und in den *Phgn.* sonst nirgends ausgeführten Bezug auf ‚Laster', ‚Fehler' oder ‚Übel' zu streichen und statt dessen eine weitere bereits behandelte Methode der Physiognomik als Gegenstand des Vergleiches einzusetzen. Diese Auffassung wird durch den folgenden Paragraphen wahrscheinlich gemacht, in dem am Beispiel der Stimme vorgeführt wird, daß die Methoden von Affekt- und Tiervergleich zu widersprüchlichen Ergebnissen führen können (vgl. Anm. zu Abschn. IX: 807ª13–30). Die Ausführungen in diesem Abschnitt lassen sich besonders gut mit der Auffassung vereinbaren, die aus den Konjekturen von Foerster und seinen Nachfolgern hervorgeht und in der beide Methoden in Gegensatz zueinander stehen. Hetts Deutung hat jedoch den Vorteil, daß sie den vorangegangenen Abschnitt VIII (807ª3–12) über das ‚philosophische' Schlußverfahren mit einbezieht und damit zum folgenden überleitet.

Abschnitt IX: 807ª13–30 Zum Abschluß der methodenkritischen Einleitung zeigt der Verfasser an einem konkreten Beispiel noch einmal die Problematik von zwei bereits besprochenen Methoden auf, die er mit den einleitenden Partikeln κατὰ μὲν τὸ πάθος (807ª13) und τῶν δ' αὖ ζῴων (807ª17) in deutlicher Kontrastierung exponiert: die Beobachtung am Affektzustand und der Tiervergleich führen nämlich hinsichtlich der Zuordnung der Stimmhöhe zu Mut oder Feigheit zu unterschiedlichen Ergebnissen. Der Analogieschluß von einem vorübergehenden Affekt auf einen beständigen Charakterzug wird in der Methodenkritik nur kurz erwähnt (806ᵇ28–31; vgl. 805ª33–ᵇ10 zu den potentiell trügerischen Mienen). Hier wird nun die Verbindung zwischen der momentanen Gefühlswallung, Ärger oder Zorn, mit einem mutigen Charakter angenommen. Da der Affekt eine physiologische Anspannung bewirkt, eine angespannte Stimme aber hoch und eine lockere tief ist, wird dem von Natur aus Mutigen die hohe Stimme zugeordnet, dem Feigen die tiefe – diesen letzten Schritt in der Argumentation überläßt der Verfasser jedoch dem Leser.

Der Tiervergleich führt zum entgegengesetzten Ergebnis: Mutige Tiere haben eine tiefe Stimme, feige aber eine hohe. Mit sechs Beispielen belegt der Verfasser diese Beobachtung und folgt damit der bei der Methodenkritik am Tiervergleich von ihm selbst aufgestellten Regel, nach der bedeutungstragende Kennzeichen für einen Charakterzug herauszufinden sind: Man muß von möglichst vielen Tieren ausgehen, die nur einen gemeinsamen Charakterzug und nur ein gemeinsames Köpermerkmal haben ($806^{a}4$–6). Die Tiere der beiden genannten Gruppen haben, auch wenn man ihre zahlreichen weiteren in Traktat B angeführten Eigenschaften heranzieht, jeweils keinen anderen Charakterzug als Mut bzw. Feigheit gemeinsam und erfüllen somit das von Aristoteles in den *Analytica Priora* und in seiner Folge vom Autor von Traktat A aufgestellte Kriterium der logischen Validität (vgl. Einl. Kap. III.2, S. 130–133; zu den einzelnen Tieren siehe die folgenden Anmerkungen).

Die beiden Methoden, die der Physiognomiker trotz seiner kritischen Vorbehalte hier anwendet, führen also zu widersprüchlichen Ergebnissen: Nach der Affektanalogie hat der Mutige eine hohe Stimme, nach dem Tiervergleich jedoch eine tiefe. Als Ausweg aus diesem Widerspruch gibt der Verfasser zu bedenken, daß die Wahl des Kriteriums falsch getroffen sein könnte, und schlägt vor, statt der Höhe die Intensität der Stimme als bedeutungstragend anzunehmen: Der Mutige habe eine lautere Stimme als der Feige. Eine Erklärung für diese Theorie wird nicht gegeben, sie läßt sich jedoch aus einer Erörterung dieses Themas durch Aristoteles in *Gen. an.* V.7, $786^{b}7$–$788^{a}34$ gewinnen. Der Unterschied zwischen hoher und tiefer Stimme liegt danach in der Stimmerzeugung durch schnelle oder langsame Bewegung begründet; der Einfluß der relativen Stärke (Sehnigkeit) und Wärme des sie erzeugenden Körpers erklärt dabei nicht nur die Unterschiede in der Stimme von Männchen und Weibchen einer Gattung, sondern auch ihre Veränderungen bei Stimmbruch, Kastration, Krankheit und im Alter (vgl. dazu auch *Hist. an.* V.14, $544^{b}19$–$545^{a}21$). Dieses Erklärungsmodell ist wesentlich komplizierter als das in den *Phgn.* angewandte, weil es die Kriterien hoch/tief und leise/laut so miteinander in Beziehung setzt, daß sich vier logische Kombinationsmöglichkeiten ergeben (*Gen. an.* V.7, $787^{a}2$–22). In den *Phgn.* werden hingegen die beiden Kriterien als Alternativen zur Wahl gestellt. Es ist daher irreführend, wenn Degkwitz *ad loc.* (1988: 73f. Anm. 3) auf *Gen. an.* V.7 als Parallelstelle verweist und nur wenige aus dem Zusammenhang gerissene Details zitiert, denn der differenzierte Gedankengang von *Gen. an.* wird in den *Phgn.* nicht übernommen. Einen direkten Bezug schließt nicht zuletzt die unterschiedliche Terminologie aus: ‚laut' und ‚leise' wird in *Gen. an.* mit den Neologismen μακρόφωνα und μικρόφωνα ausgedrückt, in den *Phgn.* kommen dagegen die gebräuchlicheren, aber unpräziseren Begriffe ἐρρωμένη und ἀνειμένη καὶ ἀσθενής zur Anwendung.

Der Verfasser von Traktat A verwendet auch inhaltlich ein sehr viel einfacheres Modell als das bei Aristoteles. Wenn er mit der Lautstärke deren physiologische Ursache, nämlich die Stärke und Wärme des stimmerzeugenden Körpers, als Kriterium für Mut oder Feigheit der betreffenden Tierart heranzieht, dann begründet er sie letztlich mit deren Konstitutionstypus: Die beiden erwähnten Eigenschaften ‚warm' und ‚fest bzw. trocken' werden in der aristotelischen Biologie (z.B. an der zitierten Stelle *Gen. an.* V.7, 765^{b}8–19) und in zahlreichen hippokratischen Schriften (z.B. *De victu* 1,34; 2,60) dem männlichen und von Natur aus mutigen Geschlecht zugeordnet, im Gegensatz zum weiblichen und feigen, dem die gegenteiligen Elementarqualitäten ‚kalt' und ‚flüssig bzw. naß' zukommen. Dies entspricht einer durchgängig bei Aristoteles zu beobachtenden Tendenz der Bewertung der grundsätzlichen Gegensätze, nach der rechts, männlich, warm, trocken bzw. fest auf die positive, aktive, überlegene Seite gehören; auf der negativen, passiven, minderwertigen Gegenseite dazu stehen: links, weiblich, kalt, flüssig bzw. naß (vgl. Lloyd 1964, Althoff 1992).

Vgl. Anm. zu 807^{a}31 zum Mutigen und Anm. zu 807^{b}4 zum Feigen; obwohl diese beiden Stellen Mut und Feigheit am ausführlichsten darstellen, wird auf die jeweilige Beschaffenheit der Stimme dort nicht eingegangen.

807^{a}13 „Was die Stimme betrifft" (Περὶ φωνῆς): Zur Form der Angabe des Stichwortes περὶ φωνῆς in den Handschriften vgl. Einl. Kap. IV.5, S. 222–226.

807^{a}14 „man müsse... festsetzen" (δεῖν τιθέναι): Die Handschriften bieten hier die Lesarten δυεῖν ἕνεκεν τιθέναι (K) und δεῖν τιθέναι (F H D L, T). Bekker folgt dem Marc. IV.58 (K). Der andere Überlieferungszweig (F H D L) und auch die Vorlage des Bartholomaeus, der „oportere ponere" übersetzt, haben jedoch das zweifellos richtige δεῖν τιθέναι, das Foerster zu Recht in den Text aufnimmt. Bei der Lesart des Marc. IV.58 (K) dürfte es sich um eine Verschreibung von δεῖν zu (sinnlosem) δυεῖν handeln, das ein anderer Kopist oder Korrektor durch die Hinzufügung von ἕνεκεν syntaktisch in den Satz einzufügen versuchte.

807^{a}17–21 „Von den Tieren... haben eine hohe Stimme" (τῶν δ' αὖ ζῴων... ὀξύφωνά ἐστιν): Auch bei diesem dritten und letzten Tierbeispiel in Traktat A klingt, wie bereits in 806^{b}7f. und 806^{b}18–21, die eingangs ausführlich diskutierte methodische Problematik des Tiervergleiches an (805^{b}10–806^{a}6), wenn sie auch hier nicht mehr genauer ausgeführt wird. Der Autor folgt jedoch seiner in 806^{a}4–6 aufgestellten Forderung, die bedeutungstragenden körperlichen Kennzeichen anhand möglichst vieler Tiere (ἐκ πλείστων... ζῴων) festzustellen, die den gesuchten Charakterzug, aber keinen anderen gemeinsam haben. Die vier hier genannten Beispiele mutiger Tiere – Löwe, Stier, bellfreudiger Hund,

Kampfhahn – werden in Traktat A nur noch durch das Wildschwein (806^{b}10) und die Wachtel (die dem Kampfhahn gleichgesetzt werden kann, s. Anm. zu 806^{b}13f.) ergänzt. Hase und Hirsch sind in Traktat A die einzigen Beispiele für Feigheit (*h.l.* und 806^{b}8) – in Traktat B kommt noch der Esel hinzu (811^{b}6f.) – und haben keine weitere Charaktereigenschaft gemeinsam, denn der Hase dient ausschließlich als Beispiel für Feigheit, der Hirsch zudem auch für Lüsternheit (beide s. Anm. zu 806^{b}8). Auch die vier mutigen Tiere haben in Traktat A keine weitere Eigenschaft gemeinsam; in Traktat B teilen allerdings Löwe und Hund auch die Charakterzüge ‚hochherzig', ‚jagdliebend' und ‚beherzt' (s. zum Löwen Anm. zu 809^{b}14, zum Hund Anm. zu 807^{a}19), die sich jedoch durchaus in das semantische Feld ‚Mut' subsumieren lassen. Diese knappe Übersicht zeigt, daß sich die Tierbeispiele in Traktat A nach den dort eingangs geforderten logischen Prinzipien systematisieren lassen und daß sich in dieses System auch die diesen Tieren in Traktat B zugeschriebenen Körper- und Charaktermerkmale einfügen.

807^{a}18f. „denn Löwe" (λέων μὲν γὰρ καὶ): Bekker folgt den Codices K D L in der Lesart λέων μὲν καὶ; die beiden Handschriften F und H bezeugen hingegen die sprachlogisch nötige kausale Partikel γὰρ (nach μὲν), die Foerster zu Recht in seinen Text aufnimmt.

Zum Löwen s. Anm. zu 809^{b}14.

807^{a}19 „Stier" (ταῦρος): Der Stier wird in den *Phgn.* nur dreimal genannt: hier als Beispiel für Mut, in 811^{a}14 aufgrund seines „dicken, vollen Halses" für heftiges Ungestüm und in 811^{b}35 wegen seiner düsteren Stirn für Frechheit. Die Erwähnung seiner tiefen Stimme steht im Widerspruch zu *Gen. an.* V.7, 786^{b}17–23 und *Hist. an.* IV.11, 538^{b}12–15: während bei allen Tieren die Weibchen eine höhere Stimme haben als die Männchen, ist als einzige Ausnahme die Stimme der Kühe tiefer als die der Stiere. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, daß *Gen. an.* V.7 dem Autor der *Phgn.* nicht als Vorlage diente (s. Anm. zu 807^{a}13–30).

Trotz seines Mutes und seiner Stärke ist der Stier den meisten Raubtieren unterlegen, wie Aristoteles festhält: Stiere werden, wenn sie die Herde verlassen, meist von wilden Tieren gerissen (*Hist. an.* VIII.3, 611^{a}2–4); ihre natürlichen Feinde sind unter anderem Wolf und Rabe (*Hist. an.* VIII.1, 609^{b}1–8). Auch in den Fabeln Äsops fällt der Stier bisweilen dem Löwen zur Beute (148, 242 Hausrath) oder flieht vor ihm (242 Hausrath), kann ihn aber auch töten (332, S 11 Hausrath). In ähnlichem Sinne kommen Stiervergleiche bei Homer vor: Ein tödlich getroffener Krieger brüllt wie ein Stier, den man zur Opferung führt (*Il.* 20,403–405), oder stöhnt wie ein Stier, den der Löwe tödlich verwundet hat (*Il.* 16,487–489).

Der Mut des Stieres läßt sich laut Aristoteles physiologisch auf seine warme Konstitution zurückführen: Der Stier hat unter allen Säugetieren das dickste und schwärzeste Blut (*Hist. an.* III.19, 512^{a}3f.), denn es enthält, ebenso wie das des Ebers, besonders viel Faserstoff, und je mehr Faserstoff im Blut ist, desto schneller kann es sich erhitzen, was die Voraussetzung für schnelle Reaktion ist (*Part. an.* 650^{b}33–651^{a}4).

Zur Konstitution des Mutigen s. Anm. zu 807^{a}31.

807^{a}19 „bellfreudiger Hund" (κύων ὑλακτικός): In den *Phgn.* dient der Hund als Beispiel für folgende Eigenschaften: Mut ist an seiner tiefen Stimme zu erkennen (*h.l.*), die in 813^{b}1–3 zudem als „hohltönend, laut und ungekünstelt" bezeichnet wird, wobei dort ein Charaktermerkmal fehlt. Die Formung der Lefzen zeigt Hochherzigkeit an (811^{a}22f.). An allen drei Stellen wird κύων durch Adjektive spezifiziert: ὑλακτικός (*h.l.*), εὔρωστος (813^{b}3) und μεγὰς καὶ εὔρωστος (811^{a}21f.). Es handelt sich bei ihnen also eher um Wach- und Kampfhunde als um Haus- oder Schoßhunde. In 810^{b}6 werden die schlanken Lenden an den „jagdfreudigsten Hunden" nachgewiesen und gelten daher als Zeichen von Jagdfreude. Von den „besten Hunden" heißt es in 812^{a}10f., sie hätten mittelgroße Ohren. Alle diese Stellen beziehen sich auf zu bestimmten Zwecken gezüchtete Hunderassen und werden daher von vornherein positiv bewertet. Im Zusammenhang mit der Zuchtwahl und Aufzucht von Hunden ist auch der ganz allgemein gehaltene Hinweis zu Beginn von Traktat A zu verstehen, Jäger (κυνηγέται) verstünden sich am besten auf Hunde, wie auch Pferdekenner (ἱππικοί) – d.h. Züchter, Pfleger und Reiter – auf Pferde (805^{a}16f.).

Der Hund ohne weitere Spezifizierung wird in den *Phgn.* mit folgenden ebenfalls positiven Eigenschaften belegt: Beherztheit, am spitzen Kinn (812^{b}24f.) und Jähzorn, an der spitzen Nasenspitze zu sehen (811^{a}30f.), Auffassungsgabe, angezeigt durch einen großen Kopf (812^{a}6f.) und eine ziemlich große, flache Stirn (811^{b}31–33). Andererseits hat der Hund auch negative Charakterzüge: Unverschämtheit, zu erkennen an den feurigen Augen (812^{b}7f.), Schmähsucht (808^{b}36f., ohne Körpermerkmal) und Schmeichelei, auf die das entspannte Gesicht deutet (811^{b}35–38).

Die in den *Phgn.* genannten Charakterzüge sind ein kleiner Auszug aus der Unmenge von negativen und positiven Eigenschaften, die in den zahlreichen antiken Quellen über Hunde zu finden sind. Denn der Hund wurde vom Menschen einerseits als treuer Begleiter, nützlicher Wach-, Hüte- und Jagdhund oder auch als Schoßhündchen geschätzt, andererseits waren besonders die streunenden Straßenköter verachtet und geschmäht. Hier können nur wenige Hinweise gegeben werden. Mit den „mutigen" und „beherzten", „jagdfreudigen" und „besten" Hunden der zuerst genannten Kategorie dürften die in der Antike berühmtesten Hunderassen gemeint sein: die Molosser bzw. Epeiroter, die besonders zum

Hüten von Schaf- und Rinderherden und als Wachhunde geeignet waren, und die lakonischen Jagdhunde, genauer gesagt: die Rasse der Kastor-Hunde (Xen. *Cyn.* 3,1), die die eigentlichen Jagdhunde der Griechen waren (vgl. Soph. *Aias* 7f.). Ihre schlanken Lenden kann man gut auf zahlreichen attischen Grabreliefs sehen, auf denen sie oft als Begleiter von Jägern abgebildet sind. Der Jagdhund zeichnet sich besonders durch Kraft, Schnelligkeit und einen guten Spürsinn aus, wie aus Eumaios' Erzählung über Odysseus' Hund Argos hervorgeht (Hom. *Od.* 14,20–38). Überhaupt läßt sich aus Homer ein differenziertes Bild der Eigenschaften von guten Jagd-, Begleit- und Wachhunden gewinnen, ohne daß hier einzelne Rassen unterschieden würden (vgl. Orth 1913c: 2548 und bes. Mainoldi 1984: 104–126). Platon fordert für die Wächter in seinem Staat die Eigenschaften guter Hütehunde (vgl. bes. *Rep.* 375a2–376c6).

Als Schimpfwort ist der Hund ebenfalls seit Homer geläufig: Achill beschimpft Agamemnon als „hundsäugig, mit dem Herz eines Hirsches" (*Il.* 1,225), woran die ‚feurigen Augen' des Unverschämten in den *Phgn.* 812^{b}7f. denken lassen; zweimal beleidigt Achill Hektor mit der Anrede „Hund" (ohne Epitheton und damit umso verächtlicher: *Il.* 20,449; 22,345); die Beschimpfung „schamlose Hündin" (κύον ἀδεές) müssen sich Artemis von Hera (*Il.* 21,481) und eine freche Sklavin von Penelope (*Od.* 19,91) gefallen lassen (weitere Belege bei Homer siehe bei Cairns 1993: 98f. Anm. 151) – es überrascht, daß der seit Homer verbreitete Topos des schamlosen Hundes in den *Phgn.* nicht öfter vorkommt (nur an der bereits zitierten Stelle 812^{b}7f.). Als dritter Frauentypus im ‚Weiberiambos' des Semonides (*fr.* 7,12–20) schnüffelt die ‚hündische' Ehefrau neugierig herum und kläfft und bellt ständig. Als bellend und jähzornig (ὀργίλος καὶ ὑλακτικός) gilt der Mensch bei Äsop (107 Hausrath), wenn er im Greisenalter in die vom Hund erhaltene Lebenszeit eintritt. Homer bringt die im Schimpfwort vorliegende Verachtung des Animalischen zum Ausdruck, wenn er Odysseus klagen läßt, es gebe nichts Hündischeres als einen knurrenden Magen, der einen Mann auch im tiefsten Leid zum Essen und Trinken zwinge (*Od.* 7,216–221). Diogenes machte das gegen ihn wegen seiner Respektlosigkeit und Schamlosigkeit erhobene Schimpfwort ‚Hund' zu seiner Selbstcharakteristik als erster Kyniker (vgl. Dierauer 1977: 181, 190). Das negative Bild dominiert im Abschnitt über die Hunde in Artemidors *Traumdeutung* aus dem 2. Jh. n. Chr. (2,11), wo geträumte Hunde als Anzeichen von Anfeindungen, Nachstellungen, Fieber u.a. gelten: „sie gleichen gewalttätigen und schamlosen Menschen, denn so ist der Charakter der Hunde beschaffen" (ἐοίκασι [...] βιαίοις καὶ ἀναιδέσι, τοιαῦτα γὰρ τὰ τῶν κυνῶν ἤθη, p. 118 Pack).

Der Vielzahl der Quellen und der Bedeutung des Tieres angemessen, ist die Forschungsliteratur zum Hund in der Antike umfangreicher als für andere Tiere. Standardwerke sind auch heute noch Orth 1913c und Keller 1909: 91–151, der vierzig Hunderassen nachweist. Ikonographisches Material stellt Richter 1930:

31–33 u. 74–77 zusammen, Perfahl 1983 bietet eine unkommentierte Sammlung von Texten und Bildern aus griechischer und römischer Zeit, speziell zur Bedeutung des Hundes in der *Ilias* siehe Redfield 1975: 193–202. Eine ausführliche Studie von Hund und Wolf in Mythos, Kult, Literatur und Ikonographie bietet Mainoldi 1984.

807ᵃ19f. „Kampfhähne" (καὶ τῶν ἀλεκτρυόνων οἱ εὔψυχοι): Zum Hahn, der hier durch das Attribut εὔψυχος als ‚Kampfhahn' spezifiziert wird, s. Anm. zu 806ᵇ13f.

807ᵃ20 „geben tiefe Laute von sich" (βαρύφωνα φθέγγονται): Die Textüberlieferung bietet hier drei Lesarten: das Adjektiv βαρύφωνοι (K), das Bekker übernimmt, und die beiden Adverbien βαρύφωνα (D) und βαρύ (F, H). Da φθέγγεσθαι ein Adverb verlangt, scheidet die Lesart des Marc. IV.58 (K) aus. Die beiden Adverbien sind gleichbedeutend und kommen bereits vor unserer Stelle vor (βαρὺ φθέγγεται in 807ᵃ17, βαρύφωνά ἐστι in 807ᵃ18), so daß eine Entscheidung nicht leicht ist: Beide passen syntaktisch, und jedes von beiden könnte eine Verschreibung aus dem vorangehenden Text sein. Da jedoch unsere Stelle eine Antithese zu ὀξύφωνά ἐστι (807ᵃ21) bildet, ist die Form βαρύφωνα wahrscheinlicher.

807ᵃ20 „Hirsch und Hase hingegen haben eine hohe Stimme" (ἔλαφος δὲ καὶ λαγὼς ὀξύφωνά ἐστιν): Zu Hirsch und Hase s. die beiden Anm. zu 806ᵇ8.

807ᵃ25–30 „Es ist aber am besten,... Vertreter der Gattung" (ἔστι δὲ κράτιστον,... τινα τῶν ἐν τῷ γένει): Zum Abschluß werden noch einmal kurz zwei methodische Probleme konstatiert, die aus dem soeben besprochenen Beispiel hervorgegangen sind. (1.) Wenn verschiedene Zeichen zu widersprüchlichen Schlüssen führen, dann ist dasjenige zu befolgen, das in der Hierarchie der Zeichenbereiche einen höheren Stellenwert hat (vgl. 814ᵃ5–ᵇ9 und Einl. Kap. III.4, S. 149). Dieses Verfahren ist analog zu dem soeben vorgeführten Beispiel, die Stimmintensität der Stimmhöhe als Kriterium vorzuziehen. (2.) Zeichen sind eher bedeutungstragend, wenn sie an einer Art vorkommen als an einer Gattung, weil sie dann weniger allgemeingültig sind. Das impliziert eine Analogie zwischen der Relation einer Tiergattung zu einer Tierart und der Relation zwischen der Gattung Mensch und einem einzelnen, individuellen Menschen – der ja der Untersuchungsgegenstand der Physiognomik ist.

Die Vokabeln γένος und εἶδος sind hier als Ober- und Unterbegriff gebraucht, wie es dem aristotelischen Sprachgebrauch sowohl in logischen als auch in biologischen Schriften vollkommen entspricht, wenn beide Begriffe miteinander verbunden werden (vgl. Ind. Arist. *s.v.* γένος 151ᵃ12–37 und *s.v.* εἶδος 218ᵃ3–

22). Aristoteles führt dieses logische Verhältnis in den *Topica* II.4, 111a14–b11 aus: Worauf der Oberbegriff (γένος) als Prädikation zutrifft, darauf trifft auch mindestens einer der Unterbegriffe (εἶδος) zu. In unserem Kontext wird die Unterscheidung zwischen diesen beiden Begriffen als Analogon für die Unterscheidung zwischen dem einzelnen Menschen (τις τῶν ἐν τῷ γένει, 807a30) und der Gattung Mensch (ὅλον τὸ γένος τῶν ἀνθρώπων, 807a29) verwendet. Wie auch an den anderen Stellen zum Tiervergleich deutlich wurde, wird bei diesem Verfahren stets eine Tierart als Analogon für ein menschliches Individuum angenommen. Daher darf man hier wohl, trotz aller nötigen Vorbehalte, die Termini aus der zoologischen Taxonomie ‚Art' und ‚Gattung' verwenden, die die meisten Übersetzer wählen (angefangen von Bartholomaeus: „species" und „genera", bis hin zu Degkwitz, der in seiner Anmerkung zur Stelle, 1988: 74 Anm. 9, auf den terminologischen Gebrauch bei Aristoteles, *Part. an.* I.5, 645b20–28 verweist).

Es sei aber betont, daß diese beiden Begriffe nicht fest in eine zoologische Taxonomie eingebunden sind, wie vor allem Pellegrin (1982: 50–112) in einer Untersuchung der beiden Begriffe in Aristoteles' logischen und biologischen Schriften nachgewiesen hat: „Summarizing our results concerning the use of the terms *genos* and *eidos* as applied to animal families, we may say that the normal term for designating these families is *genos*, and that Aristotles, in the rare instances where he uses *eidos*, generally wants to indicate by this that there has been a division of a *genos*. But neither of the two terms, *genos* or *eidos*, indicates a constant degree of generality on which a taxonomic construction could be based" (Pellegrin 1982: 106).

Der Gebrauch der beiden Begriffe ist ein zentraler Ansatzpunkt für die Frage nach Aristoteles' Theorie und Methode der Dihairesis und nach dem Zusammenhang zwischen seinen logischen und biologischen Schriften. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden, es sollen aber zumindest die wesentlichen Forschungsbeitrtäge genannt werden: Balme 1962, 1975, 1987a, 1987b, Kullmann 1974, Lennox 1980, 1987, Pellegrin 1982, 1985, 1986, 1987, einige davon faßt jetzt Gotthelf 1997 zusammen.

807a31–808b10 Katalog der Charaktertypen: Im folgenden werden 22 Charaktertypen aufgezählt, denen dann stichwortartig Körpermerkmale zugeordnet werden. Definitionen der Charaktereigenschaften werden nirgends gegeben, so daß sie aus verwandten Kontexten (hauptsächlich Aristoteles' *Ethiken* und *Rhetorik*, nur in fünf Fällen Theophrasts *Charaktere*, vgl. Einl. Kap. II.4, S. 98, Anm. 151) erschlossen werden müssen; siehe dazu die Anmerkungen zu den einzelnen Stichworten.

Zur Auswahl, Anordnung und Beurteilung der Charaktertypen – vier Gegensatzpaare, sieben negative und sieben ambivalente oder neutrale Eigenschaften – siehe Einl. Kap. III.6.

Zur Textgestaltung des Katalogs in den Handschriften und zur Frage, wie sicher die Überlieferung bezüglich der Zuweisung der Stichworte zu den betreffenden Abschnitten ist, s. Einl. Kap. IV.5, S. 222–226.

807^{a}31 „Kennzeichen des Mutigen" ('Ανδρείου σημεῖα): Mut ist eine so grundlegende Charaktereigenschaft, daß er – meist zusammen mit seinem Gegenteil Feigheit – innerhalb der *Phgn.* nicht nur am häufigsten zitiert, sondern auch dadurch hervorgehoben wird, daß er das erste und mit elf Bekker-Zeilen längste Lemma in Traktat A erhält und in Traktat B am Löwen als seinem Prototyp wiederum als erstes und am ausführlichsten behandelt wird. Raina (1993: 74 Anm. 33) sieht eine ausreichende Erklärung für die Prominenz des Mutes in den *Phgn.* in der etymologischen Erklärung des Begriffes ἀνδρεία als „la virtù dell'uomo per eccellenza"; vgl. die wörtliche deutsche Übersetzung ‚Mannhaftigkeit' für ἀνδρεία ebenso wie für *virtus*. Die Etymologie macht deutlich, daß das im Griechischen zugrundeliegende Ideal des Menschen der freie Mann ist, der sich nicht zuletzt über die Gegenbilder Tier, Barbar, Sklave und Frau definiert (vgl. Sassi 1988). Als ἀνδρεῖος können aber auch Tiere bezeichnet werden, indem man ihr Verhalten aus anthropozentrischer (oder vielmehr ‚androzentrischer') Perspektive betrachtet. So nennt Aristoteles in vielen Kontexten der *Historia animalium*, die physiognomische Korrelationen enthalten, an erster Stelle die Einteilung der Lebewesen in mutige und feige (IX.3, 610^{b}20–22, IX.44, 629^{b}5–8). Mut und Feigheit haben dort also den Stellenwert einer ersten und grundlegenden klassifikatorischen Einteilung, wie auf zoologischer Ebene die Klassen Land- und Wassertiere bzw. Säugetiere, Fische, Vögel.

In ethischen Werken ist die Stellung von ἀνδρεία nicht ganz so prominent: Das Begriffspaar Mut und Feigheit führt zwar die Auflistung der Charaktertypen in Aristoteles' *Nikomachischer Ethik* an (*EN* II.7, 1107^{a}33f. und III.9–12, 1115^{a}7–1117^{b}21), in den entsprechenden Listen in der *Eudemischen Ethik* und in der *Rhetorik* steht es allerdings erst an zweiter Stelle hinter Zorn/Phlegma/Gelassenheit (*EE* II.3, 1220^{b}39) bzw. Gerechtigkeit/Ungerechtigkeit (*Rhet.* I.9, 1366^{b}11). In dem an der Platonischen Einteilung der Tugenden orientierten Schema von [Arist.] *De virtutibus et vitiis* findet sich das Paar Mut/Feigheit erst als drittes (hinter Selbstbeherrschung/Unbeherrschtheit und Sanftmut/Jähzorn), weil es dem mittleren Seelenteil zugeordnet wird (*Virt. vit.* 1249^{b}27, 1250^{a}4f., 1250^{a}44–^{b}6). Theophrast andererseits behandelt in den *Charakteren* den Mut überhaupt nicht und widmet auch erst das 25. Kapitel der Feigheit (vgl. Anm. zu 807^{b}4).

Mut ist nach Aristoteles die mittlere Haltung zwischen Furcht und Tollkühnheit (*EN* II.7, 1107^{a}33f., *EN* III.9–12, 1115^{a}6–1117^{b}22, *EE* III.1, 1228^{a}26–1230^{a}33, *MM* I.20, 1190^{b}9–1191^{a}36), und seine Ausführungen in *EN* III.9–12 zeigen, daß damit ein der jeweiligen Situation angemessenes und auch den

Gesetzen folgendes Verhalten gemeint ist. Eine Definition in diesem Sinne gibt Aristoteles in der *Rhetorik*: „Mut ist diejenige Tugend, durch die man in der Lage ist, in Gefahren gute Taten zu vollbringen, und zwar so, wie es das Gesetz befiehlt und dem Gesetz gehorchend; Feigheit ist das Gegenteil" (ἀνδρεία δὲ [*sc.* ἐστὶν ἀρετὴ] δι' ἣν πρακτικοί εἰσι τῶν καλῶν ἔργων ἐν τοῖς κινδύνοις, καὶ ὡς ὁ νόμος κελεύει, καὶ ὑπηρετικοὶ τῷ νόμῳ· δειλία δὲ τοὐναντίον, *Rhet.* I.9, $1366^{b}11$-13). Hier wird eine Bezugnahme auf das attische Recht angedeutet, das verschiedene Formen von feigem Verhalten im Kriegsdienst bestrafte (s. Anm. zu $807^{b}4$); denn die Definitionen von Mut und Feigheit werden in direkter Gegenüberstellung und Abgrenzung voneinander getroffen. Degkwitz 1988: 74 Anm. 1 faßt Aristoteles' Begriff von Mut in den Ethiken treffend zusammen: „Wer zum richtigen Zeitpunkt, zum richtigen Anlaß und aus dem richtigen Grund in der richtigen Weise jeweils Standhaftigkeit, Furcht und Zuversicht bekundet, ist tapfer (*EN* $1115^{a}34$ff., $1129^{b}19$ff.)." Um dieser weitgefaßten Bedeutung des Begriffes gerecht zu werden, ziehe ich die deutsche Übersetzung ‚Mut' der üblicherweise (und, wie am eben zitierten Satz deutlich wird, auch von Degkwitz) gewählten ‚Tapferkeit' vor.

Zu Begriff und älterer Literatur siehe Dirlmeier 1956: 337–339. Eine Diskussion der praktischen Valenz von Aristoteles' Beschreibung von Mut in der *Nikomachischen Ethik* gibt Urmson 1988: 63–67. Zur Bedeutung von ἀνδρεία in Aristoteles' Tugendlehre, als Mitte zwischen Extremen und als Mittel zur Eudaimonie siehe u.a. Pears 1980, Leighton 1988, Broadie 1991: 319f.

Physiologisch wird dem Mutigen generell eine warme Konstitution zugeordnet (vgl. *Part. an.* II.2, $648^{a}9$–11: Lebewesen mit dem besten Blut, nämlich warmem, dünnem und klarem, sind hinsichtlich Mut und Verstand am besten; *Rhet.* II.13, $1389^{b}29$–32: alte Männer sind feiger als junge, weil sie abgekühlt, jene aber warm sind; [Arist.] *Probl.* X.60, $898^{a}4$–9 u.a.: Mut und Ungestüm gehen mit Wärme einher, Furcht mit Abkühlung). Das in unserem Lemma als erstes Körpermerkmal genannte harte Haar kann mit dieser Theorie erklärt werden (s. Anm. zu $806^{b}6$–18). Die übrigen aufgelisteten Körpermerkmale lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen: ein kräftiger, großer Körper mit aufrechter Haltung (was auch im einzelnen an Schulterblättern, Hals, Brust, Bauch, Hüfte und Wade zu sehen ist) weist einerseits auf die ausgebildete Muskulatur und gute Körperbeherrschung des trainierten Athleten oder Kriegers hin; Augen und Gesicht andererseits liegen in Farbe und Beschaffenheit in der Mitte zwischen Extremen – und als Mitte zwischen den Extremen Feigheit und Tollkühnheit ist ja nach Aristoteles der Mut definiert. Diese Merkmale entsprechen also weniger der physiologischen Beobachtung (wie die trainierte Muskulatur) als einer apriorischen Definition.

Die in unserem Lemma genannten Körpermerkmale des Mutigen werden in den *Phgn.* zweimal in verschiedenen Kontexten wiederholt: Hartes Haar gilt als

Kennzeichen für Mut, weil es sowohl an den mutigsten Tieren als auch an den Kampfvögeln und an den Menschen im Norden vorkommt ($806^{b}6$–18). Die Hautfarbe, die *h.l.* als „ziemlich stumpf" bezeichnet wird, liegt in Traktat B ganz ähnlich in der Mitte zwischen den Extremen hell und dunkel ($812^{a}14$f.). Außer den in unserem Lemma genannten Körpermerkmalen werden dem Mutigen in den *Phgn.* nur noch zwei weitere Merkmale zugeschrieben: eine tiefe und kräftige Stimme ($806^{b}26$f.; vgl. $807^{a}13$–25) und ein symmetrischer Körperbau ($814^{a}2$f.). In der methodischen Einleitung von Traktat A wird der Mutige darüber hinaus dreimal ohne ein Körpermerkmal erwähnt: er habe, zum Beispiel, denselben Gesichtsausdruck wie der Unverschämte ($805^{b}3$f.); nicht nur der Löwe, sondern auch viele andere Tiere seien mutig, und nicht nur der Hase feige ($805^{b}25$–27); im Beispiel zum Entwurf einer Methode geht es darum, die Kennzeichen des Mutigen herauszufinden ($805^{b}30$–$806^{a}4$). Es sei daran erinnert, daß auch Aristoteles in seiner Behandlung der Physiognomik als Anwendung des Syllogismus als einziges konkretes Beispiel den Mut anführt (*An. Pr.* II.27, $70^{b}15$). Traktat B betont, die Charaktere der Tiere seien in mutig und feige, gerecht und ungerecht einzuteilen ($809^{a}26$–28), wobei das männliche Geschlecht jeweils mutiger und gerechter sei als das weibliche ($809^{b}12$f., $814^{a}8$f.). Paradoxerweise gilt jedoch der Panther, der als Prototyp des Weiblichen dem Löwen als Prototyp des Männlichen gegenübergestellt wird, als ‚weibliche Form des Mutigen' (s. Anm. zu $809^{b}36$ und Einl. Kap. III.5, S. 158–163 zur Geschlechterdifferenz allgemein).

$807^{a}31$ „hartes Haar" (τρίχωμα σκληρόν): Weiches Haar als Kennzeichen des Feigen und hartes als Kennzeichen des Mutigen werden in $806^{b}6$–18 ausführlich behandelt; für die biologische Erklärung s. Anm. dort. In der Nennung dieses Kriteriums als erstes der Körpermerkmale zu beiden Charaktertypen wird seine Bedeutung innerhalb der Zeichenhierarchie deutlich; in Verbindung mit den Ausführungen in $806^{b}6$–18 kann man die Härte des Haares als notwendiges, aber nicht ausreichendes Kriterium ansehen.

$807^{a}31$f. „aufrechte Körperhaltung" (τὸ σχῆμα τοῦ σώματος ὀρθόν): Eine aufrechte Haltung gilt in $808^{a}19$f. auch als Kennzeichen von Ungestüm, das, wenn es positiv konnotiert ist, als Unterbegriff oder auch als Synonym von Mut verwendet werden kann (s. Anm. zu $808^{a}19$ zum Ungestümen). Aufgrund dieser engen Verbindung der beiden Charaktertypen überrascht das gemeinsame Körpermerkmal nicht, und die Annahme von Degkwitz *ad loc.* (1988: 75 Anm. 3) ist wohl zu weit hergeholt: die aufrechte Haltung sei nach dem in $807^{a}3$ff. dargelegten Schlußverfahren vom θυμώδης (den er als ‚Jähzornigen' übersetzt) auf den Mutigen übertragen worden, weil nach Aristoteles, *EN* III.8, $1117^{a}4$ Zorn als Voraussetzung für Mut gelte. Analoge Deutungen bietet Degkwitz für

die weiteren gemeinsamen Kennzeichen, die großen und kräftigen Gliedmaße (1988: 75 Anm. 4) und die breiten und auseinanderstehenden Schulterblätter (1988: 76 Anm. 6) an. Mit dieser jeweils gesonderten Betrachtung der einzelnen Merkmale verfehlt Degkwitz aber die Intention des Verfassers von Traktat A, nach dessen ausdrücklicher Forderung nicht ein einziges Zeichen als ausschlaggebend für eine physiognomische Beurteilung angesehen werden darf, sondern die Kombination verschiedener Zeichen, die ein in sich stimmiges Gesamtbild ergeben muß (vgl. Einl. Kap. III.4, S. 147f.).

In genauer inhaltlicher Übereinstimmung mit der in den *Phgn.* zum Ausdruck gebrachten Vorstellung weist Platon im Rosselenkergleichnis im *Phaidros* darauf hin, daß das gute Pferd „aufrecht in seiner Erscheinung" sei (τὸ εἶδος ὀρθός, 253d4); vgl. Einl. Kap. II.4, S. 90f.

807^a^32f. „Knochen, Brustkorb und Gliedmaße des Körpers stark und groß" (ὀστᾶ καὶ πλευραὶ καὶ τὰ ἀκρωτήρια τοῦ σώματος ἰσχυρὰ καὶ μεγάλα): Bereits bei der kurzen Auflistung der generellen Unterschiede zwischen Männchen und Weibchen in 806^{b}32–34 wird der größere und kräftigere Körperbau des Männchens betont. Dementsprechend hat auch der Ungestüme, der dem Mutigen in vielem ähnelt, große und starke Gliedmaße (808^{a}21f.), während die des Feigen schwach (807^{b}8) und die des Kleinmütigen klein (808^{a}29) sind.

807^{a}33f. „ein breiter und nicht vorstehender Bauch" (καὶ κοιλία πλατεῖα καὶ προσεσταλμένη): Das Verb προσστέλλω ‚anlegen, anziehen' kommt nach Ausweis von Passow und LSJ *s.v.* meist im Passiv und fast nur im Zusammenhang mit Körperteilen, also in anatomischen Beschreibungen vor (außer wenn es im übertragenen Sinn gemeint ist, s. LSJ *s.v.* II.2); in den *Phgn.* wird das Partizip auch als Eigenschaft des Hüftgelenks gebraucht (s. Anm. zu 807^{a}37).

807^{a}34f. „breite und auseinanderstehende Schulterblätter, weder allzu eng anliegend noch gänzlich losgelöst" (ὠμοπλάται πλατεῖαι καὶ διεστηκυῖαι, οὔτε λίαν συνδεδεμέναι οὔτε παντάπασιν ἀπολελυμέναι): Die Schulterblätter ὠμοπλάται (oder verkürzt: πλάται), wie im Deutschen eine metaphorische Bildung (‚Schulter-Platten'), sind seit den hippokratischen Schriften fest anatomisch definiert (vgl. Hipp. *Loc. hom.* 6,3, Arist. *Hist. an.* I.15, 493^{b}11; dazu Craik 1998: 123, Skoda 1988: 28f.).

Als indirektes Objekt der beiden letzten Partizipien ist vermutlich ‚Körper' oder spezifisch ‚Rücken' zu ergänzen: Die Schulterblätter sind weder miteinander noch mit der sie umgebenden Rückenmuskulatur allzu fest verbunden, sondern weitgehend frei beweglich und locker. Ein solches Erscheinungsbild am Menschen weist auf kraftvolle, trainierte Schultern hin. Das Merkmal stimmt mit den „kraftvollen Schultern" des Löwen (809^{b}27) überein. „Auseinanderstehende,

große und breite Schulterblätter" hat auch der Ungestüme (808a21), der außerdem noch andere Merkmale mit dem Mutigen teilt (s. Anm. zu 808a19).

807a35f. „ein kräftiger, nicht sehr fleischiger Hals" (τράχηλος ἐρρωμένος, οὐ σφόδρα σαρκώδης): Ähnliche Qualitäten des Halses finden sich in der Beschreibung des Löwen als Prototyp des Mutes in Traktat B, der „einen Hals von guter Länge, in der Dicke entsprechend proportioniert" hat (809b24–26) und auch, wiederum unter Hinweis auf den Löwen, als Merkmal des Hochherzigen, dessen Hals „von guter Länge und nicht allzu dick" ist (811a14f.). Damit liegt der Hals des Mutigen und des Löwen in der Mitte zwischen verschiedenen möglichen Extremformen, die im Katalog B unter dem Stichwort Hals gesammelt werden; s. Anm. zu 811a10–17 und zum Idealbild Einl. Kap. III.6.

807a36f. „die Brust fleischig und breit" (τὸ στῆθος σαρκῶδές τε καὶ πλατύ): In der Beschreibung des Löwen als Prototyp des Männlichen und des Mutes wird diese Brust metaphorisch als „jugendlich" bezeichnet (809b27). Ähnlich wird dem Robusten unter Hinweis auf das männliche Geschlecht eine „große und gegliederte Brust" zugeordnet (s. Anm. zu 810b24f.). Im Gegensatz dazu steht die Brust des Panthers, der als Prototyp des weiblichen Geschlechts gilt und eine „Brust mit schwach ausgeprägtem Brustkorb" hat (810a3; vgl. 809b27: das weibliche Geschlecht hat generell eine schwächere Brust als das männliche); zur Geschlechterdifferenz s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158. Die einzige Eigenschaft der Brust in den *Phgn.*, die sich nicht in dieses Schema einfügen läßt, ist die „hochgezogene Brust" des Unverschämten (807b33).

Aristoteles weist in *Part. an.* IV.10, 688a12–24 darauf hin, daß der Mensch eine breite, Vierfüßer hingegen eine schmale Brust haben, und begründet diesen Unterschied damit, daß die Arme beim Menschen an der Seite anliegen und damit die Brust nicht einengen, die Vorderbeine beim Vierfüßer hingegen für die Vorwärtsbewegung eng parallel nach vorne ausgreifen. Deshalb haben auch die Frauen als einzige Säugetiere die Milchdrüsen in der Brust und nicht in einem Euter, beim Mann hingegen ist die Brust entsprechend fleischig. In dieser Passage werden die beiden Eigenschaften, die an unserer Stelle in den *Phgn.* ohne Erklärung angeführt sind, explizit genannt: πλατύς (688a15) und σαρκώδης (688a21f.). Sie haben für Aristoteles zentrale Bedeutung als Argumente, mit denen in der vergleichenden Anatomie die menschliche Brust von der aller anderen Tiere unterschieden werden kann.

Degkwitz 1988: 76f. Anm. 9 sieht einen – meines Erachtens zu weit hergeholten – Zusammenhang mit *Part. an.* II.7, 653a27–32, wo Aristoteles die Tatsache, daß der Mensch unter den Lebewesen das größte Gehirn und der Mann ein größeres als die Frau habe, auf die größere Hitze des Menschen und des Man-

nes im Bereich um Herz und Lunge zurückführt. Da der Mutige eine besonders warme Konstitution habe, sei seine Brust besonders breit und fleischig.

807a37 „eine nicht vorstehende Hüfte" (ἰσχίον προσεσταλμένον): Mit ἰσχίον wird die Hüftpfanne oder auch metonymisch das ganze Hüftgelenk bezeichnet. Das geht aus einer anatomisch exakten Angabe bei Homer hervor: Diomedes trifft Aineas mit einem Steinwurf „an der Hüfte, dort, wo der Oberschenkel sich im Hüftgelenk dreht, man nennt es Hüftpfanne" (τῷ βάλεν Αἰνείαο κατ' ἰσχίον ἔνθα τε μηρὸς / ἰσχίῳ ἐνστρέφεται, κοτύλην δὲ τέ μιν καλέουσι, *Il.* 5,305f.; vgl. Anm. zu 807b21). Entsprechend definiert auch der Anonymus Latinus an zwei Stellen in unterschiedlicher Formulierung: „die Knochen, die unter dem Becken sind, von den Griechen ἰσχία genannt" („ossibus quae sunt sub ilibus, quae a Graecis ⟨ἰσχία⟩ dicuntur", 5) und „ἰσχία sind die Knochen, die den Bauch begrenzen, und in die auch die Hüftknochen eingefügt sind" („ἰσχία sunt ossa concludentia ventrem, quibus etiam ossa femorum impressa sunt", 68). Der Begriff ἰσχίον scheint damit eine relativ klar umrissene terminologische Bedeutung zu haben, wie sie denn auch im 1. Jh. n. Chr. vom Mediziner Rufus im *Onomastikon* festgehalten wird: „ἰσχίον ist sowohl der Muskel zur Hüftpfanne als auch das ganze Gelenk" (Ἰσχίον δὲ καὶ τὸ νεῦρον τὸ πρὸς τὴν κοτύλην, καὶ ὅλον τὸ ἄρθρον, 118f.).

Die Bedeutung der Formulierung ἰσχίον προσεσταλμένον als „nicht vorstehende Hüfte" (zu προσστέλλω s. Anm. zu 807a33f.) wird durch eine wesentlich ausführlichere Parallele bei Xenophon, *Cyn.* 4,1 gestützt: ἰσχία στρογγύλα, ὄπισθεν σαρκώδη, ἄνωθεν δὲ μὴ συνδεδεμένα, ἔνδοθεν δὲ προσεσταλμένα „die Hüftgelenke rundlich, hinten fleischig, oben nicht zusammengezogen, innen anliegend". Aus dieser Beschreibung – die sich auf Hunde bezieht – geht hervor, daß der Hüftbeinknochen nicht hervorsteht, sondern in einer glatten Silhouette mit der Gelenkpfanne abschließt. Diese Deutung unserer Stelle liegt auch deswegen nahe, weil an den drei anderen Stellen in den *Phgn.*, an denen eine Eigenschaft von ἰσχία (stets im Plural) genannt ist, immer auch dieselbe Eigenschaft für den Oberschenkel (μηρός) gilt (809b7: περισαρκότερα „mit mehr Fleisch umgeben", 809b29: ἀσαρκότερον „eher nicht fleischig", 810a4: σαρκώδη „fleischig"). Da es an allen drei Stellen um die Fleischigkeit geht, ein Merkmal, das nicht auf die knöchernen Bestandteile des Hüftgelenks (d.h. Gelenkpfanne und Oberschenkelhalsknochen) angewandt werden kann, wird mit προσεσταλμένος hier also mit Sicherheit der von außen sichtbare Gesamteindruck der Verbindung von Knochen und Gelenk beschrieben.

Die Merkmale einer nicht vorstehenden Hüfte und eines breiten und nicht vorstehenden Bauches (807a33f.) ergänzen einander; zudem wird an diesen beiden Stellen und keiner weiteren innerhalb der *Phgn.* das Partizip προσεσταλμένος verwendet.

807ᵃ37f. „nach unten zusammengezogene Waden" (γαστροκνημίαι κάτω προσεσπασμέναι): Die Bedeutung dieser Formulierung wird durch eine ausführlichere Parallele bei Aristoteles erläutert, der in *Hist. an.* I.15, 494ᵃ6–9 die Anatomie des Unterschenkels (κνήμη) beschreibt: der vordere Teil ist das Schienbein (ἀντικνήμιον), der hintere „die Wade, ein muskel- oder aderreiches Fleisch, das bei den einen nach oben zur Kniekehle hochgezogen ist, sofern sie große Hüftgelenke haben, bei den anderen im Gegensatz dazu herabgezogen" (γαστροκνημία, σὰρξ νευρώδης ἢ φλεβώδης, τοῖς μὲν ἀνεσπασμένη ἄνω πρὸς τὴν ἰγνύν, ὅσοι μεγάλα τὰ ἰσχία ἔχουσι, τοῖς δ' ἐναντίως κατεσπασμένη). Man hat sich also die Wade birnenförmig vorzustellen, wobei der breitere Teil im ersten Fall nach oben zeigt, im zweiten und dem an unserer Stelle vorliegenden nach unten.

Obwohl an keiner der zitierten Stellen eine solche Verbindung konstatiert wird, läßt sich die unterschiedliche Formung der Waden an Frauen und Männern beobachten: an dem in der Regel schlankeren Bein der Frau wirkt die Wade oben, unterhalb der Kniekehle, breiter als unten, während beim Mann die ausgeprägtere und kräftigere Muskulatur die Wade in einer auf dem breiteren Ende stehenden Birnenform erscheinen läßt. Sollte auch in den *Phgn.* an diesen Unterschied gedacht sein, würde zumindest die Zuweisung der erstgenannten Form an den Feigen und der zweiten an den Mutigen der häufigen Zuordnung von Feigheit an das weibliche und Mut an das männliche Geschlecht entsprechen.

Der in der *Hist. an.* konstatierte Zusammenhang zwischen Hüfte und Waden ist in den *Phgn. h.l.* ebenfalls impliziert, wenn er auch nicht so deutlich ausgesprochen wird. Wenn nämlich das Hüftgelenk des Mutigen nicht hervorsteht (s. Anm. zu 807ᵃ37), dann ist es vermutlich auch nicht auffallend groß; die „nach unten zusammengezogene Wade" des Mutigen entspricht also der Korrelation bei Aristoteles. Im Gegensatz dazu hat der Feige jedoch im folgenden Lemma „nach oben hinaufgezogene Waden" (807ᵇ6) und „eine kleine und schwache Hüfte" (807ᵇ9). Diese Kombination läßt sich nicht mehr mit der Beschreibung in *Hist. an.* in Verbindung bringen.

807ᵇ1f. „dunkelbraune Augen, weder allzusehr geöffnet noch gänzlich geschlossen" (ὄμμα χαροπόν, οὔτε λίαν ἀνεπτυγμένον οὔτε παντάπασι συμμύον): Zur Bedeutung von χαροπός ‚dunkelbraun' s. Anm. zu 812ᵇ5f. Dort wird auch auf die positive Wertung dieser Augenfarbe als Mittelwert zwischen sehr hell und sehr dunkel eingegangen. Auch die an unserer Stelle hinzugefügten Eigenschaften des Blickes, der aus weder aufgerissenen noch annähernd geschlossenen Lidern kommt, zeigt einen solchen Mittelwert an, wie er für Mut in vielem charakteristisch ist; s. Anm. zu 807ᵃ31 und Einl. Kap. III.6, S. 165f.

807^{b}2f. „eine ziemlich stumpfe Hautfarbe am Körper“ (αὐχμηρότερον τὸ χρῶμα τὸ ἐπὶ τοῦ σώματος): Das Adjektiv αὐχμηρός bedeutet ursprünglich ‚dürr‘, ‚trocken‘ und wird oft zur Bezeichnung trockener Sommer oder im Gegensatz zu λιπαρός ‚fett‘ verwendet. In Verbindung mit Farben kann es aber auch ‚stumpf‘ oder ‚glanzlos‘ heißen, oft im Hendiadyoin αὐχμηρὸς καὶ ἀλαμπής (vgl. [Arist.] *Col.* 3, 793^{a}10–12, Hipp. *Prog.* 2). Als Bezeichnung eines Farbwerts wird αὐχμηρότερος noch öfter verwendet (z.B. Arist. *Hist. an.* IX.45, 630^{a}29).

Es irritiert, daß zwei der späteren Physiognomiker übereinstimmend das Gegenteil für die Hautfarbe des Mutigen auflisten: χρῶμα ὀξύτερον (Adamant. 2,44) und „color acrior magis quam pressior“ (Anon. Lat. 90). Einzelne der in den *Phgn.* genannten Merkmale des Mutigen kommen bei ihnen vor, allerdings erstreckt sich die Übereinstimmung nicht über mehrere Korrelationen und ist auch im einzelnen meist nicht groß genug, um eine direkte Abhängigkeit von den *Phgn.* zu fordern. Es ist also sehr problematisch, die anderen Physiognomiken für die Klärung unserer Stelle überhaupt heranzuziehen. Dieses Argument benutzt jedoch Foerster neben anderen dazu, die Interpunktion derart zu ändern, daß αὐχμηρότερον noch ὄμμα zugeordnet wird und entsprechend ὀξύ nicht zu μέτωπον, sondern zu χρῶμα gehört. Diese Möglichkeit sollte bei syntaktischer Doppeldeutigkeit grundsätzlich berücksichtigt werden, da die Interpunktion generell weitgehend im Belieben der Kopisten stand und gerade in den Katalogteilen der *Phgn.* stark variiert. Allerdings sind in diesem Fall die Argumente von Foerster zu schwach: Er beruft sich neben der zitierten Stelle bei Adamant. 2,44 (χρῶμα ὀξύτερον) auf eine Parallele innerhalb der *Phgn.*: χροιαὶ ὀξεῖαι in 806^{b}3f., die zwar die Formulierung belegt, aber nicht den Inhalt: dort werden nämlich mit „kräftigen Farben“ der Hitzige und Heißblütige gekennzeichnet, nicht der Mutige. Mit einer solchen eher formalen als inhaltlichen Parallele einen Eingriff in den Text zu rechtfertigen, scheint mir nicht möglich, zumal Bartholomaeus den Text eindeutig bezeugt: „siccus color qui est in corpore, acuta frons“. Noch problematischer sind die beiden weiteren Hinweise von Foerster auf Stellen außerhalb der *Phgn.*, die in ganz anderen Zusammenhängen stehen (Meletius, *De natura hominis* p.61,26: αὐχμηρὸν ὀφθαλμόν und Hipp. *Prog.* 2, s.o.).

807^{b}3f. „eine helle, gerade, nicht große, magere Stirn, weder glatt noch vollkommen runzlig“ (ὀξὺ μέτωπον, εὐθύ, οὐ μέγα, ἰσχνόν, οὔτε λεῖον οὔτε παντάπασι ῥυτιδῶδες): die Stirn und ihre Merkmale werden ausführlich in Traktat B, 811^{b}28–812^{a}5 behandelt.

807^{b}4 „Kennzeichen des Feigen“ (δειλοῦ σημεῖα): Feigheit ist am einfachsten als Gegenbegriff zum Mut definiert, und in diesem Sinne folgt der Feige als

zweiter Charaktertyp unmittelbar auf das Lemma des Mutigen. Obwohl die einzelnen Körpermerkmale nicht in direkter Entsprechung zu denen des Mutigen gewählt sind (siehe im einzelnen die folgenden Anmerkungen), ergibt sich doch ein Gesamteindruck der Schwäche und Kleinheit des Feigen im Gegensatz zur Stärke, Kraft und Größe des Mutigen. Genau dieser Gegensatz wird in Traktat B an den Prototypen für das männliche und das weibliche Geschlecht, Löwe und Panther, ausgeführt (809^{b}36–810^{a}8; vgl. die Anmerkungen dort und Einl. Kap. III.5, S. 153–158).

Aristoteles definiert Feigheit als einen der beiden Gegensätze von Mut (das andere Extrem ist für ihn Tollkühnheit, und Mut bildet die optimale Mitte zwischen beiden; s. Anm. zu 807^{a}31). Feigheit entsteht aus Furcht, vor allem aus Furcht vor dem Tod (*EN* III.9, 1115^{a}26), und äußert sich daher in Gefahrensituationen, sei es bei Krankheit, auf See, oder vor allem im Krieg. Feige Verhaltensweisen im Krieg wurden in Athen strafrechtlich verfolgt, wie Steinmetz 1972: 285f. zu Recht betont: ἀστρατεία oder ἀναυμαχία, das Fernbleiben vom Dienst in Heer und Flotte (vgl. Dem. 39,16, Lys. 15,1), λιποταξία, das Verlassen der Schlachtreihen (vgl. Lys. 14,5), oder auch das Wegwerfen des Schildes (vgl. Lys. 10,12; 14,5) waren strafbare Handlungen, die immer auch als Feigheit moralisch verurteilt wurden (vgl. Aischin. 3,175f., Andok. 1,74 bezeichnet alle genannten Vergehen neben anderen sozialen Verbrechen als Grund für Ächtung, ἀτιμία). Dementsprechend faßt Aristoteles in der bereits zitierten Definition im kurzen ethischen Abriß in der *Rhetorik* Mut und Feigheit im Sinn des attischen Rechts auf: „Mut ist diejenige Tugend, durch die man in der Lage ist, in Gefahren gute Taten zu vollbringen, und zwar so, wie es das Gesetz befiehlt und dem Gesetz gehorchend; Feigheit ist das Gegenteil" (ἀνδρεία δὲ [*sc.* ἐστὶν ἀρετή] δι' ἣν πρακτικοί εἰσι τῶν καλῶν ἔργων ἐν τοῖς κινδύνοις, καὶ ὡς ὁ νόμος κελεύει, καὶ ὑπηρετικοὶ τῷ νόμῳ· δειλία δὲ τοὐναντίον, *Rhet.* I.9, 1366^{b}11-13). In der *Nikomachischen Ethik* (III.10, 1115^{b}33–1116^{a}3) hebt die Definition weitgehend auf Furcht ab: Der Feige übertreibt im Fürchten und fürchtet alles, weil er ein Mensch ohne Hoffnung ist (δύσελπις). Eine nur teilweise erhaltene Definition von Theophrast geht in dieselbe Richtung: ἀνδρεῖόν τε οὔτε τὸν μηδὲν φοβούμενον, κἂν ᾖ θεὸς ὁ ἐπιών, οὔτε τὸν πάντα καὶ τὸ δὴ λεγόμενον τὴν σκιάν [Text bricht ab] („mutig ist weder der, der nichts fürchtet, selbst wenn es ein Gott ist, der angreift, noch der, der alles fürchtet, selbst den sprichwörtlichen Schatten [...]"; *fr.* 449A FHS&G = Stob. *Anth.* 2,70,20). Dem entspricht, daß der 25. *Charakter* von Theophrast, der das Verhalten des Feigen beschreibt, ausschließlich von übertriebener Furcht und dem Versuch handelt, sie zu verbergen: Auf der Seereise gerät der Feigling bei unruhigem Wetter sofort in Panik; auf dem Feldzug kehrt er unter einem Vorwand vor der Schlacht ins Lager zurück und ergreift die erste Gelegenheit, sich durch die Pflege eines Verletzten aufhalten zu lassen. In ähnlicher Weise wird schon in *Ilias*

13,276–286 die unruhige, fluchtbereite Stellung des feigen Kriegers im Hinterhalt beschrieben, die mit anderen Symptomen der Angst einhergeht: wechselnde Gesichtsfarbe, Herzklopfen, Zähneklappern (vgl. Einl. Exkurs, S. 178f.).

In den *Phgn.* ist die Aufzählung der Eigenschaften des Feigen in offensichtlicher Anlehnung an die Merkmale des Mutigen gestaltet, auch wenn die Lemmata nicht genau parallel strukturiert sind (zu den Bezugnahmen auf das vorangegangene Lemma siehe im einzelnen die folgenden Anmerkungen). Dem entspricht, daß dem Feigen grundsätzlich eine kalte Konstitution zugeordnet wird (s. die in Anm. zu 807ᵃ31 zitierten Stellen; vgl. Flashar 1972: 693), durch die sich etliche der gegensätzlichen Merkmale physiologisch begründen lassen, z.B. das weiche Haar und die langsamen Bewegungen (s. beide Anm. zu 807ᵇ5). Generell überwiegt, wie Raina (1993: 75 Anm. 37) zu Recht betont, das Merkmal der Schwäche: ἀσθενής ‚schwach' dient allein dreimal zur Qualifikation von Körperteilen.

Ebenso wie beim Mutigen werden einige der in unserem Lemma genannten Eigenschaften an anderen Stellen in den *Phgn.* wiederholt: die Augen blinzeln nicht nur, sondern blinzeln schnell (807ᵇ37–808ᵃ2 u. 813ᵃ20f.); die blasse Hautfarbe wird durch den Hinweis ergänzt, daß der Feige entweder eine blasse und ungleichmäßige Farbe hat, wie beim Erschrecken (812ᵃ17f.), oder eine allzu schwarze, wie die Ägypter und Äthiopier (812ᵃ12f.), oder allzu weiße, wie die Frauen (812ᵃ13f.). Neben den in unserem Lemma genannten Merkmalen finden sich in den *Phgn.* folgende Korrelationen, die den Feigen betreffen: seine Stimme ist hoch und schwach (806ᵇ26f.; vgl. Anm. zu 807ᵃ13–30); ebenso wie der Weise und der Ehrbare ist er mitleidig (808ᵇ1); er hat einen langen und dünnen Hals, siehe den Hirsch (811ᵃ16); ein fleischiges Gesicht, siehe Esel und Hirsch (811ᵇ7); in genauer Analogie zur Hautfarbe ist seine Augenfarbe zu schwarz (812ᵃ37–ᵇ2) oder zu weiß (812ᵇ3–5) oder blaß und ungleichmäßig (812ᵇ8–11); den Feigen erkennt man sowohl an starren Haaren, unter Hinweis auf die beim Erschrecken zu Berge stehenden Haare, als auch an sehr krausen, wie die Äthiopier sie haben (812ᵇ28–32). Ganz allgemein ist ferner das weibliche Geschlecht feiger und ungerechter als das männliche (809ᵇ13).

807ᵇ5 „weiches Haar" (τριχωμάτιον μαλακόν): Weiches Haar als Kennzeichen des Feigen und hartes als Kennzeichen des Mutigen werden in 806ᵇ6–18 ausführlich behandelt; für die biologische Erklärung s. Anm. dort. In der Nennung dieses Kriteriums als erstes der Körpermerkmale zu beiden Charaktertypen wird seine Bedeutung innerhalb der Zeichenhierarchie deutlich; in Verbindung mit den Ausführungen in 806ᵇ6–18 kann man die Härte des Haares als notwendiges, aber nicht ausreichendes Kriterium ansehen.

807^{b}5 „der Körper zusammengesunken; nicht hastig" (τὸ σῶμα συγκεκαθικός, οὐκ ἐπισπερχής): Diese beiden Eigenschaften überschneiden sich inhaltlich mit der ausführlicheren Formulierung weiter unten: „die Haltung in den Bewegungen angespannt; nicht dreist drauflosgehend, sondern zurückgeneigt und in Schrecken versetzt" (τὸ σχῆμα σύντονον ἐν ταῖς κινήσεσιν· οὐκ ἰταμὸς ἀλλ' ὕπτιος καὶ τεθαμβηκώς, 807^{b}10f.). Die Ursache für die verkrampfte Haltung und die langsamen Bewegungen liegt wohl psychologisch in der Furchtsamkeit und ständigen Erwartung eines schrecklichen Ereignisses. Die Langsamkeit läßt sich teilweise auch physiologisch mit der kalten Konstitution des Feigen (im Gegensatz zur warmen des Mutigen) begründen; s. Anm. zu 807^{b}6f.

807^{b}6 „nach oben hinaufgezogene Waden" (αἱ δὲ γαστροκνημίαι ἄνω ἀνεσπασμέναι): Dies ist das Gegenteil der „nach unten zusammengezogenen" Waden des Mutigen; s. Anm. zu 807^{a}37f.

807^{b}6f. „um das Gesicht blaß" (περὶ τὸ πρόσωπον ὕπωχρος): Das konstant blasse Gesicht des Feigen ist aus dem Affekt des Erschreckens abgeleitet, bei dem das Blut aus den oberen Körperteilen in die unteren absinkt, weil der Körper plötzlich abkühlt. Diese Vorstellung ist sowohl in der hippokratischen Wärmelehre als auch bei Aristoteles geläufig (vgl. Arist. *Part. an.* passim: s. u.; *Rhet.* II.13, 1389^{b}29–32: alte Menschen sind feige, weil sie kälter sind als junge; *Mot. an.* 701^{b}28–32: Abkühlung des Herzens wie bei Furcht wirkt sich in Blässe des ganzen Organismus aus; *Respir.* 20, 479^{b}17–29: schneller Herzschlag wird durch Kälte bewirkt, wie besonders beim plötzlichen Erschrecken). Verschiedene physiologische Auswirkungen dieser plötzlichen Abkühlung werden im 27. Buch der *Problemata Physica* beschrieben und erläutert (vgl. Flashar 1972: 693–696): Zittern (Kap. 1), Durst (2 u. 8), Zittern von Stimme, Händen, Unterlippe (6f.), im Gegensatz zum plötzlichen Schmerz kein Aufschreien (9), Lösen der Eingeweide (10), Zusammenziehen der Genitalien (11).

Diesen physiologischen Vorgängen entsprechend sind Feigheit und Furchtsamkeit nach Aristoteles Eigenschaften von Lebewesen mit kalter Konstitution, wie sie vor allem die blutleeren oder blutarmen Tiere haben (*Part. an.* II.4, 650^{b}27–33), z.B. die Tintenfische, Polypen und Kopffüßer, deren furchtsame Natur sie zum Ausscheiden von Tinte bewegt (*Part. an.* IV.5, 679^{a}24–30), und das Chamäleon, das aufgrund seiner Furchtsamkeit die Farbe wechselt (*Part. an.* IV.10, 692^{a}19–25). Auch Tiere mit großen Herzen, wie z.B. Hase, Hirsch, Maus, Hyäne und Wiesel, sind furchtsamer als andere, weil ihr Blut kälter ist (*Part. an.* III.4, 667^{a}14–21). Entsprechend bewirkt Furcht als Affekt immer eine Abkühlung (*Part. an.* II.4, 650^{b}27f., IV.10, 692^{a}24f.), und zwar derart, daß die oberen Körperteile rapide abkühlen, was eine plötzliche Ausscheidung von Urin oder Exkrementen bewirkt (*Part. an.* II.4, 650^{b}32; bei den Tintenfischen handelt

es sich dabei um Farbe, die das Tier zugleich vor seinen Verfolgern schützt: *Part. an.* IV.5, 679ᵃ29f.).

807ᵇ7 „schwache und blinzelnde Augen" (ὄμματα ἀσθενῆ καὶ σκαρδαμύττοντα): Schwache Augen sind ein Kennzeichen alter Leute, die ja im Vergleich zu den jungen Menschen aufgrund ihrer Abkühlung feige sind (vgl. Arist. *Rhet.* II.13, 1389ᵇ29–32). Diese gedankliche Verbindung liegt anscheinend der Erwähnung dieses Kennzeichens unter dem Lemma ‚feige' zugrunde, wobei zusätzlich auch auf den Austrocknungsprozeß beim Altern hingewiesen sei. Denn die Sehkraft des Auges wird laut Aristoteles besonders durch Trockenheit vermindert (*Gen. an.* 744ᵃ6: das Auge ist feucht und kalt; *Part. an.* 656ᵃ37–ᵇ2: die Augen sind in der Nähe des kalten und feuchten Gehirns sinnvoll plaziert, weil sie Feuchtigkeit brauchen; *Part. an.* 657ᵃ28–32: Augen müssen feucht sein, damit sie scharf sehen; vgl. [Arist.] *Probl.* IV.3, 876ᵇ24–32: Beischlaf und Kastration trocknen die oberen Körperteile und also auch die Augen aus, daher läßt bei Menschen mit häufigem Geschlechtsverkehr ebenso wie bei Eunuchen die Scharfsichtigkeit nach; *Probl.* IV.32, 880ᵇ8–12: dieser Effekt wird durch die Kälte des Samens unterstützt). Die Sehkraft wird beim Alterungsprozeß außerdem dadurch weiter eingeschränkt, daß der Augapfel bei alten Leuten ebenso wie die Haut runzlig wird (*Gen. an.* 780ᵃ30–33; vgl. *Probl.* XXXI.14, 958ᵇ28–33: deshalb sehen alte Leute weniger scharf; Sport ist wegen des Austrocknungseffekts ebenfalls schädlich für die Augen).

Schnell blinzelnde Augen werden im Lemma zum Anständigen (s. Anm. zu 807ᵇ33) – dessen Augen im Unterschied dazu langsam blinzeln – einerseits dem Feigen, andererseits dem Hitzigen zugeschrieben (letzteres wohl wegen der Verbindung von Wärme und *schneller* Bewegung, nicht so sehr weil es sich um eine Bewegung der Augenlider handelt). In Katalog B, 813ᵃ20 gelten „die Blinzler" (οἱ σκαρδαμύκται) ebenfalls als feige, mit der psychologischen Erklärung: „weil sie sich zuerst mit den Augen zur Flucht wenden" (ὅτι ἐν τοῖς ὄμμασι πρῶτα τρέπονται).

807ᵇ7–9 „schwache Gliedmaße des Körpers; kurze Beine; dünne und große Hände; eine kleine und schwache Hüfte" (καὶ τὰ ἀκρωτήρια τοῦ σώματος ἀσθενῆ, καὶ μικρὰ σκέλη, καὶ χεῖρες λεπταὶ καὶ μακραί· ὀσφὺς δὲ μικρὰ καὶ ἀσθενής): Mit diesen Kennzeichen wird der Eindruck der Kleinheit und Schwäche betont, der am Feigen ebenso wie am weiblichen Geschlecht vorherrschend ist (vgl. Einl. Kap.III.5, S. 153–158).

807ᵇ10f. „die Haltung in den Bewegungen angespannt; nicht dreist drauflosgehend, sondern zurückgeneigt und in Schrecken versetzt" (τὸ σχῆμα σύντονον ἐν ταῖς κινήσεσιν· οὐκ ἰταμὸς ἀλλ' ὕπτιος καὶ τεθαμβηκώς): s. Anm. zu

807^{b}5. Bekker schreibt ἐκ statt ἐν, ohne im Apparat darauf einzugehen; es handelt sich also offensichtlich um einen bloßen Druckfehler, den Foerster zu Recht stillschweigend zu ἐν korrigiert.

807^{b}11f. „ein leicht veränderlicher und niedergeschlagener Gesichtsausdruck" (τὸ ἦθος τὸ ἐπὶ τοῦ προσώπου εὐμετάβολον, κατηφής): Zum Ausdruck τὸ ἦθος τὸ ἐπὶ τοῦ προσώπου s. Anm. zu 805^{a}28f. Der leicht veränderliche Gesichtsausdruck ist eine Analogie zum häufigen und raschen Wechsel der Gesichtsfarbe des Feigen und Furchtsamen oder Erschrockenen (vgl. Anm. zu 807^{b}6f.).

807^{b}12 „Kennzeichen des Begabten" (εὐφυοῦς σημεῖα): Mit εὐφυΐα ‚gute Naturanlage', ‚Begabung' kann sowohl das rein physische Wachstum von Gliedmaßen und Körperteilen gemeint sein (vgl. die Beschreibung von wohlgewachsenen Fingern in Hipp. *Off.* 4; weitere Belege bei LSJ *s.v.* εὐφυής I) als auch allgemein eine gute Disposition (z.B. von Pferden und Hunden, Xen. *Mem.* 4,1,3). Am häufigsten wird damit jedoch eine gute moralische und/oder geistige Veranlagung bzw. ‚Begabung' bezeichnet. Im letzteren Sinn kann εὐφυΐα auch konkret eine schnelle geistige Auffassungsgabe meinen; so werden von Platon in *Politeia* 5, 455b4–c3 der εὐφυής und der ἀφυής einander gegenübergestellt, die sich in diesem Kontext ausdrücklich nach ihrer Befähigung zum Lernen voneinander unterscheiden. Alle drei Bedeutungen werden in den pseudoplatonischen *Definitionen* zusammengefaßt: „Gute Veranlagung ist Geschwindigkeit im Lernen; gutes Wachstum von Pflanzen; Tüchtigkeit in der Naturanlage" (Εὐφυΐα τάχος μαθήσεως· γέννησις φυτῶν ἀγαθή· ἀρετὴ ἐν φύσει. [Plat.] *Def.* 413d6f.; als bestimmte Formen einer „Begabung der Seele" werden darüber hinaus die „gute Lernfähigkeit" εὐμάθεια, 413d8f., und die „Scharfsinnigkeit" ἀγχίνοια, 412e4f., bezeichnet). Die moralischen und geistigen Fähigkeiten des Begabten sind gleichermaßen gefordert, wenn Aristoteles in der *Nikomachischen Ethik* denjenigen εὐφυής nennt, dem das Streben nach dem Ziel und die Fähigkeit, es durch richtiges Wählen und Handeln zu erreichen, angeboren sind, so wie einem das Augenlicht angeboren ist (*EN* III.5, 1114^{b}3–12).

An unserer Stelle wird zwar keine nähere Bestimmung hinzugefügt, aber es liegt nahe, eine Konzentration auf die geistige Veranlagung anzunehmen. Das folgende Lemma behandelt nämlich den Stumpfsinnigen, dessen Hauptmerkmal seine Fleischigkeit ist; dieses Kennzeichen ist ein komplementärer Gegensatz zu verschiedenen als mager bezeichneten Körperteilen des Begabten, so daß die beiden Lemmata allem Anschein nach ebenso wie die beiden vorangegangenen (Mut und Feigheit) als Gegensatzpaar konzipiert sind. Zudem geht das weiche Fleisch des εὐφυής in unserem Lemma vermutlich auf Aristoteles' Aussage in *De anima* II.9, 421^{a}23–27 zurück, daß der εὐφυὴς τὴν διάνοιαν ‚der Intelligente', ‚der mit Intelligenz begabte' weiches Fleisch habe, im Gegensatz zum

harten Fleisch des ἀφυὴς τὴν διάνοιαν. Wenn der Verfasser der *Phgn.* hier tatsächlich auf Aristoteles zurückgreift, dann hält er anscheinend die Spezifizierung des Begriffes εὐφυής durch den Accusativus limitationis τὴν διάνοιαν für überflüssig.

Raina (1993: 76 Anm. 38) weist zu Recht darauf hin, daß der positiven Charaktereigenschaft („chi ha delle buone predisposizioni naturali") ebenso wie beim Mutigen viele körperliche Merkmale zugeordnet werden, die in der Mitte zwischen Extremen liegen (vgl. Einl. Kap. III.6, S. 165f., zur Mesotes-Lehre in den *Phgn.*). Neben den in unserem Lemma genannten Merkmalen werden dem Begabten an anderen Stellen in den *Phgn.* zwei weitere Eigenschaften zugeschrieben: er hat eine weißrote Hautfarbe bei glatter Haut (806^{b}4f.) und sein Körperbau ist ausgewogen (814^{a}4). Das glatte Fleisch aus unserem Lemma wird bereits in der ersten Auflistung von Zeichen vor Katalog A erwähnt (806^{b}23) und dort neben dem Begabten auch dem Unbeständigen zugeschrieben. Dem Mitleidigen wird neben anderen Eigenschaften auch eine gute Veranlagung zugeordnet (s. Anm. zu 808^{a}35–37). Ferner wird εὐφυής an einer einzigen Stelle nicht als Charakterzug, sondern als Qualität eines Körperteils verwendet (also im ersten oben genannten Wortsinn): dessen Füße unter anderem gut gewachsen sind, der ist robust (810^{a}15). Es fällt auf, daß für die Begabung in den *Phgn.* kein einziger Tiervergleich herangezogen wird – was wiederum mit der Ausrichtung des Begriffes auf die Intelligenz zusammenhängt, die als typisch und distinktiv menschliches Charaktermerkmal bei Tieren nicht vorkommt.

Die ersten in unserem Lemma genannten Kennzeichen lassen sich unter drei Aspekten zusammenfassen: der Begabte ist mager (an Schulterblättern, Hals, Gesicht, Rücken), sein Fleisch ist weich und feucht und seine Muskulatur gelöst (unterhalb der Schulterblätter, um den Brustkorb). Diese Eigenschaften stimmen mit Platons Beschreibung der Schöpfung von Menschen mit unterschiedlicher geistiger Begabung in *Timaios* 74e1–75d5 überein, vgl. Anm. zu 806^{b}21–25: Wenig Fleisch und gute Beweglichkeit sind Voraussetzung für gute Sinneswahrnehmung und daher für Intelligenz und gute geistige Veranlagung; umgekehrt ist die geistige Veranlagung des mit viel und festem Fleisch ausgestatteten Menschen schlecht (s. Anm. zu 807^{b}19 zum Stumpfsinnigen).

807^{b}17f. „ein weißroter und reiner Körper; dünne Haut" (τὸ σῶμα λευκέρυθρον καὶ καθαρόν· τὸ δερμάτιον λεπτόν): Die weißrote Hautfarbe wird auch in der Einleitung zum Katalog A als Eigenschaft des Begabten genannt; s. Anm. zu 806^{b}3–5. Sie hängt mit der feuchten und weichen Beschaffenheit des Fleisches zusammen, die eine gute Durchblutung des Körpers und dadurch auch einen ungestörten Fluß der Sinneswahrnehmung ermöglicht (vgl. Anm. zu 811^{a}7 und zu 813^{b}7–30). Vermutlich ist die Reinheit ebenfalls auf die gute Durchblutung zurückzuführen. Die dünne Haut geht wiederum mit guter Sinnes-

wahrnehmung einher; in *De anima* II.9, 421^{a}21–25 ist weiches Fleisch deswegen Merkmal des Intelligenten, weil es einen guten Tastsinn ermöglicht.

807^{b}18f. „nicht allzu hartes und nicht allzu schwarzes Haar“ (τριχωμάτιον μὴ λίαν σκληρὸν μηδὲ λίαν μέλαν): Hartes Haar ist ein wichtiges Kennzeichen des Mutigen (s. Anm. zu 806^{b}6–18); schwarzes Haar hat in den *Phgn.* nur der Verbitterte (s. Anm. zu 808^{a}17).

807^{b}19 „dunkelbraune und feuchte Augen“ (ὄμμα χαροπόν, ὑγρόν): Zur Bedeutung von χαροπός ‚dunkelbraun‘ s. Anm. zu 812^{b}5f. Dort wird auch auf die positive Wertung dieser Augenfarbe als Mittelwert zwischen sehr hell und sehr dunkel eingegangen. Dunkelbraune Augen hat auch der Mutige (807^{b}1); daß sie beim Begabten außerdem auch feucht sind, hängt möglicherweise mit seiner Konstitution zusammen.

807^{b}19 „Kennzeichen des Stumpfsinnigen“ (ἀναισθήτου σημεῖα): ἀναισθησία ist als Zustand der mangelnden Wahrnehmungsfähigkeit (αἴσθησις) die rein physische ‚Empfindungslosigkeit‘ der unbelebten Materie (vgl. Hipp. *Vet. med.* 15, Arist. *EE* II.3, 1221^{b}21–23: ἀναίσθητος ... ἀπάθης ὥσπερ λίθος) sowie der Toten (vgl. Thuc. 2,43,6: ἀναίσθητος θάνατος, [Plat.] *Ax.* 365c–d; vgl. Schmidt 1876: II,609 im Zusammenhang mit ἀνάλγητος). Von dieser Bedeutung leitet sich, auf die Seele übertragen, eine ‚geistige Abgestumpftheit‘ ab, aufgrund derer man einen wahren Sachverhalt verkennt (vgl. Thrasym. *fr.* 85 B 1 D.-K., Isoc. 7,9, Hyp. 1,7), unempfindlich z.B. gegenüber Beleidigungen (vgl. Isoc. 15,218) oder ganz einfach dumm ist (vgl. Thuc. 6,86,4, Dem. 5,15, 18,120: οὕτω σκαιὸς εἶ καὶ ἀναίσθητος, Αἰσχίνη, ὥστ' οὐ δύνασαι λογίσασθαι ὅτι...; weitere Stellen bei Schmidt 1876: III,648). Diese weitgefaßte Bedeutung übersetzt Raina paraphrasierend mit „chi ha scarse capacità percettive“ (vgl. ihre Anm. *ad loc.*, 1993: 76f.). Aristoteles kennt diesen Wortgebrauch ebenfalls, verwendet ihn aber nur selten (z.B. *EN* III.7, 1114^{a}9f.). Er definiert vielmehr die ἀναισθησία in einem engeren Sinne als Defizienz: sie bildet als Mangel (στέρησις) an Wahrnehmung den Gegensatz zu deren Vorhandensein (ἕξις), analog dem Gegensatzpaar Sehkraft und Blindheit (*Top.* II.8, 114^{a}7–12, IV.4, 124^{b}6), und kann ebenso wie die αἴσθησις sowohl den Körper als auch die Seele betreffen, also sinnliche, aber auch geistige Abgestumpftheit meinen (*Top.* I.15, 106^{b}21–25). In der Ethik schränkt Aristoteles den Begriff noch weiter ein: ἀναισθησία ist hinsichtlich des Lustempfindens das Extrem des Zuwenig-Empfindens, dem das andere Extrem der Zügellosigkeit (ἀκολασία) sowie das Mittelmaß der Selbstbeherrschung (σωφροσύνη) gegenüberstehen (*EN* II.8, 1109^{a}3f., vgl. III.14, 1119^{a}1-20, *EE* II.3, 1221^{a}2, 1231^{a}26–34). Theophrast beschreibt im vierzehnten *Charakter* verschiedene Verhaltensweisen

des ἀναίσθητος, die jedoch weniger als Ausdruck von ,Stumpfsinn' zu verstehen sind als vielmehr von Zerstreutheit bzw. Unkonzentriertheit (2, 5, 11, 13), Vergeßlichkeit (3, 6), mangelhaftem Erfassen der Sachlage (7–10, 12) und völliger geistiger Abwesenheit (4). Die allen diesen Verhaltensweisen gemeinsame Ursache liegt offensichtlich darin, daß der ἀναίσθητος mit den Gedanken nie ganz bei der Sache ist (vgl. Stein 1992: 195f.). Diesem breiten Spektrum wird die in 1 vorangestellte Definition (βραδύτης ψυχῆς ἐν λόγοις καὶ πράξεσιν) nicht vollständig gerecht; sie dürfte vielmehr, wie Stein 1992: 196 vorschlägt, durch [Plat.] *Def.* 414c5 inspiriert sein, wo als erste Definition der αἴσθησις gegeben wird: ψυχῆς φορά. νοῦ κίνησις.

Welche dieser verschiedenen Bedeutungen von ἀναίσθητος für die *Phgn.* anzunehmen ist, läßt sich nur aus der Wahl der Gegensätze erschließen. Die Gegenüberstellung mit dem αἰσθητικός in Traktat B (811^{a}5–10, ^{b}30–32, 812^{a}6f.) weist ebenso wie die dort vorgebrachten physiologischen Erklärungen über die Aufnahmefähigkeit der sinnlichen und geistigen Wahrnehmungen auf den engen Zusammenhang mit der αἴσθησις hin (s. Anm. zu 811^{a}5–10), so daß ein etymologisches Verständnis im Sinne von ,unaufmerksam', oder ,stumpfsinnig' naheliegt – also weder der eingeschränkte philosophische Begriff aus den Ethiken des Aristoteles noch der wesentlich weitere des Theophrast. Ähnliche Begründungen wie in Traktat B liegen auch der Darstellung in Traktat A zugrunde, so daß hier für ἀναίσθητος dieselbe Bedeutung angenommen werden darf. In diesem Sinne wurde auch der im vorangehenden Lemma behandelte Gegenbegriff des ,(geistig) Begabten' (εὐφυής) verstanden (vgl. Anm. zu 807^{b}12).

Das auffallendste Merkmal des Stumpfsinnigen in unserem Lemma ist seine Fleischigkeit, die an Beinen, Unterschenkeln, Hüfte, Nackenpartie, Hals, Gesicht, Kinnbacken und Stirn eigens betont wird. Zu dieser Quantität an Fleisch ist die Qualität zu ergänzen, die bereits in der Einleitung zum Katalog in ganz ähnlichem Zusammenhang besprochen wurde: „festes Fleisch in guter Verfassung kennzeichnet den von Natur aus Stumpfsinnigen" (806^{b}21–23). Dem wird das weiche Fleisch des Begabten gegenübergestellt (806^{b}23), was sich auf die Vorstellung in Platons *Timaios* 74e1–75d5 zurückführen läßt; vgl. Anm. zu 806^{b}21–25.

Daß das in unserem Lemma erwähnte reichliche Fleisch zugleich fest ist, bestätigen einige der anderen Merkmale im Katalog von Traktat A, die auf festes Fleisch hindeuten: Nackenpartie und Beine sind „steif und straff" (807^{b}21), das Hüftgelenk ist „gedrungen" (807^{b}21), ebenso die Unterschenkel rings um die Knöchel, die auch „dick und fleischig" sind (807^{b}23f.). Außerdem werden noch genannt: eine „große, rundliche und fleischige" Stirn – die rundliche Stirn des Esels zieht auch Traktat B als Kennzeichen des Stumpfsinnigen heran (811^{b}30f.). Auf eine gewisse Festigkeit und Starrheit weisen in Verbindung mit all diesen Charakteristika auch die „nach oben gezogenen Schulterblätter"

(807^{b}21f.), die an die in Traktat B als Kennzeichen des Gemeinen (ἀνελεύθερος) genannten „verkrampften und zusammengezogenen Schultern" (ὦμοι δύσλυτοι συνεσπασμένοι, 811^{a}4) denken lassen. Traktat B nennt noch weitere Körpermerkmale des ἀναίσθητος, die in keinem Widerspruch zu den bisher behandelten stehen – die Fleischigkeit allerdings spielt dort keine Rolle mehr: hinsichtlich der Körperproportionen ist beim Stumpfsinnigen die Strecke vom Nabel zum Brustbein länger als die vom Brustbein zum Hals, was ihn zugleich auch als gefräßig kennzeichnet (810^{b}16–23); seine Schlüsselbeine sind zusammengewachsen (s. Anm. zu 811^{a}5–10); seine Nasenspitze ist wie beim Schwein dick (811^{a}29f.), und wie der stumpfsinnige Esel hat er einen kleinen Kopf (812^{a}7f.) und eine rundliche Stirn (811^{b}30f., s.o.).

807^{b}20f. „Nackenpartie und Beine fleischig, steif und straff" (τὰ περὶ τὸν αὐχένα καὶ τὰ σκέλη σαρκώδη καὶ συμπεπλεγμένα καὶ συνδεδεμένα): Das Verb συμπλέκειν ‚verbinden', ‚verflechten' verlangt normalerweise ein indirektes Objekt im Dativ; daher wird auch sein Partizip Perfekt Passiv συμπεπλεγμένος selten absolut gebraucht. Bei Aristoteles kommt es aber absolut als Gegensatz von ἁπλῶς ‚einfach' zur Bezeichnung beispielsweise von ‚zusammengesetzten' Nomina (*Int.* 1, 16^{a}23) oder Kategorien (*An. pr.* I.37, 49^{a}8) vor (vgl. Ind. Arist. *s.v.*). Das Partizip συνδεδεμένος stellt ein ähnliches Problem; es ist jedoch öfter im absoluten Gebrauch nachweisbar. Aus den Kontexten, in denen es mit einem gegensätzlichen Begriff kombiniert wird, läßt sich seine Bedeutung am ehesten ablesen. Bei der Beschreibung der Schulterblätter des Mutigen in 807^{a}34f. wird es dem Partizip ἀπολελυμένος entgegengesetzt: „Schulterblätter, die weder allzu eng anliegen noch gänzlich losgelöst sind" (zu ergänzen: am bzw. vom Rücken). In [Arist.] *Probl.* III.16, 873^{a}33–35 wird ein anderer Gegensatz aufgestellt: „Wie nämlich ein Bad diejenigen, deren Körper straff und hart ist, beweglich macht, die Beweglichen und Feuchten aber schlaff, so hat der Wein, als wenn er auch das Innere ausspülte, die gleiche Wirkung" (ὥσπερ γὰρ τὸ λουτρὸν τοὺς μὲν συνδεδεμένους τὸ σῶμα καὶ σκληροὺς εὐκινήτους ποιεῖ, τοὺς δ' εὐκινήτους καὶ ὑγροὺς ἐκλύει, οὕτως ὁ οἶνος, ὥσπερ λούων τὰ ἐντός, ἀπεργάζεται τοῦτο). Das Partizip συνδεδεμένος beschreibt also offensichtlich die Eigenschaften ‚unbeweglich', ‚festgefügt', ‚eng angebunden'. In der Kombination mit συμπεπλεγμένος erscheint es fast als Hendiadyoin, weshalb manche Übersetzer sich auch für einen einzigen Begriff (Raina: „molto unite") oder für ein eigenes Hendiadyoin entschieden haben (Loveday u. Forster: „stiffly fitted and knitted"). Präzise, aber im Deutschen etwas umständlich gibt Degkwitz die Ausdrücke mit „steif und eng (mit dem Körper) verbunden" wieder.

807^{b}21 „eine gedrungene Hüfte" (κοτύλη στρογγύλη): Das Wort κοτύλη bezeichnet ursprünglich etwas Hohles oder eine Schale, oft Weinschale, aber auch

speziell die Gelenkpfanne und besonders die Hüftpfanne (z.B. *Il.* 5,305f.: zitiert in Anm. zu 807ᵃ37; Hipp. *Art.* 7,30, Gal. *De ossibus* II,772 K.; vgl. Skoda 1988: 53–56). Terminologisch ist also die Hüftpfanne (κοτύλη) ein Teil des Hüftgelenkes (ἰσχίον); beide sind Teile der Hüfte (ὀσφύς). Der Terminus ist damit spezifischer als die Vokabeln ἰσχίον ‚Hüftgelenk' und ὀσφύς ‚Hüfte', die beide mehrfach in den *Phgn.* vorkommen (s. Anm. zu 807ᵃ37); κοτύλη hingegen wird nur dieses eine Mal verwendet und ist auch sonst abgesehen von medizinischen Kontexten selten. Da dem Verfasser von Katalog A weder ein exaktes anatomisches Wissen noch eine entsprechende Terminologie nachzuweisen ist, ist auch hier anzunehmen, daß er mit κοτύλη in ähnlicher Weise wie mit ἰσχίον und ὀσφύς metonymisch die Hüfte bezeichnet.

Das Adjektiv στρογγύλος bedeutet – als Gegenbegriff zu πλατύς ‚flach' – ursprünglich ‚rund' oder ‚sphärisch'; auf Lebewesen oder ihre Körperteile übertragen hat es aber, davon abgeleitet, auch die Bedeutung ‚gedrungen' (vgl. LSJ *s.v.* 3, Degkwitz 1988: 90 Anm. 3), so daß z.B. das Gegenteil eines „größeren Löwen mit geradem Haar" (μακρότερον καὶ εὐθύτριχον) ein „gedrungenerer mit krauserem Haar" (στρογγυλώτερον καὶ οὐλοτριχώτερον) sein kann (*Hist. an.* IX.44, 629ᵇ33–35). Gerade an unserem Beispiel wird der Zusammenhang zwischen beiden Bedeutungen deutlich: Wenn die normalerweise leicht ovale Hüfte eine runde Form annimmt, wirkt die Hüfte insgesamt ‚gedrungen'. Diese zweite Bedeutung paßt auch eher auf die Unterschenkel an den Knöcheln (807ᵇ23f.) des Stumpfsinnigen, während das Kompositum στρογγυλοπρόσωπος (807ᵇ33), das zur Beschreibung des Unverschämten dient, beide Übersetzungen zuläßt: „mit rundem bzw. gedrungenem Gesicht".

807ᵇ23 „blasse und stumpfe Augen" (ὄμμα χλωρὸν κωφόν): Anhand zahlreicher Stellenbelege weist Dürbeck (1977: 108–116, 283–287) nach, daß mit χλωρός ursprünglich kein genauer Farbwert, sondern vielmehr die ‚frische' Vegetation bezeichnet wurde. Schon bei Homer ist die Bedeutung ‚blaß' für die Gesichtsfarbe beim Erschrecken geläufig (vgl. χλωρὸν δέος, *Il.* 7,479; 8,77 u.a.), was Dürbeck 1977: 111f. auf die Übertragung von frisch geschlagenem (Fichten-)Holz zurückführt. Eine andere Übertragung, vom frischen grüngelben Laub, führt schließlich zu den Farbbezeichnungen Gelb, Gelbgrün und Grün. Diese Farbwerte sind für unser Empfinden zwar kaum miteinander zu vereinbaren, weil schon geringe Beimischungen von Grün uns nicht mehr Gelb, sondern Grün wahrnehmen lassen. In südlichen Ländern hingegen, die einer intensiveren und längeren Sonneneinstrahlung ausgesetzt sind, ist eine Rotverschiebung der Spektralfarben nachweisbar: „Von den in der Natur vorkommenden Farben sind vor allem die der frischen Vegetation betroffen, aber auch die Blautöne. Das hat zur Folge, daß die Farbtöne des grüngelben Grenzbereichs, eben die der frischen Vegetation, eine Linksverschiebung im Sinne des Spektrums erleiden und eher

gelb als grün erscheinen. Blau erscheint weniger volltonig" (Dürbeck 1977: 10). Daher wird auch verständlich, daß χλωρός zur Farbbezeichnung von frischem bzw. gelbem Honig dient (z.B. *Il.* 11,631) und daß daraus auch das Kompositum μελίχλωρος ‚honiggelb' gebildet ist, das jedoch weniger unserer Vorstellung vom satten, ins Bräunliche neigenden Gelb eines vollen Honigtopfes entspricht als der transparenten hellen gelblichen Färbung von dünn ausgezogenem Honig (vgl. Dürbeck 1977: 112f.). In diesem Sinne wird μελίχλωρος in *Phgn.* 812^a19 auf die Hautfarbe des Kühlen und Langsamen bezogen.

807^b23f. „die Unterschenkel rings um den Knöchel dick, fleischig und gedrungen" (κνῆμαι περὶ σφυρὸν παχεῖαι σαρκώδεις στρογγύλαι): Diese Beschreibung erinnert an die „fleischigen und ungegliederten" Knöchel (τὰ σφυρὰ σαρκώδεις καὶ ἄναρθροι) des Weichlichen in Traktat B, 810^a26–28, bei denen als Erklärung auf das weibliche Geschlecht verwiesen wird. Ein direkter Bezug zwischen beiden Stichworten besteht über diese Ähnlichkeit hinaus jedoch nicht.

807^b26–28 „Bewegungen, Haltung und Gesichtsausdruck nimmt er entsprechend den Ähnlichkeiten an" (τὰς δὲ κινήσεις καὶ τὸ σχῆμα καὶ τὸ ἦθος τὸ ἐπὶ τοῦ προσώπου ἐπιφαινόμενον κατὰ τὰς ὁμοιότητας ἀναλαμβάνει): Zum Begriff „Gesichtsausdruck" (τὸ ἦθος τὸ ἐπὶ τοῦ προσώπου ἐμφαινόμενον) s. Anm. zu 805^a28f.

Was hier sachlich gemeint sein könnte, bleibt unklar. Die Fleischigkeit und Steifheit seiner Gliedmaßen läßt vermuten, daß die Körperbewegungen des Stumpfsinnigen langsam und träge sind, wie sie Platon in *Timaios* 74e1–75d5 beschreibt (vgl. Anm. zu 806^b21–25). Die weiteren Schlußfolgerungen von Degkwitz *ad loc.* (1988: 92f. Anm. 13), die ihn eine gebeugte Haltung und einen trägen und stumpfen Gesichtsausdruck des Stumpfsinnigen annehmen lassen, halte ich für nicht nachvollziehbar.

807^b28 „Kennzeichen des Unverschämten" (ἀναιδοῦς σημεῖα): Als ἀναίδεια oder auch ἀναισχυντία wird der Mangel an αἰδώς ‚Scham', ‚Anstand', ‚Ehrgefühl' bezeichnet. Kritias *fr.* 88 B 44 D.-K. kritisiert als ἀναίδεια das von Archilochos in *fr.* 5 West empfohlene Verhalten, den Schild wegzuwerfen, wenn er auf der Flucht hinderlich ist; ἀναίδεια ist die demnach die Verachtung und Verletzung gesellschaftlich anerkannter Werte, die als Reaktion allgemeine Empörung hervorruft. So umreißt auch Aristoteles den Begriff ἀναισχυντία in der *Rhetorik* II.6, 1383^b12–15 (vgl. II.3, 1380^a19–21): als „Verachtung und Indifferenz" (ὀλιγωρία τις καὶ ἀπάθεια) gegenüber Ereignissen, die „Ehrlosigkeit" (ἀδοξία) in den Augen anderer mit sich bringen. Beide Begriffe sind nicht allzu häufig; im Corpus Aristotelicum beispielsweise kommt das gesamte Wortfeld von ἀναισχυντία nur zwölfmal, das von ἀναίδεια siebenmal vor. Dabei er-

gänzt *Hist. an.* IX.1, $608^{b}12$ das negative allgemeine Urteil über die Frauen in den *Phgn.* (vgl. Einl. Kap. III.5, S. 153–158) mit dem Hinweis, daß Frauen unverschämter seien als Männer (in *Phgn.* $812^{b}17$f. gelten sie wegen ihrer haarlosen Brust als unverschämt). Im ersten Buch der *Historia animalium* (I.10, $492^{a}12$) wird zudem eine in den *Phgn.* nicht erwähnte physiognomische Korrelation genannt: ein starrer Blick ist Kennzeichen des Unverschämten. Daß ἀναίδεια – abgesehen von den *Phgn.* – nicht häufig als eigenständiger Charaktertypus behandelt wird, liegt auch daran, daß das gegen αἰδώς verstoßende Verhalten viele Formen annehmen kann, die unter verschiedenen Begriffen erfaßt werden. So wird in der pseudoaristotelischen Schrift *De virtutibus et vitiis* 6, $1251^{a}21$f. ἀναίδεια als eine der Begleiterscheinungen von ἀκολασία ‚Unbeherrschtheit' angeführt (neben ἀταξία, ἀκοσμία, τρυφή, ῥᾳθυμία, ἀμέλεια, ὀλιγωρία, ἔκλυσις „Unbeirrtheit, Anstandslosigkeit, Luxus, Leichtsinn, Sorglosigkeit, Verächtlichkeit, Schwäche").

Der Text unseres Lemmas ist durch die vollständige Übersetzung des Anonymus Latinus zusätzlich bezeugt (Lemma „inverecundus", 106), der außerdem noch drei weitere Eigenschaften hinzufügt, die wir aus den *Phgn.* nicht kennen (ein dickes unteres Augenlid, ein wie ein Hammer nach vorne und hinten vorstehender Kopf, angespannte Haut am Mund). Bei der früheren Behandlung des Stichwortes „impudens" (94), die offensichtlich nicht von den *Phgn.* abhängt , wird bereits die rötliche Hautfarbe erwähnt („rubicundus colore"); ansonsten gibt es jedoch keine Übereinstimmungen.

An anderen Stellen in den *Phgn.* finden sich folgende konkrete Aussagen über den Unverschämten (sie stammen alle aus Traktat B und sind fast alle mit Tiervergleichen verbunden): er hat krumme Zehen und Zehennägel ($810^{a}20$f.) sowie einen spitzen Kopf ($812^{a}8$) wie die Raubvögel, eine gerade, von der Stirn abgesetzte Nase wie die Raben ($811^{a}34$–36), eine feuerrote Farbe wie der Hund ($812^{b}8$), eine haarlose Brust wie die Frauen ($812^{b}17$) und einen dicht behaarten Rücken wie die wilden Tiere ($812^{b}21$f.). Den Unverschämten und den Abscheulichen (βδελυρός) kennzeichnen ferner pralle Unterschenkel ($810^{a}32$). Außerdem ist Unverschämtheit als Beispiel in thematischen und methodischen Kontexten fast ebenso beliebt wie das Begriffspaar Mut und Feigheit: So wird als Beispiel für die Uneindeutigkeit des Gesichtsausdrucks darauf hingewiesen, daß der Unverschämte dieselbe Miene wie der Mutige habe ($805^{b}3$), ohne daß diese Miene jedoch näher beschrieben würde. Ebenfalls ohne Angaben zum Aussehen wird die Unverschämtheit in den Erläuterungen zum philosophischen Zeichenschluß als eine Eigenschaft des Diebes genannt (vgl. Anm. zu $809^{a}19$f.). Im Stichwort zum Mitleidslosen wird ferner der Unverschämte als einer der Charaktertypen genannt, die diesen Charakterzug tragen ($808^{b}1$f.). Die Häufigkeit, mit der dieser Charaktertypus in den *Phgn.* behandelt wird, überrascht angesichts der Tatsache,

daß ἀναίδεια im Corpus Aristotelicum selten ist und auch sonst kaum als eigener Charaktertypus aufgefaßt wird (s.o.).

Von den genannten Merkmalen hängen einige miteinander zusammen: die Haltung ist „ein wenig krumm" (μικρὸν ἔγκυρτος), womit vermutlich an einen leichten Buckel gedacht ist (vgl. [Arist.] *Probl.* XIII.10, 908^{b}29; dazu Louis 1993: 45 Anm. 24). Dasselbe Phänomen wird etwas später im Lemma als „nicht aufrechte, sondern eher ein wenig nach vorne geneigte" Haltung beschrieben. Auch das Hochziehen von Schulterblättern und Brust fügt sich in das Bild eines nach vorne geneigten und verkrampften Oberkörpers, denn vor allem die hochgezogenen Schulterblätter verstärken den Eindruck eines Buckels. Sie sind beispielsweise auch als Merkmal des unverschämten Thersites genannt (*Il.* 2,217f., vgl. Einl. Kap. II.2, S. 58). Die Krümmung des Oberkörpers findet, den Angaben aus Traktat B folgend, in den gekrümmten Zehen und Zehennägeln eine Entsprechung (unter Hinweis auf die Raubvögel, vgl. Anm. zu 810^{a}20-22). Eine gekrümmte Haltung ist nach Aristoteles (*Part. an.* IV.12, 695^{a}1–14, *Inc. an.* 710^{b}17f., 712^{b}31f.) typisch für Vögel; vielleicht werden deshalb in den *Phgn.* mehrfach Vögel als Vergleichsobjekte für den Unverschämten herangezogen.

Ein zweites vorrangiges Merkmal ist die kräftige Durchblutung, die sich an den blutunterlaufenen Augenlidern und der rötlichen und blutunterlaufenen Hautfarbe (s. Anm. zu 807^{b}32) zeigt. Angesichts dieser Kennzeichen liegt es nahe, für den Unverschämten eine hitzige Konstitution anzunehmen, durch die sich auch seine schnellen Bewegungen erklären (vgl. Arist. *Part. an.* 696^{b}16–19: die Bewegungen von warmen Lebewesen sind schneller und kräftiger; vgl. *Gen. an.* II.1, 732^{a}18–23). Entsprechend wird in 806^{b}4 dem Hitzigen und Heißblütigen (ὕφαιμον, von mir beim zweimaligen Vorkommen in unserem Lemma als ‚blutunterlaufen' übersetzt) eine kräftige (ὀξύς) Farbe zugeordnet.

Blutunterlaufene Augen sind auch eines der Merkmale des schlechten Pferdes in Platons Rosselenkergleichnis; vgl. Einl. Kap. II.4, S. 91 ANm. 128.

807^{b}29 „weit geöffnete und leuchtende Augen" (ὀμμάτιον ἀνεπτυγμένον καὶ λαμπρόν): Dürbeck (1977: 61-70, 251–260) weist für λαμπρός die etymologisch zugrundeliegende Bedeutung „starke Helligkeit von selbstleuchtenden Objekten" bzw., wenn man von selbstleuchtenden Objekten absieht, „stark reflektierend" nach (62). Wie seine sorgfältig ausgewertete umfangreiche Stellensammlung zeigt, wird das Adjektiv sowohl auf Lichtquellen wie Feuer und Gestirne als auch, die Lichtmetaphorik aufgreifend, auf verschiedene Bereiche von Glanz (in der äußeren Erscheinung, in Reichtum, Berühmtheit, etc.) angewandt. Es wird in der Prosa, vor allem aber in der Dichtung auch auf das Auge bezogen und bezeichnet dessen vitales Leuchten (siehe die bei Dürbeck 1977: 63. 253 Nr. 9 verzeichneten Stellen). Das ‚leuchtende', ‚strahlende' Auge des Unverschämten

steht in unserem Kontext im Gegensatz zum „glanzlosen“ des Ehrbaren (ἀλαμπές, 807b35).

807b32 „rötliche Hautfarbe; die Farbe blutunterlaufen“ (ἐπίπυρρος τὸ σῶμα· τὸ χρῶμα ὕφαιμον): Das Adjektiv ἐπίπυρρος ist im TLG nur viermal nachweisbar: bei Theophrast (*Hist. plant.* 4,10,4) und *Phgn.* (807b32, 808a20, 33). Es bezeichnet offensichtlich eine Abstufung von πυρρός ‚rostrot‘, ‚rötlich‘ (aber auch ‚gelb‘); s. Anm. zu 812a16f.

Mit ὕφαιμον wird das Adjektiv wieder aufgegriffen, das kurz zuvor als Eigenschaft der Augenlider angeführt ist (807b29). Sachlich sind die beiden hier genannten Merkmale tautologisch, auch wenn das eine auf σῶμα und das andere auf χρῶμα bezogen wird. Beide gehen auf die kräftige Durchblutung des Unverschämten zurück (s. Anm. zu 807b28–33).

807b33f. „Kennzeichen des Anständigen“ (κοσμίου σημεῖα): In der lateinischen Version von Polemons Physiognomik wird an der entsprechenden Stelle (58) der „vir ornamentum et comptum amans“, „der Mann, der Schmuck und Prunk liebt“ behandelt; damit ist die Vielseitigkeit des griechischen Begriffes κόσμιος jedoch auf einen einzigen Aspekt eingeschränkt, der an unserer Stelle kaum gemeint sein kann. Auch Bartholomaeus unterliegt demselben Mißverständnis, wenn er „ornati signa“ übersetzt. Viel eher erfassen den Sinn die Übersetzungen des Anonymus Latinus, der diesen Charaktertypus gleich zweimal behandelt: zu Beginn der Charakterschilderungen, die derselben Reihenfolge wie in den *Phgn.* folgen, aber weitgehend nicht aus den *Phgn.* stammendes Material verwenden, wird „der selbstbeherrschte und gemäßigte Mann“ behandelt („homo temperatus atque moderatus“, 95); im späteren Nachtrag zu einigen dieser Charaktertypen, in dem die Lemmata jeweils als eine genaue Wiedergabe aus den *Phgn.* beginnen, folgt der Absatz über „den Anstand und die Gelassenheit desjenigen Menschen, der auf Griechisch κόσμιος heißt“ („honestas morum et tranquillitas hominis qui graece κόσμιος dicitur“, 107). Die Deutung des Anonymus Latinus, der auch sonst ein durchwegs gutes Verständnis seiner Vorlagen beweist (s. Einl. Kap. IV.3, S. 205–208), wird durch die Kontexte bestätigt, in denen die Worte κόσμιος und κοσμιότης im klassischen Griechisch vorkommen. LSJ (*s.v.* 2) geben einige Adjektive an, mit denen κόσμιος häufig zu einer semantischen Einheit kombiniert wird: ‚gerecht und klug‘ (δίκαιοι καὶ σοφοί, Aristoph. *Plut.* 89), ‚beherrscht‘ (σώφρων, Lys. 21,19), ‚besonnen‘ (εὔκολοι, Plat. *Rep.* 329d4), ‚vernünftig‘ (φρόνιμος, Plat. *Phd.* 108a6). Als Gegenbegriff zu κοσμιότης gibt Aristoteles in *EN* II.8, 1109a16 ἀκολασία ‚Unbeherrschtheit‘ an. Insofern ist κοσμιότης eng mit σωφροσύνη ‚Selbstbeherrschung‘ verwandt, wobei κοσμιότης eher das Erscheinen nach außen, σωφροσύνη die innere Einstellung dabei meint. Sie sollten keinesfalls voneinander

getrennt werden, wie Degkwitz 1988: 97 meint (da κόσμιος im Sinne von σώφρων keinen Gegensatz zum vorher genannten ἀναιδής bilde). Die Grundhaltung ist vielmehr bei beiden dieselbe, und beide sind zentrale Schlagworte für das Selbstverständnis des guten Bürgers (vgl. Einl. Kap. II.2, S. 62–64 am Beispiel des Perikles-Bildnisses, Taf. IV,2). Menander läßt Moschion im Prolog der *Samia* sein eigenes, dem bürgerlichen Tugendkodex entsprechendes Verhalten (1–18) mit dem Wort κόσμιος zusammenfassen (18), das im Deutschen mit ‚anständig' i.S.v. ‚ehrenwert' und ‚geachtet' wiedergegeben werden kann. Platon entwirft im *Politikos* eine kurze Skizze eines solchen anständigen, ehrenwerten Bürgers, der bedächtig handelt und redet (307a7–b3) und dessen Verhalten auch als σωφροσύνη bezeichnet werden kann (307c3). Dem entspricht eine weitere Stelle, an der Charmides den Begriff σωφροσύνη umschreibt (*Charm.* 159a9–b6): „Selbstbeherrschung heißt, alles anständig (κοσμίως) und mit Bedacht (ἡσυχῇ) zu tun, sowohl auf der Straße zu gehen als auch zu sprechen, und auch alles andere ebenso zu tun, [...] in einem Wort, eine Art Bedachtsamkeit (ἡσυχιότης)." Diese Verhaltensweise umfaßt also jeden Lebensbereich, der der Beurteilung durch die Öffentlichkeit ausgesetzt ist. Platon verbindet die beiden Begriffe häufig miteinander und verwendet sie auch synonym, zieht allerdings meist σωφροσύνη vor (vgl. Dirlmeier 1956: 317 und 1966: 220), da es ihm grundsätzlich mehr auf die innere Einstellung als auf die Wirkung nach außen ankommt. Nach seinem Verständnis reflektiert die κοσμιότης des Menschen die göttliche Ordnung des gesamten κόσμος (*Gorg.* 507e6–508a4): „Die Weisen sagen, es werden Himmel und Erde, Götter und Menschen zusammengehalten durch Gemeinschaft und Freundschaft und κοσμιότης und σωφροσύνη und Rechtlichkeit; und deshalb nennen sie das All ‚Kosmos' und nicht ἀκοσμία oder ἀκολασία."

Den meisten der genannten Körpermerkmale des Anständigen ist Langsamkeit gemeinsam; in ihr zeigt sich seine Bedachtsamkeit, wie sie ja auch Platon an den beiden genannten Stellen betont. Langsam sind in den *Phgn.* die Bewegungen, die Sprechweise und der Lidschlag. Langsame Bewegungen sind in den *Phgn.* auch charakteristisch für den Heiteren (808^a5), schnelle Bewegungen hingegen für den Unverschämten (807^b32), der im Lemma zuvor behandelt wird; sie sind neben den Augen (s. unten) das einzige Merkmal, anhand dessen die beiden Stichworte direkt aufeinander bezogen werden. Der Gegensatz zwischen langsamen und schnellen Bewegungen dient ferner in 806^b25f. zur Kontrastierung des sanftmütigen und des hitzigen Charakters.

Der abschließende Kommentar unseres Lemmas schreibt dem Hitzigen auch schnelles Blinzeln zu, und es liegt nahe, diese beiden Formen von Schnelligkeit auf die warme Konstitution des Hitzigen zurückzuführen. Schnelles Blinzeln wird außer an unserer Stelle in den *Phgn.* noch zwei weitere Male als Kennzeichen des Feigen genannt, wobei auch eine Begründung für dieses Verhalten

gegeben wird: „Die Blinzler sind feige, weil sie sich zuerst mit den Augen zur Flucht wenden" (813^a20f., vgl. 807^b7). Die Sprechweise wird in den *Phgn.* nur hier überhaupt als Kriterium erwähnt; das langsame, bedächtige Sprechen steht dabei in Übereinstimmung mit der „hauchenden und schwachen", d.h. wohl: gedämpften, also nicht zu lauten Stimme; es paßt aber auch gut zu der „sanften und tiefen" (λεῖα καὶ βαρεῖα) Stimme, die Platon als Eigenschaft des κόσμιος nennt (*Polit.* 307a10).

807^b35 „eine hauchende und schwache Stimme" (φωνὴ πνευματώδης καὶ ἀσθενής): Die Überlieferung ἀσμενές (anstelle der Konjektur ἀσθενής) ist zwar paläographisch gesichert, aber sachlich fragwürdig. Die frühesten Vertreter der beiden Überlieferungszweige, Marc. IV.58 (K) und der consensus der vier Codices F, H, D und L schreiben ἀσμενές, der Marc. 216 (C) jedoch, ein Apographon des Marc. IV.58, korrigiert zu ἀσθενές. Beide Varianten sind Neutra, beziehen sich also auf das folgende Nomen ὀμμάτιον, was die Kopisten jeweils auch durch die Interpunktion deutlich machen. Bartholomaeus übersetzt das Wort nicht, es war also möglicherweise in seiner griechischen Vorlage nicht vorhanden. Die modernen Konjektoren sind sich darin einig, das Adjektiv nicht im Neutrum auf ὀμμάτιον zu beziehen, sondern korrigieren es ins Femininum ἀσμενής (Erasmus von Rotterdam und Simon Grynaeus für die erste Baseler Edition 1531, ihnen folgt Bekker) bzw. ἀσθενής (Foerster u. Hett) und beziehen es damit auf das vorangegangene Nomen φωνή. Diese Korrektur läßt sich formal damit begründen, daß in den Lemmata fast immer das Nomen den ihm zugeordneten Adjektiven vorausgeht und die Stellung ‚Adjektiv – Nomen – drei weitere Adjektive bzw. Partizipien', die sich beim Bezug auf ὀμμάτιον ergeben würde, ganz ungewöhnlich wäre.

Sachliche Gründe sprechen für eine Ausscheidung der in den Handschriften besser bezeugten Variante ἀσμενής bzw. ihrer korrigierten Form ἀσμενές. Für dieses Adjektiv ist im TLG neben unserer zweifelhaften Stelle als einziger Beleg Aetios 6,8,82 zu finden (im DGE gibt es keinen Eintrag dazu); zu erwarten wäre demnach eher das von Homer an gut belegte Adjektiv ἄσμενος. Schon allein deshalb ist das Wort an unserer Stelle fragwürdig. Auch aus inhaltlichen Gründen ist es abzulehnen: Ebenso wie ἄσμενος von ἀσμενέω oder dem synonymen und weitaus häufigeren ἀσμενίζω ‚freudig aufnehmen' abgeleitet, müßte es entweder aktivisch ‚freudig' oder passivisch ‚willkommen' heißen, beides paßt aber semantisch als Eigenschaft weder zu Augen, die anschließend als „glanzlos, schwarz" und „weder allzusehr geöffnet noch ganz geschlossen" näher beschrieben werden, noch zu einer Stimme, die gleichzeitg „hauchend" sein soll und mit einer „langsamen Sprechweise" einhergeht. Daher ist die im Marc. 216 (C) vorgenommene Korrektur zu ἀσθενές zweifellos eine Entscheidung für die richtige

Vokabel: „schwach" könnte sowohl das Auge als auch die Stimme sein, ohne daß es Widersprüche zu den jeweils anderen Eigenschaften gäbe.

Den Ausschlag dafür, Foersters Emendation φωνὴ... ἀσθενής zu folgen, gibt die Nebenüberlieferung unseres Lemmas durch den Anonymus Latinus. Seine Behandlung des Anständigen in 107 ist in Reihenfolge und Inhalt eine getreue Wiedergabe des Textes unseres Lemmas (vgl. Anm. zu 807^{b}33) und weist eindeutig sowohl die Vokabel ἀσθενής als auch ihren Bezug auf die Stimme nach: „vocem infirmi potius spiritus quam expressam et claram habet" („er hat eher eine Stimme von schwachem Hauch als eine ausdrucksvolle und laute"). Der direkt anschließende Nachsatz allerdings läßt vermuten, daß an unserer Stelle nicht nur ein Wort korrupt, sondern noch mehr ausgefallen ist: „quod Graeci κοιλοστομίαν vocant" („was die Griechen ‚Hohlmundigkeit' nennen"). Der Anonymus Latinus gibt griechische Vokabeln in der Regel nur an, wenn sie der betreffenden Stelle seiner Vorlage entstammen (vgl. Einl. Kap. IV.4, S. 205). Da der ganze erste Teil von Paragraph 107 bis auf diesen Satzteil nachweislich aus unserem Lemma der *Phgn.* stammt, ist also anzunehmen, daß auch das Wort κοιλοστομία dort angeführt war – es sei denn, der Nachsatz ist entweder vom Anonymus oder einem späteren Glossisten als Sacherklärung eingefügt worden. Laut LSJ und TLG ist diese Vokabel nur bei Quintilian, *Inst. or.* 1,5,32 nachzuweisen (bei der Behandlung von Sprachfehlern, die durch Mund oder Zunge bedingt sind und denen die Griechen, die in der Erfindung von Bezeichnungen glücklicher seien als die Lateiner, Namen gegeben hätten): „sicut κοιλοστομίαν, cum vox quasi in recessu oris auditur" („wie zum Beispiel ‚Hohlmundigkeit', wenn die Stimme gleichsam im hinteren Mundraum zu hören ist"). Damit ist in der Tat eine treffende Umschreibung einer bestimmten Art von schwacher Stimme gegeben; woher jedoch Quintilian das Wort kennt, ist nicht klar. Entweder ist es tatsächlich ein gebräuchlicher (allerdings sonst nirgends belegter) *terminus technicus* im Griechischen, dann könnte es durchaus auch schon in den *Phgn.* gestanden haben; oder der Anonymus Latinus bzw. ein späterer Glossist hat das Wort aus Quintilian übernommen und zur Erläuterung eines entsprechenden Phänomens im physiognomischen Traktat herangezogen, ohne daß es in dem Text enthalten gewesen wäre, den der Anonymus Latinus von den *Phgn.* kannte (diese Hypothese erscheint allerdings relativ unwahrscheinlich). Eine dritte Möglichkeit ist, daß das Wort tatsächlich an unserer Stelle in den *Phgn.* vorhanden war und in der Überlieferung vor dem 13. Jh. n. Chr. verloren ging, in der Vorlage des Anonymus Latinus im 4. Jh. n. Chr. aber noch enthalten war. Sachlich stimmt ‚Hohlmundigkeit' sowohl mit der „schwachen" als auch mit der „hauchenden Stimme" an unserer Stelle überein, und sogar die zuvor erwähnte „langsame Sprechweise" des Anständigen fügt sich gut in dieses Bild.

807^{b}35–37 „glanzlose, schwarze Augen, weder allzusehr geöffnet noch ganz geschlossen" (ὀμμάτιον ἀλαμπὲς μέλαν καὶ μήτε λίαν ἀνεπτυγμένον μήτε παντάπασι συμμεμυκός): Diese Eigenschaften stehen im Gegensatz zu den „weit geöffneten und leuchtenden Augen" des Unverschämten, der im Lemma zuvor behandelt wird (ὀμμάτιον ἀνεπτυγμένον καὶ λαμπρόν, 807^{b}29), und verstärken so die Bezugnahme beider Lemmata aufeinander, obwohl die Eigenschaften ‚unverschämt' und ‚ehrbar' nicht eigentlich ein Gegensatzpaar bilden. Eine fast identische Phrase dient in 807^{b}1f. zur Beschreibung des Auges des Mutigen: οὔτε λίαν ἀνεπτυγμένον οὔτε παντάπασι συμμύον. Damit wird auch dem Ehrbaren in wenigstens einer Hinsicht ausdrücklich ein Mittelmaß zugewiesen, wie es in den *Phgn.* oft, und besonders für den Mutigen, als bester Zug beurteilt wird (vgl. Anm. Einl. Kap. III.6, S. 165f.).

808^{a}2 „Kennzeichen des Heiteren" (εὐθύμου σημεῖα): Heitere Fröhlichkeit (εὐθυμία) ist in verschiedenen Kontexten als Eigenschaft von Menschen und zur Beschreibung von Situationen (z.B. Symposien: Ion *fr.* 26,14) belegt (vgl. LSJ *s.v.*). Der Begriff umfaßt zufriedene Gelassenheit (z.B. im Alter, Pind. *Ol.* 5,22) ebenso wie Schadenfreude (z.B. Arist. *Rhet.* II.2, 1379^{b}17–19) und ekstatische Ausgelassenheit ([Arist.] *Probl.* XXX.1, 954^{a}24–26). Als ‚klassischer' Charaktertyp kann der Heitere aber nicht gelten: Sowohl der εὔθυμος also auch der in unserem Zusammenhang als Gegenbegriff behandelte ἄθυμος (der sonst im Griechischen meist δύσθυμος heißt, vgl. LSJ *s.vv.*) sind weder in ethischen Schriften noch etwa in Theophrasts *Charakteren* nachweisbar (im Corpus Aristotelicum beispielsweise kommt εὔθυμος abgesehen von der zitierten Stelle in der *Rhetorik* nur noch in *Problemata* und *Phgn.* vor). Raina 1993: 78 Anm. 42 weist auf die Ableitung vom Nomen θυμός hin, das in archaischer Zeit häufig ist und den Sitz von Denken und Gefühl bezeichnet, in der klassischen Prosa aber fast nur noch in Komposita vorkommt: „così nel nostro testo, dove *euthymos* indica chi ha buoni pensieri, a cui corrispondono ovviamente belle qualità fisiche (*eu-megethês*), nel segno di un giusto equilibrio. *A-thymos* è invece chi è depresso e nella sua descrizione fisica ricorrono frequenti i termini compositi con la preposizione *kata* (= giù)." Ihre Übersetzung als Begriffspaar „ottimista" und „pessimista" hat zwar den Vorteil, daß sie den Bezug beider Eigenschaften aufeinander deutlich betont (ähnlich die beiden englischen Übersetzungen, die von ‚high' und ‚low spirit' ausgehen); semantisch werden die Begriffe dadurch jedoch zu sehr auf die mentale Einstellung eingeschränkt. Die Wiedergabe von Degkwitz als ‚fröhlich' und ‚niedergeschlagen' wiederum läßt im Deutschen zu sehr an vorübergehende Stimmungen denken. Die lateinischen Paraphrasen kommen dem Sinn wohl am nächsten: „animosus" und „inanimosus" (Bartholomaeus), „cordatus astutus" und „maestus tristis" (so die lateinische Version der arabischen Übersetzung von Polemon 58 u. 59), „securus" und

„tristis“ (Anon. Lat. 96 u. 97). In Anlehnung daran schlage ich vor: ‚heiter‘ und ‚traurig‘.

In den unter Aristoteles' Namen überlieferten *Problemata physica* XXX.1, 955^{a}13–18 werden „gehobene Stimmungen“ (εὐθυμίαι) mit der Erwärmung der von der schwarzen Galle ausgehenden Mischungen erklärt, „Depressionen“ (ἀθυμίαι) durch ihre Abkühlung. Kinder sind demnach eher fröhlich, weil warm, und Alte eher deprimiert, weil kalt, da Altern ein Prozeß der Abkühlung ist (vgl. auch *Rhet.* II.13, 1389^{b}29–32; vgl. Hipp. *Aph.* 1,14, *Nat hom.* 12: am ersten Lebenstag ist der Mensch am wärmsten, am letzten am kältesten). Kinder sind aber nicht nur wärmer als alte Leute, sondern auch feuchter (vgl. *Probl.* III.7, 872^{a}5f.: aufgrund ihrer Feuchtigkeit sind Kinder nicht so durstig nach Wein wie Erwachsene). Auf diesen Unterschied in der Konstitution führt Degkwitz 1988: 100–103 die meisten in diesem und dem folgenden Lemma genannten Kennzeichen zurück; evident ist das bei der fleischigen und glatten Stirn des Heiteren im Gegensatz zum runzligen Gesicht und den trockenen Augen des Traurigen. Die große Stirn, die langsamen Bewegungen und den schläfrigen Gesichtsausdruck weist Degkwitz in biologischen Schriften des Aristoteles als Eigenschaften von Kindern nach: Kinder und vor allem Embryonen haben eine besonders große Stirn (*Gen. an.* II.6, 742^{b}14–17), und ihnen werden neben Fröhlichkeit auch Schläfrigkeit (vgl. *Gen. an.* IV.10, 778^{a}20–23) und eine weniger entwickelte Intelligenz (vgl. *Part. an.* IV.10, 686^{b}24–27) zugeordnet. Wenn also in den *Phgn.* eine große Stirn als Kennzeichen sowohl des Fröhlichen (*h.l.*) als auch des Stumpfsinnigen (807^{b}22f.) und des Trägen (811^{b}29f.) genannt wird, ist dieses Merkmal, wie Degkwitz plausibel macht, an Kindern abgelesen.

In den *Phgn.* wird der Heitere nur hier mit seinen Körpermerkmalen behandelt. Im Rahmen der methodenkritischen Diskussion der Affekt-Analogie, die an Gesichtern abzulesen sei, wird als (beliebiges) Beispiel die Miene des Heiteren der des Betrübten gegenübergestellt (805^{b}6–9); eine Beschreibung dieser Mienen fehlt jedoch (was nicht verwundert, schließlich wird die Methode ja abgelehnt). Innerhalb des Lemmas zum Ungestümen (θυμοειδής, 808^{a}19–24) wird unvermittelt εὔθυμος als Zeichen genannt, d.h. ein Charakterzug steht zwischen den Körpermerkmalen; der Text ist an dieser Stelle aber vermutlich korrupt (s. Anm. zu 808^{a}20).

808^{a}4f. „Das Gesicht scheint eher verschlafen, weder lebendig noch nachdenklich“ (καὶ ὑπνωδέστερον τὸ πρόσωπον φαίνεται, μήτε δεδορκὸς μήτε σύννουν): Einen schläfrigen Gesichtsausdruck hat auch der Ironiker (s. Anm. zu 808^{a}27–29); eine Verbindung zwischen den beiden Charaktertypen kann daraus aber wohl kaum abgeleitet werden.

808a5–7 „Er soll in den Bewegungen... tüchtig erscheinen" (ἔν τε ταῖς κινή-σεσι... ἀγαθὸς φαινέσθω): Die letzten beiden Sätze im Lemma sind keine reine Beschreibung, sondern geben normative Empfehlungen (ἔστω und φαινέσθω), wie sie mehrfach in den *Phgn.* vorkommen (vgl. Einl. Kap. III.6, S. 164f.). Was dabei mit ἐπισπερχής ‚voreilig' und ἀγαθός ‚tüchtig' gemeint ist, wird allerdings nicht ganz klar, weil beides keine semantisch naheliegenden Attribute für Körperhaltung und Gesichtsausdruck sind. Vielleicht ist hier der Gesamteindruck gemeint, der in Traktat A nie als solcher erwähnt wird, in Traktat B aber sowohl in der Methodik als auch in der praktischen Anwendung im Katalog eine große Rolle spielt (vgl. Anm. zu 809a13). Mit ‚nicht voreilig' wird dann vermutlich auf die kurz zuvor genannten langsamen Bewegungen zurückgegriffen; weshalb aber als Alternative das wenig spezifische Adjektiv ἀγαθός ‚tüchtig' empfohlen wird, bleibt unklar (die Erklärung von Degkwitz 1988: 102f., es sei damit auf den mutigen Menschen Bezug genommen, befriedigt nicht).

808a5f. „er soll in den Bewegungen langsam und ⟨in der Stimme⟩ leise sein" (ἔν τε ταῖς κινήσεσι βραδὺς ἔστω καὶ ⟨ἐν τῇ φωνῇ⟩ ἀνειμένος): Ein Vergleich mit den erhaltenen späteren Physiognomikern (Pol. 60, Adamant. 50, Anon. Lat. 96) legt nahe, daß sich das Partizip ἀνειμένος ‚schlaff' nicht auf die Bewegungen bezieht, wie es der überlieferte Text hier eindeutig angibt, sondern daß als Bezugswort die Stimme gemeint ist, also etwa zu ergänzen wäre: ἐν τῇ φωνῇ, wie ich es im Text konjiziere. Die Übereinstimmung mit den *Phgn.* ist zwar nicht vollständig: von den fünf Merkmalen des Heiteren in den *Phgn.* nennen die drei späteren Texte übereinstimmend nur zwei (das fleischige glatte Gesicht und den schläfrigen Ausdruck, die langsamen Bewegungen) und führen außerdem jeweils auch noch andere Merkmale an (alle gemeinsam: feuchte, strahlende Augen). Adamantius und der Anonymus Latinus geben aber außerdem an: κίνησις σχολαία, φωνὴ ἤπια bzw. „tranquille moveatur et mansueta voce sit". In der Vorlage, auf die sich diese beiden fast gleichzeitig entstandenen Texte beziehen (vgl. Einl. Kap. IV.4, S. 303–308), war also von zwei verschiedenen Kriterien die Rede. Die Formulierungen stehen dem griechischen Wortlaut unserer Stelle so nahe, daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß die beiden späteren Autoren sich hier auf den Text unserer Stelle beziehen, der zu ihrer Zeit noch das Stichwort ‚Stimme' enthielt.

Diese Konjektur findet in dem Umstand Unterstützung, daß das Partizip ἀνειμένος im gesamten Text der *Phgn.* sonst nur noch zweimal vorkommt, und zwar beide Male als Attribut zu φωνή (806b27, 807a24). Die handschriftliche Überlieferung des Textes der *Phgn.* gibt keinen Anhaltspunkt für diese Ergänzung, sie setzt aber auch erst im 13. Jh. ein, so daß die beiden zitierten Physiognomiken aus dem 4. Jh. durchaus die besseren Zeugen sein könnten. Inhaltlich wird eine Ergänzung von ἐν τῇ φωνῇ auch durch eine enge Parallele zwischen

dem κόσμιος, dem ‚Anständigen' aus dem vorangehenden Lemma, und dem εὔθυμος gestützt: in beiden Lemmata findet sich die Formulierung ἔν τε ταῖς κινήσεσι βραδύς „in den Bewegungen langsam", der jeweils eine Aussage über die Stimme folgt. Beim Anständigen wird neben der „langsamen Sprechweise" die „hauchende und schwache Stimme" (807^{b}34f.) angeführt – wenn man der Konjektur im Text folgt (s. Anm. zu 807^{b}35) –, der Heitere ist entsprechend „⟨in der Stimme⟩ leise".

808^{a}6 „im Gesichtsausdruck" (τῷ ἤθει τῷ ἐπὶ τοῦ προσώπου): s. Anm. zu 805^{a}28f.

808^{a}7 „Kennzeichen des Traurigen" (ἀθύμου σημεῖα): Der Traurige (ἄθυμος) bildet den Gegenbegriff zum Heiteren (εὔθυμος), dem Gegenstand des vorangehenden Paragraphen; zu Semantik und Vorkommen des Begriffes sowie zur humoralen Konstitution des Traurigen siehe daher die Anm. zu 808^{a}2.

Zum Traurigen hat der Verfasser von Katalog A jedoch wesentlich weniger zu sagen als zum Heiteren, denn die vier genannten Merkmale füllen nur zweieinhalb Bekker-Zeilen, gegenüber fünfeinhalb im vorigen Lemma. Zweieinhalb weitere Zeilen füllt ein Satz, der ursprünglich vermutlich nicht im Text stand: „Gesenkte Augen aber zeigen gleichzeitig zweierlei an, einerseits das Weichliche und Weibliche, andererseits das Niedergeschlagene und Traurige." Dieser Satz unterbricht die Auflistung von Zeichen durch eine Anmerkung zum zuletzt genannten Ausdruck in der Auflistung: „gesenkte Augen" (ὄμματα κατακεκλασμένα), den er in leichter Variation wiederholt (τὰ κεκλασμένα τῶν ὀμμάτων). Inhaltlich ist er im Katalog von Traktat A einzigartig, weil er eine Verbindung zwischen zwei Lemmata (diesem und dem folgenden) herstellt. Ich halte diesen Satz daher für eine Glosse, die allerdings schon sehr früh in den Text hineingeraten sein muß, da Bartholomaeus sie mitübersetzt und unsere gesamte Überlieferung den Satz einheitlich bezeugt. In dem sehr kurzen Abschnitt 97 des Anonymus Latinus zum „traurigen Menschen" („tristis homo") ist keine Spur einer solchen Zwischenbemerkung zu finden. Das ist allerdings kein Anzeichen dafür, daß der ihm vorliegende Text der *Phgn.* die Bemerkung noch nicht enthalten habe, da nur der Anfang seines Lemmas als freie Wiedergabe unserer Stelle angesehen werden kann („vultus tenuis, frons rugosa", „hageres Gesicht, runzlige Stirn"), der zweite Teil aber aus einer anderen Quelle stammen muß („supercilia introrsus conversa, cilia intenta" „Augenbrauen nach innen zurückgebogen, obere Augenlider angespannt").

Es werden also in den *Phgn.* vier Kennzeichen des Traurigen genannt, von denen das erste vermutlich in direktem Bezug auf das erstgenannte Kennzeichen des vorangegangenen Lemmas aufgenommen wurde: das „runzlige und hagere Gesicht" des Traurigen bildet zur „großen, fleischigen und glatten Stirn" des

Heiteren einen direkten Kontrast, der auf die gegensätzliche Konstitution der beiden Charaktertypen zurückgeführt werden kann (s. Anm. zu $808^{a}2$). Auch die niedergedrückte Haltung und die müden Bewegungen dürften eine, wenn auch nicht exakt entsprechende, Bezugnahme auf die Anweisung an den Heiteren sein, er solle „in der Haltung und im Gesichtsausdruck nicht voreilig, sondern tüchtig erscheinen" (s. Anm. zu $808^{a}5$–7). Zumindest gehen diese beiden Eigenschaften des Traurigen, ebenso wie seine gesenkten Augen, entweder auf den Gemütszustand der Niedergeschlagenheit oder auf die Beobachtung an alten Menschen zurück. Degkwitz 1988: 103–105 weist zu Recht darauf hin, daß die für den Traurigen (in seiner Übersetzung: den Niedergeschlagenen) genannten Körpermerkmale an alten Menschen zu beobachten sind, daß für diese laut Aristoteles eine trockene und kalte Konstitution anzunehmen sei, und daß die vier Merkmale in den *Phgn.* sich anhand verschiedener Stellen bei Aristoteles jeweils physiologisch auf eine solche Konstitution zurückführen lassen (vgl. Anm. zu $808^{a}2$).

808^{a}7f. „ein runzliges und hageres Gesicht" (τὰ ῥυτιδώδη τῶν προσώπων καὶ ἰσχνά): Ob das Adjektiv ἰσχνά als Ergänzung zu τὰ ῥυτιδώδη aufzufassen und dem Gesicht zuzuordnen oder als zweites Attribut zu ὄμματα zu ziehen ist, läßt sich aus dem griechischen Text sprachlich nicht entscheiden; in beiden Fällen ist die Stellung ungewöhnlich, allerdings spricht die Verbindung καὶ vor ἰσχνά eher dafür, es dem vorangegangenen Kolon zuzuordnen als ein Nomen ὄμματα mit zwei asyndetischen Attributen anzunehmen, die es noch dazu umschließen. Foerster schreibt daher ἰσχνά, ὄμματα und gibt im Apparat an, er habe damit die Interpunktion des *consensus codicum* korrigiert. Abgesehen davon, daß die Interpunktion in den Handschriften durch die Kopisten gesetzt wird und daher ohnehin nicht für die restitutio textus herangezogen werden darf, ist diese Angabe überdies auch noch falsch, denn die Handschriften weisen drei sachlich mögliche Varianten auf: ἰσχνά, ὄμματα (Marc. IV.58, Par., Harl.), ἰσχνά ὄμματα (Marc. 200, Laur. 57, Vind., Ambr. P 34 sup., Havn.) und ἰσχνὰ ὄμματα, (Marc. 215). Dennoch ist Foersters Auffassung an dieser Stelle sachlich sicherlich richtig, auch wenn Bartholomaeus die andere Zuordnung bezeugt: „et macri oculi confracti". Die Bezeichnung ἰσχνός ‚mager, dünn, schwach, trocken' paßt semantisch fraglos besser auf das Gesicht als auf die Augen, und der Anonymus Latinus, der den Text der *Phgn.* nachweislich besser verstanden hat als Bartholomaeus, bezieht das Adjektiv denn auch auf das Gesicht: „vultus tenuis" (97). Die modernen Übersetzungen folgen trotzdem meist der Auffassung von Bartholomaeus, mit Ausnahme von Loveday/Forster und Degkwitz (die Foersters Text als Grundlage nehmen).

808^a8–11 „gesenkte Augen. Gesenkte Augen aber zeigen gleichzeitig zweierlei an, einerseits das Weichliche und Weibliche, andererseits das Niedergeschlagene und Traurige“ (ὄμματα κατακεκλασμένα, ἅμα δὲ καὶ τὰ κεκλασμένα τῶν ὀμμάτων δύο σημαίνει, τὸ μὲν μαλακὸν καὶ θῆλυ, τὸ δὲ κατηφὲς καὶ ἄθυμον): Das Partizip Perfekt Passiv des Kompositums κατακλάω wird sowohl hier als auch im Lemma zum Kinäden (808^a12) auf das Auge angewandt; in der folgenden Zeile 808^a9 wird es überdies, wiederum als Qualität des Auges, in der Form des Simplex κεκλασμένα wiederholt. Das Verb κατακλάω kann je nach Kontext unterschiedliche Bedeutung haben, im Aktiv ‚abbrechen‘, ‚niederschlagen‘ und im Passiv ‚schwach werden‘. Die Angaben bei LSJ zu unseren Stellen sind allerdings irreführend: *s.v.* κατακλάω I übersetzen sie unsere Stelle als „eyes with drooping lids“; *s.v.* κλάω (A) 3 geben sie für 808^a9 τὰ κεκλ. τῶν ὀμμάτων in völlig anderer Deutung an: „enfeebled eyes“ und verweisen dazu auf Hipp. *Epid.* 7,80 u. *Phgn.* 813^a35 κεκλασμένη φωνή „weak, effeminate voice“. Eine Recherche im TLG weist das Partizip κατακεκλασμένος 28mal nach; im Corpus Aristotelicum kommt es nur an den beiden Stellen in den *Phgn.* vor, und die meisten Belege sind wesentlich später (Ausnahmen: Äsop, dreimal im Corpus Hippocraticum und PCG *fr. adesp.* 137 K.-A., zitiert in Anm. zu 808^a12).

Ebenso wie Haltung und Bewegung (808^a11f.) sind die Augen beim Traurigen und Deprimierten ‚niedergeschlagen‘. Diese Merkmale werden anscheinend aus der Beobachtung des Affektzustandes abgeleitet. Die Zuweisung an Frauen hängt mit dem gesellschaftlichen Rollenbild zusammen: schamhaft gesenkte Augen sind Bestandteil der üblichen Haltung und Bewegungsweise von Frauen, im Gegensatz zum geradeaus gerichteten Blick des Mannes. „The gaze of a modest maiden should be downcast, as is the case with the modern Greek Sarakatsani, but it is typically the manly Amazon who carries the name Antiope, or ‚She who looks straight into the face‘. And as the lowering of the eyes seems to be a universal sign of submission, it is unsurprising that ashamed males also lowered their eyes. Moreover, as rolling eyes denoted the madman and those in despair, squinting eyes treacherous persons, and looking around the passive homosexual, we may safely assume that a ‚proper‘ male looked steadfastly at the world“ (Bremmer 1992: 22f. mit Nachweisen in Anm. 24 u. 25).

808^a12 „Kennzeichen des Kinäden“ (κιναίδου σημεῖα): Der Begriff κίναιδος wird hier in Transkription wiedergegeben und nicht ins Deutsche übersetzt, weil nicht nur seine Etymologie unklar ist (vgl. Kroll 1921: 459f.), sondern auch seine Bedeutung allenfalls umschrieben, aber nicht auf ein genaues deutsches Äquivalent festgelegt werden kann (vor der Gefahr, durch eine Übersetzung in solchen Fällen – hier etwa als ‚Lustknabe‘ oder ‚Stricher‘ – die falsche Stilebene

zu wählen und damit unzutreffende Konnotationen hervorzurufen, warnt Dover 1978: 17).

Angewandt wird die Bezeichnung einerseits auf bestimmte Tänzer oder Mimen komödiantischer und obszöner Tänze, die vermutlich in Frauengewändern auftraten; in diesem Bereich werden die Begriffe κίναιδος und μαλακός ‚Weichling' synonym gebraucht (vgl. Kroll 1921: 460, Perpillou-Thomas 1995: 228f.). Andererseits ist κίναιδος vor allem ein verächtliches Schimpfwort. Denn als Kinäde wird bezeichnet, wer als erwachsener Mann den passiven Sexualpartner darstellt, sich also von einem anderen Mann penetrieren läßt. Diese untergeordnete Rolle war nur für Sklaven, Knaben und Frauen akzeptabel und wurde am erwachsenen Mann als unmännlich, weichlich und weibisch verachtet. Denn Päderastie war nur innerhalb enger Grenzen anerkannt, jenseits derer soziale Ächtung drohte: Für einen heranwachsenden Knaben bis zum ersten Bartwuchs galt es als Ehre und als Beitrag zu seiner Erziehung, von einem erwachsenen Liebhaber begehrt zu werden, wie es umgekehrt auch für die Liebhaber ehrenwert war, Knaben zu preisen (vgl. die zahlreichen καλός-Inschriften auf symposiastischen Gefäßen, z.B. Taf. III,1 mit Kap. II.2, S. 54–56) – ließ der Knabe sich aber durch Geschenke ‚kaufen', erniedrigte er sich auf die Stufe von Dirnen, und als gerichtliche Höchststrafe konnte ihm sogar das Bürgerrecht entzogen werden (Dover 1974: 215f., 1978: 19–31). Die Verachtung, mit der die Gesellschaft die Männer betrachtete, die auch als Erwachsene die passive sexuelle Rolle einnahmen, kommt in den Kontexten, die vom κίναιδος sprechen, deutlich zum Ausdruck (übrigens bezeichnet sich nirgends jemand selbst als Kinäden; die Vokabel wird immer nur auf andere angewandt, und zwar als Schmähung). Der Vorwurf der Effemination mit allen sexuellen Konnotationen galt als schwerste Beleidigung, wie Henderson (1975: 204–222, bes. 219f.) an betreffenden Stellen der Attischen Komödie nachweist.

Ein gutes Beispiel für das mit Kinäden verbundene gesellschaftliche Tabu ist eine kurze Szene in Platons *Gorgias* (494e2–8): Kallikles hat jeden, der in der Lage ist, sich seine Wünsche zu erfüllen, als glücklich definiert; Sokrates nennt daraufhin zu seinem Entsetzen als Gegenbeispiel den Kinäden, dessen Leben doch „furchtbar, schändlich und elend ist; oder würdest du es wagen, diese Leute als glücklich zu bezeichnen, wenn sie reichlich erhalten, wonach sie verlangen?" (ὁ τῶν κιναίδων βίος, οὗτος οὐ δεινὸς καὶ αἰσχρὸς καὶ ἄθλιος; ἢ τούτους τολμήσεις λέγειν εὐδαίμονας εἶναι, ἐὰν ἀφθόνως ἔχωσιν ὧν δέονται; 494e3–6; vgl. Schol. *ad loc.*). Winkler (1990: 185) spricht in seiner Interpretation dieser Passage von „Kallikles' horror within the Athenian framework of rigorous body-obsession" und stellt abschließend fest: „Sokrates and Kallikles know what they are talking about and they do not want to talk about it."

Winkler, der den Hopliten und den Kinäden als extrem positives und extrem negatives Körperbild im demokratischen Athen nachweist, gibt eine vorsichtige

Umschreibung des Begriffsinhaltes: „The *kinaidos*, to be sure, is not a ‚homosexual', but neither is he just an ordinary guy who now and then decides to commit a kinaedic act. The conception of a *kinaidos* was of a man socially deviant in his entire being, whose deviance was principally observable in behavior that flagrantly violated or contravened the dominant social definition of masculinity. (Of course, it is quite another question whether, outside the amusing or vituperative arenas of discourse where the image of the *kinaidos* is found, there actually were any real-life *kinaidoi*). [...] The *kinaidos* is a scare-image standing behind the more concrete charges of shaming one's integrity as a male citizen by hiring out one's body to another man's use. The three components of the accusation are promiscuity, payment, and passivity to another man's penetration." (Winkler 1990: 177). Besonders in der Rhetorik wird die Beschuldigung der ‚Kinädie' verwendet, um den Gegner verächtlich zu machen und als unglaubwürdig darzustellen; Aischines diffamiert auf diese Weise mehrfach Demosthenes (1,131; 1,181; 2,88; 2,99; vgl. zu diesen Stellen Dover 1978: 75f. und mit weiteren Beispielen Winkler 1990: 186–197). In einem Atemzug mit der Hure erwähnt den Kinäden schon Archilochos (*fr.* 328,1 West: ἴσος κιναίδου καὶ κακῆς πόρνης ὁ νοῦς „die gleiche Gesinnung haben Kinäde und schlechte Dirne").

Auf eine bemerkenswerte Aussage zum passiven Sex weist in diesem Zusammenhang Winkler (1990: 200–203) hin: In den (pseudo-)aristotelischen *Problemata physica* IV.26, 879ᵃ36–880ᵃ5 wird ausführlich diskutiert, „Warum empfinden einige Männer Befriedigung, wenn sie in passiver Rolle Sex haben, gleich ob sie oder ob sie nicht an der aktiven Freude haben?" Die physiologische Erklärung lautet, daß die Samenleiter bei diesen Männern nicht in die Hoden, sondern ins Gesäß liefen, so daß bei Flüssigkeitsüberschuß durch sexuelle Erregung dort nach Befriedigung verlangt werde. Dies sei normal für Frauen, bei Männern hingegen widernatürlich (παρὰ φύσιν, 879ᵃ23), und das Glied verkümmere dadurch. Diese Passage ist deswegen interessant, weil sie die angebliche Widernatürlichkeit von passivem Sex für erwachsene Männer, welche die gesellschaftliche Ächtung impliziert, durch eine physiologische Erklärung bestätigt. Die zahlreichen weiblichen Eigenschaften des Kinäden in den *Phgn.* fügen sich genau in dieses Bild ein.

Der Kinäde wird in den *Phgn.* nur an unserer Stelle behandelt; zwei seiner hier angeführten Züge kehren als Merkmal des weiblichen Geschlechts wieder: gesenkte Augen (s. Anm. zu 808ᵃ12) und zusammenstoßende Knie (s. Anm. zu 808ᵃ13). Darüber hinaus sind sein Gang und seine Handhaltung so beschaffen, daß sie in hohem Maße als unmännlich bzw. weibisch gelten (s. Anm. zu 808ᵃ13 u. 14f.). Mehrere der in den *Phgn.* genannten Merkmale haben eine Parallele in einem ohne Kontext erhaltenen Komikerfragment, in dem zugleich die Verachtung gegenüber den Kinäden zum Ausdruck gebracht wird: „und ins-

gesamt verstehe ich mich nicht aufs Wispern und auch nicht darauf, in gesenkter Haltung den Hals, seitlich gehalten, hin und her zu wenden, so wie ich viele andere Kinäden dort sehe in der Stadt, die Haare mit Pechpflastern ausgezupft" (τὸ δ' ὅλον οὐκ ἐπίσταμαι / ἐγὼ ψιθυρίζειν, οὐδὲ κατακεκλασμένος / πλάγιον ποιήσας τὸν τράχηλον περιπατεῖν, / ὥσπερ ἑτέρους ὁρῶ κιναίδους ἐνθάδε / πολλοὺς ἐν ἄστει καὶ πεπιττοκοπημένους, PCG *fr. adesp.* 137 K.-A.).

808^{a}12 „gesenkte Augen" (ὄμμα κατακεκλασμένον): Sie sind auch Kennzeichen des Traurigen und des weiblichen Geschlechts, s. Anm. zu 808^{a}8–11. Interessant ist, daß in Katalog B auch die Stimme des Kinäden mit demselben seltenen Partizip (κατα)κεκλασμένος als „gesenkt" bzw. „gedämpft" bezeichnet wird, und zwar ebenfalls unter Hinweis auf das Weibchen (813^{a}34–^{b}1).

808^{a}13 „zusammenstoßende Knie" (γονύκροτος): Das Wort ist im TLG nur zehnmal nachgewiesen, darunter sechsmal im physiognomischen Kontext bei Aristoteles (*Hist. anim.* IV.11, 538^{b}10), *Phgn.* (*h.l.*, 809^{b}8, 810^{a}34) und Adamantios (2,2,32 u. 25,2,2). Ausgehend von den Bestandteilen γόνυ ‚Knie' und κροτεῖν ‚schlagen', ‚zusammenstoßen', ‚klappern' bezeichnet es offensichtlich Knie, die einander an der Innenseite berühren. Damit scheinen auf den ersten Blick X-Beine gemeint zu sein, die durch eine Fehlstellung von Hüfte oder Knie entstehen können; in diesem Sinne übersetzen Loveday/Forster und Hett treffend „knock-kneed", was genau der griechischen Etymologie entspricht und die Bedeutung des Deutschen „x-beinig" hat.

Der Begriff scheint jedoch im vorliegenden Kontext sehr viel weiter als in dieser oberflächlichen Bedeutung zu verstehen zu sein. Raina deutet in diese Richtung, indem sie eine spezifischere Übersetzung wählt: „ginocchia che si urtano nel camminare". Eine solche Berührung der Knie beim Gehen kann durch X-Beinen hervorgerufen werden, kann aber auch bei geraden Beinen vorkommen, wenn sie beim Gehen eng zusammengehalten werden. Es ist anzunehmen, daß für Frauen im antiken (oder zumindest im archaischen) Griechenland ein solcher Gang idealtypisch war: auf Zehenspitzen und mit kurzen trippelnden Schritten, wobei sie die Beine nicht weit auseinanderbewegt haben dürften (vgl. Bremmer 1992: 20 und Thomas 1992: 8) – man denke nur an den engen Spielraum, den der untere Saum des Gewandes archaischer Koren-Statuen läßt und der ein weites Ausschreiten unmöglich macht (vgl. Taf. II,2). Auch im Stand sollten Frauen vermutlich die Beine (nicht nur die Knie!) eng zusammenhalten. In diesem Sinne verstanden ist das Merkmal der ‚zusammenstoßenden Knie' weniger eine anatomische Deformation (die auf Männer ebenso wie auf Frauen zutreffen könnte) als ein Merkmal des weiblichen Geschlechts; es fügt sich demnach gut in die anderen ‚weibischen' Merkmale des Kinäden ein (s. unten).

Diese Deutung wird durch den Kontrast zum idealtypischen Stehen und Gehen des Mannes gestützt: Für den ‚wahrhaft männlichen' Mann war nämlich ein fester Stand erforderlich, „wie ein Baum", wie das homerische Gleichnis in *Il.* 12,131–136 anschaulich macht (vgl. Fränkel 1921: 38) und wie ihn entsprechend die archaischen Kuros-Statuen zum Ausdruck bringen. Archilochos hält an dieser Forderung fest, wenn er seinen ‚Gegenbild-Feldherrn' zwar mit krummen Beinen ausstattet (περὶ κνήμας ἰδεῖν ῥοικός, *fr.* 114,3f. West), gleich anschließend aber betont, daß er „fest und sicher auf seinen Füßen steht" (ἀσφαλέως βεβηκὼς ποσσί, 4); vgl. zu beidem Einl. Kap. II.2, S. 52–54 mit Taf. II,1 und S. 59. Gleichzeitig schreitet der archaische Heros weit aus, mit festem Schritt (vgl. Bremmer 1992: 16–20). Mit Knien, die zusammenstoßen, ist weder ein sicherer Stand noch ein fester Schritt möglich.

Das Merkmal γονύκροτος scheint sich also auf diesen Unterschied im Gang von Männern und Frauen zu beziehen. Gerade weil in unserem Lemma explizit auch von Handbewegungen und Schritt die Rede ist, überrascht es nicht, auch hier ein Bewegungsmerkmal vorzufinden: Der Gang des Kinäden entspricht dem einer Frau und gilt daher als ‚unmännlich'. Diese Assoziation findet dadurch Bestätigung, daß γονύκροτος nicht nur als Merkmal des Kinäden (*h.l.* und 810^{a}34), sondern auch als Merkmal des weiblichen Geschlechts und der Frauen gilt (809^{b}8 und *Hist. an.* IV.11, 538^{b}10). Darin kommt die Annahme eines weibischen Charakters des Kinäden zum Ausdruck, was völlig den mit κίναιδος assoziierten Vorstellungen entspricht: Er übernimmt die passive Rolle im homosexuellen Geschlechtsverkehr, die bei einem heterosexuellen Paar der Frau zukommt und an einem Mann als ‚unmännlich' und ‚weibisch' verachtet wird.

808^{a}13 „Neigung des Kopfes nach rechts" (ἐγκλίσεις τῆς κεφαλῆς εἰς τὰ δεξιά): Die Rechtsneigung des Kopfes findet eine Parallele in der in Katalog B, 813^{a}17f. genannten Rechtsneigung des ganzen Körpers des Kinäden beim Gehen, ohne daß das Phänomen damit jedoch erklärt wäre. Der Verweis auf den Gesamteindruck in 813^{a}18 trägt jedenfalls für uns nichts zur Klärung des Zusammenhangs bei.

808^{a}14f. „nach oben zeigende, schlaffe Handbewegungen" (αἱ φοραὶ τῶν χειρῶν ὕπτιαι καὶ ἔκλυτοι): Bremmer 1992: 21f. weist im Zusammenhang mit diesem Merkmal auf eine Passage aus dem Aischylos zugeschriebenen *Prometheus* hin: „niemals komme es Dir in den Sinn, daß ich aus Furcht vor Zeus weibisch werde und ihn, den sehr verhaßten, mit den nach oben gewendeten Handbewegungen von Frauen anflehe, diese Fesseln zu lösen" (εἰσελθέτω σε μήποθ' ὡς ἐγὼ Διὸς / γνώμην φοβηθεὶς θηλύνους γενήσομαι, / καὶ λιπαρήσω τὸν μέγα στυγούμενον / γυναικομίμοις ὑπτιάσμασιν χερῶν / λῦσαί με δεσμῶν τῶνδε, 1002–1006). Die in den *Phgn.* beschriebene Handhaltung wird demnach

offensichtlich als typisch weiblich angesehen und gilt daher als Kennzeichen des weibischen Kinäden. Bremmer, der beide Stellen als indirekte Zeugnisse für die übliche Handhaltung des Mannes zitiert, fährt fort: „The notion of a symbolic abdication of manhood may also explain why the Greeks strechted their arms to heaven with their palms turned toward heaven when they prayed: a diminution of status is a universal feature of prayer, the modern(?) gesture of raising the hands when faced with an armed opponent stands in the same tradition. Although none of these testimonies can help us to understand precisely how the Greek male carried his hands while walking, they all point to the weight attached to a proper bearing regarding this aspect. In this respect, it is also noteworthy that Spartan youths, like their Athenian contemporaries, were obliged to keep their hands within their garments. In Greece, the hand was considered *the* organ for action and therefore could only be shown by real males" (Bremmer 1992: 22).

808^{a}14f. „Schritte von zweierlei Art: einerseits sich in der Hüfte wiegend, andererseits mit gerade gehaltener Hüfte" (καὶ βαδίσεις διτταί, ἡ μὲν περινεύοντος, ἡ δὲ κρατοῦντος τὴν ὀσφύν): Für den Gang werden zwei unnatürlich wirkende Varianten angegeben, von denen jede allein als Merkmal eines Kinäden gilt (so meine Auffassung gegen Degkwitz, der beide Bewegungen im Wechsel versteht, was dann einen seltsam hinkenden Eindruck gemacht haben müßte: „bei dem einen (Schritt) schwingt er die Hüfte, bei dem anderen hält er sie fest"). Zum einen ist es das Wiegen in der Hüfte, wie es aus einigen Quellen für ‚unanständige' Frauen wie Dirnen und Bacchantinnen anzunehmen ist (vgl. Bremmer 1992: 21); zum anderen ist es eine unnatürliche Steifheit, die vielleicht gerade dadurch hervorgerufen ist, daß die Tendenz zum sich in der Hüfte Wiegen bewußt unterdrückt wird. Diese Deutung nehmen Loveday und Forster an, indem sie übersetzen: „as he walks he either wags his loins or else holds them rigid by an effort".

808^{a}15f. „Schweifenlassen der Augen" (καὶ τῶν ὀμμάτων περιβλέψεις): Analog zu den ausladenden Bewegungen beim Gehen, die Hals und Kopf mit einbeziehen (vgl. das Komikerfragment PCG *adesp.* 137 K.-A., zitiert in der Anm. zu 808^{a}12), sind auch die Augen des Kinäden in einer ständigen Bewegung, die über den üblichen, angemessenen Spielraum des Blickes hinausgeht.

808^{a}16 „so wie der Sophist Dionysios wohl sein dürfte" (οἷος ἂν εἴη Διονύσιος ὁ σοφιστής): Aus der Syntax geht nicht hervor, ob Dionysios als Beispiel für alle Merkmale oder nur für das zuletzt genannte herangezogen ist. Da er am Schluß des Absatzes genannt ist, und da durch das Verb εἶναι ‚sein' mehr als nur der unmittelbar zuvor erwähnte Blick aufgegriffen zu sein scheint, ist es

sprachlogisch wahrscheinlicher, daß auf Dionysios alle oder zumindest mehrere der aufgeführten Körpermerkmale bezogen sind.

Die Formulierung, die den Eindruck einer gewissen Formelhaftigkeit erweckt, ist identisch mit der am Ende des Lemmas zum Kleinmütigen (808^a29–31): οἷος ἂν εἴη Κορίνθιος ἢ Λευκάδιος („so wie jemand aus Korinth oder Leukadia sein dürfte", 808^a31). Diese Stelle und der ethnologisch motivierte Hinweis auf Ägypter, Thraker und Skythen in 805^a27 sind die einzigen weiteren Namensnennungen in den *Phgn.*

Dionysios ist somit der einzige Personenname im Text. Ohne den Zusatz „der Sophist" wäre eine Identifizierung bei einem so häufigen Eigennamen nicht möglich (in der RE V.1, 1903, 880–1002 sind allein 166 Träger dieses Namens bezeugt). Diese zusätzliche Angabe aber macht es wahrscheinlich, daß es sich um eine Persönlichkeit der Zweiten Sophistik handelt, denn aus der Sophistik des 5. Jahrhunderts v. Chr. ist kein Sophist namens Dionysios bekannt und es ist ganz unwahrscheinlich, daß diese Berufsbezeichnung im späten 4. oder frühen 3. Jahrhundert v. Chr., der wahrscheinlichen Entstehungszeit der *Phgn.* (s. Einl. Kap. IV.2, S. 194–197), jemandem verliehen wurde. Foerster 1888: 392f. vertrat als erster eine Identifizierung mit Dionyios aus Milet, die jetzt von Primavesi 1992: 252–256 mit neuen Argumenten bekräftigt wird: „Vor allem aber ist die Zuordnung des Dionysios zum Typus des Kinäden eine Schmähung. Sollte sie wirken, so mußte klar sein, wer gemeint war. Also entstammt die Bemerkung einer Situation, in der trotz der großen Häufigkeit des Namens Dionysios die bloße Apposition ‚der Sophist' eine eindeutige Identifikation ermöglichte. *Der* Sophist unter allen uns bezeugten Dionysii ist nun in der Tat Dionysios von Milet, oder wie sein seit 1968 bekannter vollständiger Name lautet, T. Κλαύδιος Φλαουιανὸς Διονύσιος ῥήτωρ." (Primavesi 1992: 253). Dieser vollständige Name ist auf seinem Sarkophag angegeben, der 1968 in Ephesos gefunden wurde (Eichler 1969: 136), wo Dionysios laut Philostrat *Vit. soph.* 1,22,5 (p. 525) bestattet wurde. Die ausführlichste Quelle über Dionysios ist Philostrats Biographie in *Vit. soph.* 1,22, alle ergänzenden Quellen sind jetzt von Primavesi 1992: 252–256 zusammengestellt (vgl. Schmid 1903). Dionysios wurde vor 70 n. Chr. geboren und starb nach 125/126 n. Chr., in seiner Eigenschaft als Rhetor reiste er viel und erhielt zahlreiche Auszeichnungen von verschiedenen Städten sowie von Hadrian, der ihn sogar zum Procurator in Ephesos machte (vgl. Bowersock 1969: 52 und 57).

Die Tatsache, daß Dionysios gerade im Lemma zum Kinäden erwähnt ist, läßt sich wahrscheinlich als eine Parallele zur Physiognomik des Polemon (vgl. Einl. Kap. IV.4, S. 202–205) erklären. Im Zusammenhang mit dem Blick schmeichelt dort Polemon dem Kaiser Hadrian (fol. 15^r [p. I,148 F.] der arabischen Übersetzung und Anon. Lat. 34; vgl. Foerster 1893: I,lxxxix) und erwähnt in abfälligem Ton einen gewissen Eunuchen (Anon. Lat. 40, vgl. fol.

18[r] und 19[r] [p. I,160 und 164 F.] der arabischen Version), mit dem nach Angabe des Anonymus Latinus 40 Favorinus aus Arelate gemeint ist, der größte Rivale Polemons an Hadrians Hof (vgl. Philostr. *Vit. soph.* 1,8; zur Rivalität der beiden Rhetoren siehe Bowersock 1969: 90f. und Barton 1994: 117f.). Er war ohne Hoden geboren worden und wurde daher zu Recht als Hermaphrodit oder Eunuch bezeichnet (Philostr. *Vit. soph.* 1,8 [p. 489]) und von seinen Gegnern wegen Weibischkeit und Affektiertheit verspottet (vgl. André 1981: 83 Anm. 1). Einen Zusammenhang zwischen Favorinus und Dionysios stellt eine – angesichts von Hadrians oben erwähnten Ehrungen für Dionysios überraschende – Aussage bei Dio Cassio 69,3,3–4 her: Hadrian habe aus Eifersucht auf ihre Begabungen unter anderen die beiden Sophisten Favorinus und Dionysios zu beseitigen versuchte, indem er ihre wertlosen Rivalen, nämlich Celer und Polemon, förderte (vgl. Barton 1994: 117f.). Daß gerade die Verwendung von physiognomischen Aussagen in den Rivalitätskämpfen der kaiserzeitlichen Sophisten eine wichtige Rolle spielte, hat Barton 1994: 95–131 gezeigt.

Nimmt man alle diese Informationen zusammen, so spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß die namentliche Nennung des Sophisten Dionysios im diffamierenden Lemma zum Kinäden tatsächlich erst im 2. Jh. n. Chr. in den Text der *Physiognomonica* gesetzt worden ist. Allerdings läßt sich daraus keineswegs schließen, daß der ganze Text erst zu dieser Zeit zusammengestellt worden wäre; vgl. Einl. Kap. IV.2, S. 193f.

Da die Namensnennung also sicherlich ein späterer Zusatz zu einem vorhandenen Text ist, wurden die Körpermerkmale und Dionysios als ihr Träger unabhängig voneinander in den Text genommen. Denn daß das ganze Lemma zum Kinäden später eingefügt worden wäre, ist aufgrund der in den vorangehenden Anmerkungen verdeutlichten Verzahnung mit Bemerkungen zum Kinäden in Traktat B ausgeschlossen.

808^{a}17 „Kennzeichen des Verbitterten" (πικροῦ σημεῖα): Dieser Charaktertyp kommt innerhalb der *Phgn.* nur hier vor und erscheint auch sonst in der griechischen Literatur selten. Aristoteles nennt ihn zweimal im Rahmen der Erörterung verschiedener Formen von Zorn. Er bezeichnet als ‚verbittert' (πικροί) diejenigen, die ihren Zorn lange unterdrücken und daher sich selbst und anderen eine Last sind, bis sie durch Rache Befriedigung erfahren (*EN* IV 5, 1126^{a}19–26, *EE* II.3, 1221^{b}13–15; vgl. *Rhet.* I.10, 1368^{b}21). Im selben Sinne werden in der Tragödie und bei den Rednern einige Male Personen als ‚verbittert' bezeichnet (s. LSJ *s.v.* III,2–4); ansonsten wird das Adjektiv auf Personen aber kaum angewandt.

In der *Rhetorik an Alexander* (38, 1445^{b}16f.) ist als Gegenbegriff zum Verbitterten der Sanftmütige (πραΰς) genannt, der in den *Phgn.* jedoch dem ‚Ungestümen' (θυμώδης) gegenübergestellt wird (s. Anm. zu 808^{a}19). Degkwitz

1988: 107 Anm. 1 meint, der Verbitterte stehe, weil er den Umgang mit Menschen meide (was Aristoteles allerdings gar nicht sagt), als „Gegensatz zum buhlenden κίναιδος"; für diese Deutung gibt es aber keine Anhaltspunkte. Die beiden Charaktertypen sind vielmehr offensichtlich völlig unabhängig voneinander und bilden damit zum ersten Mal in der Aufzählung von Katalog A kein Begriffspaar.

Einige der in diesem kurzen Paragraphen verwendeten Adjektive sind ungewöhnlich: σεσηρός ist das Partizip Perfekt Neutrum Singular von σαίρω (das nur im Perfekt vorkommt) und bedeutet ‚bei geöffneten Lippen die geschlossenen Zähne zeigend', d.h. ‚grinsend' mit negativer Konnotation. Innerhalb des Corpus Aristotelicum ist das Wort ein *hapax legomenon*; eine Recherche im TLG ergibt mehr als 160 Belege, von denen aber nur sechs klassisch sind (Aristoph. *Vesp.* 901, *Pax* 620, Alexis *fr.* 103,26 K.-A., PCG *fr. adesp.* 542,1 K.-A., Hipp. *Fract.* 32, *Gland.* 12). Das Partizip Perfekt Passiv διεξυσμένος ‚zerfurcht' ist im TLG ausschließlich in den *Phgn.* nachweisbar (*h.l.* und 808^{a}35); andere Formen des Verbs (δια-)ξύω ‚kratzen', ‚rasieren' sind im TLG nur elfmal zu finden (Hipp. *Nat. mul.* 42, Timaios *fr.* 3b,566, F.26.a.27, sechsmal bei Nonnos, Hesych, δ 981, Suda δ 749, δ 760). Die beiden Adjektive εὐθύθριξ ‚geradhaarig' und μελάνθριξ ‚dunkelhaarig' kommen außerhalb unserer Stelle laut einer Recherche im TLG nur acht- bzw. zehnmal vor, davon εὐθύθριξ viermal bei Aristoteles (*Gen. an.* V.3, 782^{b}18, ^{b}31, ^{b}34, *Hist. an.* X.44, 629^{b}35) und einmal bei Adamantios (2,46,3); beide Wörter sind sonst erst in der Spätantike belegt. Das später entstandene μελάνθριξ ist demnach an unserer Stelle vermutlich in Analogie zum aristotelischen εὐθύθριξ gebildet worden. Dichtes gerades und dunkles Haar wird in den *Phgn.* auch als Körpermerkmal des Lüsternen genannt (s. Anm. zu 808^{b}4).

Von den hier genannten Eigenschaften lassen sich zwei auf eine kalte und feuchte Konstitution zurückführen: die dunkle Haut- und Haarfarbe (*Gen. an.* V.6, 786a4–21: entstehen sie unter dem Einfluß von Wärme, so werden Haar, Fell und Haut weiß, bei Kälte aber dunkel) und die Glätte der Haare (*Gen. an.* V.3, 782^{b}21–783^{a}2: in feuchtem Klima entsteht glattes Haar, bei Trockenheit krauses). Allerdings wird der Verbitterte ausdrücklich als „trocken" bezeichnet. Die Furchen und Runzeln im fleischlosen Gesicht lassen sich demnach durch Eintrocknen erklären, so daß für den Verbitterten, wenn überhaupt, nur eine trockene und kalte Konstitution in Frage kommt.

808^{a}19 „Kennzeichen des Ungestümen" (θυμώδους σημεῖα): Die Adjektive θυμώδης und θυμοειδής sind synonym (vgl. LSJ *s. vv.*) und charakterisieren den „Mensch oder das Tier von starker, aber sich auch heftig äußernder Seele" (Schmidt 1876: III,557). Der Begriff umfaßt Eigenschaften wie ‚heftig', ‚leicht erregbar', ‚hitzig', ‚impulsiv', ist aber auch assoziiert mit leidenschaftlichem

Zorn (Arist. *EN* III.8, 1116^{b}23–17^{a}5) und kann damit zur Beschreibung wilder Tiere (Arist. *Hist. an.* 488^{b}14; vgl. die wilden Stiere in den *Phgn.* 811^{a}14) oder feuriger Pferde (Xen. *Eq.* 9,1f. u.ö.) ebenso dienen wie zur Benennung des dritten Platonischen Seelenteils zwischen dem rationalen λογιστικόν und dem triebhaften ἐπιθυμητικόν (*Rep.* 4, 440e2–6 u.ö.). Diese Mittelstellung deutet bereits auf eine ambivalente Wertung des Begriffes, der sowohl positive als auch negative Aspekte hat: als Gegenbegriff zum Jähzornigen (ὀργίλος, s. Anm. zu 806^{b}30f.) und Unterbegriff des Mutigen (ἀνδρεῖος, s. Anm. zu 807^{a}31) ist der Ungestüme positiv konnotiert, als Gegensatz zum Sanftmütigen (πρᾶος, s. Anm. zu 808^{a}24–27) jedoch, je nach Kontext, auch negativ (vgl. Schmidt 1876: III,557). Ungestüm und Mut sind auch laut Aristoteles (*Rhet.* II.12, 1389^{a}26) miteinander verbunden, denn junge Menschen seien mutiger (ἀνδρειότεροι), weil sie ungestüm (θυμώδεις) und hoffnungsvoll (εὐέλπιδες) seien und daher mehr wagten und weniger fürchteten. Auch die beiden einzigen weiteren Erwähnungen des Ungestümen in den *Phgn.* (811^{a}13f., 811^{b}3f.) zeigen, daß Ungestüm in dieser Schrift durchwegs dem semantischen Feld des Oberbegriffes ‚Mut' zugerechnet werden kann, daß also anscheinend die positive Wertung des Begriffes überwiegt.

Während sich die in unserem Lemma aufgeführten körperlichen Kennzeichen weitgehend physiologisch erklären lassen (s. im einzelnen die folgenden Anmerkungen), ist das für die beiden einzigen in Traktat B genannten Körpermerkmale des Ungestümen nicht möglich: ein dicker und feister Hals (811^{a}13f.) und auffliegende Nasenflügel (811^{b}3f.). Für ersteres wird auf die wilden Stiere als Vergleich verwiesen, für letzeres auf den Affektzustand im Zorn (τὸ πάθος τὸ ἐν τῷ θυμῷ γινόμενον). Vgl. dazu die Ausführungen zum Jähzornigen (Anm. zu 806^{b}30f.).

Das Lemma ist eines derjenigen, die vom Anonymus Latinus komplett übersetzt werden (108; vgl. Einl. Kap. IV.4, S. 207 mit Anm. 65): „Homo animosus, qui graece ⟨θυμοειδής⟩ dicitur, ita erit: corpore rectus, lateribus idoneus, artus omnibus membris atque concinnus, prope rubicundus; huius scapulae grandes, separatae, latae, extremitates pedum et manuum grandes, tenaces, leve pectus, levia inguina, barba facile increscens, ultima linea capillorum capitis deorsum demissa" (die vier weiteren Eigenschaften stammen nicht aus den *Phgn.*: „frons rotunda, capillus non planus, sed assurgens. Supercilia trucia atque subrecta habebit et nares ⟨in origine sua, id est super cilia, aliquando inferiores⟩"). Diese Nebenüberlieferung ist besonders an zwei Stellen von Bedeutung, an denen der einhellig überlieferte griechische Text korrupt ist (vgl. Anm. zu 808^{a}20 und 22–24).

808^{a}19f. „im Körper aufrecht; von der Figur her ausgeprägter Brustkorb" (ὀρθὸς τὸ σῶμα, τῷ σχήματι εὔπλευρος): In diesen beiden ersten Körpermerk-

malen ist der Ungestüme am deutlichsten dem Mutigen ähnlich (vgl. Anm. zu 808^{a}19), der in seinem Lemma in Traktat A ebenfalls durch eine aufrechte Haltung gekennzeichnet ist (807^{a}32). Ein ausgeprägter Brustkorb gilt in Traktat B als Merkmal des Robusten (εὐρωστός), wie an den Männchen im Unterschied zu den Weibchen zu sehen sei (810^{b}14).

808^{a}20 „harmonisch" (εὔρυθμος): Der *consensus codicum* überliefert hier εὔθυμος „heiter", was auch durch Bartholomaeus („animosus") bestätigt wird. Dieses Adjektiv ist in der Auflistung aber fehl am Platz, da es als Charaktereigenschaft – der Heitere wird weiter oben bereits in einem eigenen Lemma behandelt (808^{a}2–7) – nicht in der Aufzählung von Körpermerkmalen stehen dürfte. Foerster korrigiert diese offensichtliche Korruptel zu εὔρυθμος – paläographisch ist eine solche Verschreibung von εὔρυθμος zu εὔθυμος leicht möglich (Ausfall von ρ und gleichzeitige oder korrigierende Vertauschung von υ und θ) –, wobei er sich auf die Nebenüberlieferung stützen kann: Der Anonymus Latinus, der dieses Lemma genau wiedergibt (vgl. Anm. zu 808^{a}19) schreibt nämlich statt einer Übersetzung von εὔθυμος: „artus omnibus membris atque concinnus" („an allen Körperteilen gegliedert und harmonisch", 108). Das ist eine treffende Paraphrase des bei Ps.-Polemon an der entsprechenden Stelle überlieferten Wortes εὔρυθμος, das demnach vermutlich bei Polemon gestanden hat. Der wiederum dürfte es aus den *Phgn.* übernommen haben, denn sonst müßte man annehmen, daß der Anonymus Latinus, der die von Polemon zusätzlich genannten Körpermerkmale erst im Anschluß an diejenigen aus den *Phgn.* auflistet, dieses eine Merkmal vorgezogen hätte – wofür er aber keinen ersichtlichen Grund gehabt hätte.

Auch inhaltlich ist εὔρυθμος gut vertretbar, da Ungestüm in diesem Lemma anscheinend als positiv bewerteter Unterbegriff von Mut aufgefaßt wird (s. Anm. zu 808^{a}19) und da eine Bezeichnung der kräftigen Figur des Verbitterten als „harmonisch" ihn dem Mutigen weiter annähert, der durch eine gewisse Ausgeglichenheit einzelner Körperzüge gekennzeichnet wird (s. Anm. zu 807^{a}31).

808^{a}20 „rötlich" (ἐπίπυρρος): Eine rötliche Hautfarbe gilt in den *Phgn.* auch als Kennzeichen des Unverschämten (807^{b}32) und des Schmähsüchtigen (808^{a}33). Physiologisch läßt sich dieses Merkmal durch eine warme und trockene Konstitution erklären (vgl. *Mot. an.* 701^{b}28–32), wie sie für den Mutigen und Ungestümen anzunehmen ist (vgl. die beiden folgenden Anm.). In Traktat B werden sowohl schnelle Bewegung (812^{a}21–23) als auch das Erzürnen (812^{a}25–28, vgl. *An.* 403^{a}29–^{b}1; *Probl.* VIII.20, 889^{a}15–25) als Ursachen des Errötens der Haut angeführt.

808^{a}21f. „auseinanderstehende, große und breite Schulterblätter; große und kräftige Gliedmaße“ (ὠμοπλάται διεστηκυῖαι καὶ μεγάλαι καὶ πλατεῖαι· ἀκρωτήρια μεγάλα καὶ ἐγκρατῆ): Diese beiden Merkmale ergeben zusammen mit den beiden erstgenannten (aufrechte Haltung und breiter Brustkorb) den Eindruck eines kräftigen Körperbaus. Alle vier finden sich auch in der Beschreibung des Mutigen (807^{a}31–37). Das entspricht dem oben genannten engen Zusammenhang zwischen Mut und Ungestüm in Aristoteles' *Rhetorik*. Aus verstreuten Stellen in seinen biologischen Schriften wird ferner deutlich, daß sowohl Wachstum als auch aufrechte Haltung auf eine warme Konstitution zurückgehen (*Part. An.* III.6, 669^{b}3–8). Nicht nur Wärme, sondern auch Trockenheit begünstigt das Wachstum (*Part. An.* II.9, 655^{a}5–11) – und eine trockene und warme Konstitution kennzeichnet den Mutigen.

808^{a}22–24 „um die Brust und die Leisten unbehaart; gut wachsender Bart; herabgezogener Haaransatz“ (λεῖος καὶ περὶ τὰ στήθη καὶ περὶ βουβῶνας· ὁ πώγων εὐαυξής· ὁ περίδρομος τῶν τριχῶν κάτω κατεληλυθώς): Im Text ist εὐπώγων (statt ὁ πώγων) durch die Handschriften einheitlich bezeugt und wird von allen Herausgebern so belassen – mit entsprechender Interpunktion, die εὐπώγων isoliert und εὐαυξὴς ὁ περίδρομος τῶν τριχῶν einander zuordnet, da ja εὐπώγων und εὐαυξής inhaltlich nicht miteinander verbunden werden können. Der Anonymus Latinus gibt jedoch in seiner getreuen Wiedergabe unseres Lemmas (vgl. Anm. zu 808^{a}19) hinsichtlich Bart- und Haarwuchs einen anderen Sinn an (108): „barba facile crescens, ultima linea capillorum capitis deorsum demissa“ („ein gut wachsender Bart; die Linie des Haaransatzes am Kopf nach hinten herabgezogen“, d.h. ein tiefer Haaransatz im Nacken). Dem lateinischen Wortlaut entsprechend schlägt Foerster im Apparat eine Korrektur vor: ὁ πώγων statt εὐπώγων. Eine Verschreibung von ὁ zu εὐ läßt sich paläographisch leicht als Dittographie des Präfixes des folgenden Wortes εὐαυξής erklären. Diese Argumente sind meiner Ansicht nach ausreichend, um Foersters Konjektur in den Text aufzunehmen.

Kräftiger Haar- und Bartwuchs und fehlende Körperbehaarung sind keine Gegensätze, sondern lassen sich aus der trockenen und warmen Konstitution des Mutigen bzw. Ungestümen physiologisch erklären: Starker Haarwuchs benötigt Feuchtigkeit und Wärme (*Part. an.* II.14, 658^{b}2–13), und die feuchtesten Körperteile des Menschen sind Kopf und Gesicht. Da der Ungestüme nun eine warme und trockene Konstitution hat, wächst sein Haar am trockenen Körper kaum, sehr gut hingegen am feuchten Kopf und Gesicht.

808^{a}24 „Kennzeichen des Sanftmütigen... hochgezogener Haaransatz“ (πραέος σημεῖα... ἀνεσπασμένος): Als Gegenbegriff zum Ungestümen wird der Sanftmütige (πραΰς, πρᾶος) behandelt. Dasselbe Begriffspaar dient auch Aristo-

teles in *Hist. an.* I.1, 488^{b}13–15 zu einer ersten groben Klassifizierung von Tieren nach ihrem Charakter. Diese Einteilung ist aber nicht gleichzusetzen mit der Klassifizierung ‚zahm' (ἥμερος) und ‚wild' (ἄγριος), die kurz zuvor getroffen wird (*Hist. an.* I.1, 488^{a}26–28): die sanftmütigen Tiere sind nicht unbedingt zahm, sondern vielmehr weniger scheu (vgl. die den Syrern heiligen Fische bei Xen. *Anab.* 1,4), wie die genannten Beispiele Rind und Wildschwein zeigen (vgl. Schmidt 1876: III,78f.). Auf den Menschen bezogen wird Sanftmut von Aristoteles als Mitte zwischen übermäßigem Zorn und „Zornlosigkeit" (ἀοργησία) definiert (*EN* II.7, 1108^{a}4–9, IV.11, 1125^{b}26–26^{a}31, *MM* I.23, 1191^{b}23–25, vgl. *EE* III.2, 1231^{b}5–26), mit Tendenz zu letzterer, denn das Übermaß an Zorn gilt zugleich als Gegenteil von Sanftmut (*EN* IV.11, 1126^{a}29, vgl. *Rhet.* II.3, 1380^{a}6, ^{b}1f.; weitere Belege aus Platon und Aristoteles bei Dirlmeier 1956: 383, der die Übersetzung „Sanftmut" ablehnt und „vornehme Ruhe" vorzieht). Die enge Verwandtschaft zwischen Zorn und Ungestüm (s. Anm. zu 808^{a}19) macht deutlich, daß es sich keineswegs um unterschiedliche Begriffspaare handelt, wenn bei Tieren θυμώδης ‚ungestüm' und bei Menschen ὀργίλος ‚zornig' als Gegensatz zu πραΰς genannt wird (vgl. *Rhet.* II.5, 1382^{b}19: ὀξύθυμος).

Unter den hier genannten Kennzeichen des Sanftmütigen stehen nur die beiden letzten in direktem Bezug zu Kennzeichen des Ungestümen: die Neigung nach hinten bildet einen Kontrast zur aufrechten Haltung, dem zuerst genannten Merkmal des Ungestümen, und der hohe Haaransatz ist das Gegenteil seines letzten Kennzeichens, des tiefen Haaransatzes. Kann für die meisten der genannten Eigenschaften des Ungestümen eine warme und trockene Konstitution als Grundlage angenommen werden (s. Anm. zu 808^{a}19), so kennzeichnet den Sanftmütigen feuchtes und reichliches Fleisch; er scheint also über eine eher feuchte Konstitution zu verfügen. Seine betonte Körpergröße und „kräftige Erscheinung" lassen wiederum auf Wärme schließen (vgl. *Part. an.* II.9, 655^{a}4–17: Säugetiere werden in warmen, trockenen Regionen besonders groß und kräftig, weil dieses Klima das Knochenwachstum begünstigt; *Gen. an.* II.1, 732^{a}18–23: größere Lebewesen haben mehr Wärme in sich, durch die sie bewegt werden; vgl. *Probl.* XIV.8, 909^{b}15–24: Wärme ist nötig für Körperwachstum, und zwar in kalten Regionen innere Wärme, in warmen die äußere).

Als weitere Eigenschaften des Sanftmütigen werden in Traktat B der *Phgn.* genannt: eher tiefliegende Augen wie beim Rind (811^{b}27f.; s. Anm. zu 810^{b}16 zum Rind) und eine sanfte, unangespannte Stimme wie die des Schafes (813^{b}3f.; s. Anm. zu 806^{b}8 zum Schaf).

808^{a}27 „Kennzeichen des Ironikers" (εἴρωνος σημεῖα): Im Griechischen kann εἰρωνεία sowohl als negative als auch als positive Verhaltensweise gelten, wie die Bandbreite der Kontexte zeigt (vgl. Ribbeck 1876, Büchner 1941, Steinmetz

1962: 2,33–36, Vlastos 1991): ‚Schwindlerische Heuchelei in betrügerischer Absicht' ist die bei Aristophanes früheste nachweisbare Bedeutung, die auch als Schimpfwort gebräuchlich ist (vgl. *Nub.* 443–451, *Vesp.* 174f., *Av.* 1211; weitere Nachweise bei Vlastos 1991: 23). ‚Ironie' kann auch ohne die Absicht des Betrugs ‚Ausflüchte' meinen, so wie sie Thrasymachos im ersten Buch von Platons *Politeia* Sokrates vorwirft (*Rep.* 1, 337a4–7, vgl. *Gorg.* 489e1, *Apol.* 38a1). Beide Formen werden von Theophrast im ersten der *Charaktere* in verschiedenen alltäglichen Situationen beschrieben (vgl. auch Ariston aus Keos, *fr.* 14–16, col. 21–23, zitiert bei Rusten 1993: 190–195) und lassen sich zusammenfassen als: „dissimulation – avoiding of all fortright statements – with the goal of avoiding all involvement in their consequences" (Rusten 1993: 168). Die Definition jedoch, mit der diese Charakterschilderung überschrieben ist, stimmt mit diesem in den Alltagsszenen entworfenen Bild des εἴρων nicht überein: ἡ μὲν οὖν εἰρωνεία ἂν εἶναι, ὡς τύπῳ λαβεῖν, προσποίησις ἐπὶ χεῖρον πράξεων καὶ λόγων („Ironie dürfte wohl, um es mit einem Wort zu sagen, die Verstellung zum Schlechteren in Taten und Worten sein"). Die Formulierung scheint vielmehr aus Aristoteles übernommen (vgl. Rusten 1993: 53 Anm. a), der an drei Stellen (*EN* II.7, 1108^{a}21f., IV.7, 1127^{a}20–^{b}32, *EE* III.7, 1233^{b}38–34^{a}3) die εἰρωνεία als die ‚Verstellung zum Weniger' bestimmt, als eine Art ‚falsche Bescheidenheit': als Mangelform der Wahrhaftigkeit (im Selbsturteil), deren Überschußform auf der anderen Seite der Skala die Prahlerei ist. Hier kommt erstmals eine positive Bewertung des Begriffes auf, denn im Vergleich ist er dem prahlenden Angeber eindeutig vorzuziehen, „because the qualities he disclaims are the prestigious ones and his reason for disclaiming them – «to avoid pompousness» – is commendable (*EN* 1127^{b}23–6), though still, it should be noted, not admirable in Aristotle's view" (Vlastos 1991: 24).

Aristoteles führt als konkretes Beispiel Sokrates an (*EN* IV.7, 1127^{b}25f.), und damit ist der Übergang zur Spezialbedeutung der ‚Sokratischen Ironie' geschaffen, wie sie immer wieder in dem von Platon entworfenen Bild des Sokrates gesehen wird (vgl. Ribbeck 1876, Büchner 1941 und jetzt besonders Vlastos 1991). Eine weitere Bedeutung von εἰρωνεία ist die ‚Ironie' in unserem Sinn, d.h. eine spöttische Verkehrung der Tatsachen ohne Täuschungsabsicht. Quintilians Definition als Feststellung einer Aussage durch Formulierung ihres Gegenteils (*Inst. or.* 9,22,44: „contrarium ei quod dicitur intelligendum est", „es ist das Gegenteil dessen zu verstehen, was gesagt wird") ist heute noch gültig (vgl. Vlastos 1991: 21). Zweihundert Jahre vor ihm preist Cicero ‚Ironie' als ein feinsinniges Ausdrucksmittel des Gebildeten und verweist dabei wiederum auf Sokrates als Paradebeispiel: „urbana etiam dissimulatio est, cum alia dicuntur ac sentias... Socratem opinor in hac ironia dissimulantiaque longe lepore et humanitate omnibus praestitisse. Genus est perelegans et cum gravitate salsum, cumque oratoriis dictionibus tum urbanis sermonibus accommodatum" („Auch

Verstellung ist feinsinnig, wenn anderes gesagt wird als man meint... Sokrates hat meiner Meinung nach in dieser Ironie und Verstellung alle an Witz und Feinheit übertroffen. Es ist eine sehr geschliffene Form, witzig mit Ernst, und sowohl für die Formulierung öffentlicher Reden als auch für feinsinnige Gespräche geeignet", *De or.* 2,269f.).

Diese ausführliche Besprechung der Bedeutungsvielfalt von εἰρωνεία ist deswegen nötig, weil der Begriff in unserer Aufzählung in den *Phgn.* – wie auch alle anderen Charakterzüge – ohne jeden Hinweis darauf genannt wird, welche Verhaltensweise diesen Charaktertyp definiert: die von Theophrast umrissene? die von Platon für Sokrates geformte? die rhetorische? Der Charaktertyp des εἴρων kommt innerhalb der *Phgn.* nur an dieser einen Stelle vor, und keine Analogie zu Tieren, Personen oder Völkern trägt zu seiner Erläuterung bei. Um eine (womöglich falsche) Konkretisierung auf einen der genannten Aspekte des εἴρων zu vermeiden, wird als Übersetzung ,Ironiker' gewählt.

Dennoch möchte ich im folgenden eine eindeutigere Interpretation vorschlagen, die von den genannten drei Körpermerkmalen ausgeht: fettes Gesicht, Runzeln um die Augen, schläfriger Gesichtsausdruck. Giuliani verweist zu Recht auf die Ähnlichkeit zwischen dieser Beschreibung und dem Sokrates-Porträt, vor allem im Bildnistypus A (Taf. X,1): „sollte der Verfasser gerade in diesem Kopf den Prototyp eines *eíron* gesehen haben?" (Giuliani 1996a: 25 Anm. 54). Bei der Behandlung des Sokrates-Porträts in der Einleitung (Kap. II.3, S. 77–86) ist bereits auf einige eigentümliche Züge dieses Kopfes hingewiesen worden; dazu gehören auch die drei in den *Phgn.* genannten: das relativ füllige, runde Gesicht; die Falten an den äußeren Augenwinkeln; die Überschattung der relativ kleinen Augen durch buschige Augenbrauen, die sich durchaus als ,schläfriger Gesichtsausdruck' lesen lassen. Wie die zitierten Stellen bei Aristoteles und Cicero zeigen, galt Sokrates in der Tat seit Platon als Prototyp des εἴρων. Die Physiognomie des Sokrates ist der früheste bezeugte ,Testfall' für Physiognomik in Griechenland (s. ausführlich Einl. Kap. II.3, S. 77–86), und in den *Phgn.* werden an verstreuten Stellen erstaunlich viele seiner herausragenden Gesichtszüge in Korrelationen zu Charakterzügen genannt, die in der Literatur Sokrates zugewiesen werden (vgl. Einl. Kap. II.3, S. 78f.). Daher liegt die Annahme nahe, daß in den *Phgn.* etliches Material verarbeitet wurde, das aus der reichen Tradition – nicht nur der Sokratiker – über Physiognomie und Charakter des Sokrates stammt. Sowohl die Nennung des Charaktertyps des εἴρων in den *Phgn.* überhaupt als auch seine drei genannten Gesichtszüge könnten durchaus durch die topische Beschreibung des Sokrates in seinem Porträt Typus A erklärt werden. Akzeptiert man diese Deutung, dann ist εἴρων in der Tat als ,Ironiker des Prototyps Sokrates' zu übersetzen.

Im ersten Buch der *Historia animalium* bezeichnet Aristoteles in der Behandlung der Augenbrauen solche, die zu den Schläfen hingezogen sind, als Kenn-

zeichen eines „Spötters und Ironikers" (ὀφρύες... αἱ δὲ πρὸς τοὺς κροτάφους μωκοῦ καὶ εἴρωνος, I.9, 491^{a}16f.). Auch dieses Merkmal findet sich im Bildnistypus A des Sokrates: Die Augenbrauen sind nicht nur in einem hohen Bogen gewölbt, sondern erstrecken sich auch weit nach außen zu den Schläfen hin. Das fällt besonders im Vergleich mit dem Typus B des Porträts auf (Taf. X,2), in dem dieses Merkmal deutlich abgeschwächt ist (zum Verhältnis der beiden siehe Einl. Kap. II.3, S. 85f.). Auch hier ist also ein Einfluß des Porträts auf Aristoteles' Erwähnung des Typos εἴρων anzunehmen; und auch wenn dieses konkrete Merkmal in den *Phgn.* nicht für den Ironiker genannt ist (ein ähnliches findet sich vielmehr für den Begabten; s. Anm. zu 812^{b}25–28), stützt diese Beobachtung doch meine Annahme, die Topik des ‚Ironikers Sokrates' und seiner Physiognomie sei so verbreitet gewesen, daß sie selbst in biologische Werke des Peripatos Eingang fand.

808^{a}29 „Kennzeichen der Kleinmütigen" (μικροψύχου σημεῖα): Aristoteles definiert und beschreibt Kleinmut im Zusammenhang mit Hochherzigkeit (μεγαλοψυχία): während der Hochherzige sich selbst zu Recht hoch einschätzt und damit ein positives Mittelmaß einnimmt, schätzt sich der Eingebildete (χαυνός) höher ein als sein Wert, der Kleinmütige (μικρόψυχος) hingegen geringer (*EN* IV.7, 1123^{a}34–1125^{a}35, vgl. *EE* III.5, 1233^{a}4–30, *MM* I.26, 1192^{a}29–36). Demosthenes stellt in der *Kranzrede* 269 den Kleinmut in eine Reihe mit Haß (ἔχθρα) und Neid (φθόνος), was die negative Bewertung dieses Charakterzuges zum Ausdruck bringt. Auch Aristoteles bringt in der *Rhetorik* Kleinmut mit Neid in Verbindung: da dem Kleinmütigen alles (zu ergänzen: was er selber nicht hat) als groß erscheint, ist er neidisch (*Rhet.* II.10, 1387^{b}34f.). Ferner schreibt er Kleinmut den Alten zu, weil sie vom Leben gedemütigt sind und sich keine großen Hoffnungen mehr machen (*Rhet.* II.13, 1389^{b}25–27).

Das Hauptmerkmal des Kleinmütigen in den *Phgn.* ist seine Kleinheit sowohl insgesamt als auch speziell von Gliedmaßen, Augen und Gesicht; Raina (1993: 80 Anm. 48) weist zu Recht darauf hin, daß innerhalb von zwei Zeilen vier Komposita mit μικρο- vorkommen. Damit bringt sein Körper unmittelbarer den Zustand seiner Seele zum Ausdruck als es die meisten physiognomisch deutbaren Körpermerkmale tun.

Kleine Augen gelten auch in 811^{b}18–20 als Kennzeichen des Kleinmütigen; dort wird als Erklärung auf den Affen (s. Anm. zu 810^{b}4) und den Gesamteindruck (s. Anm. zu 809^{a}13) verwiesen. In 811^{b}8 wird ein kleines Gesicht als Kennzeichen des Kleinmütigen genannt, dort unter Hinweis auf Katze und Affe. Auch der Panther, der als der Prototyp des Weiblichen beschrieben wird (s. Anm. zu 809^{b}36 und Einl. Kap. III.5, S. 153–158) hat sowohl die Körpermerkmale eines kleinen Gesichtes und kleiner Augen (809^{b}39) als auch einen „unbedeutenden" (μικρόν) Charakter (810^{a}7).

808ª30 „klein und zierlich" (μικρογλάφυρος): Das Adjektiv μικρογλάφυρος ist ein *hapax legomenon*, das im TLG nur an dieser Stelle nachweisbar ist. Der Neologismus ist dadurch besonders anschaulich, daß er ein Pleonasmus ist: es handelt sich um eine Addition zweier ähnlicher Denotate μικρός ‚klein' und γλαφυρός ‚zierlich'.

808ª31 „so wie jemand aus Korinth oder Leukadia sein dürfte" (οἷος ἂν εἴη Κορίνθιος ἢ Λευκάδιος): Neben der Erwähnung der Völker im Norden, Thraker und Skythen, und im Süden, Ägypter und Äthiopier (s. Anm. zu 805ª27), ist dies das einzige Beispiel für die eingangs kurz angesprochene, aber nicht weiter ausgeführte Methode des ethnologischen Vergleiches (805ª24–28). In der antiken Ethnologie wird nicht nur nach Völkern, sondern auch nach Städten und Regionen unterschieden, wie besonders im Anliegen der hippokratischen Schrift *De aere, aquis, locis* deutlich wird – der Begriff Ethnologie darf also nicht im modernen Sinne angewandt werden. Diesen Fehler macht Degkwitz 1988: 118 Anm. 7, der die ethnologische Methode in seiner Erklärung zur Stelle nicht einmal erwähnt, sondern unsere Stelle vielmehr mit der Namensnennung des „Sophisten Dionysios" in 808ª16 vergleicht und beide als spätere Einschübe eines Redaktors verdächtigt. Für eine solche Vermutung gibt es für die Korinther und Leukadier jedoch keine Anhaltspunkte.

Leukadia bzw. Leukas ist die Insel an der Westküste Akarnaniens, die eine korinthische Etappe auf dem Seeweg darstellt ung auf der im 7. Jh. v. Chr. die Korinther eine Kolonie gründeten. Auf diese Verbindungen zwischen Korinth und Leukas geht möglicherweise ihre gemeinsame Nennung an unserer Stelle zurück. Ein besonderes Aussehen der Korinther und Leukadier oder ein besonderer Kleinmut bei ihnen, die Anlaß für ihre Erwähnung hier gegeben haben könnten, ist nicht bezeugt.

808ª31f. „Freunde des Würfelspiels sind kurzarmig; auch Tänzer" (φιλόκυβοι γαλεαγκῶνες, καὶ ὀρχησταί): Der Anonymus Latinus paraphrasiert dieses kurze Lemma wie folgt: „idem (*sc.* Aristoteles) dicit pantomimis et aleae deditos esse qui brachium ab humero usque ad cubitum brevius habent quam est spatium ab humero usque ad caput summum" (88). Er versteht also die beiden Nomina in dem kurzen Satz als zwei Typen, die ein gemeinsames Körpermerkmal haben; dies ist zweifellos die richtige Lesart (denn ‚Tänzer' kann nicht als Körpermerkmal gewertet werden) und ist dem griechischen Satzbau auch zu entnehmen, ohne daß man wie Foerster die Wortstellung ändern müßte zu φιλόκυβοι καὶ ὀρχησταὶ γαλεαγκῶνες. Zur Verdeutlichung füge ich in den Bekker-Text ein Komma zwischen γαλεαγκῶνες und καὶ ein.

Warum gerade Würfelspieler und Tänzer in die Liste aufgenommen sind, d.h. Tätigkeiten im Gegensatz zu den Charaktertypen der anderen Lemmata, bleibt unklar.

Das Wort φιλόκυβος ist zuerst bei Aristophanes, *Vesp.* 75 nachweisbar; danach erst wieder in den *Phgn.* und laut TLG-Recherche noch sieben weitere Male in der Spätantike. Mit Würfeln (ἀστράγαλοι, κύβοι) zu spielen (κυβεύειν) war sowohl unter Kindern als auch unter Erwachsenen verbreitet (vgl. LSJ *s.vv.*).

Bei Hippokrates (*Art.* 12,53,55 u.a.) und Galen (u.a. *De humero* 18,395 K.) wird als γαλιάγκων jemand bezeichnet, dessen Unterarm aufgrund einer Wachstumsstörung zu kurz geblieben ist; vgl. die Definition von Galen, *Linguarum seu dictionum exoletarum Hippocratis explicatio* 19,90 K.: Γαλιάγκωνες· οἱ σμικρὸν μὲν καὶ ἄτροφον ἔχοντες τὸν βραχίονα, τὰ δὲ κατὰ τὸν ἀγκῶνα ὀγκωδέστερα „Kurzarmige: die einen kurzen und unterentwickelten Unterarm haben, den Bereich um den Ellbogen aber eher angeschwollen." Im Corpus Aristotelicum kommt das Wort nur in den *Phgn.* vor, an unserer Stelle und in 813ᵃ11. Weshalb dieses Merkmal allerdings auf Würfelspieler und Tänzer angewandt wird, ist nicht klar (Degkwitz 1988: 118 Anm. 2 vermutet ohne weitere Begründung: „Möglicherweise ist bei beiden an eine wieselhafte Motorik ihrer Arme gedacht.")

808ᵃ32f. „Schmähsüchtig (sind die), deren Oberlippe hochsteht; in der Erscheinung nach vorne geneigt; rötlich" (φιλολοίδοροι οἷς τὸ ἄνω χεῖλος μετέωρον· καὶ τὰ εἴδη προπετεῖς, ἐπίπυρροι): Schmähsucht ist bei Aristoteles, *EE* II.3, 1221ᵇ12–15 ebenso wie die Bereitschaft zum Zuschlagen eine Form zorniger Strafwut, kann aber laut [Arist.] *Probl.* III.27, 875ᵃ33–40 auch mit leichter Trunkenheit einhergehen. Nach *Hist. an.* IX.1, 608ᵇ10f. ist Schmähsucht besonders den Frauen zu eigen (auch dort übrigens, wie in *EE,* verbunden mit der Bereitschaft zuzuschlagen: φιλολοίδορον μᾶλλον καὶ πληκτικώτερον). Zu den Eigenschaften des weiblichen Geschlechts in den *Phgn.* s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158.

Die hochstehende Oberlippe gilt auch in Traktat B als Kennzeichen des Schmähsüchtigen, und zwar unter Hinweis auf die Hunde; s. Anm. zu 811ᵃ26–28. Diese Stelle und unser Lemma sind die einzigen Stellen in den *Phgn.*, die Schmähsucht behandeln.

Eine leichte Neigung nach vorne und rötliche Hautfarbe sind in 807ᵇ31f. auch Kennzeichen des Unverschämten (s. Anm. zu 807ᵇ28–33), zu dessen negativen Eigenschaften demnach offensichtlich auch die Schmähsucht gezählt werden muß. Die rötliche Hautfarbe läßt sich an unserer Stelle mit der Erhitzung im Zorn erklären (vgl. Anm. zu 806ᵇ30f. zum Jähzorn, der ja laut *EE* Schmähsucht begünstigt).

808^{a}33 „Mitleidig" (ἐλεήμονες): An zahlreichen Stellen aus den Rednern und Dramatikern läßt sich nachweisen, wie verbreitet es in der Rhetorik war, Mitleid zu erzeugen, um Entscheidungen (sogar gegen das Recht) zu bewirken: Redner erregen im eigenen Interesse Mitleid, warnen aber gleichzeitig davor, es dem Prozeßgegner entgegenzubringen (vgl. die Ausführungen in Arist. *Rhet.* II.8, 1385^{b}10–1386^{b}7). Mitleid gilt damit als ambivalenter Affekt, dem nachzugeben nicht immer ratsam ist (vgl. Dover 1974: 195-200).

In der *Historia animalium* wird bei den generellen Unterschieden der Geschlechter (IX.1, 608^{b}8–11; vgl. Einl. Kap. III.3, S. 141f.) hervorgehoben, daß „die Frau mitleidiger ist als der Mann und eher geneigt, viele Tränen zu vergießen" (γυνὴ ἀνδρὸς ἐλεημονέστερον καὶ ἀρίδακρυ μᾶλλον). Das in den *Phgn.* genannte Merkmal, daß die Mitleidigen „immer weinen" (ἀεὶ δακρύουσιν) greift auf denselben Gedanken zurück, zumal sie in etlichen Eigenschaften als weibliche Typen erscheinen (wenn dies auch nicht explizit gesagt wird): die helle Hautfarbe ist ein eindeutiges Merkmal von Frauen, ebenso die Zierlichkeit (s. die Beschreibung des Panthers als Prototyp des Weibchens in 809^{b}36–810^{a}8; vgl. auch *Gen. an.* I.19, 727^{a}16: Weibchen sind γλαφυρώτερα als Männchen), und die Tatsache, daß der Mitleidige weibliche Kinder zeugt, kann nach der aristotelischen Zeugungslehre ebenfalls mit seiner weiblichen Natur in Verbindung gebracht werden: Wenn der männliche Same bei der Befruchtung nicht genügend Hitze aufbringt zu einer vollkommenen Verkochung, sondern der aufgrund der weiblichen Konstitution feuchte und kalte Uterus dominiert, dann entsteht ein weiblicher Embryo (*Gen. an.* IV.1, 765^{b}35–766^{b}28). Diese Theorie steht möglicherweise im Hintergrund der Erwähnung der weiblichen Kinder; sie ist aber nicht so vordringlich, daß der Verfasser der *Phgn.* einen Widerspruch darin gesehen hätte, den Mitleidigen ausdrücklich als „hitzig" zu kennzeichnen (nach der Aristotelischen Zeugungslehre müßte er ja eher kalt sein).

Weinen ist in verschiedenen Kontexten mit Mitleid verbunden, so spricht Gorgias in der *Helena* von ἔλεος πολύδακρυς („tränenreiches Mitleid", Gorg. *fr.* 82 B 11,9 D.-K.); Platons Ion sagt, wenn er eine mitleiderweckende Passage rezitiere, füllten sich seine Augen mit Tränen, so wie sich ihm auch die Haare aufstellten und sein Herz aus Furcht schneller schlüge, wenn es eine schreckenerregende Passage sei (ἐγὼ γὰρ ὅταν ἐλεινόν τι λέγω, δακρύων ἐμπίμπλανταί μου οἱ ὀφθαλμοί· ὅταν τε φοβερὸν ἢ δεινόν, ὀρθαὶ αἱ τρίχες ἵστανται ὑπὸ φόβου καὶ ἡ καρδία πηδᾷ, Plat. *Ion* 535c5–8).

808^{a}37–^{b}2 „Ihre Kennzeichen... der Unverschämte" (τούτων δὲ σημεῖα... ἀναιδής): Ein derartiger Zusatz ist innerhalb von Katalog A einzigartig: es werden weitere Charaktertypen genannt, die zugleich mitleidig sind. Eine Verbindung mehrerer Charaktertypen, die eine weitere Charaktereigenschaft gemeinsam

haben, wird in 807^a3–12 unter dem Aspekt des logischen Schlußverfahrens besprochen: s. Anm. *ad loc.*

Von den hier genannten Typen werden der Weise in den *Phgn.* nicht mehr, der Ungebildete nur noch einmal erwähnt (er hat ein kleines Gesicht, wie das Schwein; 811^b28f.). Der Feige und der Anständige werden in Katalog A in eigenen Lemmata behandelt (s. Anm. zu 807^b4 und 807^b33); eine Verbindung der Charaktertypen untereinander durch die genannten Körpermerkmale ist allerdings auszuschließen, da sich nur eine einzige Übereinstimmung findet: der Feige hat eine bläßliche Gesichtsfarbe (περὶ τὸ πρόσωπον ὕπωχρος, 807^b6f.), der Mitleidige eine weiße (808^a34).

808^b2 „der Ungelehrige" (⟨ὁ⟩ ἀμαθής): Ich folge Foersters Ergänzung des Artikels ὁ, der syntaktisch notwendig ist, damit ἀνελέητος als Prädikatsnomen erkennbar ist (vgl. zuvor ἐλεήμων ὁ σοφός, 808^b1).

808^b2–4 „Tüchtige Esser... Nacken" (ἀγαθοὶ φαγεῖν... αὐχένα): s. Anm. zu 810^b16–23.

808^b3 „bis zur Brust" (πρὸς ⟨τὸ⟩ στῆθος): Mit Foerster ergänze ich den Artikel ⟨τὸ⟩.

808^b4–6 „Kennzeichen des Lüsternen... und gierige Augen" (λάγνου σημεῖα... καὶ μάργον): Laut Schmidt (1876: IV,236f.) ist μάργος, hier als Qualität des Auges genannt, ein Oberbegriff: ‚der von einem wilden Naturtrieb erfaßte und von ihm beherrschte'; wenn damit der Geschlechtstrieb gemeint ist, findet der Unterbegriff λάγνος ‚geil' Anwendung. So definiert Aristoteles in der *Eudemischen Ethik* λαγνεία ‚Geilheit', ‚Lüsternheit' als einen Teil der Zuchtlosigkeit (ἀκολασία), deren andere Teile „Trunksucht, Gefräßigkeit, Feinschmeckerei und derartiges" sind (*EE* III.2, 1231^a18–22). In diesem Sinne verwendet auch Xenophon das Wort, wenn er als Formen niedriger Triebbefriedigung „Magen, Schlaf und Lüsternheit" aufzählt (*Mem.* 1,6,8).

Im vierten Buch der unter Aristoteles' Namen laufenden *Problemata physica*, „Was den Geschlechtsverkehr betrifft", ist ein Kapitel der Frage gewidmet: „Warum sind sowohl die Vögel als auch die Menschen mit dichtem Haarwuchs lüstern?" (*Probl.* IV.31, 880^a34–$^b7$) Diese Kombination läßt an die Analogie zwischen dem dichten Gefieder der Vögel und dem dichten Haarwuchs der Säugetiere denken (vgl. Anm. zu 806^b11–13), was in den Stellen zur Lüsternheit in den *Phgn.* Bestätigung findet: Das auffallendste Merkmal des Lüsternen ist seine dichte Behaarung, sowohl allgemein als auch besonders an den Schläfen (beides *h.l.*) und an den Unterschenkeln (unter Hinweis auf die Böcke, 812^b13f.), und als Beispiele werden – neben dem Bock (s. Anm. zu 812^b7f.) und dem Hirsch

(811^{b}2f.; vgl. Anm. zu 806^{b}8) – Vögel (810^{a}31) und darunter insbesondere Hähne (811^{a}37–^{b}2, 812^{b}11f.) und Raben (812^{b}11f.) herangezogen. Die Verbindung geht auf *Gen. an.* IV.5, 774^{a}36–^{b}4 zurück, wo dichte Behaarung als Anzeichen einer großen Menge an überschüssigem Stoff bzw. Rückständen (περίτ-τωμα) gilt, weshalb diese Menschen stärker zum Geschlechtsverkehr neigen und mehr Samen produzieren als andere. Vermehrte Samenproduktion geht nach *Gen. an.* III.1, 749^{b}34–750^{a}4 bei einigen Vogelarten und einigen Menschen auch mit dünnen und schwachen Beinen einher, da bei ihnen die Nahrung, die zur Ausbildung der Beine dienen sollte, in Samen umgesetzt wird; entsprechend dieser Theorie gelten „dünne und sehnige Beine", wie bei den Vögel, in den *Phgn.* 810^{a}30f. als Kennzeichen des lüsternen Menschen. In den *Problemata* wird in drei Stufen eine Begründung für den Zusammenhang zwischen Lüsternheit und dichtem Haarwuchs entwickelt (vgl. Flashar 1962: 468 *ad loc.*): (a:) die große Feuchtigkeit in der Konstitution, (b:) genauer gesagt die starke Verkochung aufgrund innerer Hitze, (c:) genauer gesagt die starke Verkochung (b) der großen Feuchtigkeit (a). Feuchtigkeit in Kombination mit Wärme ergibt nach Aristoteles' Erläuterungen zur Haarbeschaffenheit in *Gen. an.* V.3–6, 781^{b}30–786^{b}6 die physiologische Grundlage für das Wachstum von festem und geradem Haar (vgl. Anm. zu 806^{b}6–18); und genau diese Qualitäten des Haares sind in unserem Lemma für den Lüsternen zweimal festgehalten (für das Haar allgemein und das Haar an den Schläfen).

Die Hinweise auf die Vögel werden in den *Phgn.* allerdings nicht mit dem dichten Gefieder, sondern mit verschiedenen anderen Kennzeichen verbunden: mit den dünnen und sehnigen Beinen der Vögel allgemein (s. o.), mit der besonderen Nasen- bzw. Schnabelform des Hahns (s. Anm. zu 811^{a}37–^{b}2) und mit den glitzernden Augen von Raben und Hähnen (812^{b}11f.). Diese „glitzernden Augen" sind wahrscheinlich dem „glänzenden und gierigen" Auge in unserem Lemma gleichzusetzen. Es ist allerdings zu bemerken, daß in *Hist. an.* I.1, 488^{b}3–6 Wachteln und Hähne als lüstern bezeichnet werden, Raben aber als keusch.

Als weitere Kennzeichen des Lüsternen werden in den *Phgn.* noch die weiße Hautfarbe (*h.l.*) genannt, die auf die Farbe des Feigen und vor allem des weiblichen Geschlechts verweist (vgl. Anm. zu 812^{a}12–15) – der Argumentation von Degkwitz 1988: 124 Anm. 2, die weiße Hautfarbe gehe auf Blässe durch häufigen Geschlechtsverkehr zurück, kann ich nicht folgen –, und die platte Nase des Hirschen (s. Anm. zu 811^{b}2), der auch in *Hist. an.* VII.21, 579^{a}5 als ein „von Natur aus lüsternes" Tier gilt.

808^{b}6–10 Die folgenden drei Lemmata haben das Kriterium der Größe der oberen Körperteile gemeinsam (τὰ ἄνω μείζω oder ἐλάττονα), das sich jeweils mit Stellungnahmen aus Aristotelischen Schriften, besonders aus den *Parva naturalia*, über Zwergwüchsige (νανώδεις) in Verbindung bringen läßt (vgl. Ind.

Aristot. *s.v.* νανώδης, 480^{a}30–45). Bei den Schlafliebenden und den Erinnerungsfähigen ist die Nähe so groß, daß die Schriften *De somno* und *De memoria* mit großer Wahrscheinlichkeit als Vorlagen des Verfassers der *Phgn.* anzusehen sind.

808^{b}6–8 „Schlafliebend... mit gesundem Fleisch" (φίλυπνοι... εὐεκτικὴν σάρκα ἔχοντες): Laut Aristoteles in *De somno* haben alle Lebewesen (im Unterschied zu den Pflanzen) sowohl am Schlaf als auch am Wachen teil. Schlaf wird vor allem durch die warmen Ausdünstungen der feuchten und festen Nahrung nach oben hervorgerufen, die sich dann wie eine Flutwelle umkehren und den ganzen Körper durchströmen (*Somn.* 3, 456^{b}18–34). Kinder schlafen deswegen so fest, weil die ganze Nahrung nach oben strömt; „darauf weist auch die Tatsache, daß in der frühen Kindheit die oberen Körperteile im Verhältnis zu den unteren größer sind (τὸ μέγεθος τῶν ἄνω πρὸς τὰ κάτω), weil eben das Wachstum in diese Richtung geht" (457^{a}3–7). Als schlafliebend (φίλυπνοι) gelten „Menschen mit schwer auffindbaren Adern, zwergwüchsige Menschen (νανώδεις) und Menschen mit großem Kopf. Denn bei den einen sind die Adern eng, so daß sie die herabfließende Feuchtigkeit schwer durchlassen, bei den Zwergwüchsigen und den Menschen mit großem Kopf ist die nach oben drängende Ausdünstung enorm" (457^{a}21–25). Aus diesen Erläuterungen übernimmt der Verfasser der *Phgn.* das Merkmal der großen oberen Körperteile und erschließt außerdem anscheinend die Hitzigkeit, denn eine warme Konstitution fördert die warmen Ausdünstungen der Nahrung. Vermutlich läßt sich auch das gesunde Fleisch mit dieser Theorie in Verbindung bringen, denn das Fleisch dient ja als übermittelndes Medium für die Ausdünstungen, die vom Körper zum Kopf hin aufsteigen.

Den detaillierten physiologischen Zusammenhang zwischen Schlaf und Wärme bzw. Kälte analysiert Wiesner 1978, der auch die seiner Meinung nach früheren und weniger differenzierten Erläuterungen dazu aus *De partibus animalium* II.2 und II.7 heranzieht.

808^{b}7 „[geierartig und]" ([γυπώδεις καί]): Das Merkmal γυπώδης „geierartig" fällt aus der Reihe, weil eine Verbindung zur Schläfrigkeit nicht herzustellen ist. Zudem ist das Wort ein *hapax legomenon* (das Synonym γυποειδής kommt ebenfalls nur ein einziges Mal vor, bei Eusebios, *Praeparatio evangelica* 3,12,3 = Porphyrius περὶ ἀγαλμάτων 10). Rose 1863: 703 konjizierte ὀγκώδεις „aufgeblasen" in Anlehnung an 810^{b}15, wo als Kennzeichen des Geschwätzigen gilt: ἐκ τῶν πλευρῶν περίογκοι „mit großem Umfang des Brustkorbs". Da bei Ps.-Polemon an der entsprechenden Stelle statt dessen ὑπνώδεις „schläfrig" steht, ersetzt Foerster das in allen Handschriften überlieferte γυπώδεις durch ὑπνώδεις. Damit würde jedoch kein Körpermerkmal angegeben, sondern das

Lemma in anderer Formulierung wiederholt; ich halte es daher für unwahrscheinlich, daß ὑπνώδεις im Text gestanden hat. Vielmehr schlage ich vor, Foersters Konjektur zwar zu übernehmen, das Wort aber als Randglosse anzusehen, die eine Variante zu φίλυπνοι gibt (ὑπνώδης ist laut LSJ *s.vv.* verbreiteter als φίλυπνος, das nur bei Theokrit 18,10 und Arist. *Somn.* 457ᵃ22 vorkommt). Das nachfolgende καί ist dann vermutlich von einem Kopisten hinzugefügt worden, um das in den Text geratene ὑπνώδεις syntaktisch anzubinden. Die Entwicklung zu γυπώδεις ließe sich damit erklären, daß ein weiterer Schreiber das sachlich unpassende Wort, das nur das Lemma wiederholt, durch ein ähnlich lautendes Körpermerkmal ersetzt hat. Für diese Annahme spricht, daß von dem fraglichen Merkmal in der lateinischen Übersetzung von Bartholomaeus keine Spur vorhanden ist; in seiner griechischen Vorlage hat also weder ὑπνώδεις καὶ noch γυπώδεις καὶ gestanden. Aufgrund dieser Überlegungen scheint mir die Athetese von γυπώδεις καί notwendig.

808ᵇ8 „⟨Schwatzhaft (sind die), deren obere Körperteile größer sind⟩; zierlich in der Gestalt und dicht behaart am Bauch" (⟨Λάλοι· οἱ τὰ ἄνω μείζω ἔχοντες⟩ καὶ γλαφυροὶ τὰ εἴδη, καὶ δασεῖς τὰ περὶ τὴν κοιλίαν): Zwischen σάρκα ἔχοντες und καὶ γλαφυροὶ fügt Foerster, dem Vorschlag von Schneider und Rose 1863: 703 folgend, die Worte ein: Λάλοι· οἱ τὰ ἄνω μείζω ἔχοντες. Damit werden die folgenden beiden Körpermerkmale nicht mehr dem „Schlafliebenden", sondern dem ergänzten „Schwatzhaften" zugeordnet. Die einzuschiebenden Worte sind sowohl bei Ps.-Polemon 73 als auch beim Anonymus Latinus 113 bezeugt (zur Bewertung dieser Nebenüberlieferung s. Einl. Kap. IV.4, S. 202–208).

Paläographisch dürfte sich der Ausfall der genannten sechs Worte dadurch erklären lassen, daß einem Schreiber ein Zeilensprung vom ersten ἔχοντες zum nächsten unterlaufen ist, was nicht unwahrscheinlich ist. Dieser Fehler muß in der handschriftlichen Überlieferung bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts geschehen sein, in einer gemeinsamen Vorlage aller uns greifbaren Textzeugen, da er sowohl ein Bindefehler der beiden hauptsächlichen Überlieferungszweige der griechischen Handschriften ist als auch in der griechischen Vorlage für Bartholomaeus bereits vorhanden gewesen sein muß (daß Bartholomaeus beim Übersetzen eine Zeile übersprungen haben könnte – die einzige andere Erklärungsmöglichkeit –, halte ich für unwahrscheinlich).

An inhaltlichen Gründen spricht für die Konjektur vor allem das zuletzt genannte Körpermerkmal: Dichte Bauchbehaarung wird in der ersten knappen Auflistung von Korrelationen in 806ᵇ18–21 als Kennzeichen für Schwatzhaftigkeit erwähnt (und etliche der in dieser Auflistung genannten Körpermerkmale finden sich im Katalog A wieder); der Charakterzug Schwatzhaftigkeit wird ansonsten in den *Phgn.* nur noch ein einziges Mal besprochen, und zwar in 810ᵇ14–16, wo ein aufgeblasener Brustkorb als Körpermerkmal genannt und auf

Rinder und Frösche verwiesen wird (s. Anm. *ad loc.*). Die dichte Bauchbehaarung wird als charakteristisches Körpermerkmal aller Vögel bezeichnet, deren charakteristischstes Wesensmerkmal die Schwatzhaftigkeit sei (s. Anm. zu 806ᵇ18–21).

Auch die zierliche Gestalt des Schwatzhaften kann mit dem Hinweis auf Vögel erklärt werden, die in *Part. an.* IV.10, 686ᵇ21–23 als zwergwüchsig bezeichnet werden, was zugleich beinhaltet, daß bei ihnen die obere Körperhälfte größer als die untere ist (686ᵇ3–5); darin unterscheidet sich diese Form von Zwergwuchs von der des Erinnerungsfähigen (vgl. Anm. zu 808ᵇ9f.).

808ᵇ9f. „Erinnerungsfähig (sind die), deren obere Körperteile kleiner, zierlich und eher fleischig sind" (μνήμονες οἱ τὰ ἄνω ἐλάττονα ἔχοντες καὶ γλαφυρὰ καὶ σαρκωδέστερα): Als μνήμων werden Menschen mit gutem Gedächtnis bezeichnet (vgl. Plat. *Men.* 71c8: οὐ πάνυ εἰμὶ μνήμων „ich habe kein gutes Gedächtnis", i.S.v. ‚ich weiß jetzt nicht'), die nichts vergessen – manchmal auch im figurativen Sinn von ‚vergessen und vergeben' (vgl. μνήμονες 'Ερινύες, Aesch. *Prom.* 516). Aristoteles erklärt in *De memoria* 1, 450ᵃ27–32 das Gedächtnis als den Besitz eines Bildes in der Seele, „denn die mit der Wahrnehmung auftretende Bewegung läßt gleichsam einen Abdruck des Wahrnehmungsbildes (τύπον τινὰ τοῦ αἰσθήματος) zurück, wie wenn man mit einem Ring siegelt" (vgl. Platons Bild vom Wachseindruck in *Tht.* 191c8–e1). Von dieser Theorie ausgehend gibt es verschiedene Gründe, weshalb Menschen ein schlechtes Gedächtnis haben (d.h. ἀμνήμονες sind, 450ᵃ32–ᵇ11; vgl. van der Eijk 1997: 251f.): Bei sehr jungen und sehr alten Menschen vergeht der Sinneseindruck (φάντασμα) „wie wenn er in fließendes Wasser gefallen ist", weil sich beide selbst im Fluß befinden; die einen aufgrund des Wachstums, die anderen, weil sie dahinschwinden. Ähnlich haben weder allzu schnelle noch allzu langsame Menschen ein gutes Gedächtnis, weil die einen zu feucht, die anderen zu trocken sind: Bei ersteren bleibt der Sinneseindruck nicht in der Seele haften, bei den anderen heftet er sich gar nicht erst an. Am Ende des Traktats heißt es außerdem, Leute, deren obere Körperteile größer sind (οἱ τὰ ἄνω μείζω ἔχοντες), und Zwergwüchsige (νανώδεις, deren Oberkörper ebenfalls verhältnismäßig groß ist, vgl. *Part. an.* IV.10, 686ᵇ3–5) haben ein schlechtes Gedächtnis, „weil auf ihrem Wahrnehmungsorgan großes Gewicht lastet und die Bewegungen nicht von Anfang an ihre Richtung beibehalten können, sondern in verschiedene Richtungen gehen und beim Erinnerungsprozeß nicht geradlinig vorankommen" (*Mem.* 2, 453ᵃ31–4). Auf diese Argumentation bezieht sich in den *Phgn.* das Kriterium der kleineren oberen Körperteile, das analog formuliert ist: οἱ τὰ ἄνω ἐλάττονα ἔχοντες.

Ein gutes Gedächtnis ist nur an unserer Stelle ein eigenes Charaktermerkmal und wird nirgends sonst in den *Phgn.* behandelt. Ausgehend von der aristoteli-

schen Theorie zum Gedächtnis ist jedoch der Erinnerungsfähige eng mit dem Wahrnehmungsfähigen verbunden, der in den *Phgn.* mehrfach vorkommt (s. Anm. zu 811^{a}5-10); sein Gegenteil, der Stumpfsinnige, wird sogar noch öfter und ausführlicher besprochen (s. Anm. zu 807^{b}19).

Als „zierlich" (γλαφυρός) gelten in den *Phgn.* auch der Mitleidige (808^{a}34) – der ja dieselben Körpermerkmale mit verschiedenen anderen Charaktertypen teilt, unter anderem werden ausdrücklich „die mit dem ewigen Gedächtnis" erwähnt (ἀειμνήμονες, 808^{a}37) – und der Schwatzhafte (808^{b}8); allein beim Erinnerungsfähigen ist dieses Merkmal jedoch ausschließlich auf die oberen Körperteile bezogen. Überraschend ist allerdings, daß sie als zierlich und zugleich fleischig gekennzeichnet werden, denn Fleischigkeit ist das Hauptmerkmal des Stumpfsinnigen (s. Anm. zu 807^{b}19), und entsprechend der oben umrissenen Gedächtnistheorie in *De memoria* ist eine gute Wahrnehmung Voraussetzung für den Verbleib eines Abdruckes des Sinneseindrucks in der Seele.

Traktat B

Aufbau von Traktat B (808^{b}11–814^{b}9): Der zweite Teil der *Phgn.*, der als Traktat B bezeichnet wird, setzt sich ebenso wie Traktat A aus den zwei formal unterschiedenen Bestandteilen Diskurs und Katalog zusammen, allerdings in einer etwas komplexeren Struktur: der Katalog wird von einem längeren und einem sehr kurzen diskursiven Teil eingerahmt. Die diskursiven Teile lassen sich wie folgt gliedern:

I	808^{b}11–30	Voraussetzung: gegenseitige und gleichzeitige Beeinflussung von Körper und Seele
II	808^{b}30–809^{a}1	Unterscheidung zwischen charakteristischen und gemeinsamen Charakterzügen
III	809^{a}1–25	Fähigkeiten des Praktikers: Übung, Prinzip des ‚Gesamteindrucks', syllogistische Methode
IV	809^{a}26–810^{a}13	Geschlechterdifferenz allgemein; Löwe als männlicher und Panther als weiblicher Prototyp von ἀνδρεία
– Katalog: 810^{a}14–814^{a}5 –		
V	814^{a}5–^{b}9	Zusammenfassung der wichtigsten Kriterien: ‚Gesamteindruck', Geschlechterdifferenz und Hierarchie der Zeichenbereiche

Die Abschnitte I–III sind jeweils relativ kurz und nehmen mit nur 52 Bekker-Zeilen zusammen weniger Raum ein als der vierte Abschnitt allein (67 Bekker-Zeilen), der selbst wiederum in drei eng zusammenhängende Teile zerfällt. Die letzten dreizehn Zeilen des Traktats (Abschn. V) fassen kurz die Kriterien zu-

sammen, anhand derer im langen Katalog Korrelationen zwischen Körper- und Charakterzügen aufgestellt werden.

Inhaltlich greift der einleitende Methodenteil von Traktat B wesentliche Argumente aus dem entsprechenden Teil von Traktat A auf, diskutiert sie jedoch nicht theoretisch, sondern weist sie an Beispielen aus der praktischen Anwendung nach. Die Grundvoraussetzung der Physiognomik, die wechselseitige Beeinflussung von Seele und Körper, wird auch hier als Eingangsthese konstatiert und um einen neuen Aspekt ergänzt: Die gegenseitige Einflußnahme geschieht gleichzeitig (Abschn. I). Anschließend werden weitere theoretische (Abschn. II) und praktische (Abschn. III) Vorüberlegungen angestellt. Neu ist in Traktat B die zentrale Rolle der Geschlechterdifferenz, die im langen Abschnitt IV nicht nur allgemein dargestellt, sondern auch in einer ausführlichen Beschreibung von Charakter und Aussehen der Prototypen für beide Geschlechter, des Löwens und des Panthers, exemplifiziert wird. Dieser Teil ist eine formale Mischform aus deskriptiver Auflistung von Merkmalen und diskursiver Erörterung ihrer Bedeutung und bildet so die Überleitung von der diskursiven Einführung (Abschn. I–III) zum langen Katalog (810^{a}14–814^{a}5), der mit rund acht Bekker-Spalten fast die Hälfte der ganzen Schrift ausmacht. Er ist im Unterschied zum Katalog in Traktat A nicht nach Charakterzügen (Signifikaten), sondern nach Körperzügen (Signifikanten) angeordnet und gibt fast zu jeder Zuordnung eine Erklärung an (in Form eines Hinweises auf eine Tierart, auf die Geschlechter oder auf den ‚Gesamteindruck', s. Anm. zu 809^{a}13).

Abschnitt I: 808^{b}11–30 Zu Beginn des zweiten Teils der *Physiognomonica* wird, ähnlich wie zu Beginn von Traktat A, der enge wechselseitige Zusammenhang von Körper und Seele als zentrale Voraussetzung der Physiognomik genannt. Dabei werden jeweils ähnliche Begründungen angeführt wie in Traktat A (805^{a}1–18). Dort stellt der Verfasser fest, daß erstens körperliche Vorgänge (z.B. Rausch und Krankheit) die Seele beeinflussen und umgekehrt seelische (z.B. Affekte und Emotionen) den Körper, und daß zweitens an den Tiergattungen zu sehen ist, daß eine bestimmte Wesensart in einer jeweils bestimmten äußeren Gestalt verkörpert ist. Hier findet sich die erste Begründung wieder, allerdings nur kurz angedeutet und nicht weiter ausgeführt (808^{b}11–17), und wird um den weiteren Aspekt der zeitlichen Dimension ergänzt: Die Wechselwirkung ist mit Gleichzeitigkeit der Vorgänge an Körper und Seele verbunden (obwohl sie auch bestünde, wenn sie nicht gleichzeitig beendet wären; 808^{b}17–30).

808^{b}11 „Meiner Meinung nach" (Δοκεῖ δέ μοι): Nur an fünf Stellen in den *Phgn.* spricht der Verfasser von sich selbst in der ersten Person (Trakt. A: 806^{a}27: νῦν ἐρῶ; Trakt. B: *h.l.*, 809^{a}26: πειράσομαι, 809^{a}38: δοκεῖ δέ μοι, 811^{a}1: ταὐτὰ λέγω). Dabei handelt es sich bei den drei Verben in der ersten Per-

son Singular um eine Art Regieanweisung der Argumentation (im Sinne von: ‚ich werde jetzt sagen...‘) und bei dem zweimal verwendeten unpersönlichen Ausdruck δοκεῖ δέ μοι ‚mir scheint‘, ‚meiner Meinung nach‘ um eine topische Formel der Bekräftigung.

Durch die Stellung dieser Formal an die Spitze des ersten Satzes von Traktat B wird die folgende These besonders betont, so wie auch zu Beginn von Traktat A die entscheidende Voraussetzung als emphatisch vorangestellter Subjektssatz formuliert war (vgl. Anm. zu 805a1: ὅτι). Die ersten Sätze beider Traktate entsprechen sich also nicht nur inhaltlich, sondern auch ihrer rhetorischen Struktur nach, obwohl der Wortlaut unterschiedlich und der Eingangssatz von Traktat B kürzer ist.

Der Anonymus Latinus gibt in § 2 eine Paraphrase dieses Satzes: „ceteri autem tam figuratricem corporis animam esse arbitrantur ⟨per συμπάθειαν⟩ quam ex qualitate corporis animam speciem mutuari“ („die anderen [vorher war Loxus namentlich genannt, also sind jetzt Aristoteles und Polemon gemeint] sind der Meinung, die Seele sei ebenso durch Mitempfinden die Gestalterin des Körpers, wie sie aus der Beschaffenheit des Körpers ihre Form entlehne“); als Analogie führt er an, daß verschiedene Blasinstrumente, auch wenn sie mit demselben Atem geblasen werden, unterschiedlich klingen.

808b11 „die Seele und der Körper“ (ἡ ψυχή τε καὶ τὸ σῶμα): Dieses Gegensatzpaar ist die übliche Formulierung für das zu Beginn von Traktat A mit διάνοια und σῶμα bezeichnete Begriffspaar; s. Anm. zu 805a1. Der Begriff ψυχή wird dabei im folgenden durch ἡ τῆς ψυχῆς ἕξις ‚Zustand der Seele‘ (808b12, 14) präzisiert, eine gegenüber Traktat A neue Formulierung.

Bekker folgt mit der Auslassung von τε dem Marc. IV.58 (K) und den von ihm abhängigen Handschriften; da aber τε καὶ in den vier Mss. des anderen Überlieferungszweiges (F, H, D, L), übereinstimmend bezeugt ist, setzen Foerster und Prantl es zu Recht in ihren Text.

808b11f. „stehen... in Wechselwirkung miteinander“ (συμπαθεῖν ἀλλήλοις): Das Verb συμπαθεῖν – ein *hapax legomenon* im Corpus Aristotelicum (s. Ind. Arist. 716b26) – und das wenige Zeilen später in 808b19 verwendete Adjektiv συμπαθής werden vom selben Wortstock gebildet wie das Partizip συμπάσχον in der Einleitung von Traktat A (805a6; vgl. dort auch die Formulierung οὐκ... ἀπαθεῖς, 805a1f.).

Die Verwendung von συμπαθεῖν im programmatischen ersten Satz von Traktat B ist eine Bezugnahme auf συμπάσχειν aus der Einleitung zu Traktat A (vgl. Anm. zu 805a6) bzw. direkt auf Aristoteles' Diskussion der logischen Voraussetzungen der Physiognomik in *Analytica priora* II.27; vgl. Einl. Kap. III.2, S. 127f.

808^{b}12–14 „und wenn... den Zustand der Seele" (καὶ ἡ... ἕξιν): Dieser kurze Satz faßt zusammen, was in Traktat A im ganzen ersten Abschnitt (805^{a}1–18) anhand von drei Beispielen erörtert wird: die wechselseitige Beeinflussung von Seele und Körper. Zur größeren Präzision an unserer Stelle trägt die zweimalige Verwendung des Ausdrucks ἀλλοιουμένη συναλλοιοῖ ,wenn X sich ändert, verändert es auch Y' bei. Dieser Vorgang ist in Traktat A umständlicher umschrieben (z.B.: ἐξαλλάττειν ὑπό „sich verändern durch", 805^{a}4f.; ἀλλήλοις αἴτια γίνεσθαι „einander Ursache werden für", 805^{a}10f.). Das in Traktat B verwendete Verb συναλλοιοῦν kommt im Corpus Aristotelicum neben unseren beiden Stellen nur noch einmal (*Ep.* 1,7) vor und ist im TLG nach zwei weiteren Stellen bei Theophrast (*Caus. plant.* 2,14,3; 5,17,5) und acht bei Galen erst wieder in der Spätantike nachweisbar. Es ist also anscheinend entweder an unserer Stelle oder von Theophrast gepräg worden und gibt präzise den Begriff der Reziprozität wieder, der schon im Pronomen ἀλλήλοις am Ende des ersten Satzes anklang (vgl. Raina 1993: 82 Anm. 51).

808^{b}14–17 „Denn da... heiter" (ἐπειδὴ γάρ... ἱλαροί): Im Traktat B wird nur ein einziges Beispiel als Beweis für die Eingangsthese angeführt: der finstere bzw. heitere Gesichtsausdruck dessen, der betrübt ist bzw. sich freut (zum finsteren Gesichtsausdruck des Betrübten s. Anm. zu 812^{a}2–4). Ein solches Beispiel wäre in Traktat A allerdings abgelehnt worden, da dort die Unzuverlässigkeit des Zeichenschlusses aus dem Gesichtsausdruck ausführlich mit drei Argumenten begründet wird (s. 805^{a}33–^{b}10). Das zweite Gegenargument wird dort mit einem Beispiel belegt, dem das an unserer Stelle ausgeführte erstaunlich nahe steht: der Betrübte (δυσάνιος) könne zeitweise gute Laune haben und dann den Gesichtsausdruck des Heiteren (εὔθυμος) tragen, und umgekehrt (805^{b}6–9).

808^{b}17–30 „Wenn es nun... auf ein bestimmtes ,Selbes' ist" (εἰ μὲν οὖν... δηλωτικά): Mit der Partikelkombination εἰ μὲν οὖν, die häufig einen argumentativen Neueinsatz markiert, wird wiederum ein neuer Gedanke angeschlossen. Seele und Körper stehen nicht nur in einer Wechselwirkung miteinander, sondern diese Wechselwirkung vollzieht sich darüber hinaus auch noch gleichzeitig. Dieser Gedanke wird argumentativ in der Art eingeführt, daß zunächst seine Negation angenommen wird (εἰ μὲν οὖν..., 808^{b}17) – der Irrealis (ἦν μὲν ἄν, 808^{b}18) erweist die Satzaussage jedoch schon hier als nicht zutreffend. Sie wird auch sogleich durch die gegenteilige Behauptung widerlegt (νῦν δὲ..., 808^{b}20), die wiederum durch das Beispiel der Heilung vom Wahnsinn nachgewiesen wird (808^{b}20–26). Damit ist die eigentliche These bestätigt und der Gedankengang abgeschlossen, was formal darin zum Ausdruck kommt, daß die Formulierung der negierten These: οὐ μέντοι συνδιατελοῦντα ἀλλήλοις („freilich in einer nicht gleichzeitig zu Ende gehenden (Wechselwirkung)"; 808^{b}19) jetzt affirmativ

wieder aufgegriffen wird: δῆλον ὅτι συνδιατελοῦσιν ἀλλήλοις („ist es offensichtlich, daß sie bis zum Ende miteinander (in Wechselwirkung stehen)", 808^b27).

Foerster hält den ganzen ersten Satzteil für korrupt, was aber nach der Überlieferungslage nicht nötig ist. Der Text ist in zwei Versionen überliefert, von denen sich Bekker für diejenige der Codices Marc. 263 (D) und Harl. (L) entscheidet: εἰ μὲν οὖν ἦν τῆς ψυχῆς λελυμένης ἔτι τὴν ἐπὶ τοῦ σώματος μορφὴν μένειν. Der Marc. IV.58 (K) hingegen liest: εἰ μὲν οὖν ἔτι τῆς ψυχῆς λελυμένης τὴν ἐπὶ τοῦ σώματος μορφὴν οὖσαν, was im Griechischen jedoch keinen Sinn ergibt, da ein finites Verb fehlt. Ausgehend von der Übersetzung des Bartholomaeus: „si quidem igitur adhuc anima dissoluta formam in corpore existentem contingit dissolvi" (nach anderer Lesart allerdings: „...corpore existente continget dissolvi"), vermutet Foerster, daß nach οὖσαν eine Verbgruppe συνέβη λύεσθαι ausgefallen sein könnte. Auch dann ist die Konstruktion aber im Griechischen unbefriedigend und ebenso schwer zu verstehen wie das Latein des Bartholomaeus, weil ein Subjekt fehlt. Ich halte es für unproblematisch, der gut bezeugten und gut verständlichen Lesart zu folgen, die Bekker in seinen Text aufgenommen hat.

808^b17 „nachdem die Seele sich (von einem bestimmten Affektzustand) gelöst hat" (τῆς ψυχῆς λελυμένης): Der in der vorangegangenen Anmerkung nachvollzogene Argumentationsgang macht deutlich, daß unter der ‚Lösung' der Seele hier ebenso wie unter der des Körpers in 808^b25 ihre Befreiung von einem bestimmten Einfluß (im Beispiel: vom Wahnsinn) gemeint sein muß. Diese Deutung vertreten Kreuz: „bei Befreiung der Seele von einem solchen Zustande", Loveday/Forster: „after the soul had got rid of these emotions", Hett: „after the soul was released from these emotions", und Raina: „anche dopo che l'animo si fosse liberato dalle emozioni". Falsch verstehen dagegen Schneidewin und Gohlke die Stelle als „Auflösung der Seele", d.h. als Tod. Schneidewin unterbricht hier sogar seine Übersetzung für einen langen Exkurs über die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele in der Physiognomik (wo sie keine Rolle spiele) und bei Aristoteles (der sie nicht eindeutig beantworte), gibt am Ende aber zu, ihr Auftreten im vorliegenden Kontext nicht zu verstehen und die ganze Passage am liebsten tilgen zu wollen (Schneidewin 1929: 45–47).

808^b21 „dürfte... werden" (⟨ἂν⟩ γένοιτο): Der reine Optativ γένοιτο, der im *consensus codicum* überliefert ist, muß mit Foerster durch die Einfügung von ἄν zu einem Potentialis emendiert werden. Diese Annahme wird durch Bartholomaeus unterstützt, der das Verb im Futur „fiet" übersetzt. Der Ausfall der Modalpartikel ἄν nach δῆλον läßt sich leicht durch Haplographie erklären, vor allem in Schriften mit großer Ähnlichkeit zwischen α, σ und ο, wie sie einige

Formen der byzantinischen Minuskeln und Kursiven vom 11. bis 13. Jh. n. Chr. aufweisen (namentlich der sog. ‚Fettaugenstil', vgl. Hunger 1961: 96–104). Da die erhaltenen Codices erst nach dieser Zeit einsetzen, ist es gut möglich, daß sich die Verschreibung in einer nicht erhaltenen gemeinsamen Vorlage unserer gesamten Überlieferung in diesem Zeitraum ereignete.

808^{b}22 „und dennoch" (καὶ): Ich folge Kreuz in der adversativen Auffassung von καὶ. Sie unterstreicht den logischen Gegensatz, daß die Ärzte eine Krankheit der Seele durch eine Therapie des Körpers kurieren.

808^{b}21–26 „Wahnsinn scheint... befreit worden" (μανία γὰρ... ἀπήλλακται): Wahnsinn wurde, wie auch andere Geisteskrankheiten, in nicht-medizinischen Kontexten oft als von den Göttern gesandte Verblendung oder auch Begabung (z.B. mit Sehergabe oder Dichtkunst) angesehen (Stellen bei Lloyd 1987: 21 Anm. 67). Die rationalistischen Ärzte seit den hippokratischen Schriften jedoch fanden andere Erklärungen, nach denen Wahnsinn – wie alle inneren Krankheiten – auf eine Störung des Gleichgewichts der Kräfte im Körper zurückzuführen sind. Auch Geisteskrankheiten entstehen nach dieser Vorstellung aus somatischen Ursachen und können daher durch eine Behandlung des Körpers therapiert werden.

Als Beispiel sei nur ein einziges der zahlreichen Erklärungs- und Therapiemodelle kurz erwähnt: Der Verfasser der hippokratischen Schrift *De morbo sacro* 18 hält ein Übermaß an Schleim oder Galle, die vom Gehirn herab durch die Blutadern in den Körper fließen, für die Ursachen von Wahnsinn. Dabei unterscheidet er zwei verschiedene Formen anhand unterschiedlicher Symptomkomplexe: Wenn der Patient sich ruhig und friedlich verhält, geht sein Wahnsinn auf Schädigung des Hirns durch Schleim zurück, wenn er schreit und sich wehrt, durch gelbe Galle. Als therapeutisches Eingreifen wird ganz allgemein eine Ernährung empfohlen, die den Einfluß der krankhaften Säfte ausgleicht (*Morb. sacr.* 19). Ein ähnliches Bild wird in [Arist.] *Probl.* I.12, 860^{b}21–25 entworfen: Wahnsinn entsteht, wenn bei Menschen, die von Natur aus schwarze Galle in sich haben, diese an die Oberfläche kommt, weil die anderen Säfte durch Trockenheit und Wärme (z.B. jahreszeitlich bedingt) ausgetrocknet sind (zur Melancholie s. Flashar 1966 und Eijk 1990).

Vgl. zum Wahnsinn und anderen Geisteskrankheiten in der griechischen Medizin, Philosophie und Literatur die beiden umfassenden Studien von Pigeaud 1981 und 1987 sowie, aus medizinischer Sicht, Simon 1978.

808^{b}29 „alles Ähnliche" (ἅπαντα ὅμοια): Bekker liest mit den Codices Marc. IV.58 (K) und Harl. (L) ἅπαντα, aber die im Marc. 263 (D) bezeugte Lesart ἅπαντα ὅμοια ist vorzuziehen; sie wird auch durch Bartholomaeus bestätigt:

„omnia similia". Foerster (der zusätzlich ⟨τὰ⟩ einfügt), Prantl und Hett nehmen sie in den Text; ich schließe mich ihnen an. Von den Übersetzern folgt allein Gohlke dem Bekker-Text und schreibt: „so daß alles an einem Tier dieselbe Einheit zum Ausdruck bringt", was allerdings m.E. den vagen Ausdruck τὸ αὐτό τι am Ende des Satzes als ‚dieselbe Einheit' überinterpretiert: es ist vielmehr ein eher undefiniertes ‚bestimmtes Selbes' gemeint.

Die Übersetzungen interpretieren den Sachverhalt unterschiedlich und engen den Text dabei jeweils in eine bestimmte Richtung ein. Kreuz sieht einen Gegensatz zwischen Außen und Innen: „so daß alles an den Thieren äußerlich Ähnliche etwas anzeigt, was innerlich *eins und dasselbe* ist". Loveday/Forster und Hett scheinen derselben Deutung anzuhängen: „so that all the resemblances in animals are indicative of some identity" (die Übersetzung von Hett unterscheidet sich nur unwesentlich: „so that all similarities... are evidence..."). Raina weicht davon ab und bleibt, dem Griechischen angemessener, offen: „sicché tutte le somiglianze che si riscontrano tra gli animali sono indicative di una medesima caratteristica."

Abschnitt II: 808^{b}30–809^{a}1 Der Verfasser geht unvermittelt zu einer Diskussion über, die ganz offensichtlich von Traktat A angeregt ist, und weist auf die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen ‚charakteristischer' und ‚gemeinsamer' Eigenschaft hin. In der ausführlichen Diskussion der logischen Bedeutung dieser Differenzierung in Traktat A 805^{b}15–27 war sie allerdings nicht, wie hier, auf die Eigenschaft (πάθη) angewandt, sondern auf deren Indizien (σημεῖα). In Traktat B wird davon also auf einer anderen Ebene gehandelt: Die Korrelation zwischen Signifikat und Signifikant ist vorausgesetzt, es geht hier vielmehr um die Tatsache, daß die Begriffe ‚charakteristisch' und ‚gemeinsam' ein Gegensatzpaar bilden. Dies wird an Beispielen exemplifiziert, die ausschließlich Charakterzüge sind – daß es dafür jeweils entsprechende Körpermerkmale gibt, wird stillschweigend vorausgesetzt.

Diesen Unterschied zu Traktat A kann man auf zwei gegensätzliche Arten erklären: Entweder hat der Verfasser von Traktat B nicht verstanden, worum es in Traktat A eigentlich ging, oder er setzt die Ergebnisse aus Traktat A einfach voraus und ruft sie nur anhand seiner beiden Beispiele noch einmal in Erinnerung. In beiden Fällen muß der Verfasser von Traktat B den Text von Traktat A gekannt haben. Für die zweite Deutung spricht der Satz, der den Abschnitt zusammenfaßt: „Wie also das Gemeinsame und das Charakteristische unterschieden werden müssen, ist gesagt worden." Da dies in den wenigen vorangegangenen Zeilen eben nicht genau erklärt wurde, muß darin wohl eine Bezugnahme auf Traktat A gesehen werden.

Zur Frage der Stellung der beiden Traktate zueinander s. Einl. Kap. IV.1–2.

808^{b}31 „Eigenschaften" (πάθη): Das Wort πάθη bzw. παθήματα konnte sich in Traktat A, im allgemeinen Sinn von ‚Vorgänge' gebraucht, auf die Seele ebenso wie auf den Körper beziehen (s. Anm. zu 805^{a}5); hier hingegen wird im folgenden terminologisch unterschieden zwischen τὰ ἔργα τῆς ψυχῆς ‚die Betätigungen der Seele' (808^{b}32; vgl. διαπράττεσθαι ‚tun', 808^{b}30) und τὰ πάθη κατὰ τὸ σῶμα ‚der körperliche Zustand' (808^{b}32f.). Die Aussage ist aber an beiden Stellen dieselbe, was auch daran deutlich wird, daß hier sozusagen als Themenangabe zu Beginn des Abschnittes von πάθη gesprochen wird.

808^{b}35 „der Tiere mit Nackenmähne und Schweif" (τῶν μὲν οὖν λοφούρων): Etymologisch ist das Adjektiv λόφουρος von λόφος ‚Nacken (von Zugtieren und Menschen)', ‚Helmbusch', ‚Hügel' abgeleitet (vgl. Dict. étym. und Etym. Lex. *s.v.*); keines der einschlägigen Wörterbücher gibt jedoch eine wörtliche Übersetzung an, wie ich sie hier versuche. Dabei orientiere ich mich an der Definition des Eustathios im Ilias-Kommentar 4,776,3: λόφουρα ζῷα τὰ οὐρὰν καὶ λοφιὰν ἔχοντα (λόφουρα sind Tiere, die einen Schweif und im Nacken eine Mähne haben"). Um welche Tiere es sich dabei im einzelnen handelt, gibt Aristoteles an, der in der *Historia animalium* λόφουροι als eine Art (neben den anderen Arten Mensch, Löwe, Hirsch, etc.) innerhalb der Klasse von lebendgebärenden Vierfüßern bezeichnet und als Vertreter der Art aufzählt: Pferd, Esel, Maultier, Maulesel, Ginnos (eine Art Halbesel) und syrischer Halbesel (*Hist. an.* I.6, 490^{b}34–491^{a}4). Ein Oberbegriff für λόφουροι ist in anderen Kontexten ὑποζύγια ‚Zugtiere' (vgl. Theophr. *Hist. plant.* 5,7,6 und [Arist.] *Probl.* X.44, 895^{b}12–23); LSJ *s.v.* geben daher keine wörtliche Übersetzung des Begriffes an, sondern definieren ihn als „pack-animal". Aubert/Wimmer 1868: I,213 weisen darauf hin, daß diese Gruppe in der modernen zoologischen Klassifizierung den Einhufern (Solidungula) entspricht.

808^{b}36f. „bei den Hunden das Schimpfen" (ἐπὶ μὲν τῶν κυνῶν τὸ λοίδορον): Das Adjektiv im Neutrum τὸ λοίδορον muß, wie LSJ *s.v.* 2 angeben, hier wie das Nomen λοιδορία ‚Schimpfen' aufgefaßt werden. Im Corpus Aristotelicum wird das Nomen dreimal verwendet (laut Ind. Arist. 437^{b}43f.), das Adjektiv ist jedoch ein *hapax legomenon*; vermutlich in formaler Analogie zum parallelen τὸ ἄλυπον, für das zwar auch das Nomen ἀλυπία hätte gesetzt werden können, das aber immerhin auch außerhalb unserer Stelle nachweisbar ist (bei Plat. *Rep.* 9, 585a4 als Gegensatz zu λυπή).

Zum Hund s. Anm. zu 807^{a}19, zu seiner Verbindung mit Schmähsucht s. Anm. zu 811^{a}26–28.

808^{b}37 „bei den Eseln die Unbetrübtheit" (ἐπὶ δὲ τῶν ὄνων τὸ ἄλυπον): Zum Esel s. 811^{a}25f. Die Eigenschaft „unbetrübt" (ἄλυπον) wird in den *Phgn.* nur

hier angeführt; weshalb sie gerade dem Esel und keinem anderen Tier zugewiesen wird, ist allerdings nicht ersichtlich. Vielleicht steht die Unbetrübtheit im Zusammenhang mit dem Übermut (ὕβρις), der dem Esel in 813a31f. zugeschrieben wird (an seiner lauten Stimme zu erkennen) und der im vorangegangenen Satz als gemeinsames Merkmal aller lebendgebärenden Vierfüßer mit buschigem Schweif bezeichnet wurde (808b35).

Abschnitt III: 809a1–18 In diesem Abschnitt werden zwei gegenüber Traktat A neue Gedanken miteinander verbunden: Der Physiognomiker braucht viel Vertrautheit und praktische Erfahrung (συνήθεια), um nicht körperliche Erscheinungen miteinander zu verwechseln, die miteinander nahezu identisch sind, aber auf unterschiedliche Ursachen zurückgehen, wie z.B. Blässe aufgrund von Angst oder aufgrund von Anstrengung. Als ausschlaggebendes Kriterium soll er sich daher auf den Gesamteindruck (ἐπιπρέπεια) verlassen. Dieser Begriff, der hier zum ersten Mal vorkommt, spielt für die Methodik in Traktat B eine zentrale Rolle (vgl. Anm. zu 809a13 und Einl. Kap. III.4, S. 147f.).

Mit ἔτι ‚außerdem' wird in 809a19 ein weiterer neuer Aspekt angereiht, der mit dem vorangegangenen Abschnitt eher assoziativ als argumentativ verbunden ist, denn die Erwähnung von τὸ ἐκλεγόμενον „das ausgewählte (Kennzeichen)" gibt das Stichwort κατὰ τὴν ἐκλογὴν τῶν σημείων „gemäß der Auswahl der Zeichen" (dazu s. Anm. zu 805a28): der formal-logische Syllogismus kann als Zeichenschlußverfahren herangezogen werden. Diese Möglichkeit bleibt jedoch theoretisch und wird auch innerhalb des Katalogs B, soweit erkennbar, nicht angewandt.

809a1f. „Man braucht freilich viel Vertrautheit mit allem" (δεῖ μέντοι πρὸς ἅπαντα πολλῆς συνηθείας): Die Wortstellung ist durch den vorgezogenen Präpositionalausdruck ungewöhnlich, läßt sich aber damit erklären, daß der Verfasser das Wort συνήθεια durch die Verschiebung ans Kolonende betonen wollte. In der Tat wird damit ein völlig neuer Gedanke in die Betrachtung der Physiognomik eingeführt, der dem Verfasser von Traktat A fremd war: die Praxis der Physiognomik als einer angewandten τέχνη (vgl. dazu Einl. Kap. III.1). Dazu kommt, wie Raina (1993: 86 Anm. 54) betont, ein präskriptiver Aspekt, denn in Traktat B werden, im Unterschied zur deskriptiven Behandlung des Themas in Traktat A, Anweisungen an den Anwender der Physiognomik gegeben (auch wenn die Formulierung unpersönlich ist: δεῖ... τις...).

809a4f. „die Ähnlichkeiten" (τὰς ὁμοιότητας): Siehe Anm. zu 805b14f.

809a6f. „aufgrund von Hitze und Kälte" (ἀπὸ θερμοτήτων καὶ ἀπὸ ψυχροτήτων): Die physiologische Erklärung, die damit verbunden ist und mit der einige

der Korrelationen in Traktat A begründet werden konnten, hat in Traktat B abgesehen von dieser kurzen Erwähnung keine große Bedeutung.

809a13 „den Gesamteindruck" (τὴν ἐπιπρέπειαν): Dem Begriff, der hier eingeführt wird, liegt eine Konzeption zugrunde, die Traktat A völlig fremd ist, in Traktat B aber eine zentrale Rolle spielt: Ebenso wie einzelne Tierarten und das männliche oder weibliche Geschlecht dient die ἐπιπρέπεια als ein Analogon, auf das stereotyp verwiesen wird (zu ἀναφέρεται ἐπί ‚siehe' s. Anm. zu 810a17), und zwar im ganzen vierzehnmal (810a34, 35, 810b9, 30, 811a5, 811b13, 19, 24, 813a1, 18, 26f., 813b1, 3, 814a7).

Ursprünglich bedeutet das Verb ἐπιπρέπειν ‚hervorscheinen', ‚ins Auge springen'; vgl. Hom. *Od.* 24,252f.: οὐδέ τί τοι δούλειον ἐπιπρέπει εἰσοράασθαι / εἶδος καὶ μέγεθος („an dir springt nichts Knechtisches in Gestalt und Größe ins Auge, dich anzusehen"), Pind. *Pyth.* 8,44f.: φυᾷ τὸ γενναῖον ἐπιπρέπει / ἐκ πατέρων παισὶ λῆμα („am Wuchs scheint der edle Mut von den Eltern her an den Kindern hervor"); Theocr. *Idyll.* 25,44, Paus. 2,4,5. Es wird aber auch in gleicher Bedeutung wie das Simplex πρέπειν ‚passen', ‚angemessen sein' verwendet (vgl. ἐπιπρέπει bei Xenophanes *fr.* 21 B 26,2 D.-K., Theognis 235). Daher geben die Lexika für ἐπιπρέπεια an: ‚congruity', ‚suitableness' und ‚appearence' (LSJ), ‚decor', ‚decus' (ThGrL), ‚Gestalt', ‚Ansehen' (Passow). Das Nomen ist überhaupt sehr viel später und seltener als das Verb; eine Recherche im TLG ergibt neben den siebzehn Stellen in den *Phgn.* nur weitere zwei in Adamantios' *Physiognomik* (beide in 2,1; s. unten), zwei bei Simplikios (CAG 7,661,10; 8,137,26) und eine bei Polybios (3,78,3), die auch im Eintrag *s.v.* in der Suda zitiert wird (ε 2534 Adler). Das Wort scheint also durch die *Phgn.* als ein Terminus technicus der Physiognomik geprägt worden zu sein.

Von Anfang an bereitete die adäquate Übersetzung Schwierigkeiten. Der Anonymus Latinus umgeht sie bei seiner Aufzählung der Hauptbereiche physiognomischer Indizien durch eine umständliche Periphrase: „omnis aspectus qui ex omni circumstantia et qualitate corporis occurrit, quem Graeci ἐπιπρέπειαν dicunt" („der Gesamteindruck, der sich aus jedem Begleitumstand und jeder Eigenschaft des Körpers zusammenfügt und den die Griechen als ἐπιπρέπεια bezeichnen", 45). Mit dieser Periphrase gibt der Anonymus eine brauchbare Definition des Begriffes, die weit größeres Verständnis beweist als die meisten Übersetzungen, angefangen von Bartholomaeus, der sowohl „superapparens convenientia", „apparens convenientia" und „superapparentia" als auch „decens" und „decentia" anbietet. Unter den modernen Übersetzungen finden sich so verschiedene Vorschläge wie „congruity" (Loveday/Forster), „appropriate" (Hett), „Angemessenheit" (Kreuz) „evidenza" (Raina), „Ähnlichkeit" (Gohlke) und, in völliger Verfehlung des Sinns: „das eigentlich Wohlanständige" (Schneidewin).

Ähnlich hilfreich wie die Periphrase des Anonymus Latinus sind zwei Stellen aus anderen antiken Physiognomiken, die sich mit dem Begriff auseinandersetzen. So lautet die betreffende Passage in der lateinischen Übersetzung des arabischen Textes von Polemons *Physiognomik*: „At oportere te petere universam adparentiam ut eam ad corpus adplices ut sigillum ad rem imprimendam adplicatur" („Man muß die umfassende Erscheinung suchen, um sie auf den Körper anzuwenden, so wie ein Siegel angewandt wird, um es einer Sache aufzudrücken", 1,1, p. I,168 F.). Adamantius greift diese Metapher auf, wenn er seine Aufzählung der Merkmalsbereiche zu Beginn des zweiten Buches folgendermaßen beendet: „Am wichtigsten für die Beurteilung ist aber der Gesamteindruck des ganzen Menschen, wie er an all diesen Körperteilen sichtbar gemacht wird. Man muß ihn bei allem als ein Siegel von allem ansehen. Er hat keinen Sinn in sich selbst, sondern die einzelnen Zeichen, die in den Augen und die anderen, setzen das ganze Bild des Menschen zusammen" (μεγίστη δὲ εἰς ἐπίκρισιν ἡ παντὸς τοῦ ἀνθρώπου ἐπιπρέπεια ἐπὶ πᾶσι τούτοις φανταζομένη, ἣν ἐπὶ πᾶσι σφραγῖδα πάντων χρὴ ἐφορᾶν. 2,1, p. I,348f. F.). Die Siegel-Metapher ist ein guter Schlüssel zum Verständnis der Bedeutung dieser zentralen Konzeption, wie sie Gleason 1995: 35 darlegt: „Here [*sc.* in Adamantius] the image of *epiprepeia* as seal or signet suggests that it is to perform an authenticating function, confirming one's intuitive assessments. A seal is the perfect metaphor for physiognomic oversimplification, since it serves to represent an object's essential identity in a single, easily recognized pattern."

Böhme weist in einem kurzen Anhang zu „Übersetzungsfragen" (1995: 125f.) den methodischen Weg zur Deutung von ἐπιπρέπεια innerhalb der *Phgn.*, indem er ihre drei einzigen Ausgangspunkte aufführt: 1. die Verwendung von ἐπιπρέπεια als „Deutungshintergrund" wie die Tierarten, das Männliche, das Weibliche, der Affekt; 2. der Kontext unserer Stelle 809^{a}13; und 3. der Kontext von 811^{a}1–3, weil dort neben dem Verweis auf ἐπιπρέπεια auch eine Begründung angegeben wird: „Es heißt dort ‚Diejenigen, die gelöste Schultern haben, haben freie Seelen: Man stellt den Bezug vom Erscheinungsbild her, weil nämlich die Freiheit durch eine offene Gestalt hervortritt' (Anstelle von ἐπιπρέπεια steht hier πρέπει τῇ φαινομένῃ μορφῇ, es bezeichnet das, was an der Freiheit sichtbar ist)" (Böhme 1995: 126). Vollzieht man diese drei Interpretationsschritte nach, kommt man allerdings zu einem anderen Ergebnis als Böhme, der – wie in seinen Betrachtungen zur Physiognomie des Sokrates immer wieder deutlich wird – zu sehr von Lavaters intuitiver Offenbarungs-Physiognomik beeinflußt ist, als daß er sich dem griechischen Text unvoreingenommen nähern könnte: „Zusammenfassend kann man also sagen, daß ἐπιπρέπεια der Typus im Sinne von Ausdrucksgestalt, *Physiognomie*, Antlitz ist" (Böhme 1995: 126).

Die drei von Böhme vorgeschlagenen Schritte führen uns zu folgenden Ergebnissen: 1. Der stereotype Bezug (vgl. Anm. zu 810^{a}17 zur Häufigkeit der

Formel ἀναφέρεται ἐπί / εἰς) auf ἐπιπρέπεια ebenso wie auf einzelne Tierarten, auf die beiden Geschlechter oder auf die Verfassung im Affekt (πάθος) zeigt, daß hier gleichrangige Kategorien vorliegen (vgl. Einl. Kap. III.5 zu diesen Methoden). Der Begriff meint also ein überindividuelles Phänomen, das dem Betrachter so evident ist, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf, sondern vielmehr selbst als hinreichender Beweis per analogiam für ein individuelles Phänomen (nämlich eine bestimmte Korrelation zwischen einem Körpermerkmal und einem Charakterzug) akzeptiert wird. 2. An unserer Stelle 809^{a}12–16 wird ἐπιπρέπεια eng mit συνήθεια verbunden: Nur aufgrund der Vertrautheit mit der Erscheinungsform (μορφή) kann man ein Urteil über den Gesamteindruck abgeben, d.h. korrekt erfassen, welche äußeren Merkmale in Übereinstimmung mit dem individuellen Charakter stehen. 3. In 811^{a}1–5 werden lockere Schultern als Indizien für eine edle Seele genannt, mit der Begründung: „das sieht man am Augenschein, weil es zu der zutage tretenden Erscheinungsform des Edelmutes paßt". Auch das Gegensatzpaar bildet eine Korrelation im Sinne der ἐπιπρέπεια: angespannte und zusammengezogene Schultern kennzeichnen einen Gemeinen.

Aus diesen drei Interpretationsschritten geht hervor, daß mit ἐπιπρέπεια ein unmittelbarer Gesamteindruck gemeint ist, in dem Körper- und Charaktermerkmal ganz offensichtlich zusammenpassen. Dieser ‚Gesamteindruck' ist allerdings flexibel und kann für jeden Menschen anders aussehen; andererseits hat jeder Mensch nur einen einzigen ‚passenden' physiognomischen Gesamteindruck, in dem seine individuellen seelischen Eigenschaften ihre Entsprechung in Körpermerkmalen haben.

Die Schwierigkeit des Übersetzens liegt darin, daß verschiedene Gedanken in einem Begriff zusammengefaßt werden müssen, wenn man nicht je nach Kontext eine andere Formulierung wählen möchte, die die jeweilige Deutung zur Geltung bringt. Für diesen Ausweg entscheidet sich Raina, die schon im engen Kontext unserer Stelle zwei verschiedene Deutungen in ihre Übersetzung legt: „quanto le è più appropriato in generale"; gleich anschließend: „l'adeguatezza dell'aspetto complessivo"; den mehrfach wiederholten Verweis ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν schließlich gibt sie mit den Worten „si rimanda all'evidenza" wieder. Da die Stereotypie des griechischen Ausdrucks aber m.E. in einer angemessenen deutschen Übertragung des Textes unbedingt beizubehalten ist, andererseits aber die Übersetzung die Interpretation noch nicht zu sehr festlegen sollte, muß der deutsche Begriff weit genug gefaßt sein, um die verschiedenen Deutungen noch zuzulassen. Ich entscheide mich daher in bewußter Anlehnung an den Anonymus Latinus für die stereotype Übersetzung „Gesamteindruck" und hoffe, in dieser Anmerkung die verschiedenen Aspekte verdeutlicht zu haben, die darin enthalten sind und die Sassi 1988: 61 wie folgt zusammenfaßt: ἐπιπρέπεια „è l',aspetto generale' dell'individuo, in cui ogni elemento armonizzi il più possibile con gli altri, in una ‚appropriatezza' o ‚convenienza' complessiva. Di

qui il termine assume talora un'accezione di ,decoro' sociale, qualificando ciò che ,si addice' – per ben comparire – a una particolare categoria di persone." Der Begriff ,Gesamteindruck' schließt demnach folgende Aspekte ein: 1. Der Gesamteindruck wird spontan und gleichsam intuitiv erfaßt. 2. Dabei werden die einzelnen Eigenarten im Äußeren des betreffenden Individuums mitberücksichtigt, allerdings liegt das Augenmerk bei dieser Methode auf den hervorspringenden Merkmalen, die ja nach der physiognomischen Grundvoraussetzung die Indizien für die prominenten Charakterzüge sind (auf diese Weise erkannte der Legende nach Kleanthes einen Kinäden an der Art, wie er nieste, obwohl sein Äußeres ihm keinen Aufschluß über den Charakter gab: Die besondere Art des Niesens war das einzige wirklich prominente und daher bedeutungstragende äußere Merkmal des Mannes; vgl. ausführlicher Einl. Kap. IV.1, S. 118f.). 3. In dem Gesamteindruck passen alle einzelnen äußeren Merkmale in der Art zusammen, daß sie ein kohärentes Charakterbild ergeben (hier ist die etymologische Ableitung von τὸ πρέπον vorrangig, das ursprünglich ,die in die Augen fallende äußere Erscheinung' bzw. ,das Charakteristische der äußeren Erscheinung' bezeichnet (vgl. Pohlenz 1933).

Vgl. die Ausführungen zum Gesamteindruck als einem methodischen Prinzip der *Phgn.* in Einl. Kap. III.4, S. 147f.

809ᵃ14f. „Daher ist die schnellste und beste Methode die, die vom Gesamteindruck ausgeht" (ἔστι μὲν οὖν καὶ τάχιστος καὶ ἄριστος ⟨τρόπος⟩ ὁ ἀπὸ τῆς ἐπιπρεπείας): Der Nominativ maskulin der beiden Superlative verlangt zwingend nach einem Bezugswort, wenn man ihn nicht als personal verstehen will, wie es Hett in seiner Übersetzung versucht: „but the quickest and most capable is the man who takes great care, and it is possible for the man who employs this method to detect many distinctions"; er ist aber im zweiten Satzteil καὶ ἔστι γε οὕτως τούτῳ χρώμενον πολλὰ διαγινώσκειν nicht nur gezwungen, das Subjekt durch ἔστι vom Nominativ in den Akkusativ wechseln zu lassen, sondern muß auch den Begriff „method" als Gegenstand des Pronomens τούτῳ einführen. Über diese Schwierigkeit setzt sich Sassi 1988: 61 in ihrer Übersetzung elegant hinweg, indem sie freier wiedergibt: „Più rapido e abile è dunque colui che giudica rifacendosi all'aspetto complessivo, in base al quale gli sarà possibile individuare parecchie distinzioni."

Die syntaktischen Beziehungen werden durch die Emendation von Foerster geklärt, der τρόπος als Subjekt einfügt, das durch τούτῳ wieder aufgenommen wird (das Partizip χρώμενον personal aufzufassen, auch wenn keine Person ausdrücklich genannt ist, bereitet keine Schwierigkeiten). Diese Einfügung wird durch die Übersetzung von Bartholomaeus gestützt: „est autem optimus modus et velox". Ein Bezugswort wie τρόπος war also anscheinend in der griechischen Vorlage von Bartholomaeus vorhanden (will man „modus" nicht als seine eigene

Konjektur verdächtigen), wenn es auch noch vor Einsetzen der Überlieferung der erhaltenen griechischen Handschriften verloren ging.

809a17 „die Auswahl der Kennzeichen" (τὴν τῶν σημείων ἐκλογὴν): Siehe Anm. zu 805a28.

809a19f. „den Syllogismus" (τῷ συλλογισμῷ): Der Begriff συλλογισμός wird in den *Phgn.* nur dieses einzige Mal erwähnt. Aus der schlagwortartigen Nennung ohne weitere Erklärung wird deutlich, daß der Verfasser hier nicht den im allgemeinen Sprachgebrauch üblichen Sinn von ‚Berechnung' meint, sondern ganz speziell auf die Syllogistik des Aristoteles Bezug nimmt – allerdings mit einem ganz anderen Interesse als dem, mit dem in Traktat A die Passage des Aristoteles über Physiognomik in den *Analytica Priora* II.27 aufgegriffen wird (vgl. Einl. Kap. III.2). Denn während in Traktat A das logische Verfahren des physiognomischen Zeichenschlusses und die logischen Bedingungen für die Signifikanz der Indizien untersucht wurden, das Interesse also auf der Valenz des einzelnen Signifikanten und seiner Beziehung zu seinem jeweiligen Signifikat lag, ist in Traktat B ausschließlich von verschiedenen Charakterzügen (also Signifikaten) die Rede, die durch eine logische Überlegung miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Dies widerspricht den Darlegungen aus Traktat A keineswegs, sondern handelt schlicht von etwas ganz anderem; die logischen Erörterungen in Traktat A können, müssen aber nicht dabei im Hintergrund stehen.

Der Schluß wird folgendermaßen gezogen: wenn jemand (aufgrund bestimmter Körpermerkmale – was hier jedoch nicht gesagt wird) als „unverschämt und kleinlich" (ἀναιδής τε καὶ μικρόλογος) erkannt ist, dann müssen ihm auch zwei weitere Charaktereigenschaften zugeschrieben werden, die jeweils mit einem der beiden genannten korreliert sind (und zwar offensichtlich konstant und umkehrbar eindeutig korreliert – was hier jedoch ebenfalls nicht gesagt wird): Er ist dann automatisch auch als „Dieb und gemein" (κλέπτης καὶ ἀνελεύθερος) erkannt. In formaler Ausdrucksweise handelt es sich hier um zwei unvollständige Syllogismen: 1.: (praemissa maior:) ‚wer unverschämt ist, ist auch ein Dieb'; (minor:) ‚dieser Mann ist unverschämt'; (conclusio:) ‚dieser Mann ist auch ein Dieb'; 2.: (praemissa maior:) ‚wer kleinlich ist, ist auch gemein; (minor:) ‚dieser Mann ist kleinlich; (conclusio:) ‚dieser Mann ist auch gemein'.

Dieses Schlußverfahren, das die Zeichen nicht zu berücksichtigen braucht, ist dem in Traktat A als philosophische Methode eingeführten Verfahren verwandt; s. dort Anm. zu Abschnitt VIII: 807a3–12.

809a21–23 „Wenn zum Beispiel... gemein" (οἷον εἰ ἀναιδής τε εἴη... ἀνελεύθερος): Siehe Anm. zu 807b28–33 zum Unverschämten und Anm. zu

811^{a}4 zum Gemeinen. Der Dieb (κλέπτης) und die Kleinlichkeit (μικρολογία) kommen in den *Phgn.* sonst nicht mehr vor.

Abschnitt IV: 809^{a}26–810^{a}13 Dieser Abschnitt (in Bekkers Zählung das Kapitel 5) ist die längste inhaltlich zusammenhängende Passage innerhalb der methodischen Teile von Traktat B. Es geht darin, gemäß der Themenangabe im Eingang, um die grundlegenden charakterlichen Unterschiede der Tiere (809^{a}26–28). Da diese Unterschiede jedoch gleich anschließend auf die Geschlechterdifferenz zurückgeführt werden (809^{a}28–30), werden entgegen dieser Ankündigung ausschließlich die Unterschiede zwischen Männchen und Weibchen besprochen, die erst allgemein hinsichtlich des Charakters (809^{a}30–^{b}3) und der äußeren Erscheinung (809^{b}4–13) vorgestellt und dann an den Beispielen von Löwe (809^{b}14–36) und Panther (809^{b}36–810^{a}8) ausgeführt werden.

Zu den beiden Methoden der Geschlechterdifferenz und des Tiervergleichs siehe Einl. Kap. III.5, S. 153–163.

809^{a}26–^{b}3 „Ich werde nun zuerst versuchen,... wie eben dargelegt wurde“ (Νυνὶ δὲ πρῶτον πειράσομαι... ὅτι τοιαῦτά ἐστιν οἷα προείρηται): Zur Verwendung der ersten Person Singular s. Anm. zu 808^{b}11.

Die Charaktereigenschaften, die Männchen und Weibchen aller Gattungen von Lebewesen unterscheiden, werden in *Hist. an.* IX.1, 608^{a}21–^{b}18 ausführlich behandelt: „in ihrem Charakter sind die Weibchen sanftmütiger, lassen sich schneller zähmen und eher streicheln und sind lernwilliger“ (μαλακώτερον γὰρ τὸ ἦθός ἐστι τῶν θηλειῶν, καὶ τιθασσεύεται θᾶττον, καὶ προσίεται τὰς χεῖρας μᾶλλον, καὶ μαθητικώτερον, 608^{a}25–27; Beispiel: Hunde); sie sind „weniger mutig“ (ἀθυμότερα, 806^{a}33), mit Ausnahme von Bär und Panther, bei denen die Weibchen mutiger sind als die Männchen. Abgesehen von dieser Ausnahme sind alle Weibchen „sanftmütiger, übeltäterischer, weniger schlicht, stürmischer, und mehr um die Aufzucht der Jungen besorgt; die Männchen im Gegenteil dazu ungestümer, wilder, schlichter, weniger hinterlistig“ (μαλακώτερα καὶ κακουργότερα καὶ ἧττον ἁπλᾶ καὶ προπετέστερα καὶ περὶ τῶν τέκνων τροφὴν φροντιστικώτερα, τὰ δ' ἄρρενα ἐναντίως θυμωδέστερα καὶ ἀγριώτερα καὶ ἁπλούστερα καὶ ἧττον ἐπίβουλα, 608^{b}1–4). Anschließend werden die Eigenschaften der Frauen denen der Männer gegenübergestellt, weil am Menschen die Charaktereigenschaften am meisten ausgeprägt seien: mitleidiger, eher zu Tränen geneigt, neidischer, eher zu Schimpfen und Schmähen und Hinterlist tendierend.

Im Grunde laufen diese allgemeinen Bemerkungen im Eingang des neunten Buches der *Historia animalium*, das sich ausschließlich mit Beobachtungen zum Verhalten der Tiere beschäftigt, auf dieselben allgemeinen Vorurteile hinaus wie die in unserem Abschnitt der *Phgn.* genannten: Weibchen – beide beginnen ihren Vergleich bei den Weibchen, wobei die Männchen immer als gedachter

Bezugspunkt der Komparative im Hintergrund stehen – sind zahmer und weniger mutig. Diese Beobachtungen beziehen sich offenbar vor allem auf solche Tiere, die vom Menschen aufgezogen werden, denn für wildlebende Tiere wäre eine Aussage über ihre Zähmbarkeit sinnlos. Doch die Beispiele sind unterschiedlich gewählt: In *Hist. an.* IX werden Molosserhunde angeführt, aber auch Bären und Panther als Ausnahme von der Regel genannt, daß das Männchen mutiger sei. Der Verfasser von *Phgn.* Traktat B hingegen greift als Erklärung auf menschliches Verhalten, ja auf Selbstbeobachtung zurück („wenn wir von uns ausgehen...", 809ᵃ34f.). Erst für die Annahme, Weibchen seien bösartiger (die Aristoteles ohne Beispiel anführt), bezieht er sich auf Zuchttiere und Waldtiere, für die er sich auf Aussagen von Jägern und Hirten beruft. Sein Material bezieht er also aus dem unmittelbar zugänglichen Bereich der eigenen Erfahrung und aus den Urteilen von Fachleuten aus der Praxis (Züchter, Jäger, Hirten) – nicht aber aus der zoologischen Forschung, wie sie im neunten Buch der *Historia animalium* vorgestellt wird.

809ᵃ34–38 „Ganz deutlich wird das etwa, wenn wir von uns ausgehen,... wohin uns der Zorn treibt" (καταφανὲς δὲ τοῦτο ἐξ ἡμῶν πού ἐστιν,... πρὸς ὃ ἂν ὁ θυμὸς ὁρμήσῃ): Daran, daß dieser Satz Eigenschaften anführt, die im Gegensatz zu den soeben und im folgenden beschriebenen Eigenschaften der Weibchen stehen, ist zu erkennen, daß mit dem Pronomen ἡμῶν ‚uns' auf Männer Bezug genommen wird. Hier wird also die Perspektive des Verfassers deutlich, der sich und seine Verhaltensweisen von den Frauen abzugrenzen sucht. Dies geschieht nicht unbedingt bewußt, ist aber ein deutlicher Hinweis auf die Perspektive des freien erwachsenen griechischen Mannes, aus der heraus die *Phgn.* und die in ihnen enthaltenen Bewertungen konzipiert sind (diesen Aspekt thematisiert Sassi 1988 *passim*).

809ᵇ4–13 „Aber auch folgendes ist offensichtlich,... feiger und ungerechter" (ἀλλὰ μὴν καὶ τόδε δῆλον... δειλοτέραν καὶ ἀδικωτέραν): Das Weibchen wird nicht selbständig, sondern im Vergleich zum Männchen beschrieben, weshalb sich eine eigene Beschreibung des Männchens erübrigt: es genügt zu sagen, daß es „in alledem das Gegenteil" ist (809ᵇ11f.). Die grundlegenden Unterschiede zwischen Weibchen und Männchen, wie sie in diesem Abschnitt vorgestellt werden, lassen sich auf Kleinheit und Fleischigkeit reduzieren: fast alle Körperteile – aufgeführt werden Kopf, Gesicht, Hals, Brust, Brustkorb, Unterschenkel und Füße – sind kleiner, zierlicher oder schwächer als beim Männchen, zugleich sind Hüfte und Oberschenkel aber fleischiger, wobei das Fleisch des Weibchens generell als feuchter angesehen wird. Zur Geschlechterdifferenz in den *Phgn.* siehe Einl. Kap. III.5, S. 153–158.

809b8 „zusammenstoßende Knie" (γονύκροτα): Zur Bedeutung von γονύκροτος s. Anm. zu 808a13. Dort und in 810a34 gelten sie als Merkmal des Kinäden; nur an unserer Stelle sind sie mit dem weiblichen Geschlecht verbunden (zur Nähe zwischen dem weiblichen Geschlecht und den Kinäden s. Anm. zu 808a12 und zu 808a13).

809b14 „der Löwe" (⟨ὁ⟩ λέων): Ich folge Foersters Einfügung des bestimmten Artikels.

Der Löwe vereinigt als ‚König der Tiere' und Symbol des Heros in der griechischen Literatur, Bildkunst und Folklore unzählige positive Eigenschaften, so daß der Verfasser der *Phgn.*, wenn er ihn als die vollkommenste Verkörperung des Männlichen bezeichnet, auf eine reiche Tradition zurückgreifen kann. Dabei ist eine direkte Kenntnis des Löwen aus eigener Beobachtung und Erfahrung in Griechenland nicht auszuschließen: Usener 1994 hat unlängst anhand von Knochenfunden (von prähistorischer bis archaische Zeit) und einer Rekonstruktion der biologischen Bedingungen, vor allem aber ausgehend von literarischen Zeugnissen erwiesen, daß der Löwe entgegen der communis opinio (vgl. Keller 1909 und Steier 1926) durchaus zumindest bis in die klassische Zeit in Griechenland heimisch war; daß er ausgestorben sei, ist erst im 1. Jh. n. Chr. sicher bezeugt. Trotz der offensichtlich realen Möglichkeit, einem Löwen in den Bergen zu begegnen, war den Griechen das Tier aber wohl eher durch seine zahlreichen bildlichen Repräsentationen in ihrer unmittelbaren Umgebung vertraut: Lebensgroße marmorne Löwen schmückten Grabbezirke, Löwenkopfprotome waren an Tempeln omnipräsent, Löwenkämpfe kamen häufig im Skulpturenschmuck besonders der archaischen Tempel vor, und auch in der Vasenmalerei war der Löwe seit den Tierfriesen der korinthischen Keramik ein beliebtes Thema (vgl. das Material bei Richter 1930: 1–3, Hölscher 1972, Vermeule 1972, Woysch-Meautis 1982: 73–77). Da die Künstler in den seltensten Fällen lebende Vorbilder zu Gesicht bekommen haben dürften, ist die Darstellungsweise jeweils eher anderen künstlerischen Vorbildern und vor allem stilistischen Idealen verpflichtet: „in the late fifth and fourth centuries [the Greek artists'] vision of the king of beasts was distilled from generations of using motives from Syria and Mesopotamia and from actual contemplation of large dogs and precocious cats. Their lions crouch like dogs over bones. Their bodies are as well-proportioned and smoothly ideal as those of Hegeso herself and her servant girl. Manes are like ruffs, and it is only close at the beginning of the Hellenistic Age, around 330 B.C., that they begin to look like the hair on lions seen nowadays in zoos and circuses. Round eyes, broad canine snouts, and ears like those of a Doberman pinscher add to the image of friendly conceptualism. Toward the end of the hundred years of Attic funerary lions, some beasts look as if they might bite but most of them are placid, occasionally even playful" (Ver-

meule 1972: 51). Die Vorstellungen, die die Griechen mit dem Löwen verbanden – sowohl ästhetisch als auch konzeptionell – entstammen demnach mehr ihren eigenen kulturellen Traditionen und Konstrukten als der zoologischen Kenntnis des Tieres.

Außerhalb unserer Stelle werden in den *Phgn.* folgende Charakterzüge des Löwen genannt (die bedeutungstragenden Körpermerkmale s. unten, die sich alle unter Mut und Gerechtigkeit subsumieren lassen, die den Löwen als Prototyp des Männlichen an unserer Stelle ($809^{b}11$–13) auszeichnen): mutig (ἀνδρεῖος, $807^{a}31$), beherzt (εὔψυχος, $807^{a}20$), edel (ἐλεύθερος, $809^{b}34$), großgesinnt (μεγαλόψυχος, $809^{b}34$f., $811^{b}26$f. u.a.), hochgesinnt (μεγαλόφρων, $813^{a}13$) und jagdliebend (φιλόθηρος, $810^{b}4$). Diese Eigenschaften ergeben ein Gesamtbild ethischer Vollkommenheit, das auch Aristoteles dem Löwen im zoologischen Kontext zuschreibt, wenn er ihn in der *Historia animalium* zu den „edelmütigen, mutigen und edlen" Tieren zählt (τὰ δ' ἐλευθέρια καὶ ἀνδρεῖα καὶ εὐγενῆ, οἷον λέων, *Hist. an.* I.1, $488^{b}16$f.). Auf die zahlreichen Homerischen Vergleiche von Kriegern mit Löwen, mit denen verschiedene Kampfsituationen und Handlungsweisen veranschaulicht werden, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden (s. Fränkel 1921: 59–70 *passim*; Dierauer 1977: 8–11). Aus dieser Wesensverwandtschaft heraus wählt auch im Schlußmythos von Platons *Politeia* die Seele des Aias, die in Erinnerung an die von Menschen erlittene Schmach nicht mehr menschliche Gestalt annehmen will, für das nächste Leben die Gestalt des Löwen (*Rep.* 10, 620b1–3). Die topische Metapher vom ‚mutigen Löwen' verwendet auch Aristoteles in *An. pr.* II.27, $70^{b}15$–38 zur Erläuterung des physiognomischen Zeichenschlußverfahrens; vgl. Einl. Kap. III.2.

$809^{b}15$–36 „Denn er hat ein Maul von guter Größe... liebevoll zugetan" (ἔστι γὰρ ἔχων στόμα εὐμέγεθες... φιλόστοργον πρὸς ἃ ἂν ὁμιλήσῃ): Für den Löwen, wie auch anschließend für den Panther ($809^{b}36$–$810^{a}8$), wird eine ausführliche Beschreibung gegeben, die von genauer Beobachtung und detaillierter Kenntnis von dessen Anatomie zeugt und sich insofern den zahlreichen Stellen, an denen Aristoteles in *Historia animalium* den Löwen behandelt, ebenbürtig zur Seite stellen läßt (Stellen bei Steier 1926: 971–973 und Usener 1994): Aristoteles führt nicht nur korrekte und Legenden korrigierende Berichte über Lebens- und Verhaltensweisen des Löwen ein (so beschreibt er beispielsweise in *Hist. an.* VI.31 Begattung und Geburt), sondern er hatte offensichtlich auch einen Löwen zur Sektion zur Verfügung (das geht aus *Hist. an.* II.1, $497^{b}16$–18 hervor: der Hals des Löwen sehe, wenn man ihn öffnet, aus wie beim Hund). Der Struktur nach werden in unserem Abschnitt jedoch keine physiognomischen Aussagen getroffen, denn es werden keine Korrelationen angegeben. Vielmehr gibt der Verfasser im Anschluß an eine Beschreibung von Einzelheiten des Körperbaus und des Ganges eine Liste von Charaktermerkmalen, ohne eine aus-

drückliche Beziehung zwischen beiden herzustellen. Die Beziehung ist jedoch impliziert durch die Ankündigung, daß der Löwe „am vollendetsten an der Gestalt des Männlichen teilhabe" (809^{b}14f.): Alle im folgenden genannten Körpermerkmale sind daher als Kennzeichen von Mut und Gerechtigkeit zu verstehen, denn diese beiden werden im Satz zuvor als typische Charaktermerkmale des Männlichen bezeichnet (809^{b}11–13), und die im Anschluß an die anatomische Beschreibung gegebenen Charakterzüge (809^{b}34–36) lassen sich unter diese beiden Begriffe subsumieren.

Von den in unserem Abschnitt aufgeführten Körpermerkmalen kommen einige auch an anderen Stellen in den *Phgn.* als Kennzeichen des Löwen oder des Mutigen oder verwandter Charaktertypen vor. Dunkelbraune Augen hat der Mutige auch in Traktat A (807^{b}1); außerdem sind sie an Löwe und Adler Kennzeichen von εὐψυχία ‚Beherztheit' (812^{b}5f.). „Einen Hals von guter Größe und nicht allzu dick" (811^{a}14f.), leicht tiefliegende Augen (811^{b}26f.) und eine viereckige und symmetrische Stirn (811^{b}33f.) hat der Löwe als Zeichen von μεγαλοψυχία ‚Großgesinntheit'. Die „jugendliche" Brust in unserem Lemma stimmt inhaltlich mit der fleischigen und breiten Brust des Mutigen (807^{a}36f.) und der „großen und gegliederten" Brust („siehe das Männliche", 810^{b}24f.) des ‚Robusten' εὔρωστος überein, ohne daß an diesen Stellen der Löwe erwähnt wäre. Von der an unserer Stelle genannten blonden Mähne gilt in 812^{a}15f. das blonde Haar und in 812^{b}33f. das an der Spitze krause Haar als Zeichen von εὐψυχία ‚Beherztheit', in 812^{b}23f. die dichte Nackenbehaarung und in 812^{b}34–36 die an der Stirn hochstehenden Haare als Zeichen von ἐλευθερία ‚Edelmut'. Der in den Schultern sich wiegende Gang des Löwen wird in 813^{a}12–14 noch einmal erwähnt, und zwar als Zeichen von μεγαλοφροσύνη ‚Hochgesinntheit' bzw. ‚Hochmut'.

Nur wenige weitere Körpermerkmale des Löwen werden in unserem Abschnitt nicht genannt: Hartes Haar (806^{b}9f.) und tiefe Stimme (807^{a}18) gelten in Traktat A als Zeichen für Mut; schmale Lippen, deren obere am Mundwinkel die untere überlappt (811^{a}18–21), und eine runde und stumpfe Schnauze (811^{a}31–33) als Merkmale von μεγαλοψυχία ‚Großgesinntheit'. Die ausgeprägte Taille weist auf Jagdliebe hin (810^{b}4f.); die düstere Stirn, die auch der Stier hat, auf αὐθάδεια ‚Rücksichtslosigkeit' (811^{b}34f.).

Vielen der Körpermerkmalen ist gemeinsam, daß sie in der Mitte zwischen zwei Extremen liegen (z.B. Nase, Augenfarbe, -form, -größe, Kopf), oder – was derselben Konzeption entspricht – daß sie mit dem Präfix εὐ- als ‚gut' bewertet werden (z.B. Maul, Augenbrauen, Hals, Kreuz). Dem liegt die von Aristoteles vor allem in der Ethik ausgeführte Mesotes-Lehre zugrunde (vgl. Einl. Kap. III.6, S. 165f.). Dieselbe Vorstellung findet sich in unserem Abschnitt auch bei den abschließend genannten Charakterzügen des Löwen, die im Sinne von Mut und Gerechtigkeit ausgewogen sind. Eine zweite auffallende Gemeinsamkeit

mehrerer Körpermerkmale sind Kraft und Muskeln (Schultern, Beine, Gang, ganzer Körper), die auf die seit dem aristokratischen Leitbild der homerischen Gesellschaft verbreitete Vorstellung von der καλοκἀγαθία, der Übereinstimmung von körperlicher Tüchtigkeit und Schönheit mit charakterlicher Vortrefflichkeit, zurückgeht (vgl. Einl. Kap. II.2, S. 54–56).

809^{b}19f. „dunkelbraune, tiefliegende Augen, die nicht sehr rund, aber auch nicht zu oval und von mittlerer Größe sind" (χαροποὺς ὀφθαλμοὺς ἐγκοίλους, οὐ σφόδρα περιφερεῖς οὔτε ἄγαν προμήκεις, μέγεθος δὲ μέτριον): Dunkelbraune Augen gelten in den *Phgn.* auch in 807^{b}1 als Kennzeichen des Mutigen und ferner in 807^{b}19 als Kennzeichen des Begabten. Zur Bedeutung von χαροπός ‚dunkelbraun' s. Anm. zu 812^{b}5f. Als Mittelwert zwischen sehr hell und sehr dunkel wird diese Augenfarbe positiv beurteilt, wie auch Form und Größe der Augen des Löwen ein solches positiv konnotiertes Mittelmaß haben. Vgl. Einl. Kap. III.6, S. 165f.

809^{b}23f. „wie eine Tolle" (οἷον ἀνάσιλλον): Die Mss. lesen hier ἂν ἄσιλον (K, D, L; von Bekker übernommen) oder ἂν ἄσιλλον (F, H). Beide Lesarten sind offensichtlich korrupt, weil die entsprechenden Worte im Griechischen nicht nachweisbar sind. Daher schlägt Sylburg zu Recht die Korrektur ἀνάσιλλον vor; dieses Adjektiv wird von Plutarch auf Crassus angewandt (*Cra.* 24), von Herodas in der Beschreibung einer Figur auf einem Gefäß verwendet (*Mim.* 4,67) und bei Hesych definiert (α 4576): ἀνάσιλλον· τρίχωμα τὸ ἀπὸ τοῦ μετώπου ἐπὶ κορυφὴν ἐστραμμένον, „Haar, das von der Stirn zu einer Spitze absteht"; vgl. sein Lemma in α 4573 zu ἀνασεσιλλῶσθαι· ἐστραμμένας ἔχειν τὰς τρίχας „die Haare abstehen haben").

Die Anastolé, die als Zitat der Löwenmähne durch das Porträt Alexanders des Großen (siehe Taf. XV,1–2) als ikonographische Formel Verbreitung fand, wird auch in 812^{b}34–36 als Kennzeichen des Edlen angeführt, wie am Löwen zu sehen sei. Vgl. den Exkurs in der Einleitung, S. 183–185.

809^{b}24f. „einen Hals von guter Länge, der in der Dicke entsprechend proportioniert… ist" (τράχηλον εὐμήκη, πάχει σύμμετρον): Diese Beschreibung entspricht der des Halses des Mutigen in Traktat A; der Mutige und der Löwe als sein Prototyp haben einen Hals, dessen Qualitäten in der Mitte zwischen diversen Extremformen liegen. Zur Bewertung des Mittelmaßes als der besten Erscheinungsform siehe Einl. Kap. III.6, S. 165f.

809^{b}25 „mit blonden Haaren bedeckt" (θριξὶ ξανθαῖς κεχρημένον): Das Farbwort ξανθός bezieht sich, wie Dürbeck (1977: 100–105, 276–281) nachgewiesen hat, ursprünglich ausschließlich auf die Haarfarbe von Göttern, Men-

schen und Tieren und wird erst seit Xenophanes, Pindar und Hippokrates als Farbbezeichnung für ‚Gelb' verwendet. Es ist stark mit der Farbe des Goldes assoziiert: Die ‚blonden' Götter Apollon und Dionysos heißen auch χρυσοκό-μας, ‚mit goldenen Haaren'; „prima facie erscheint ξανθός häufig gebraucht; de facto ist es aber über eine umfangreiche Literatur spärlich verteilt und dürfte das Schöne, Kostbare und Edle zumindest *mit* andeuten. Blond galt offenbar als etwas Seltenes und seine Träger waren dadurch gleichsam ausgezeichnet" (Dürbeck 1977: 102). Nicht nur der Löwe wird als blond bezeichnet (z.B. *h.l.*; Pind. *fr.* 237 Snell/Maehler), sondern auch der Stein- oder Goldadler (Arist. *Hist. an.* IX.32, 619^{a}13), Rinder (Pind. *Pyth.* 4,149) und Pferde (*Il.* 9,407, 11,680) bzw. Fohlen (Soph. *El.* 705).

809^{b}26f. „den Bereich um die Schlüsselbeine eher locker als zusammengepreßt" (τὰ περὶ τὰς κλεῖδας εὐλυτώτερα μᾶλλον ἢ συμπεφραγμένα): Die Wortwahl stimmt exakt mit der im Lemma zum Schlüsselbeinbereich überein, der, wenn gelöst, auf Aufnahmefähigkeit hindeutet, wenn zusammengepreßt, auf Stumpfsinn (s. Anm. zu 811^{a}5–10). Dementsprechend ist der Löwe ‚eher aufmerksam als stumpfsinnig'. Aufnahmefähigkeit wird ihm zwar sonst an keiner anderen Stelle in den *Phgn.* zugeschrieben, sie fügt sich aber widerspruchslos ins Gesamtbild seiner positiven Eigenschaften (s. Anm. zu 809^{b}15).

809^{b}34f. „großgesinnt" (μεγαλόψυχος): Obwohl Großgesinntheit als Charaktertypus in der Ethik eine vorrangige Bedeutung hat, wird sie in den *Phgn.* nicht in einem eigenen Lemma in Traktat A behandelt. Vielmehr kommt sie in Traktat A überhaupt nicht vor, sondern wird nur an verschiedenen Stellen in Traktat B genannt. Als Beispiel für Großgesinntheit gilt fast ausschließlich der Löwe (811^{a}15, 20, 32f., 811^{b}26f., 33f.) und nur einmal auch der Adler (811^{a}37, s. Anm. dort); deshalb ist es auch nicht überraschend, daß der Begriff Großgesinntheit zum ersten Mal in der Charakterisierung des Löwen an unserer Stelle angeführt wird. Denn so wie der Löwe in den *Phgn.* als Prototyp bzw. vollendete Verkörperung des männlichen Geschlechts gilt, so gilt der Großgesinnte in der Aristotelischen Ethik (*EE* III.5, 1232^{a}19f. und *EN* IV.7, 1123^{a}34–IV.10, 1125^{b}25) als vollendete Verkörperung aller Tugenden und größtmöglicher Unabhängigkeit in einer Person.

Sowohl die Wiedergabe des Begriffs μεγαλοψυχία als auch ihre genaue inhaltliche Bestimmung ist Gegenstand einer lebhaften und andauernden Forschungsdiskussion, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Wesentliche Beiträge stammen von Gauthier 1951, Dirlmeier 1956: 370–382, Schmidt 1967, Rees 1971, Hardie 1978 (der einen guten Überblick über die Positionen gibt) und Schütrumpf 1989b. In der Übersetzung als ‚Großgesinntheit' schließe

ich mich der communis opinio an, die der Wiedergabe von Jaeger 1931 folgt (vgl. seine Überlegungen zu einer geeigneten deutschen Begriff, 1931: 102).

In unserem Zusammenhang ist die genaue Begriffsbestimmung weniger von Interesse als die – in der philosophischen Diskussion wiederum meist vernachlässigte – Tatsache, daß Aristoteles seine ausführliche Charakterskizze des Großgesinnten in der *Nikomachischen Ethik* IV.7–8, 1123ᵃ34–1125ᵃ16 mit einer kurzen Beschreibung seines Auftretens abschließt: „Die Bewegung des Großgesinnten scheint langsam zu sein, seine Stimme tief, seine Sprechweise ausgeglichen, denn wer nur weniges ganz ernst nimmt, gerät nicht leicht in Hast, und wer nichts als groß empfindet, kennt keine nervöse Spannung; eine hohe Stimme dagegen und fahrige Bewegungen, die kommen davon" (καὶ κίνησις δὲ βραδεῖα τοῦ μεγαλοψύχου δοκεῖ εἶναι, καὶ φωνὴ βαρεῖα, καὶ λέξις στάσιμος· οὐ γὰρ σπευστικὸς ὁ περὶ ὀλίγα σπουδάζων, οὐδὲ σύντονος ὁ μηδὲν μέγα οἰόμενος· ἡ δ' ὀξυφωνία καὶ ἡ ταχυτὴς διὰ τούτων, 1125ᵃ12–16). Diese Schilderung deckt sich weitgehend mit dem Verhalten, das im klassischen Athen vom guten Bürger in der Öffentlichkeit erwartet wurde; vgl. die Anm. zu 807ᵇ33.

Folgende Körpermerkmale werden in den *Phgn.* als Kennzeichen von Großgesinntheit bezeichnet: ein Hals von guter Größe (811ᵃ14f.), eine viereckige Stirn (811ᵇ33f.), eine von der Stirn abgesetzte Hakennase (811ᵃ36f.), eine rundliche Nasenspitze (811ᵃ31–33) und leicht tiefliegende Augen (811ᵇ26f.). Hinsichtlich der Lippen gibt es eine exakte Beschreibung des Löwenmauls: „Deren Lippen dünn und an den Mundwinkeln schlaff sind, so daß der Teil der Oberlippe nahe den Mundwinkeln über den betreffenden Teil der Unterlippe überhängt, die sind großgesinnt; siehe die Löwen" (811ᵃ18–21).

Am Porträt des Epikur (Taf. XIII,1–2) lassen sich möglicherweise alle diese Körpermerkmale erkennen; zumindest ist eine physiognomische Deutung des Porträts in diesem Sinne auch aufgrund anderer Quellen über das Bild Epikurs unter den Epikureern durchaus plausibel. Unter Berufung auf die hier genannten Stellen aus den *Phgn.* vertritt Frischer (1982: bes. 241–246) diese Deutung; vgl. Einl. Exkurs, S. 181–183.

809ᵇ36 „der Panther" (ἡ δὲ πάρδαλις): Nach Apion (ap. Apollon. *Lex.* s.v. πόρδαλις) und Hesych (π 3009) heißt das Pantherweibchen πάρδαλις, das Männchen πόρδαλις; das *Etymologicum Magnum* hingegen gibt an, die Begriffe würden zwischen dem Fell (πάρδαλις) und dem Tier (πόρδαλις) unterscheiden (was zumindest an unserer Stelle nicht zutreffen kann). In der Literatur, wo der Panther seit den Homerischen Gleichnissen als mutiges und furchtloses Raubtier gilt (z.B. *Il.* 13,103; 17,20; 21,573–578; vgl. Jereb 1949), werden beide Namen auch ganz ohne oder sogar mit der umgekehrten Geschlechtszuweisung gebraucht (vgl. LSJ *s. v.* I), und Aristoteles verwendet ausschließlich die Form πάρδαλις. Auch an unserer Stelle ist nicht das Weibchen, sondern das

Tier als Art gemeint, denn die Bezeichnung „von weiblicherer Erscheinungsform“ (θηλυμορφότερον) wäre unsinnig, wenn es sich ausdrücklich um das Weibchen handelte. Am Panther wird der allgemeine Unterschied zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht exemplifiziert (vgl. 809b4–13), und zwar in Analogie zum Löwen als der vollkommensten Erscheinungsform des Männlichen (809b15). Daher ist auch die ausführliche Auflistung einzelner Körpermerkmale des Pantherweibchens eng auf die vorausgegangene Beschreibung des Löwen bezogen, indem die entsprechenden Körperteile des Pantherweibchens aufgezählt und jeweils als kleiner und schwächer als beim Löwen bezeichnet werden. Vergleicht man Löwe und Panther, dann treffen die hier angeführten Beobachtungen durchaus zu; die einzige Ausnahme sind die kürzeren, aber kraftvolleren Beine des Panthers, mit denen er vor allem im kurzen Sprint eine erstaunliche Geschwindigkeit erreichen kann.

Der Panther kommt in den *Phgn.* nur dieses einzige Mal vor, wo er als die weibliche Erscheinungsform des mutigen Tieres behandelt wird. Diese Bewertung wird unterstützt durch das Urteil im neunten Buch der *Historia animalium*: „Alle Weibchen sind weniger mutig als die Männchen, außer bei Bär und Panther: bei ihnen scheint das Weibchen mutiger zu sein“ (ἀθυμότερα δὲ τὰ θήλεα πάντα τῶν ἀρρένων πλὴν ἄρκτου καὶ παρδάλεως· τούτων δ' ἡ θήλεια δοκεῖ εἶναι ἀνδρειοτέρα, IX.1, 608a33–35). Da er in den *Phgn.* sozusagen das Idealbild des Weibchens verkörpert, versammelt der Panther alle negativen Charaktereigenschaften des weiblichen Geschlechts auf sich, die am Schluß der Beschreibung zusammengefaßt werden: „Von dieser Art ist also die Gestalt seines Körpers, was aber andererseits seine Seele betrifft, ist er unbedeutend, spitzbübisch und, alles in allem, hinterlistig“ (ἡ μὲν οὖν τοῦ σώματος ἰδέα τοιαύτη, τὰ δὲ περὶ τὴν ψυχὴν μικρὸν καὶ ἐπίκλοπον καὶ ὅλως εἰπεῖν δολερόν, *Phgn.* 810a6–8). Schon vorher gelten Weibchen als „übeltäterischer als die Männchen, vorwitziger und kraftloser“ (καὶ κακουργότερα [...] τῶν ἀρρένων, καὶ προπετέστερά τε καὶ ἀναλκέστερα, 809a38f.), zudem sei die Natur des Weibchens „feiger und ungerechter“ (δειλοτέρα καὶ ἀδικωτέρα, 809b13). Ganz ähnlich wird in der bereits zitierten Passage aus dem neunten Buch der *Historia animalium* das Weibchen charakterisiert: „weichlicher, bösartiger, weniger offen und vorwitziger“ (μαλακώτερα καὶ κακουργότερα καὶ ἧττον ἁπλᾶ καὶ προπετέστερα, 608b1f.), „eher entmutigt [...] und hoffnungslos, unverschämter, lügnerischer, besser im Betrügen und nachtragender“ (δύσθυμον μᾶλλον [...] καὶ δύσελπι, καὶ ἀναιδέστερον καὶ ψευδέστερον, εὐαπατητότερον δὲ καὶ μνημονικώτερον, 608b11–13).

Detienne 1977: 93–98 weist auf die außergewöhnliche Jagdtechnik hin, die die Griechen dem Panther zuschrieben: durch seinen unwiderstehlichen Duft – der ihm als einziges unter den Tieren zu eigen ist ([Arist.] *Probl.* XIII.4, 907b35–37) – lockt er Beute an, die er dann überfällt. Diese vermeintliche

Taktik bringt ihm den Ruf von Heimtücke und Hinterlist ein, wie er im Charakterbild an unserer Stelle zu Tage tritt. Zugleich legt diese Lockmethode den Vergleich von Prostituierten mit dem Panther nahe und war dementsprechend verbreitet (z.B. Aristoph. *fr.* 494 K.-A., *Lys.* 1014f., vgl. die Jagdmetaphern, mit denen Sokrates in Xen. *Mem.* 3,11,5–10 das Verhalten der Hetäre Theodote beschreibt); die Verbindung zwischen dem Panther und dem Weiblichen findet sich also auch auf dieser ganz konkreten Ebene.

Die Verwendung als Prototyp des Weibchens – mit Eigenschaften, die weniger am Panther wirklich zu beobachten sind als vielmehr aufgrund von kulturellen Konstrukten dem weiblichen Geschlecht insgesamt zugeschrieben werden (vgl. Einl. Kap. III.5, S. 153–158) – ist die einzige Erwähnung des Panthers im gesamten Text der *Phgn.* Als Vergleichsobjekt für physiognomische Schlüsse ist der Panther offensichtlich nicht gebräuchlich, und das stimmt wiederum mit der Beobachtung überein, daß bis auf den – topisch als tapfer und mutig geltenden – Löwen ausschließlich solche Tiere zum Vergleich herangezogen werden, die als Haustiere oder als in Griechenland frei lebende Tiere unmittelbar bekannt waren.

809^{b}38–810^{a}8 „Denn er hat ein kleines Gesicht,... mit einem Wort, hinterlistig" (ἔστι γὰρ ἔχον πρόσωπον μικρόν,... καὶ ὅλως εἰπεῖν δολερόν): Der Abschnitt über den Panther ist analog zu dem über den Löwen strukturiert: Eine längere Auflistung von Körpermerkmalen (diesmal ohne Berücksichtigung des Gangs) wird durch eine kurze Erwähnung dreier Charakterzüge abgeschlossen. Weder die Körper- noch die Charakterzüge sind in direkter Bezugnahme auf die des Löwen gewählt oder angeordnet, und es gibt nur zwei diametrale Gegensätze: Die Augen des Panthers sind weißlich (ἔκλευκοι, 810^{a}1), während die des Löwen dunkelbraun sind (χαροποί, 809^{b}19), und die Brust des Panthers hat einen schwach ausgeprägten Brustkorb (στῆθος ἄπλευρον, 810^{a}3), während der Schultergürtel des Löwen einen gut ausgeprägten Brustkorb aufweist (τὸ μετάφρενον... εὔπλευρον, 809^{b}28). Insgesamt läßt sich die Tendenz feststellen, daß einzelne Eigenschaften, die beim Löwen oft ein Mittelmaß darstellen, beim Panther jeweils in die Richtung eines der beiden Extremen festgelegt sind: klein (Gesicht, Augen), groß (Maul, Rücken) oder lang (Hals). Daraus ergibt sich insgesamt eine Gestalt, die im Gegensatz zur Ausgewogenheit und Proportioniertheit des Löwen steht und die dementsprechend abschließend als „ungegliedert und unproportioniert" zusammengefaßt wird (καὶ ὅλον ἄναρθρόν τε καὶ ἀσύμμετρον, 810^{a}6).

Zur positiven Bewertung des Mittelmaßes in den *Phgn.* vgl. Einl. Kap. III.6, S. 165f.

810^{a}3 „einen allzu langen und dünnen Hals, eine Brust mit nicht ausgeprägtem Brustkorb" (τράχηλον μακρὸν ἄγαν καὶ λεπτόν, στῆθος ἄπλευρον): Siehe Anm. zu 811^{a}10–17.

810^{a}8–13 „Damit sind nun also die herausragenderen Tiere... gesagt werden" (τὰ μὲν οὖν ἐκπρεπέστερα... ῥηθήσεται): Drei kurze Sätze bilden die Überleitung von der Beschreibung der beiden Prototypen der Geschlechter zur folgenden langen Liste von Körpermerkmalen mit jeweils zugeordneten Charaktermerkmalen, die – abgesehen von zwei kurzen Schlußbemerkungen (814^{a}5–9 u. 814^{a}9–^{b}9) – den Rest des Traktats B füllt. Wie im Eingang des praktischen Teils von Traktat B (809^{a}26–^{b}13) wird noch einmal die vorrangige Bedeutung der Geschlechterdifferenz betont, die an den Beispielen der männlichen und weiblichen Form von Mut an Löwe und Panther ausreichend behandelt worden sei. Weitere Tiervergleiche kündigt der Verfasser nicht mehr in solch zusammenfassender Behandlung, sondern in einer Sammlung von Einzelheiten für die folgenden Listen an.

810^{a}12 u. 14 „in der Auswahl der Zeichen" (ἐν τῇ τῶν σημείων ἐκλογῇ) u. „Die Auswahl der Zeichen" (Ἡ δὲ ἐκλογὴ τῶν σημείων): Siehe Anm. zu 805^{a}28.

Katalog: 810^{a}14–812^{a}11 Der Katalog von Traktat B bildet das längste zusammenhängende Stück der *Phgn.* Im Unterschied zum Katalog von Traktat A ist er nach Körpermerkmalen angeordnet, die in Merkmalsbereichen zusammengefaßt sind. Oft wird eine stichwortartige Erklärung für die Zuordnung eines Charakterzuges gegeben, und zwar meist durch Tiervergleich, Analogie zur Geschlechterdifferenz oder physiologische Modelle. Der Katalog beginnt systematisch mit einer Auflistung der Eigenschaften der Körperteile von den Füßen bis zu den Ohren (810^{a}14–812^{a}11). Anschließend werden verschiedene Kriterien assoziativ aneinandergefügt: Hautfarben (812^{a}12–25), das Erröten verschiedener Körperteile (812^{a}25–37), Augenfarbe (812^{a}37–^{b}12), Behaarung und Haarbeschaffenheit (812^{b}13–813^{a}2), Gang (813^{a}3–18), Blick (813^{a}19–30), Stimme (813^{a}31–^{b}6), Körpergröße kombiniert mit der Konstitution des Fleisches (813^{b}7–35) und generelle ‚Ausgewogenheit' (813^{b}35–814^{a}5).

810^{a}15–20 „Deren Füße gut gewachsen und groß,... siehe das weibliche Geschlecht." (ὅσοις οἱ πόδες εὐφυεῖς τε καὶ μεγάλοι... ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ θῆλυ γένος): Auf die Füße wird, ebenso wie auf die im folgenden genannten Knöchel (810^{a}24–28), in den *Phgn.* allein das Kriterium der Sehnigkeit bzw. Fleischigkeit angewandt, das jeweils mit dem Hinweis auf die Geschlechterdifferenz begründet wird; s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158.

$810^{a}16$ „schön gegliedert“ (διηρθρωμένοι): Mit diesem Partizip werden in den *Phgn.* die Füße (*h.l.*), die Knöchel ($810^{a}16$) und die Brust ($810^{b}23$f.) des robusten Männchens sowie die Nasenwurzel ($811^{a}35$) des großgesinnten Adlers bezeichnet; die gute Gliederung ist also ein Merkmal der besten Charaktertypen (im Gegensatz zur Fleischigkeit und Ungegliedertheit bei den Weibchen; vgl. Einl. Kap. III.5, S. 153–158). In genau demselben Sinne verwendet Platon das Wort zur Beschreibung der Physiognomie des guten Pferdes im Rosselenkergleichnis im *Phaidros* 253d5; vgl. Einl. Kap. II.4, S. 90f.

$810^{a}17$ „siehe“ (ἀναφέρεται ἐπὶ): Der in der Prosa geläufige Verbalausdruck ἀναφέρειν τι ἐπί τι oder εἴς τι ‚etwas auf etwas beziehen‘ (vgl. LSJ *s.v.* II, 5) dient in der medialen Form in Traktat B 114mal als möglichst kurzer Hinweis auf eine Begründung oder eine Analogie, durch die die zuvor genannte Korrelation erklärt wird. Die stereotype und knappe Verwendungsweise legt es nahe, anstatt einer genauen Wiedergabe des Verbalausdrucks im Deutschen eine formelhafte Wendung einzusetzen; das deutsche „siehe“ bringt den Charakter der bloßen Verweisfunktion eines Verbs, dessen eigentliche Bedeutung in der Stereotype verblaßt ist, treffend zum Ausdruck.

An den beiden einzigen Stellen in Traktat A hingegen ($806^{b}2$, $^{b}19$) ist ἀναφέρεται syntaktisch in ganze Sätze eingebunden und behält daher seinen ursprünglichen Verbalcharakter. Denn es handelt sich bei den beiden Stellen nicht um den Katalog, sondern den um den diskursiven Teil, genauer gesagt die Anführung der Merkmalsbereiche und der Bedeutung ihrer offensichtlichsten Zeichen. Auch dort verweist es inhaltlich auf die Begründung bzw. die Tieranalogie, durch die die Auswahl und Bedeutung eines Körpermerkmals als Zeichen gerechtfertigt wird. Der verkürzte Gebrauch in Traktat B wird in Traktat A also quasi vorbereitet.

$810^{a}20$–22 „Deren Zehen an den Füßen... die Raubvögel“ (οἷς τῶν ποδῶν οἱ δάκτυλοι καμπύλοι... τοὺς γαμψώνυχας): Raubvögel (wörtl.: die ‚krummklauigen Vögel‘) werden in den *Phgn.* als eine eigene Gattung neben den Kleinvögeln betrachtet, was der Klassifikation bei Aristoteles in der *Hist. an.* widerspricht (s. Anm. zu $806^{b}10$f. zu den Vögeln). Sie werden in den *Phgn.* nur *h.l.* und in $812^{a}8$f. angeführt und gelten an beiden Stellen als unverschämt, an letztgenannter Stelle wegen ihres spitzen Kopfes. Als einzelne Vertreter der Gattung werden in den *Phgn.* darüber hinaus nur der Adler ($811^{a}37$) und der Habicht ($813^{a}20$) angeführt, ersterer als großgesinnt (μεγαλόψυχος), letzterer als räuberisch (ἁρπαστικός). Der großgesinnte Adler (s. Anm. zu $811^{a}37$) ist kaum mit Unverschämtheit in Verbindung zu bringen, während die Raubgier des Habichts durchaus damit in Einklang gebracht werden kann. Ansonsten gibt es keine Hinweise darauf, weshalb gerade die Raubvögel als unverschämt gelten.

In der Beschreibung des Unverschämten in einem eigenen Lemma in Katalog A wird seine krumme Haltung erwähnt, die in den krummen Zehen und Zehennägeln an unserer Stelle eine Entsprechung findet; s. Anm. zu 807^{b}28–33 zum Unverschämten.

810^{a}21 „Zehennägel krumm" (ὄνυχες καμπύλοι): Bekkers Lesart καμπύλαι geht anscheinend auf die Aldina zurück, die καμπῦλαι schreibt (Bekkers Kollationsvorlage war allerdings nicht die Aldina, sondern die dritte Basler Edition; vgl. Torstik 1857: 494). Dies ist jedoch ganz offensichtlich eine Verschreibung der im Marc. IV.58 (K) überlieferten maskulinen Form καμπῦλοι. Einige seiner Apographa haben den Akzent bereits zum korrekten καμπύλοι korrigiert (E, D), das Foerster zu Recht in seinen Text aufnimmt.

810^{a}23f. „siehe die Sumpfvögel mit Schwimmfüßen" (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄρνιθας τοὺς στεγανόποδας τῶν λιμναίων): Der *consensus codicum* überliefert an dieser Stelle: τοὺς ὄρτυγας τοὺς στενόποδας τῶν λιμναίων, was aber keinen Sinn ergibt. Denn erstens haben Wachteln nichts mit Sümpfen zu tun, zweitens läßt sich das Wort στενόπους (‚engfüßig') im TLG nur ein einziges Mal nachweisen (bei Ps.-Polemon 85: στενόποδες ἠλίθιοι, δειλοί „Schmalfüßige sind eitel und feige"; eine Abhängigkeit von unserer Stelle in den *Phgn.* ist aufgrund der völlig anderen Korrelationen ausgeschlossen). Der Vorschlag von Sylburg und Prantl: τοὺς ὄρνιθας τοὺς στενόποδας beseitigt nur eines dieser beiden Probleme; vorzuziehen ist daher Gesners Emendation, die auch Foerster in den Text übernimmt: τοὺς ὄρνιθας τοὺς στεγανόποδας. Das Adjektiv στεγανόπους ist die gebräuchliche Bezeichnung für ‚Schwimmfuß', d.h. Krallenfuß mit Schwimmhäuten (vgl. Arist. *Part. an.* IV.12, 692^{b}25, *Hist. an.* II.12, 504^{a}6–8, VIII.3, 593^{a}26–28: στεγανόπους bildet den Gegensatz zu σχιζόπους ‚mit voneinander getrennten Krallen'). Die Passage ergibt dann folgenden Sinn: Von den Sumpfvögeln – τῶν λιμναίων ist als Genitivus partitivus aufzufassen – haben einige Schwimmfüße, andere nicht. Erstere haben – was allerdings im Text nicht ausdrücklich gesagt wird, sondern aus συμπεφραγμένα zu entnehmen ist – schmalere Füße, zu ergänzen: als die anderen, im Wasser lebenden Vögel, die mit Schwimmfüßen ausgestattet sind. Das terminologische Gegensatzpaar ὄρνιθες χερσαῖοι καὶ λιμναῖοι als ‚Land- und Wasservögel' belegt bereits Herodot 7,119,2.

Diese Auffassung läßt sich mit der modernen zoologischen Taxonomie vereinbaren, in der ‚Steganopodes' bzw. ‚Pelecaniformes' eine eigene Ordnung in der Klasse der Vögel bilden (sie umfaßt Pelikane, Kormorane u.a.); ihr gemeinsames Kennzeichen ist der Schwimmfuß, dessen Schwimmhaut (im Gegensatz zu Enten und Gänsen) auch die vierte, bei anderen Vögeln hinten angewachsene Kralle einschließt (Grzimek 1972: VII,162).

Weshalb den Sumpfvögeln mit Schwimmhäuten als Eigenschaft gerade Unverschämtheit zugeschrieben wird, bleibt unklar; vgl. Anm. zu 807ᵇ28–33 zum Unverschämten.

810ᵃ24–28 „Deren Bereich um die Knöchel... siehe das weibliche Geschlecht" (ὅσοις τὰ περὶ τὰ σφυρὰ... ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ θῆλυ γένος): Dies ist die einzige Stelle in den *Phgn.*, an der die Knöchel erwähnt werden (zum anatomischen Begriff s. Skoda 1988: 45f.). Ebenso wie bei den Füßen (810ᵃ15–20) und beim Unterschenkel (810ᵃ28–30) werden als Eigenschaften die Gliederung und Sehnigkeit beim männlichen und die Fleischigkeit beim weiblichen Geschlecht angeführt; s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz.

810ᵃ28–30 „Die gegliederte, sehnige und kräftige Unterschenkel haben, sind seelisch robust; siehe das männliche Geschlecht" (ὅσοι τὰς κνήμας ἔχουσιν ἠρθρωμένας τε καὶ νευρώδεις καὶ ἐρρωμένας, εὔρωστοι τὴν ψυχήν· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ ἄρρεν): Ein direkter Gegensatz zu den Unterschenkeln des weiblichen Geschlechts wird nicht hier angeführt, sondern in der allgemeinen Beschreibung des Weibchens, das laut 809ᵇ8 „dünne Unterschenkel" hat (τὰς κνήμας λεπτὰς). Die Beschreibung der Unterschenkel entspricht den vorangegangenen der Füße (810ᵃ15–20) und der Knöchel (810ᵃ24–28); s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz.

810ᵃ30f. „Die dünne und sehnige Unterschenkel haben, sind lüstern; siehe die Vögel." (ὅσοι δὲ τὰς κνήμας λεπτὰς νευρώδεις ἔχουσι, λάγνοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄρνιθας): Siehe Anm. zu 806ᵇ10f. zu den Vögeln.

Die dünnen Unterschenkel werden hier nicht, wie nach dem vorangegangenen Satz zu erwarten wäre, als Merkmal des weiblichen Geschlechts behandelt, obwohl sie als solches in 809ᵇ8 aufgeführt werden.

810ᵃ32–34 „Die sehr pralle Unterschenkel haben, als ob sie fast bersten, sind abscheulich und unverschämt; siehe den Gesamteindruck" (ὅσοι τὰς κνήμας περιπλέους σφόδρα ἔχουσιν, οἷον ὀλίγου διαρρηγνυμένας, βδελυροὶ καὶ ἀναιδεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Siehe Anm. zu 807ᵇ28–33 zum Unverschämten. Zum Begriff ‚Gesamteindruck' s. Anm. zu 809ᵃ13.

810ᵃ34f. „Die mit zusammenstoßenden Knien sind Kinäden; siehe den Gesamteindruck" (οἱ γονύκροτοι κίναιδοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Zum Kinäden s. Anm. zu 808ᵃ12. Auch in Katalog A werden „zusammenstoßende Knie" als eines seiner Kennzeichen angeführt, s. Anm. zu 808ᵃ13.

Zum Begriff ‚Gesamteindruck' s. Anm. zu 809ᵃ13.

810^{a}35–^{b}1 „Die knochige und sehnige Oberschenkel... siehe das Weibliche" (οἱ τοὺς μηροὺς ὀστώδεις καὶ νευρώδεις... ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ θῆλυ): Der Gegensatz zwischen den Eigenschaften „sehnig" und „prall" entspricht genau dem zuvor auf die Unterschenkel angewandten Begriffspaar (810^{a}28–34), wobei dort „prall" nicht mit dem weiblichen Geschlecht verbunden wird (wohl aber „sehnig" mit dem männlichen). Er stimmt auch mit den anderen drei Stellen in den *Phgn.* überein, an denen die Oberschenkel erwähnt werden: die des Löwen sind „nicht zu fleischig" (809^{b}29), die des Panthers hingegen „fleischig" (810^{a}4). In 811^{a}1 werden die Oberschenkel in Analogie zu den Schultern als „gegliedert" beim robusten männlichen Geschlecht und als „schwach und ungegliedert" beim weichlichen weiblichen bezeichnet, womit genau dieselben Eigenschaften mit demselben Hinweis auf die Geschlechter begründet werden wie an unserer Stelle (s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz).

810^{a}37 „fleischig" (σαρκώδεις): Im *consensus codicum* ist an dieser Stelle das Adjektiv ὀστώδεις überliefert. Inhaltlich ist es jedoch nicht haltbar, daß die Oberschenkel von Männchen und Weibchen gleichermaßen als „knochig" bezeichnet werden, was in der Kombination mit „prall" im zweiten Satz paradox erscheint. Ich vermute, daß hier, ebenso wie im folgenden Abschnitt zum Hinterteil, σαρκώδεις gestanden hat, daß aber in einem frühen Stadium der Überlieferung (auf jeden Fall vor dem 13. Jh., denn auch Bartholomaeus übersetzt zweimal „osseas") statt dessen durch Dittographie τοὺς μηροὺς ὀστώδεις aus dem ersten Satz wiederholt wurde.

810^{b}1f. „Die ein spitzes und knochiges Hinterteil haben, sind robust; die aber ein fleischiges, dickes haben, weichlich" (ὅσοι δὲ πῦγα ὀξεῖαν ὀστώδη ἔχουσιν, εὔρωστοι, ὅσοι δὲ σαρκώδη πίονα ἔχουσι, μαλακοί): Die Kriterien sind dieselben wie bei den zuvor erwähnten Oberschenkeln (810^{a}35–^{b}1), wobei hier der ausdrückliche Hinweis auf die Geschlechterdifferenz fehlt, der aber zweifellos im Hintergrund steht (s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158).

810^{b}3 „als ob es weggewischt worden wäre" (οἷον ἀπωμοργμένην): Die vom *consensus codicum* überlieferte Lesart ἀπομοργμένα wurde von Bekker zu ἀπωμοργμένα korrigiert, womit jedoch keine syntaktische Kongruenz erzeugt ist. Diese Beziehung (auf σάρξ) stellt erst Foersters Korrektur zu ἀπωμοργμένην her, die ich in den Text aufnehme.

Sachlich muß man sich unter dem metaphorischen Ausdruck wohl das nackte, fellfreie Hinterteil der Paviane vorstellen.

810^{b}4 „siehe die Affen" (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς πιθήκους): Affen werden in Traktat B sechsmal genannt: als Beispiel für Bösartige (κακοήθεις) wegen ihres

nackten Hinterteils (*h.l.*); für Übeltäter (κακοῦργοι) wegen der tief in den Höhlen liegenden Augen (811^{b}23); für Toren (μωροί) wegen der dicken Lippen, deren obere über die untere hängt und die auch der Esel hat (811^{a}26); für Kleinmütige (μικρόψυχοι) wegen des allzu kleinen Gesichtes, wie es auch bei der Katze vorkommt (811^{b}8f.) und wegen der kleinen Augen (811^{b}18–20). Wer kleine Ohren hat, wird in 812^{a}9 als ‚affenartig' (πιθηκώδεις) bezeichnet, ohne daß dabei eine Charaktereigenschaft angegeben wäre.

Aristoteles beschreibt ausführlich drei Arten von Affen (*Hist. an.* II.8, 502^{a}16–^{b}28), unter denen der menschenähnlichste der πίθηκος ist, der gemeine Hundsaffe (Cercopithecoida; vgl. Oder 1894b: 706); er vor allem dürfte die verbreitete Vorstellung vom Affen geprägt haben, und alle in den *Phgn.* genannten Eigenschaften sind an ihm deutlich zu erkennen (vgl. Grzimek 1972: X,396–441).

‚Affe' ist bei Aristophanes ein beliebtes Schimpfwort für Betrüger (*Ach.* 120, *Av.* 439–441, vgl. *Ach.* 907: ᾇπερ πίθακον ἀλιτρίας πολλᾶς πλέων „wie ein Affe voller Tücke") und Quälgeister (*Ra.* 707–716: ὁ πίθηκος οὗτος ὁ νῦν ἐνοχλῶν, Κλειγένης ὁ μικρὸς, πονηρότατος βαλανεὺς... γῆς „dieser Affe, der uns jetzt ärgert, der kleine Kleigenes, der schuftigste Badehausbesitzer auf Erden"). Noch im 2. Jh. n. Chr. deutet Artemidor entsprechend das Erscheinen eines Affen im Traum als Ankündigung der Begegnung mit einem Schurken und Schwindler (2,12: πίθηκος δὲ ἄνδρα πανοῦργον καὶ γόητα σημαίνει), und der Anblick eines Affen beim Verlassen des eigenen Hauses am Morgen gilt als schlechtes Vorzeichen (Lukian, *Pseudol.* 17). Das nackte Hinterteil des Affen heben auch Archilochos in der Fabel von Fuchs und Affe (*fr.* 187 West) und Semonides im ‚Weiberiambos' hervor (*fr.* 7,71–83 West), dessen ‚Affenfrau' zudem einen kurzen Hals und ein abscheuliches Gesicht hat und damit allen zum Gespött wird – nur ihrem Ehemann vergeht das Lachen, da sie hinterlistig ist und den ganzen Tag auf Böses sinnt. Semonides bringt hier bereits ähnliche Körper- und Charakterzüge miteinander in Verbindung wie die *Phgn.* Daß Affen gerade wegen ihrer Häßlichkeit und Menschenähnlichkeit zur Belustigung dienten (vgl. Keller 1909: 4f.), geht schon aus der Stelle bei Semonides hervor und wird dadurch bestätigt, daß im Jenseitsmythos in der *Politeia* die Seele des ‚Spaßmachers' Thersites – Platon nennt ihn einen γελωτοποιός – als Körper für das nächste Leben den eines Affen wählt (*Rep.* 10,620c2–3). Zahlreiche Sprichwörter belegen, daß der Affe als wertlos und dumm verachtet wurde (vgl. Köhler 1881: 7f.). Die Charakterisierung des Affen in den *Phgn.* als bösartig, übeltäterisch, dumm und kleinmütig entspricht demnach ganz der bei den Griechen gebräuchlichen Vorstellung vom Affen.

810^{b}4 „die mit schlanken Lenden" (οἱ ζωνοὶ): Das Wort ζωνός ist, wie Raina (1993: 97 Anm. 76) feststellt, ein *hapax legomenon,* das aufgrund seiner ety-

mologischen Ableitung von ζώννυμι ‚ich gürte' wohl etwa gleichbedeutend mit dem gebräuchlicheren εὔζωνος ist: ‚mit gutem Gürtel' bzw. ‚gut gegürtet' (um sich leicht bewegen zu können). Im militärischen Kontext oft für leichtbewaffnete und daher schnell bewegliche Krieger verwendet (vgl. Thuc. 2,97,1–3, Xen. *Anab.* 4,2,8; 4,3,20), kann es auch die Bedeutung ‚flink', ‚schnell' tragen. Hier jedoch wird ζωνός nicht als Eigenschaft, sondern als Körpermerkmal aufgefaßt und ist daher wohl in der ursprünglichen, bildlichen Bedeutung von εὔζωνος zu verstehen: einer, dessen Taille mit einem Gürtel umgeben ist, der daher schmal und schlank wirkt und wendige, rasche Bewegung machen kann (vgl. dazu die häufige Gürtung bei geometrischen und archaischen Darstellungen von männlichen Figuren, z.B. Taf. I,2).

810ᵇ4f. „siehe die Löwen und die Hunde" (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας καὶ τοὺς κύνας): Zum Löwen s. Anm. zu 809ᵇ14; zum Hund s. Anm. zu 807ᵃ19.

810ᵇ5f. „Man könnte auch sehen,... schlanke Lenden haben" (ἴδοι δ' ἄν τις... ζωνοὺς ὄντας): Hier erfolgt die Begründung nicht, wie sonst üblich, durch Analogie zu einer Tierart, sondern nur zu einigen Vertretern davon: Einige Hunde haben besonders schlanke Lenden, und diese Hunde sind zugleich am meisten auf die Jagd versessen. Wahrscheinlich denkt der Verfasser dabei an die besonders schlanken spartanischen Züchtungen (bes. die Kastor-Hunde), die die beliebtesten und besten Jagdhunde waren; vgl. die Anm. zu 807ᵃ19 zum Hund.

810ᵇ6–9 „Deren Bauchbereich schmächtig ist, die sind robust; siehe das Männliche. Die aber nicht schmächtig sind, sind weichlich; siehe den Gesamteindruck" (οἷς τὰ περὶ τὴν κοιλίαν λαπαρά, εὔρωστοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ ἄρρεν. ὅσοι δὲ μὴ λαπαροί, μαλακοί· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Mit λαπαρός ‚schmächtig', ‚schlaff' als Eigenschaft des Bauchbereiches ist wahrscheinlich dasselbe gemeint wie in 807ᵃ34 mit der Aussage, der Bauch des Mutigen sei „nicht vorstehend" (προσεσταλμένος).

Hier ist als Gegensatz zum männlichen Geschlecht nicht das weibliche, sondern der ‚Gesamteindruck' genannt (zu diesem Begriff s. Anm. zu 809ᵃ13). Da sowohl das Körpermerkmal (schmächtiger bzw. nicht schmächtiger Bauchbereich) als auch der jeweils zugeordnete Charakterzug (robust bzw. weichlich) Gegensatzpaare bilden, ist jedoch deutlich, daß damit soviel gemeint ist wie in der sonst üblichen Formel ‚siehe das Weibliche'. Diese Vermischung der beiden Prinzipien des Gesamteindrucks und der Geschlechterdifferenz zeigt, wie groß deren Überschneidungsbereich ist.

810ᵇ9–12 „Deren Rücken sehr groß und kräftig ist,... siehe das Weibliche" (ὅσοις τὸ νῶτον εὐμέγεθές τε καὶ ἐρρωμένον,... ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ θῆλυ): Der

„schmale und schwache“ Rücken des Weichlichen entspricht wohl dem „langen“ Rücken des Panthers in 810^{a}4, da beide auf das weibliche Geschlecht zurückgeführt werden. Siehe Einl. Kap. III.5, S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz.

810^{b}12–14 „Die mit ausgeprägtem Brustkorb... das Weibliche“ (οἱ εὔπλευροι... τὸ θῆλυ): Als εὔπλευρος gilt auch der Ungestüme in Traktat A (808^{a}20), als ἄπλευρος der Panther in 810^{a}3 und entsprechend als ἀπλευρότερος „mit weniger ausgeprägtem Brustkorb (als beim Männchen)“ das Weibchen in seiner allgemeinen Beschreibung in 809^{b}7.

Siehe Einl. Kap. III.5, S. S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz.

810^{b}16 „siehe die Rinder“ (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς βοῦς): In den *Phgn.* werden die Rinder dreimal als „träge“ (νωθροί) charakterisiert – als Zeichen gilt die besondere Größe von Gesicht (811^{b}9f.), Augen (811^{b}20f.) und Stirn (811^{b}29f.) – und zweimal als „töricht“ (ῥάθυμοι), was an der dicken Nasenspitze (811^{a}28f.) und dem fleischigen Gesicht (811^{b}5f.) zu sehen sei. Ferner kennzeichnen ihre vorstehenden Augen sie als „sanftmütig“ (πραεῖς, 811^{b}27f.) und ihre anfangs tiefe, am Ende hohe Stimme als „melancholisch und Klager“ (δυσθυμικοί, ὀδύρται, 813^{a}33). Nur an unserer Stelle findet sich die sachlich schwer nachvollziehbare Bemerkung, ihr großer Rippenumfang zeige an, daß sie „schwatzhaft seien und Unsinn reden“ (*h.l.*).

Abgesehen von der letzten liegt den angeführten Eigenschaften eine allgemeine Trägheit zugrunde, die sich im emotionalen Bereich als Sanftmut und im rationalen als Torheit zeigt. Diese Wertung stimmt mit dem Urteil des Aristoteles überein, nach dem die Rinder „sanftmütig, schwer zu erregen und nicht leicht außer sich zu bringen sind“ (τὰ μὲν γάρ ἐστι πρᾶα καὶ δύσθυμα καὶ οὐκ ἐνστατικά, οἷον βοῦς, *Hist. an.* I.1, 488^{b}13f.). Als physiologische Ursache für diese allgemeine Trägheit wird in den *Phgn.* offensichtlich die Fleischigkeit und stattliche Größe des Rindes angenommen, die vielen der bedeutungstragenden Zeichen zugrundeliegen.

Das Rind war als Herdenvieh war in Griechenland von besonderer Wichtigkeit, und seine Zahmheit und langmütige Ruhe trugen durchaus zur seiner hauptsächlichen ökonomischen Verwendung bei: als Zugtier sowohl im Ackerbau als auch für Festkarren bei religiösen Feiern. Vgl. zum Rind bes. Kraemer 1940.

810^{b}16 „oder die Frösche“ (ἢ ἐπὶ τοὺς βατράχους): Der Frosch ist in den *Phgn.* nur hier als Beispiel genannt; ebenso wie das Rind sei er aufgrund seines „wie aufgeblasenen“ Brustkorbs ein Schwätzer und rede Unfug. Auf das Rind werden sowohl dieses Körper- als auch dieses Charaktermerkmal sonst nicht angewandt (vgl. Anm. zum Rind, 810^{b}16); die Fähigkeit des Frosches, sich auf-

zublasen, war hingegen sprichwörtlich (vgl. Petron. 74,13: „inflat se tamquam rana“) – obwohl die Zoologie den physiologischen Vorgang an der Kröte und nicht am Frosch beobachtet – und wurde mit seiner Prahlerei (vgl. Äsop 287 Hausrath) in Verbindung gesetzt. In der Fabel werden ihm die an unserer Stelle genannten Eigenschaften zugeschrieben: „töricht, geschwätzig, unangenehm“ (μωρός, λάλος, ἀηδής; Äsop 307 Hausrath). Die Geschwätzigkeit bezieht sich, stärker noch als die Prahlerei, wohl auf das auffallendste Merkmal des Frosches, sein lautes Quaken.

810^{b}16–23 „Die vom Nabel zum Brustbein... beengt werden“ (ὅσοι δὲ τὸ ἀπὸ τοῦ ὀμφαλοῦ... πληρώσεις ἢ ἐνδείας): Das einzige unter dem Stichwort „tüchtige Esser“ in Katalog A genannte Körpermerkmal ist fast identisch formuliert, wobei dort keine Erklärung angegeben wird: „bei denen die (Strecke) vom Nabel bis zur Brust länger ist als (die Strecke) von dort zum Nacken“ (οἷς τὸ ἀπὸ τοῦ ὀμφαλοῦ πρὸς ⟨τὸ⟩ στῆθος μεῖζόν ἐστιν ἢ τὸ ἐντεῦθεν πρὸς τὸν αὐχένα, 808^{b}2–4). Die Erklärung an unserer Stelle bringt zwei verschiedene physiologische Phänomene miteinander in Zusammenhang: den Magen als Gefäß der Nahrung und seine Umgebung, d.h. die Herzgegend und den unteren Brustraum, als Sitz der Empfindungen und damit der Wahrnehmung. Der Magen kann durch seine übermäßige Anfüllung (aber auch durch übermäßige Leere) diesen Raum beeinträchtigen, so daß die Wahrnehmung erschwert wird. Ein rein körperlicher Zustand (Völle oder Hunger) kann also einen psychischen beeinflussen, da die Wahrnehmung physiologisch verankert ist: Nach Aristoteles' Theorie, die auch im Zusammenhang mit der Kombination aus Körpergröße und -konstitution angewandt wird (813^{b}7–30), hat das Herz aufgrund seiner zentrale Position im System des Blutflusses, der das Denken durch den Körper transportiert, und aufgrund der ihm eigenen Wärme die Funktion eines Sitzes der Wahrnehmung; vgl. Webb 1982, van der Eijk 1997 und unten Anm. zu 813^{b}7–30.

Zum Stumpfsinnigen s. Anm. zu 807^{b}19–28.

810^{b}23f. „Die eine große und gegliederte Brust haben...; siehe das Männliche“ (ὅσοι δὲ τὰ στήθη ἔχουσι μεγάλα καὶ διηρθρωμένα... ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ ἄρρεν): Eine fleischige und breite Brust gilt in Traktat A als Kennzeichen des Mutigen (807^{a}36f.); ähnliche Eigenschaften dürften gemeint sein, wenn die Brust des Löwen in 809^{b}27 als νεανικόν „jugendlich“ bezeichnet wird. Im Gegensatz dazu haben das Weibchen eine schwächere Brust als das Männchen (809^{b}6) und der Panther entsprechend eine Brust mit nicht ausgeprägtem Brustkorb (810^{a}3). Dieser Gegensatz wird an unserer Stelle allerdings nicht ausdrücklich angeführt.

Zusätzlich zu diesem Unterschied, der auf die Geschlechterdifferenz zurückgeht (s. Einl. Kap. III.5 S. 153–158), wird als Eigenschaft der Brust in den *Phgn.* nur noch eine „hochgezogene Brust“ dem Unverschämten zugeordnet (807ᵇ33).

810ᵇ23 „Brust“ (τὰ στήθη): Bekker übernimmt in seinen Text die Lesart des Marc. IV.58 (K) τὰ στηθία. Die Überlieferung τὰ στήθη der Codices F, H und D ist jedoch mit Foerster vorzuziehen.

810ᵇ25–28 „Die einen großen, fleischigen und gegliederten Schultergürtel... das Weibliche“ (ὅσοι δὲ τὸ μετάφρενον ἔχουσι μέγα καὶ εὔσαρκον καὶ ἀρθρώδες... τὸ θῆλυ): Mit μετάφρενον ist der Bereich des Rückens gemeint, der μετὰ τὰς φρένας ‚hinter dem Zwerchfell‘ liegt, also der Schultergürtel. In der Beschreibung der Teile des Oberkörpers bewegt sich der Verfasser also vom Oberbegriff νῶτον ‚Rücken‘ (i.S.v. ‚Rückseite des Oberkörpers; 810ᵇ9–12) zu spezielleren und kleineren Partien, wobei er immer höher hinaufgeht. Nach dem Brustkorb (810ᵇ12–16) und der Brust (810ᵇ16–23) wird der auf derselben Höhe entsprechende Teil des Rückens behandelt, nämlich der Schultergürtel (810ᵇ25–34). Anschließend geht der Verfasser über die Schultern (810ᵇ34–811ᵃ5) wieder nach vorne, zum Schlüsselbeinbereich (811ᵃ5–10) und schließlich zum Hals (811ᵃ10–17) über.

Ein „breiter Schultergürtel mit gutem Brustkorb und gutem Rücken“ wird auch als Körpermerkmal des Löwen in 809ᵇ28 erwähnt; dies ist die einzige Stelle außerhalb unseres Abschnittes, an dem in den *Phgn.* vom Schultergürtel die Rede ist. Dies sind zugleich die einzigen Nachweise für das Wort μετάφρενον im gesamten Corpus Aristotelicum.

810ᵇ28–31 „Deren Schultergürtel sehr gekrümmt ist... versteckt wird“ (ὅσοις δὲ τὸ μετάφρενον κυρτόν ἐστι σφόδρα... φαίνεσθαι): Die Erklärung des Phänomens zieht einen direkten Schluß aus der unmittelbaren Erscheinung, anders als sonst, wo entweder physiologische Begründungen oder Analogien zu Tieren oder zu den Geschlechtern gegeben werden. Diese Art von Erläuterung ist innerhalb der *Phgn.* einmalig.

Nach vorne zusammengezogene Schultern hat auch Thersites in der *Ilias* 2,217f.; s. Einl. Kap. II.2, S.58 mit Anm. 29.

810ᵇ31–33 „Die einen in die andere Richtung... siehe die Pferde“ (ὅσοι δὲ τὸ μετάφρενον ὕπτιον... ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ἵππους): Während das Pferd in der griechischen Tradition im Allgemeinen als wertvoller Besitz geschätzt und oft ob seiner Intelligenz gepriesen wird (Stellen bei Steier 1938: bes. 1438), werden ihm hier überraschend ausschließlich Leichtfertigkeit und Unvernunft zugeschrieben. Dies sind noch dazu die einzigen in den *Phgn.* für das Pferd genannten

Charakterzüge; denn an den beiden anderen Stellen, die das Pferd erwähnen, fehlen Hinweise auf den Charakter: in 805^{a}16 wird das Pferd neben dem Hund nur allgemein als Beispiel genannt (die jeweiligen Spezialisten kennen sich mit beiden aus); in 813^{a}11f. werden der wiegende Gang und die angespannten Schultern angeführt, aber nicht auf ein Wesensmerkmal bezogen.

Diese negative Wertung des Pferdes läßt sich höchstens dadurch erklären, daß sie auf Wildpferde oder Fohlen bezogen ist. Jedenfalls widerspricht sie dem Bild, das die literarischen und archäologischen Quellen vermitteln. Das Pferd war immer ein Statussymbol der Reichen und kein ökonomisches Nutztier, denn als gewöhnliche Zugtiere wurden Rinder, Esel und Maulesel eingesetzt, während das Pferd, geritten oder vor dem Rennwagen, ausschließlich dem schnellen Transport einzelner Personen diente. Diese Bedeutung als exklusiver Besitz der Aristokraten spiegelt sich in dem archäologischen Befund, daß im 9. und 8. Jh. v. Chr. Bronzestatuetten von Pferden das häufigste Weihgeschenk in Heiligtümern waren (vg. Osborne 1998: 24–27). Wagenrennen waren ein angesehener Sport des Adels und spielten eine prominente Rolle als erste Kampfart bei archaischen Leichenspielen (vgl. *Il.* 23,287–533) und bei den großen klassischen panhellenischen Wettkämpfen (in Olympia seit 776 v. Chr.). Dabei wurden nicht die Wagenlenker, sondern die Besitzer der Pferdegespanne preisgekrönt, d.h. es wurde nicht die aktuelle sportliche Leistung, sondern vielmehr Zucht und Training der Pferde ausgezeichnet. Rassepferde waren wegen ihrer Leistung und Schönheit besonders geschätzt, wie verschiedene Quellen aus archaischer Zeit bezeugen: In der *Ilias* (9,123f.) bietet Agamemnon Achill unter den Versöhnungsgeschenken auch zwölf preisgekrönte Rennpferde an; Anakreon (*fr.* 417 Page) setzt (mit etwas anderer Akzentuierung des Vergleichs) ein Mädchen mit einem noch ungezähmten thrakischen Fohlen gleich; Semonides beschreibt im ‚Weiberiambos' (*fr.* 7,57–70 West) den Typus der faulen und nur auf Körperpflege bedachten ‚Pferdefrau' als „schönes Schaustück – für andere" (καλὸν... θέημα... ἄλλοισι, 67f.), aber als Plage für den eigenen Mann. In klassischer Zeit wurde der Wert von Pferden nicht mehr so sehr nach ihrer Rasse und Schönheit, sondern nach ihrer Tüchtigkeit, d.h. der Eignung für verschiedene Aufgaben gemessen. Die zwei erhaltenen hippologischen Schriften Xenophons (*Ἱππαρχικός ‚Der Reitergeneral'* und *Περὶ ἱππικῆς ‚Pferde- bzw. Reitkunde'*) geben einen Eindruck von den Eigenschaften eines guten Kavalleriepferdes. Die zahlreichen Darstellungen von Pferden auf Grabreliefs bezeugen die Bedeutung der Reit- und Kavalleriepferde, weisen aber teilweise auch auf die bereits erwähnte Rolle der Pferderennen bei Leichenspielen zurück (vgl. Woysch-Méautis 1982: 23–39). Nach den erwähnten geometrischen Pferdestatuetten und der Vielzahl der Darstellungen von Pferden auf Vasenbildern (z.B. als Gespanntiere im Leichenzug und vor Kampfwagen) bezeugen auch ausgezeichnete Pferdedarstellungen der folgenden Jahrhunderte – wie z.B. die berühmten Pferdeköpfe vom Ostgiebel des

Parthenon – das große Interesse der Künstler an diesem Tier (vgl. Richter 1930: 14–18, 55–62). Vereinzelten Pferden wurden in der Mythologie Wunderkräfte zugesprochen; man denke an den fliegenden Pegasos des Bellerophon und an Achills kurzzeitig mit Sprache begabten Xanthos (*Il.* 19,404–418). Nach dieser Aufzählung überrascht es nicht, daß negative Wesenszügen des Pferdes äußerst selten begegnen; so nennt z.B. Äsop den Menschen in der vom Pferd genommenen Lebensspanne einen „Schmeichler und Prahler" (ἀλάζων καὶ ὑψαύχην, Äsop 107 Hausrath).

Die Pferde-Analogie in den *Phgn.* entspricht also keineswegs der üblichen Vorstellung der Griechen von diesem Tier. Sehr viel positiver ist das Bild, das der Anonymus Latinus vom Charakter des Pferdes gibt: „Equus animal erectum est atque exultans, in certando animosum, victoriae cupidum, non impatiens laboris" („Das Pferd ist ein aufrechtes und stolzes Tier, begeistert im Wettkampf, siegeshungrig, nicht wenig duldsam bei Strapazen" 118). Menschen, die dem Pferd ähneln, werden im selben Abschnitt jedoch eher negativ bewertet und als „iactantes sui, contentiosi nimium, sapientes minus" („sich brüstend, allzu ehrgeizig, weniger klug") bezeichnet – letzteres sicherlich eine Bezugnahme auf unsere Stelle (zu den *Phgn.* als einer der drei Hauptquellen des Anonymus Latinus vgl. Einl. Kap. IV.4, S. 205–208).

810^{b}33f. „Da (der Schultergürtel) weder sehr gekrümmt noch nach innen gebogen sein darf, muß man das Mittelmaß des gut Gewachsenen anstreben" (ἐπεὶ δὲ οὔτε κυρτὸν σφόδρα δεῖ εἶναι οὔτε κοῖλον, τὸ μέσον ζητητέον τοῦ εὖ πεφυκότος): Zu dieser Art normativer Aussagen über die beste Erscheinungsform vgl. Einl. Kap. III.6, S. 164f.

810^{b}34–811^{a}1 „Deren Schultergelenke und Schultern herausstehen… Oberschenkel" (ὅσοις αἱ ἐπωμίδες ἐξηρθρωμέναι... μηρῶν): Vom Verb ἐξαρθρόω ‚verrenken' gebildet, bedeutet das Partizip Perfekt Passiv ἐξηρθρωμένος eigentlich ‚verrenkt', ‚disloziert' (vgl. LSJ *s.v.*). An unserer Stelle kann aber nicht eine solche momentane Zustandsbeschreibung gemeint sein, sondern es ist von einen konstanten Körpermerkmal auszugehen. Vermutlich sieht das Schultergelenk aus, als sei es disloziert, d.h. es hebt sich deutlich in der Schulter ab. Diese Interpretation liegt zumindest der Übersetzung des Bartholomaeus zugrunde: „eminentes". Sie wird dadurch unterstützt, daß das Gegenteil zu diesen für das männliche Geschlecht typischen Schultern gleich im Anschluß die „schwachen und ungegliederten (ἄναρθροι) Schultern" des Weibchens darstellen (810^{b}36f.)

Vgl. dazu die Ausführungen zur Geschlechterdifferenz in Einl. Kap. III.5, S. 153–158.

811^{a}1–3 „Deren Schultern... Edelmut paßt" (ὅσοις ⟨οἱ⟩ ὦμοι... μορφῇ ἐλευθεριότης): Ich übernehme Foersters Einfügung des bestimmten Artikels.

Als ἐλεύθερος „edel" wird der Löwe in seiner allgemeinen Beschreibung charakterisiert (809^{b}34), in der seine Schultern zudem als ῥωμάλεοι „kräftig" beschrieben werden (809^{b}27). Das ergänzt sich mit den lockeren Schultern unserer Stelle. Die angegebene Begründung für die Korrelation zwischen lockeren Schultern und Edelmut ist eine erweiterte Formulierung des Prinzips, vom Gesamteindruck auszugehen (s. Anm. zu 809^{a}13).

811^{a}4 „Deren Schultern verkrampft und zusammengezogen sind" (ὅσοις δὲ οἱ ὦμοι δύσλυτοι συνεσπασμένοι): Aus dem direkten Gegensatz zu εὔλυτος ‚gut zu lösen' i.S.v. ‚locker' (811^{a}1f.) und aus der Verbindung mit συνεσπασμένος ‚zusammengezogen' geht hervor, daß unter dem Adjektiv δύσλυτος hier ‚verkrampft' zu verstehen ist.

Solche Schultern hat auch Thersites in der *Ilias* (τὼ δέ οἱ ὤμω / κυρτώ, ἐπὶ στῆθος συνοχωκότε „die Schultern bucklig, gegen die Brust zusammengebogen", *Il.* 2,218f.; vgl. Anm. zu 812^{a}8f. und Einl. Kap. II.2, S. 58 mit Anm. 29).

Gleason 1995: 35f. weist darauf hin, wie eindringlich Quintilian den Redner vor zusammengezogenen Schultern warnt, weil sie einen servilen Eindruck machen: „Das Anheben oder Zusammenziehen der Schultern ist kaum anmutig, denn der Hals wird dadurch kürzer und es erzeugt eine gewissermaßen niedrige und servile Gestik, die geradezu betrügerisch erscheint, wenn man sich die Pose der Schmeichelei, der Bewunderung, der Furcht gibt" („Humerorum raro decens adlevatio atque contractio est; breviatur enim cervix et gestum quendam humilem atque servilem et quasi fraudulentum facit, cum se in habitum adulationis, admirationis, metus fingunt", Quint. *inst. or.* 11,3,83). Vgl. Einl. Kap. II.4, S. 92f. zur physiognomischen Relevanz von Anweisungen über Haltung und Gestik in den antiken Rhetoriken.

811^{a}4 „die sind gemein" (ἀνελεύθεροι): Die Gemeinen stehen im Kontext unserer Stelle den unmittelbar zuvor (811^{a}1–3) genannten Edlen gegenüber, und das Gegensatzpaar ist durch genau konträre Körpermerkmale gekennzeichnet: hat der Edle lockere Schultern, so sind die des Gemeinen „schwer zu lösen und zusammengezogen".

Andere Kennzeichen des Gemeinen in den *Phgn.* sind ein kleines Gesicht (811^{b}12) und Haare, die an der Stirn zur Nase hin wachsen (812^{b}37). Es fällt auf, daß dieser Charaktertyp, der als der ‚Gemeine' in der Charakterologie eine große Rolle spielt – Theophrast führt ihn als 22. seiner *Charaktere* an, und er ist eine beliebte Figur in der Neuen Komödie – an nur drei Stellen und noch dazu in dem nach Charakterzügen geordneten Katalog von Traktat A überhaupt nicht

behandelt wird. Außer an den genannten drei Stellen wird der Gemeine sonst nur noch in der methodenkritischen Einleitung von Traktat B genannt, wo er als Beispiel für den Syllogismus dient („den man anwenden muß, wo immer es sich irgendwie trifft", wie der Verfasser fordert; 809^a20). Der Kontext dort ist aufschlußreich für das semantische Verständnis des Begriffes (809^a21–23): „Wenn zum Beispiel jemand unverschämt und auch kleinlich ist, dann dürfte er wohl einerseits ein Dieb und andererseits gemein sein, und zwar ein Dieb infolge der Unverschämtheit, und infolge der Kleinlichkeit gemein."

811^a5 „siehe den Gesamteindruck" (ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): siehe Anm. zu 809^a13.

811^a5–10 „Deren Bereich um die Schlüsselbeine... die Bewegung der Sinneswahrnehmung aufzunehmen" (οἷς τὰ περὶ τὰς κλεῖδας... τὴν κίνησιν παραδέχεσθαι τῶν αἰσθήσεων): Mit κλείς ist der eigentlich der Balken gemeint, mit dem Türen verschlossen werden können, dann auch andere Teile des Schlosses wie der Haken (mit dem dieser Balken befestigt wird) oder später der Schlüssel (vgl. LSJ *s.v.* I). Als Metapher wird κλείς zum anatomischen Fachbegriff (und über das Lateinische: „clavicula", ‚Schlüsselchen' ins Deutsche übernommen), weil das paarige Schlüsselbein wie ein ‚Riegel' den Hals von Schultern und Brust – und damit den Kopf vom Rumpf – trennt. In dieser anatomischen Bedeutung ist κλείς seit Homer gebräuchlich: Hektor trifft Teukros mit einem Steinwurf „an der Schulter, dort wo das Schlüsselbein den Hals und die Brust trennt" (παρ' ὦμον, ὅθι κληὶς ἀποέργει αὐχένα τε στῆθός τε, *Il.* 8,325f.; vgl. 5,146f., 22,324). Ähnlich definiert der Mediziner Rufus: „Die Schlüsselbeine sind die Knochen unter dem Hals; an der Brust befestigt, verhindern sie, daß Schultern und Schulterblätter zusammenfallen" (κλεῖδες δὲ τὰ ὑπὸ τῷ τραχήλῳ ὀστᾶ· αὗται πρὸς τὸ στῆθος ἠρθρωμέναι εἴργουσι τοὺς ὤμους καὶ τὰς ὠμοπλάτας μὴ συμπίπτειν, *Onom.* 74). Schlüsselbeinverletzungen waren (und sind) so häufig, daß sie auch in anderen literarischen und medizinischen Texten häufig erwähnt werden (z.B. Soph. *Trach.* 1035, Dem. 18,67, Hipp. *Art.* 14, vgl. Skoda 1988: 30–32).

Die beiden an unserer Stelle getroffenen Aussagen zum Bereich um die Schlüsselbeine entsprechen einander als Gegensatzpaar und in der komplementären physiologischen Erklärung: Der Mensch mit einem lockeren Schlüsselbeinbereich ist aufnahmefähig (αἰσθητικός), der mit einem zusammengepreßten stumpfsinnig (ἀναίσθητος, s. Anm. zu 807^b19–28). Die Begründung liegt in der bereits erwähnten Auffassung, nach der die Schlüsselbeine als Barriere zwischen Kopf und Körper angesehen werden; wenn nun durch diese Barriere die freie ‚Bewegung der Sinneswahrnehmung' (κίνησις τῶν αἰσθήσεων) durch den Körper beeinträchtigt wird, dann wirkt sich das als ‚Nicht-Wahrnehmung' (ἀν-

αισθησία) aus. Diese Vorstellung von einer κίνησις τῶν αἰσθήσεων (der Begriff wird zweimal verwendet: 811^{a}7 und 10) wird im Zusammenhang mit Körpergröße und Blutfluß in 813^{b}7–30 wieder aufgegriffen und weiter ausgeführt; dazu und zu ihrem Zusammenhang mit der Wahrnehmungslehre bei Aristoteles und in hippokratischen Schriften siehe die Anm. zu 811^{a}7 und zu 813^{b}7–30.

Hinsichtlich des Schlüsselbeins bringt der Anonymus Latinus dieselbe Theorie in etwas erweiterter Form zum Ausdruck, wahrscheinlich in Rückgriff auf die *Phgn.*: „Si iuguli conclusi sunt et compressi ad humeros et pectus, tarditatem sensuum et stoliditatem animi indicant nec operi vel arti idoneas manus" („Wenn die Schlüsselbeine abgeschlossen und zu Schultern und Brust hin zusammengezogen sind, zeigen sie Langsamkeit der Sinne und geistige Dummheit an und Hände, die weder für Arbeit noch für Kunstfertigkeit geeignet sind", 57). Der Hinweis auf die Hände zeigt an, daß die physiologische Erklärung aus den *Phgn.* hier auch als in der umgekehrten Richtung wirksam gedacht ist: Nicht nur die Aufnahme der Sinneseindrücke ist durch die anatomische Barriere erschwert, sondern auch die Feinmotorik und Koordination der Hand- und Fingerbewegungen.

Nach modernem Verständnis würde man von der Nervenleitung zwischen Sinnen und Gehirn durch sensorische und motorische Nerven sprechen. Eine solche Deutung ist aber für die beiden zitierten Textstellen unangemessen, denn weder *h.l.* noch beim Anonymus Latinus wird der Kopf bzw. das Gehirn als Sitz des Denkens genannt (siehe aber die Anm. zu 811^{a}6), ferner ist zumindest zur Zeit der Entstehung von *Phgn.* das Phänomen der Nervenleitung unbekannt. Vielmehr gehen beide Texte offensichtlich von einem Transport der Sinneswahrnehmung durch die Blutgefäße aus, der nicht zielgerichtet auf ein Organ (wie das Gehirn) hin verläuft, sondern den ganzen Körper einbezieht. Vgl. dazu die in Anm. zu 811^{a}7 zitierte Vorstellung in Arist. *Phys.* VII.2.

Die einzige andere Erwähnung des Schlüsselbeins in den *Phgn.* findet sich bei der Beschreibung des Löwen (809^{b}14–36). Die Wortwahl stimmt dort exakt mit der in unserem Lemma überein, wenn es heißt, daß „der Bereich um die Schlüsselbeine" beim Löwen „eher locker als zusammengepreßt" ist (τὰ περὶ τὰς κλεῖδας εὐλυτώτερα μᾶλλον ἢ συμπεφραγμένα, 809^{b}26f.). Daher ist der Schluß wohl zulässig, daß dem Löwen damit Aufnahmefähigkeit zugeschrieben wird (vgl. Anm. zu 809^{b}26f.).

In der durch Phaidon aus Elis überlieferten Anekdote über die physiognomische Beurteilung des Sokrates durch den professionellen Physiognomiker Zopyros (s. Einl. Kap. III.1, S. 114–116) geht der deduktive Schluss ebenfalls von der Beobachtung des Schlüsselbeins aus, und die physiologische Erklärung entspricht der in den *Phgn.*: „Sokrates sei, sagte er, dumm und stumpfsinnig, weil er keine Einbuchtung zwischen den Schlüsselbeinen habe, denn, sagte er

immer wieder, diese Teile seien blockiert und verriegelt" („stupidum esse Socratem dixit et bardum, quod iugula concava non haberet, obstructas eas partes et obturatas esse dicebat", Cic. *De fato* 10). Das lateinische Adjektiv „concavus" kann verschiedene Arten von Wölbung oder Aushöhlung beschreiben (vgl. ThLL *s.v.*): einerseits eine Wölbung nach innen: vgl. „gewölbte Segel" (Ovid, *Ep. her.* 6,66: „ventus concava vela tenet"), „hohle Hand" (Sen. *Ep.* 119,3: „manus concava") oder auch „eingesunkene Augen" (Suet. *Cal.* 50,1: „oculis et temporibus concavis"); andererseits eine innere Aushöhlung oder Einbuchtung, wie z.B. Schilfrohr innen hohl ist (Plin. *nat. hist.* 16,164: „calamus... totus concavus"). Letztere Bedeutung scheidet an unserer Stelle aus, denn erstens ist jeder Knochen hohl, zweitens ist das aber am Menschen von außen nicht zu erkennen. Mit dem Ausdruck „iugula concava" könnte also eine Krümmung der Knochen nach innen gemeint sein. Dies wäre allerdings kein spezifisches und bedeutungstragendes Merkmal, denn jeder Schlüsselbeinknochen ist zweifach (d.h. s-förmig) gekrümmt, und Cicero spricht nicht von einem besonderen Grad an Krümmung, sondern von der Tatsache, daß eine Krümmung vorliegt. Die verbleibende Möglichkeit ist, daß „clavicula" den gesamten Bogen bezeichnet, den beide Schlüsselbeine bilden, in der Mitte verbunden durch das Brustbein. Dieser Bogen ist aufgrund der Knochenformen bei jedem Menschen gekrümmt, allerdings kann die Drosselgrube, die an der Verbindung der Schlüsselbeinknochen mit dem Brustbein (das an der Oberseite selbst mehr oder weniger stark eingebuchtet ist) entsteht, unterschiedlich stark ausgeprägt sein; ist sie sehr gering, sehen beide Schlüsselbeinknochen wie ein durchgehender Riegel aus. Genau dieses Phänomen würde durch den Ausdruck „clavicula non concava" im Lateinischen, wenn auch anatomisch nicht ganz präzise, so doch treffend beschrieben (eine vereinzelte Parallele für diesen Wortgebrauch von „concavus" findet sich bei Plinius, *Nat. hist.* 18,342: „concavus oriens sol pluvias praedicit" – die aufgehende Sonne erscheint dem Betrachter nicht gänzlich rund, sondern ihre Umfangslinie hat eine Einbuchtung). Diese Deutung scheint mir am wahrscheinlichsten, weil erstens nur eine ‚geschlossene Drosselgrube' ein auffälliges Merkmal ist (die Schlüsselbeinknochen selbst sind ja immer mehr oder weniger stark gekrümmt, ihre Verbindung mit dem Brustbein an der Drosselgrube aber ist normalerweise gebogen) und zweitens nur dann die physiologische Erklärung verständlich ist, weil ihr die Metapher des geschlossenen Türriegels, die schon in der Etymologie gegeben ist, zugrundeliegt. Akzeptiert man diese Deutung, dann stimmt die Erklärung des Merkmals aus der Zopyros-Anekdote auch mit der in den *Phgn.* an unserer Stelle genannten Erklärung für den lockeren oder festen Schlüsselbeinbereich überein.

811ª6 „aufmerksam" (αἰσθητικοί): Aufmerksamkeit (i.S.v. guter Aufnahmefähigkeit) wird in den *Phgn.* nur an drei Stellen ausdrücklich als Charakterzug

genannt, steht aber auch beim weitaus häufiger und gründlicher behandelten Stumpfsinnigen (ἀναίσθητος, s. Anm. zu 807^{b}19–28) als Gegenbild im Hintergrund. Neben der an unserer Stelle ausgeführten Erklärung, weshalb ein lockerer Schlüsselbeinbereich einen guten Fluß der Wahrnehmung zwischen Körper und Kopf anzeigt, gilt auch ein großer Kopf als Kennzeichen des Aufnahmefähigen (812^{a}5); ebenso, und in Verbindung damit, eine große und flache Stirn (811^{b}32; s. Anm. dort zur Rechtfertigung der Konjektur αἰσθητικοί statt ἀναίσθητοι). Mit diesen beiden Merkmalen ist auf die besondere Bedeutung des Kopfes sowohl als Sitz der hauptsächlichen Sinnesorgane als auch für das Denken hingewiesen, die in der Konzeption der Bewegung der Sinneswahrnehmung und ihrer etwaigen Behinderung durch einen geschlossenen Schlüsselbein-Riegel nicht notwendigerweise gefordert werden muß (s. die vorangehende und die folgende Anmerkung).

Ferner wird in 813^{b}23–25 ein großer Mensch mit trockenem Fleisch und einer durch eine warme Konstitution hervorgerufenen Farbe als „vollendungsfreudig und aufmerksam" bezeichnet.

811^{a}7 „Bewegung der Sinneswahrnehmung" (τὴν κίνησιν τῶν αἰσθήσεων): Hier liegt die Vorstellung zugrunde, die Aristoteles in der *Physik* entwickelt: „Die eigentliche Sinneswahrnehmung ist eine Bewegung durch den Körper, während der der Wahrnehmung etwas widerfährt" (ἡ γὰρ αἴσθησις ἡ κατ' ἐνέργειαν κίνησίς ἐστι διὰ τοῦ σώματος, πασχούσης τι τῆς αἰσθήσεως, *Phys.* VII.2, 244^{b}11f.). Diese Bewegung ist Seele und Körper gemeinsam (vgl. *Phys.* VII.2, 244^{a}11, *Somn.* 1, 454^{a}9f., *Sens.* 1, 436^{a}8, ^{b}6). Sie wird durch die Blutbahn transportiert – weder Aristoteles noch die Medizinier seiner Zeit kennen Nerven und Nervenleitung –, weshalb die Konstitution des Blutes auch entscheidenden Einfluß auf die Qualität der Sinneswahrnehmung hat (vgl. Anm. zu 813^{b}7–30). Die durch die aufrechte Haltung ungehinderte Bewegung der Wahrnehmung ist Grundvoraussetzung für Intelligenz und stellt somit das distinktive Merkmal des erwachsenen Menschen (im Unterschied zu Tieren, Kindern und zwergwüchsigen Menschen) dar (*Part. anim.* 686^{a}25–^{b}31).

Die ‚Bewegung der Sinneswahrnehmung' spielt in Traktat B nicht nur bei den Aussagen über den Schlüsselbeinbereich (s. Anm. zu 811^{a}5–10), sondern auch im Zusammenhang mit der Diskussion der Denkfähigkeit bei den Kombinationen von Körpergröße und Fleischbeschaffenheit eine Rolle (s. Anm. zu 813^{b}7–30). Die Auffassung an diesen Stellen ist in sich konsistent; alle beruhen auf einer materialistischen Grundlage und der hier umrissenen physiologischen Bewegungskonzeption, die auch in den biologischen Schriften eine wichtige Ausgangsbasis für die Definition von Intelligenz darstellt (vgl. van der Eijk 1997). Auch in dieser Hinsicht sind die *Phgn.* also ein durchwegs aristotelischer Text.

811^{a}8 „die sind stumpfsinnig“ (ἀναίσθητοι): zum Stumpfsinnigen s. Anm. zu 807^{b}19.

811^{a}10–17 „Die einen dicken Hals haben... siehe die Wölfe“ (ὅσοι τὸν τράχηλον παχὺν ἔχουσιν... ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λύκους): In diesem Abschnitt wird der Hals nach den beiden Kriterien der Länge und der Dicke betrachtet. Wie schon bei der Beschreibung des Mutigen festgestellt wurde (s. Anm. zu 807^{a}35f.), liegt der mäßig lange und nur mäßig dicke Hals des Mutigen und des Löwen in der Mitte zwischen den verschiedenen Extremformen. Diese Mitte bildet in unserem Abschnitt der „Hals von guter Länge und nicht allzu dick“ des Großgesinnten, wobei wiederum auf den Löwen hingewiesen wird; vgl. Einl. Kap. III.6 zum Idealbild.

Zum seelisch robusten männlichen Geschlecht sowie zum schwachen weiblichen s. Einl. Kap. III.5, S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz.

Der dünne Hals des Schwachen wird hier durch den Hinweis auf das weibliche Geschlecht erläutert; im selben Sinne heißt es in 809^{b}6, der Hals des Weibchens sei generell dünner als der des Männchens, und in 810^{a}3, der Hals des Panthers, der als Prototyp des Weibchens gilt, sei „lang und dünn“.

Zum Ungestümen s. Anm. zu 808^{a}19; zum Stier s. Anm. zu 807^{a}19.

Zur Feigheit s. Anm. zu 807^{b}4 und zum Hirsch s. Anm. zu 806^{b}8.

811^{a}17 „siehe die Wölfe“ (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λύκους): Der Wolf wird nur dieses eine Mal in den *Phgn.* erwähnt. Wölfe waren in Griechenland, vor allem in Makedonien, Epirus, Thessalien und Thrakien verbreitet und wurden als wilde Raubtiere und Feinde des Menschen angesehen, weil sie seine Herden reißen (Buxton 1987: 61). Als tödlich und blutrünstig erscheint der Wolf in einem homerischen Gleichnis (*Il.* 16,155–163), und mit dem Vergleich „wie ein rohgesonnener Wolf“ beschreibt die Aischyleische Elektra ihre „von der Mutter gewonnene unversöhnliche Gesinnung“ (λύκος γὰρ ὥστ᾽ ὠμόφρων ἄσαντος ἐκ ματρός ἐστι θυμός, Aesch. *Cho.* 421f.). Dem Wolf als Rudeltier wird in verschiedenen Anekdoten gemeinschaftliches Jagen und Teilen der Beute zugeschrieben (z.B. Xen. *Hipparch.* 4,19f.); ein einzelner, vom Rudel ausgestoßener Wolf hingegen verbindet sich mit der Vorstellung des Exilierten (vgl. Alkaios *fr.* 130,16–25 Lobel/Page) und gilt als gefährlicher und vor allem hinterlistiger und tückischer Räuber; so drückt z.B. Pindar den Begriff ‚Hinterlist‘ durch die Metapher „Wolfsgerechtigkeit“ (λύκοιο δίκα, *Pyth.* 2,83–85) aus, und im dritten Platonischen Brief heißt falsche Freundschaft „Wolfsfreundschaft“ (λυκοφιλία, 318e5). Mit der Vorstellung vom gefährlichen Einzelgänger hängen die von Buxton 1987 untersuchten Werwolf-Riten in Arkadien zusammen, bei denen ein Angehöriger der Gemeinschaft sich durch das Ablegen der Kleider und das Durchschwimmen eines Flusses ‚in einen Wolf verwandelt‘ und für eine be-

stimmte Zeit allein in die Wildnis zurückzieht, bis er wieder als Mitglied der Gemeinschaft aufgenommen wird. Da der Wolf darüber hinaus auch mit Apollon und mit der Unterwelt assoziiert wird, nimmt er einen wichtigen Platz in Mythos und Kult ein (vgl. Mainoldi 1984: 11–35).

In die *Phgn.* findet von dieser Vielzahl an Vorstellungen über den Charakter des Wolfes nur die heimtückische Gerissenheit Eingang. Das Adjektiv ἐπίβουλος verwendet auch Aristoteles zur Charakterisierung des Wolfes neben den Begriffen γενναῖος ‚edel‘ und ἄγριος ‚wild‘ (*Hist. an.* I.1, 488^{b}17f.). Die List und Tücke des Wolfes wird bereits in der *Ilias* hervorgehoben, wo der trojanische Spion Dolon, der sich zur Auskundschaftung der Feinde nachts ins Lager der Griechen schleicht, mit einem Wolf verglichen wird (*Il.* 10,208–215, 333–335); sein eingangs heroisch wirkender Charakter erscheint jedoch verächtlich, sobald er von Odysseus und Diomedes gefangen wird und vor Furcht zittert und jammert (10,374–376). Diese beiden Seiten des Charakters gehören in der griechischen Vorstellung vom Wolf offensichtlich zusammen (vgl. Mainoldi 1984: 18–22).

Zu Darstellungen des Wolfes in Literatur und Ikonographie siehe ferner Richter 1978: 965–967 und Mainoldi 1984.

811^{a}18–20 „Deren Lippen… großgesinnt“ (οἷς τὰ χείλη… μεγαλόψυχοι): Siehe Anm. zu 809^{b}34f. zum Großgesinnten.

811^{a}20–22 „siehe die Löwen… beobachten“ (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας… κυνῶν): zum Löwen s. Anm. zu 809^{b}14; zum Hund s. Anm. zu 807^{a}19.

811^{a}22–24 „Deren Lippen… Schweine“ (οἷς τὰ χείλη… τοὺς ὗς): Siehe Anm. zu 806^{b}10 zum Schwein.

811^{a}25f. „siehe die Esel und Affen“ (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄνους τε καὶ πιθήκους): zum Affen s. Anm. zu 810^{b}4.

Der Esel wird in den *Phgn.* elfmal als Beispiel herangezogen: er ist unbetrübt (ohne Körpermerkmal, 808^{b}37), ja sogar übermütig, was an seiner lauten Stimme (813^{a}31f.) und dem buschigen Schweif (808^{b}35) zu erkennen sei, vor allem aber dumm: seine dicken Lippen, deren obere über die untere hängt, weisen auf Torheit (811^{a}24–26), seine hervorstehenden Augen auf Einfalt (811^{b}23f.), der kleine Kopf (812^{a}7f.) und die rundliche Stirn (811^{b}30f.) auf Stumpfsinn, das Gesicht wegen seiner Größe auf Trägheit, was ihn mit dem Rind verbindet (811^{b}9f.), und wegen seiner Fleischigkeit auf Feigheit, was auch den Hirsch kennzeichnet (811^{b}6f.). Große Ohren gelten als Merkmal der ‚Eselsartigen‘, ohne daß dabei eine besondere Charktereigenschaft genannt wäre

(812^a10). Schließlich wird auf sein ausgeprägtes Brunftverhalten verwiesen, das ihn mit dem Schwein verbindet (808^b35f.).

Im Detail zwar anders, aber in der negativen Tendenz der moralischen Bewertung vergleichbar lautet der Abschnitt über den Esel beim Anonymus Latinus: „Der Esel ist ein faules Tier, kalt, ungelehrig, langsam, unverschämt, von ungefälliger Stimme. Dieser Tiergattung entsprechende Menschen haben zwangsläufig fette Schenkel, einen großen Kopf, fette und lange Ohren, herabhängende Lippen, eine mißgestaltete Stimme; sie sind langsam, kalt, Verächter von Armut und Unrecht" („Asinus animal est iners, frigidum, indocile, tardum, insolens, vocis ingratae. Qui ad huius animalis speciem referuntur homines necesse est sint cruribus crassis, longo capite, auribus crassis, longis, labiis demissis, voce deformi; qui sunt tardi, frigidi, penuriae atque iniuriae contemptores", 119).

Diese Ansammlung negativer und besonders animalischer Eigenschaften entspricht dem Bild, das die antiken Quellen vom Esel zeichnen: Das ‚Eselsweib' im ‚Weiberiambos' des Semonides ist arbeitsscheu, gefräßig und lüstern (*fr.* 7,43–49 West). Laut Platon werden Menschen, die sich Völlerei, Trinkerei und Ausschweifung hingegeben haben, ihrem Charakter entsprechend „als Esel oder ein ähnliches so geartetes Tier" wiedergeboren (*Phd.* 81e1–82a1). Menander bezeichnet den Esel aufgrund seiner Naturanlagen in einem Wort als κακοδαίμων ‚unglücklich' (*fr.* 620 Sandbach, vgl. zum Kontext Dierauer 1977: 179f.). Auf den Übermut des Esels (vgl. Pind. *Pyth.* 10,36) spielt ein Sprichwort an, das Xenophon zitiert (*Anab.* 5,8,3). Seine im Sprichwort (vgl. Köhler 1881: 35–42) und in der Fabel vorrangigen Eigenschaften sind Geduld und Dummheit.

In Plastik und Kleinkunst sind dicke Lippen ein so häufiges Merkmal von Grotesken und Genrefiguren – zum Beispiel am ‚Stehenden Fischer' (Taf. VII,1) und an einer Terrakotta-Groteske aus dem thebanischen Kabirion (Taf. VI,3); vgl. Einl. Exkurs S. 181 –, daß auch hier die physiognomische Deutung als Kennzeichen von Dummheit über den Eselsvergleich naheliegt. In diesem Merkmal ist also eine der besonders konstanten und verbreiteten physiognomischen Korrelationen zu fassen, die nicht nur in die Bildkunst, sondern auch in den Text von *Phgn.* Eingang fanden.

811^a26–28 „Denen die Oberlippe... Hunde" (ὅσοι δὲ τὸ ἄνω χεῖλος... κύνας): Der ‚der gerne schimpft' bzw. der Schmähsüchtige (φιλολοίδορος) wird in Katalog A in einem eigenen kurzen Lemma behandelt, in dem eines seiner drei Kennzeichen eine hochstehende Oberlippe ist; s. Anm. zu 808^a32f. Im methodischen Einleitungsteil von Traktat B wird das Schimpfen (τὸ λοίδορον) als charakteristische Eigenschaft des Hundes bezeichnet (808^b36f.). Die Zuordnung von Schimpfen an den Hund (und, zumindest in den *Phgn.*, an kein anderes Tier)

geht vermutlich auf seine typische Eigenart des Verbellens zurück; vgl. die ewig kläffende und schimpfende Frau des Hunde-Typus im ‚Weiberiambos' von Semonides (*fr.* 7,12–20 West). Die beim Knurren und Bellen hochgezogenen Lefzen des Hundes, die das Zahnfleisch des Oberkiefers sichtbar werden lassen, sind offensichtlich der Ausgangspunkt für die Bestimmung des entscheidenden Körpermerkmals für den Schmähsüchtigen: „denen Oberlippe und Zahnfleisch vorstehen."

Zum Hund s. Anm. zu 807^{a}19.

811^{a}28f. „Die mit dicker Nasenspitze sind leichtsinnig; siehe die Rinder" (οἱ δὲ τὴν ῥῖνα ἄκραν παχεῖαν ἔχοντες ῥάθυμοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς βοῦς): Siehe Anm. zu 810^{b}16 zum Rind und seiner Charakterisierung als leichtsinnig.

811^{a}29f. „Die mit einer an der Nasenwurzel dicken Nase sind stumpfsinnig; siehe die Schweine" (οἱ δὲ τὴν ῥῖνα ἀκρόθεν παχεῖαν ἔχοντες ἀναίσθητοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὗς): Siehe Anm. zu 806^{b}10 zum Schwein. Zum Stumpfsinnigen s. Anm. zu 807^{b}19–28.

811^{a}30f. „Die mit einer spitzen Nasenspitze sind leicht zu erzürnen; siehe die Hunde" (οἱ τὴν ῥῖνα ἄκραν ὀξεῖαν ἔχοντες δυσόργητοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κύνας): Siehe Anm. zu 806^{b}30f. zum Erzürnen und Anm. zu 807^{a}19 zum Hund.

811^{a}31–33 „Die mit einer rundlichen, stumpfen Nasenspitze sind großgesinnt; siehe die Löwen" (οἱ δὲ τὴν ῥῖνα περιφερῆ ἔχοντες ἄκραν, ἀμβλεῖαν δέ, μεγαλόψυχοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας): Siehe Anm. zu 809^{b}14 zum Löwen und Anm. zu 809^{b}34f. zum Großgesinnten.

811^{a}33f. „Die mit einer dünnen Nasenspitze sind wie Vögel" (οἱ δὲ τὴν ῥῖνα ἄκραν λεπτὴν ἔχοντες ὀρνιθώδεις): Eine eigentliche Charaktereigenschaft ist hier nicht genannt, sondern das übliche Tier-Analogon wird selbst als Eigenschaft herangezogen. Siehe Anm. zu 806^{b}10f. zu den Vögeln.

811^{a}34 „Die eine leicht von der Stirn weggebogene Nase haben, die gerade verläuft, sind unverschämt" (οἱ ἐπίγρυπον ἀπὸ τοῦ μετώπου εὐθὺς ἀγομένην ἀναιδεῖς): Das Adjektiv ἐπίγρυπος ist eine abgeschwächte Form von γρυπός ‚hakennasig' (s. Anm. zu 811^{a}36) und wird laut LSJ *s.v.* beispielsweise vom Ibis (Hdt. 2,76,1), vom wilden Rind (Arist. *Hist. an.* II.1, 499^{a}7) und vom guten Pferd in Platons Rosselenkergleichnis (*Phdr.* 253d5; vgl. Einl. Kap. II.4, S. 90f.) gesagt. Bei Platon verwendet Sokrates das Wort in einer Beschreibung seines Anklägers Meletos („mit glattem Haar, noch ganz ohne Bart, und mit

einer Habichtsnase", Μέλετον... τετανότριχα καὶ οὐ πάνυ εὐγένειον, ἐπίγρυπον δέ, Plat. *Euthphr.* 2b11); ob Platon mit dieser kurzen Skizze eine physiognomische Deutung nahelegen möchte, geht aus dem Kontext nicht hervor.

811ᵃ35f. „siehe die Raben" (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κόρακας): Der Rabe, der hier aufgrund seines geraden Schnabels als Beispiel für Unverschämtheit dient, wird in 812ᵇ11f. ebenso wie der Hahn (s. Anm. zu 806ᵇ13f.) wegen der glitzernden Augen als lüstern charakterisiert. Das widerspricht allerdings dem Urteil von Aristoteles, der Hahn und Rebhuhn zu den liebestollen Tieren rechnet, denen er die keuschen Krähenvögeln gegenüberstellt (*Hist. an.* I.1, 488ᵇ4f.). In der Literatur begegnet der Rabe vor allem als Altarräuber (Aesch. *Supp.* 750f., Anth. Pal. 11,323, Äsop 208 Hausrath), womit wohl der Hinweis auf seine Unverschämtheit in den *Phgn.* zusammenhängt (s. Anm. zu 807ᵇ28). Als Zeichen dafür gilt die Schnabelform, die so auffallend war, daß κόραξ metonymisch als Begriff für alles Krumme oder Spitze stehen kann (LSJ *s. v.* II).

811ᵃ36 „Die mit einer Hakennase, die von der Stirn abgesetzt ist, sind großgesinnt" (οἱ δὲ γρυπὴν ἔχοντες καὶ τοῦ μετώπου διηρθρωμένην μεγαλόψυχοι): Das Adjektiv γρυπός ‚hakennasig', ‚mit einer Hakennase' steht mit γρύψ ‚Greif' in Zusammenhang, wobei nicht nachweisbar ist, welcher der beiden Begriffe etymologische Priorität hat (vgl. Dict. étym. *s.v.*). Dieselbe Vorstellung bringen im Deutschen ‚Adlernase' und im Englischen ‚aquiline' zum Ausdruck.

Eine präzise Definition der übertragenen Bedeutung gibt Aristoteles in *De caelo* I.9, 278ᵃ28f., wo er – in völlig anderem Zusammenhang – die Qualität γρυπότης „Hakenform" erwähnt und sie als καμπυλότης ἐν ῥινὶ ἢ σαρκί „Krümmung von Nase oder Fleisch" definiert. Aus dieser Definition geht auch hervor, daß γρυπός – ebenso wie sein Gegenteil σιμός ‚stumpfnasig' (vgl. Plat. *Rep.* 5, 474d8f., Xen. *Cyr.* 8,4,21) – fast ausschließlich auf die Nasenform angewandt werden kann (vgl. DGE *s.v.*).

Die in unserem Lemma beschriebene „von der Stirn abgesetzte Hakennase" wird gerne in Karikaturen verwendet (vgl. Taf. III,2), weil sie durch ihre doppelte und gegenläufige Krümmung – an der Stirn in einem scharfen Knick eingezogen, der durch die hakenförmige Vorwölbung darunter noch betont wird – einen häßlichen Kontrast zur ‚klassischen' geraden Nase bildet.

811ᵃ37 „siehe die Adler" (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ἀετούς): Der Adler dient in den *Phgn.* nur zweimal als Beispiel: Neben seinem von der Stirn abgesetzten krummen Schnabel (*h.l.*) wird in 812ᵇ5f. auf seine „nicht hellblauen, sondern dunkelbraunen Augen" verwiesen. Seine beiden genannten Charaktereigenschaften stehen sich etymologisch und semantisch sehr nahe: Als μεγαλόψυχος ‚großgesinnt' wird an allen anderen Stellen in den *Phgn.* einzig der Löwen

bezeichnet (s. Anm. zu 809^{b}34f.); εὔψυχος ‚beherzt' werden ebenfalls der Löwe (812^{b}6), aber auch verschiedene andere mutige Tiere und einmal sogar der Hund (812^{b}24f.) genannt.

Die Vergleichbarkeit mit dem Löwen beruht auf der herausragenden Rolle, die dieser im Tierreich, der Adler unter den Vögeln spielen. Der Adler ist der Vogel des Zeus (vgl. *Il.* 24,308–316, Pi. *Pyth.* 1,6–8, Aesch. *Prom.* 1021–1025), weshalb sein Erscheinen in besonderem Maße als Vorzeichen gedeutet wird (*Il.* 8,247–252; 12,200–231, *Od.* 2,146–176). Im Jenseitsmythos der *Politeia* wählt die Seele des Agamemnon als nächstes Leben das eines Adlers (620^{b}3–5), womit wiederum die Parallele zwischen dem Anführer der Griechen und dem ‚Herrscher der Lüfte' verdeutlicht wird.

Zoologisch unterscheidet Aristoteles die verschiedenen Adlerarten in *Hist. an.* VIII.31, 618^{b}9–619^{b}13; die in diesem Zusammenhang erwähnten Charaktereigenschaften spiegeln die Erhabenheit des Adlers wider: „schnell treffend, ordnungsliebend, frei von Neid und Angst, kämpferisch und schweigsam: denn weder wimmert er, noch schreit er" (ὠκυβόλος καὶ εὐθήμων καὶ ἄφθονος καὶ ἄφοβος καὶ μάχιμος καὶ εὔφημος· οὐ γὰρ μινυρίζει οὐδὲ λέληκεν, 618^{b}29–31).

811^{a}37–^{b}2 „Die mit einer nach innen gebogenen Nase... siehe die Hähne" (οἱ δὲ τὴν ῥῖνα ἔγκοιλον ἔχοντες... τοὺς ἀλεκτρυόνας): Siehe Anm. zu 806^{b}13f. zum Hahn.

811^{b}2f. „Die mit platter Nase sind lüstern; siehe die Hirsche" (οἱ δὲ σιμὴν ἔχοντες λάγνοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ἐλάφους): Siehe Anm. zu 806^{b}8 zum Hirsch.

811^{b}3f. „Deren Nasenflügel auffliegend sind, die sind ungestüm; siehe den im Zorn entstehenden Affektzustand" (οἷς δὲ οἱ μυκτῆρες ἀναπεπταμένοι, θυμώδεις· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ πάθος τὸ ἐν τῷ θυμῷ γινόμενον): Siehe Anm. zu 808^{a}19 zum Ungestümen.

811^{b}4–6 „Die am Gesicht fleischig sind, sind leichtsinnig; siehe die Rinder" (οἱ τὸ πρόσωπον σαρκῶδες ἔχοντες ῥάθυμοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς βοῦς): Siehe Anm. zu 810^{b}16 zum Rind.

811^{b}4f. „Gesicht" (πρόσωπον): Laut Aristoteles (*Hist. an.* I.8, 491^{b}9–12) wird der Ausdruck ‚Gesicht', der „den Bereich unter dem Schädel" bezeichnet (τὸ δ' ὑπὸ τὸ κρανίον), nur auf Menschen angewandt. Aristoteles selbst spricht aber an anderen Stellen vom ‚Gesicht' des Affen (*Hist. an.* II.8, 502^{a}20) und des Chamäleon (II.11, 503^{a}18); deshalb stellen die Verweise auf die Gesichter diverser Vergleichstiere in unserem Abschnitt in den *Phgn.* keinen Widerspruch

zu Aristoteles dar. Dem einleitenden Abschnitt über das Gesicht fügt Aristoteles eine kurze Liste seiner physiognomischen Bewertung hinzu: „Bei denen es groß ist, die sind eher langsam, bei denen es klein ist, beweglich; bei denen es flach ist, die sind erregbar, bei denen es rund ist, jähzornig" (τοῦτο δ' οἷς μὲν μέγα, βραδύτεροι, οἷς δὲ μικρόν, εὐκίνητοι· καὶ οἷς μὲν πλατύ, ἐκστατικοί, οἷς δὲ περιφερές, θυμικοί, *Hist. an.* I.8, 491ᵇ12–14). Von diesen Korrelationen findet sich nur das große Gesicht des Trägen in den *Phgn.* (s. Anm. zu 811ᵇ9f.), die anderen nicht.

811ᵇ6f. „Die mit mageren Gesichtern sind sorgfältig; die mit fleischigem sind feige; siehe die Esel und Hirsche" (οἱ τὰ πρόσωπα ἰσχνὰ ἔχοντες ἐπιμελεῖς, οἱ δὲ σαρκώδη δειλοί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄνους καὶ τὰς ἐλάφους): Siehe Anm. zu 811ᵃ26 zum Esel; s. Anm. zu 806ᵇ8 zum Hirsch.

811ᵇ8 „Die mit kleinen Gesichtern sind kleinmütig" (οἱ μικρὰ τὰ πρόσωπα ἔχοντες μικρόψυχοι): Der Kleinmütige wird als vierzehntes Lemma im Katalog A behandelt; s. Anm. zu 808ᵃ29.

811ᵇ8f. „siehe Katze und Affe" (ἀναφέρεται ἐπὶ αἴλουρον καὶ πίθηκον): Die Katze dient in den *Phgn.* nur hier als Beispiel. Aus Ägypten stammend, wo sie als heiliges Tier verehrt und früh auch zum Haustier gezähmt wurde (vgl. Hdt. 2,66–67), war sie den Griechen nur als Vögel reißende (Arist. *Hist. an.* IX.6, 612ᵇ14f.) Wildkatze bekannt und wird selten erwähnt (z.B. Aristoph. *Ach.* 879: ein Boioter bringt verschiedene Tierfelle zum Markt, darunter auch ein Katzenfell); erst bei den Römern taucht die Hauskatze öfter auf (vgl. Keller 1909: 64–81, Orth 1921, Lentacker/De Cupere 1994). Aristoteles macht einige Detailbeobachtungen zum Verhalten der Katze (*Hist. an.* I.13, 493ᵃ31, V.2, 540ᵃ10–13, VI.35, 580ᵃ23, IX.6, 612ᵇ14f.); ein Hinweis auf die Kleinmütigkeit, die ihr in den *Phgn.* zugeschrieben wird, findet sich jedoch nirgends. Dieser Korrelation liegt wahrscheinlich eine einfache äußere Übertragung von der Kleinheit verschiedener Körperteile auf eine ‚Kleinheit des Charakters' zugrunde (vgl. Anm. zu 808ᵃ29 zur Kleinmütigkeit).

Zum Affen, für dessen angebliche ‚Kleinmütigkeit' dasselbe gilt, s. Anm. zu 810ᵇ4.

811ᵇ9f. „Deren Gesichter groß sind, die sind träge; siehe die Esel und Rinder" (οἷς τὰ πρόσωπα μεγάλα, νωθροί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄνους καὶ βοῦς): Siehe Anm. zu 811ᵃ25f. zum Esel und Anm. zu 810ᵇ16 zum Rind.

811ᵇ10f. „Da das Gesicht weder klein noch groß sein soll, dürfte der mittlere Zustand zwischen diesen der angemessene sein" (ἐπεὶ δὲ οὔτε μικρὸν οὔτε μέγα

δεῖ εἶναι, ἡ μέση ἕξις εἴη ἂν τούτων ἐπιεικής): Siehe Einl. Kap. III.6, S. 165f. zur normativen Formulierung und zur damit verbundenen Bewertung des Mittelmaßes als der besten Erscheinungsform.

811b11–13 „Deren Gesicht niederträchtig erscheint, die sind gemein; siehe den Gesamteindruck" (οἷς δὲ τὸ πρόσωπον φαίνεται μικροπρεπές, ἀνελεύθεροι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Siehe Anm. zu 811a4 zum Gemeinen; zum Begriff ‚Gesamteindruck' s. Anm. zu 809a13.

811b15f. „denn denen, die sich sehr vollgetrunkenen haben, hängen die Tränensäcke wie Blasen herab. ⟨Deren Tränensäcke wie Blasen⟩ nach vorne stehen" (ἔστι γὰρ τοῖς σφόδρα ἐμπεπωκόσι τὰ πρὸ τῶν ὀφθαλμῶν οἷον κύστιδες. ⟨οἷς δὲ τὰ ἐπὶ τοῖς ὀφθαλμοῖς οἷον κύστιδες⟩ ἐφεστήκασι): Mit ἐμπεπωκόσι übernehme ich die Emendation von Schneider und Bussemaker, der Foerster folgt. Der *consensus codicum* überliefert an dieser Stelle ἐμπεπτωκόσι (mit der Variante ἐμπεπτοκόσι im Parisinus), was auch Bekker in seinen Text aufnimmt. Meiner Ansicht nach handelt es sich dabei um eine frühe Korrektur eines Kopisten, der den Satzteil nach Ausfall der jetzt ergänzten Phrase ⟨οἷς δὲ τὰ ἐπὶ τοῖς ὀφθαλμοῖς οἷον κύστιδες⟩ dem folgenden Satz zurechnete. Die Übersetzung des Bartholomaeus zeigt, wie dieser Text verstanden werden konnte: „est enim vehementer cadens quod ante oculos tanquam lippitudines eminent, amatores somni".

Die Einfügung ⟨οἷς δὲ τὰ ἐπὶ τοῖς ὀφθαλμοῖς οἷον κύστιδες⟩ wurde zu Recht von Taub vorgeschlagen und von Foerster in den Text übernommen. Der Verlust der Worte läßt sich paläographisch plausibel durch Haplographie (und vielleicht auch, falls die Vorlage schmale Kolumnen hatte, Zeilensprung) erklären, da ein Kopist leicht vom unmittelbar vorher stehenden οἷον κύστιδες auf das Verb ἐφεστήκασι gesprungen sein kann, ohne die dazwischenstehende ähnlich lautende Phrase abzuschreiben. Setzt man diesen Satzteil wieder ein, gehört der Kausalsatz ἔστι γὰρ τοῖς ... οἷον κύστιδες fraglos als Begründung zu der vorangegangenen Korrelation, und das Partizip muß ἐμπεπωκόσι (von ἐμπίνειν ‚trinken', ‚sich volltrinken') lauten.

811b18–20 „Die mit kleinen Augen sind kleinmütig; siehe den Gesamteindruck und den Affen" (οἱ τοὺς ὀφθαλμοὺς μικροὺς ἔχοντες μικρόψυχοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν καὶ ἐπὶ πίθηκον): Im Lemma zum Kleinmütigen in Traktat A ist sein Hauptmerkmal – in direkter Übereinstimmung zwischen Seele und Körper – die Kleinheit verschiedener Körperteile; s. Anm. zu 808a29.

Zum Begriff ‚Gesamteindruck' s. Anm. zu 809a13.

Zum Affen s. Anm. zu 810b4.

811^{b}20f. „Die großäugigen sind träge; siehe die Rinder“ (οἱ δὲ μεγαλόφθαλμοι νωθροί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς βοῦς): Siehe Anm. zu 810^{b}16 zum Rind und seiner charakteristischen Trägheit.

811^{b}21f. „Der gut gebaute darf also weder kleine noch große Augen haben“ (τὸν ἄρα εὖ φύντα δεῖ μήτε μικροὺς μήτε μεγάλους ἔχειν τοὺς ὀφθαλμούς): Zu normativen Aussagen in den *Phgn.* und zur damit verbundenen positiven Bewertung des Mittelmaßes siehe Einl. Kap. III.6, S. 164–166.

811^{b}22f. „Die mit tiefliegenden Augen sind Übeltäter; siehe den Affen“ (οἱ δὲ κοίλους ἔχοντες κακοῦργοι· ἀναφέρεται ἐπὶ πίθηκον): Siehe Anm. zu 810^{b}4 zum Affen.

811^{b}23f. „Denen die Augen hervorstehen, die sind dumm; siehe den Gesamteindruck und die Esel“ (ὅσοι ἐξόφθαλμοι, ἀβέλτεροι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειάν τε καὶ τοὺς ὄνους): Siehe Anm. zu 811^{a}25f. zum Esel.

Zum Begriff ‚Gesamteindruck‘ siehe Anm. zu 809^{a}13.

811^{b}24–26 „Da man weder hervorstehende noch tiefliegende Augen haben darf, sollte der mittlere Zustand vorherrschen“ (ἐπεὶ δὲ οὔτε ἐξόφθαλμον οὔτε κοιλόφθαλμον δεῖ εἶναι, ἡ μέση ἕξις ἂν κρατοίη): Zu normativen Aussagen in den *Phgn.* und zur damit verbundenen positiven Bewertung des Mittelmaßes siehe Einl. Kap. III.6, S. 164–166.

811^{b}26f. „Deren Augen ein wenig tief liegen, die sind großgesinnt; siehe die Löwen“ (ὅσοις ὀφθαλμοὶ μικρὸν ἐγκοιλότεροι, μεγαλόψυχοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας): Siehe Anm. zu 809^{b}15–36 zu den Eigenschaften des Löwen und Anm. zu 809^{b}34f. zur Großgesinntheit.

811^{b}27f. „Bei denen sie aber noch tiefer liegen, die sind sanftmütig; siehe die Rinder“ (οἷς δ' ἐπὶ πλεῖον, πραεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς βοῦς): Siehe Anm. zu 810^{b}16 zum Rind.

811^{b}28f. „Die eine kleine Stirn haben, sind ungebildet; siehe die Schweine“ (οἱ τὸ μέτωπον μικρὸν ἔχοντες ἀμαθεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὗς): Siehe Anm. zu 808^{a}37–^{b}2 zum Ungelehrigen; zum Schwein s. Anm. zu 806^{b}10.

811^{b}29f. „Die eine allzu große haben, träge; siehe die Rinder“ (οἱ δὲ μέγα ἄγαν ἔχοντες νωθροί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς βοῦς): Siehe Anm. zu 810^{b}16 zum Rind.

811^{b}30f. „Die eine rundliche Stirn haben, sind stumpfsinnig; siehe die Esel" (οἱ δὲ περιφερὲς ἔχοντες ἀναίσθητοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄνους): In 812^{a}7f. gilt ein kleiner Kopf als Merkmal des Stumpfsinnigen, was ebenfalls mit dem Hinweis auf den Esel erläutert wird. Siehe Anm. zu 811^{a}25f. zum Esel; zum Stumpfsinnigen s. Anm. zu 807^{b}19–28.

811^{b}31–33 „Die eine ziemlich große und flache Stirn haben, sind aufmerksam; siehe die Hunde" (οἱ μακρότερον ἐπίπεδον ἔχοντες αἰσθητικοί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κύνας): Das in allen Handschriften überlieferte und von Bartholomaeus („insensibiles") bestätigte ἀναίσθητοι korrigiert Foerster zu Recht zu αἰσθητικοί (Gohlkes Konjektur εὐαίσθητοι entspricht dem inhaltlich). Erstens wird dies durch die sachliche Parallele in 812^{a}5f. bestätigt (οἱ τὴν κεφαλὴν μεγάλην ἔχοντες αἰσθητικοί), auf die Foerster hinweist; zweitens läßt sich die Korruptel leicht als eine Wiederholung aus der Zeile darüber erklären: auch in 811^{b}31 steht die Formulierung ἔχοντες ἀναίσθητοι, und ein Kopist könnte leicht durch Zeilensprung das Wort in unseren Satz gebracht haben. Diese Korruptel muß dann in einer gemeinsamen Quelle aller erhaltenen griechischen Handschriften und der griechischen Vorlage von Bartholomaeus geschehen sein, also vor der Mitte des 13. Jh. n. Chr.

Zur Aufmerksamkeit der Hunde siehe 812^{a}5–7 und Anm. zu 807^{a}19 zum Hund.

811^{b}33–35 „Die ein der Stirn entsprechendes... Siter und Löwe" (οἱ δὲ... ἐπὶ ταῦρον καὶ λέοντα): Vermutlich ist unter der Formulierung τετράγωνον σύμμετρον τῷ μετώπῳ „ein der Stirn entsprechendes Viereck" eine viereckige Stirn zu verstehen. Zum Löwen siehe Anm. zu 809^{b}14; zur Großgesinntheit s. Anm. zu 809^{b}34f. Rücksichtslosigkeit kommt in den *Phgn.* nur an unserer Stelle als Charakterzug überhaupt vor und paßt weder ins Charakterbild des Stieres noch in das des Löwen eigentlich hinen; vgl. zum Stier die Anm. zu 807^{a}19 und zu den Eigenschaften des Löwen Anm. zu 809^{b}15–36.

811^{b}35–38 „Die eine entspannte Stirn haben... eine glatte Stirn haben" (οἱ δ' ἀτενὲς ἔχοντες... γαληνὲς τὸ μέτωπον ἔχουσιν): Siehe Anm. zu 807^{a}19 zum Hund.

811^{b}38–812^{a}2 „Da also der düstere Zustand Rücksichtslosigkeit anzeigt und die Glätte Schmeichelei, dürfte der mittlere von diesen Zuständen harmonisch sein" (ἐπειδὴ οὖν ἥ τε συννεφὴς ἕξις αὐθάδειαν ἐμφαίνει ἥ τε γαληνὴ κολακείαν, ἡ μέση ἂν τούτων ἕξις εὐαρμόστως ἔχοι): Zu normativen Aussagen in den *Phgn.* und zur damit verbundenen positiven Bewertung des Mittelmaßes siehe Einl. Kap. III.6, S. 164–166.

812^{a}2–4 „Die eine finstere Stirn haben, sind betrübt; siehe den Affektzustand, weil die Betrübten finster sind" (οἱ σκυθρωπὰ μέτωπα ἔχοντες δυσάνιοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ πάθος, ὅτι οἱ ἀνιώμενοι σκυθρωποί εἰσιν): Als finster werden auch in der Einleitung von Traktat B (808^{b}16) die Betrübten (οἱ ἀνιώμενοι) bezeichnet, denen die heiteren Fröhlichen gegenübergestellt werden. In diesen beiden Beispielen geht es allerdings nicht vorrangig um physiognomische Korrelationen, sondern um den Nachweis, daß Körper und Seele tatsächlich miteinander eng zusammenhängen (vgl. Anm. zu 808^{b}14–17). An unserer Stelle ist die Angabe präziser, indem die Eigenschaft ‚finster' auf die Stirn bezogen (in 808^{b}16 wurde der ganze Mensch ungenau als σκυθρωπότερος ‚ziemlich finster' bezeichnet) und die Verbindung zwischen Charaktertyp und Merkmal mit der Analogie zum Affektzustand erläutert wird (zur Ablehnung dieser Methode in Traktat A s. 805^{a}33–^{b}10).

Das Wortfeld σκυθρός, σκυθρωπός und σκυθρωπάζω ist in der griechischen Literatur mit verschiedenen Emotionen verbunden: mit Traurigkeit oder Festlichkeit (Eur. *Hipp.* 1152), Festlichkeit (Aischin. 3,20), Zorn oder Verärgerung (Aristoph. *Lys.* 7), Ärger oder Verbitterung (Aischin. 2,36), Unzufriedenheit (Plat. *Smp.* 206d5), Misanthropie (Dem. 45,68f.); vgl. Hesk 1999. Unsere Stelle bedeutet also eine deutliche Einschränkung des Begriffes auf nur einen seiner Aspekte, und der Hinweis auf die Analogie zum Affekt des Betrübtseins reicht kaum aus, dies zu rechtfertigen.

812^{a}5–7 „Die einen großen Kopf haben, sind aufmerksam; siehe die Hunde" (οἱ τὴν κεφαλὴν μεγάλην ἔχοντες αἰσθητικοί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κύνας): Vgl. Anm. zu 811^{b}31–33; siehe Anm. zu 807^{a}19 zum Hund.

812^{a}7f. „Die einen kleinen haben, sind stumpfsinnig; siehe die Esel" (οἱ δὲ μικρὰν ἀναίσθητοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄνους): In 811^{b}30f. gilt darüber hinaus eine rundliche Stirn als Merkmal des Stumpfsinnigen, was ebenfalls mit dem Beispiel der Esel belegt wird. Siehe Anm. zu 811^{a}25f. zum Esel; zum Stumpfsinnigen s. Anm. zu 807^{b}19–28.

812^{a}8f. „Die an den Köpfen spitz sind, sind unverschämt; siehe die Raubvögel" (οἱ τὰς κεφαλὰς φοξοὶ ἀναιδεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς γαμψώνυχας): Zu den Raubvögeln als einer eigenen Gattung neben den Kleinvögeln (diese Klassifikation in den *Phgn.* widerspricht der von Aristoteles in der *Hist. an.* gebrauchten) s. Anm. zu 806^{b}11 zu den Vögeln. Sie werden nur *h.l.* und in 810^{a}20–22 angeführt und gelten an beiden Stellen als unverschämt (zum Unverschämten s. Anm. zu 807^{b}28–33).

Ein spitzer Kopf ist auch eines der Körpermerkmale des unverschämten Thersites in *Ilias* 2,216–219; vgl. Einl. Kap. II.2, S. 58 mit Anm. 29. Außer dem

spitzen Kopf wird kein weiteres Merkmal aus der Beschreibung des Thersites in den *Phgn.* explizit genannt; allerdings stehen seinen verwachsenen Schultern die verkrampften und zusammengezogenen Schultern als Merkmal des Gemeinen (811^{a}4) nahe.

812^{a}9–11 „Die kleine Ohren haben, sind affenartig, die große haben, eselsartig; man kann beobachten, daß auch die besten Hunde Ohren von mittlerer Größe haben" (οἱ τὰ ὦτα μικρὰ ἔχοντες πιθηκώδεις, οἱ δὲ μεγάλα ὀνώδεις· ἴδοι δ' ἄν τις καὶ τῶν κυνῶν τοὺς ἀρίστους μέτρια ἔχοντας ὦτα): Siehe Anm. 810^{b}4 zum Affen; s. Anm. zu 811^{a}25f. zum Esel; zur positiven Bewertung des Mittelmaßes siehe Einl. Kap. III.6, S. 165f.

812^{a}12–814^{a}5 „Die allzu schwarzen... wie es anfangs beschrieben wurde" (Οἱ ἄγαν μέλανες... ὥσπερ ἐν ἀρχῇ διῃρέθη): Die Behandlung der einzelnen Körperteile von Fuß bis Kopf ist abgeschlossen; es werden jetzt, im letzten langen Abschnitt von Traktat B, einzelne andere Körpereigenschaften behandelt: Haarfarbe (812^{a}12–35), Augenfarbe (812^{a}35–^{b}12), Behaarung (812^{b}13–813^{a}2), Gang (813^{a}3–18), Blick (813^{a}19–30), Stimme (813^{a}31–^{b}6), Körpergröße in Kombination mit Fleischkonstitution (813^{b}7–35) und Körperproportionen (813^{b}35–814^{a}5).

Diese Liste zeigt wenig Übereinstimmung mit der Liste von Kriterien, die in der theoretischen Einleitung zu Traktat A gegeben wird (s. Anm. zu 806^{b}3–807^{a}3): Bewegung, Haltung, Farbe, Gesichtsausdruck, Haar, Behaarung, Stimme, Fleisch, Körperteile, gesamte Gestalt (806^{a}28–34). Der Konzeption nach entsprechen sich diese Listen der beiden Traktate also offensichtlich nicht, auch wenn im einzelnen sachliche Übereinstimmungen in den Ausführungen in beiden Traktaten zu finden sind (s. im einzelnen die folgenden Anmerkungen). Beide Listen sind vielmehr eigene Assoziationsreihen.

812^{a}12–15 „Die allzu schwarzen... in der Mitte liegen" (Οἱ ἄγαν μέλανες... μέσον δεῖ τούτων εἶναι): Zur Vielfalt der Anwendungsmöglichkeiten von λευκός ‚weiß', ‚hell' – oft im Gegensatz zu μέλας ‚schwarz', ‚dunkel' – siehe die ausführliche Untersuchung und Quellensammlung von Dürbeck (1977: 70–81, 260–268), in der auch Beispiele für die Korrelation von weißer Hautfarbe und Feigheit nachgewiesen sind: in Xen. *Hell.* 3,4,19 werden weiße Soldaten als „verweichlicht und untrainiert" (μαλακοὺς δὲ καὶ ἀπόνους) bezeichnet, weil sie sich nie ausziehen und immer im Schatten aufhalten (vgl. Aristoph. *Thesm.* 191). Diese Korrelation dürfte weit verbreitet und gebräuchlich gewesen sein, wie das Sprichwort „kein Nutzen aus weißen Männern" zeigt (οὐδὲν λευκῶν ἀνδρῶν ὄφελος, bei Eustat. Il. p. 455,35; ähnlich bei Makar. 5,55).

Eine ikonographische Parallele ist der Usus in der minoischen und mykenischen Wandmalerei und der frühen schwarzfigurigen Vasenmalerei, Männer mit roter und Frauen mit weißer Hautfarbe zu zeichnen. Ein Beispiel ist eine dem Tydeusmaler (um 560/50 v. Chr.) zugeschriebene spätkorinthische Halsamphora im Louvre (E 640, Abb. in Simon 1976: Abb. XIV/2), in deren Bildfeld Tydeus mit gezücktem Schwert Ismene töten will. Tydeus hat rote, Ismene weiße Hautfarbe – aber auch Periklymenos, der aus ihrem Bett flüchtet, ist weiß gemalt. Akzeptiert man die Farbensymbolik von Mann und Frau, so ist Periklymenos damit als ‚weibischer' Feigling im Gegensatz zum ‚mannhaften' Tydeus charakterisiert. Auch auf anderen Vasen zeichnet der Tydeusmaler Männer manchmal weiß, wobei es sich oft um fallende Krieger handelt; bisweilen kämpfen jedoch die weißen Männer ebenso tapfer wie die roten, so daß es sich nach der Interpretation von Amyx 1988: II,393f. in keinem Fall um ‚Feiglinge' handele, sondern der Farbwechsel als ein künstlerisches Mittel der Abwechslung anzusehen sei.

812a14f. „Die zum Mut beitragende Farbe muß in der Mitte liegen" (τὸ δὲ πρὸς ἀνδρείαν συντελοῦν χρῶμα μέσον δεῖ τούτων εἶναι): Zur normativen Formulierung und zur Bewertung des Mittelmaßes als der besten Erscheinungsform siehe Einl. Kap. III.6, S. 164–166.

812a15f. „die blonden sind beherzt; siehe die Löwen" (οἱ ξανθοὶ εὔψυχοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας): Schon in der Beschreibung des Löwen wird seine blonde Mähne genannt; s. Anm. zu 809b25. Es ist nicht eindeutig, ob an unserer Stelle ebenfalls nur seine blonde Mähne oder nicht auch sein ganzes sandgraues Fell gemeint ist, da der Löwe hier zwischen Beispielen zur Hautfarbe und zur Haarfarbe steht.

812a16f. „Die allzu rothaarigen sind zu allem fähig; siehe die Füchse" (οἱ πυρροὶ ἄγαν πανοῦργοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς ἀλώπεκας): Mit dem Adjektiv πυρρός werden sowohl rötliche und rostrote als auch gelbe Farben bezeichnet; allerdings ist „bei den wenigen sicheren Belegen [...] fast durchweg ‚rötlich' das Wahrscheinlichere (bei Pferden und Rindern *könnte* man auch an gelbliche Töne denken)" (Dürbeck 1977: 108). Die Unsicherheit zwischen diesen Varianten erklärt sich dadurch, daß das Wort weniger eine Farbe als einen Sättigungsgrad bezeichnet, wobei der Farbton selbst weniger wichtig wird (Dürbeck 1977: 106–108). Außer für die Haar- und Hautfarbe von Menschen wird πυρρός vor allem zur Bezeichnung von Tieren (Pferde, Rinder, Löwe) herangezogen (Nachweise bei Dürbeck 1977: 281–283). Sassi 1982 betont, daß πυρρός nicht nur vom Haar, sondern auch von der gesamten Komplexion gesagt werden kann und in diesem Sinne für Xenophanes *fr.* 21 B 16 D.-K. und Herodot 4,108 noch als alleiniges Schlagwort zur Bezeichnung der physischen Erscheinung eines ganzen

Volkes (nämlich der Thraker bzw. der Budinen, einem Nachbarvolk der Skythen) ausreicht.

Der Fuchs (ἀλώπηξ) dient in den *Phgn.* nur an dieser Stelle als Beispiel. Als besonders beliebtes Tier der Fabel, in der Listenreichtum und Verschlagenheit seine herausragenden Charakteristika sind, begegnet er seit Archilochos (*fr.* 185–187 West), von dem auch eine Version der ersten Fabel der äsopischen Sammlung, ‚Adler und Fuchs', erhalten ist (*fr.* 172–177 West). Der vom Fuchs abstammende Frauentypus im ‚Weiberiambos' des Semonides (*fr.* 7,7–11) zeichnet sich ebenfalls durch Heimtücke und Unberechenbarkeit aus. Noch in der neun Jahrhunderte später verfaßten *Traumdeutung* des Artemidor (2,12) steht der Fuchs für hinterhältige Feinde (meist weiblichen Geschlechts). Angesichts dieser verbreiteten Topik ist es auffällig, daß der Fuchs in den *Phgn.* nur ein einziges Mal erwähnt ist. Seine Charakterisierung als ‚Schuft' findet sich sogar in der Zoologie des Aristoteles, der ihn als Beispiel für „zu allem fähige und übeltäterische" Tiere (τὰ πανοῦργα καὶ κακοῦργα, *Hist. an.* I.1, $488^{b}20$f.) anführt. Das rote Fell erwähnt auch Pindar als signifikantes Merkmal des Fuchses (*Ol.* 1,11,19f.).

$812^{a}17$f. „die von einer blassen und erregten Hautfarbe... aus Furcht entsteht" (οἱ δὲ ἔνωχροι καὶ τεταραγμένοι τὸ χρῶμα... ἐκ τοῦ φόβου γιγνόμενον): Das Kriterium der „erregten Hautfarbe" ist bereits eine psychologische Deutung des physiologischen Vorganges der schnell eintretenden Blässe. Der Hinweis auf den Affektzustand der Furcht bestätigt dies und zeigt, daß die Blässe hier wie bei Aristoteles auf die Tatsache zurückgeführt wird, daß beim Erschrecken die Wärme in die untere Körperhälfte absinkt und die obere kalt wird (vgl. Anm. zu $807^{b}4$).

$812^{a}19$–21 „Die bläßlich Gelben sind kühl; das Kalte ist schwer zu bewegen; und weil das Körperliche schwer zu bewegen ist, sind sie wohl langsam" (οἱ δὲ μελίχλωροι ἀπεψυγμένοι εἰσίν· τὰ δὲ ψυχρὰ δυσκίνητα· δυσκινήτων δὲ ὄντων τῶν κατὰ τὸ σῶμα εἶεν ἂν βραδεῖς): Zur Farbbezeichnung μελίχλωρος für ein zum Grün neigendes Gelb von niedrigem Farbsättigungsgrad (daher der Zusatz ‚bläßlich') siehe die Anm. zu $807^{b}23$. Aus den Erläuterungen dort geht auch hervor, daß eine wörtliche Übersetzung „honiggelb" im Deutschen die falsche Assoziation einer kräftigen, zum Rot oder Braun neigenden Farbe hervorrufen würde.

$812^{a}21$f. „Deren Hautfarbe rot ist, die sind schnell, weil alles Körperliche sich bei Bewegung erwärmt und rot wird" (οἷς τὸ χρῶμα ἐρυθρόν, ὀξεῖς, ὅτι πάντα τὰ κατὰ τὸ σῶμα ὑπὸ κινήσεως ἐκθερμαινόμενα ἐρυθραίνεται): Den Wortgebrauch von ἐρυθρός analysiert Dürbeck 1977: 121–123 u. 290–293, der als Ergebnis festhält: „Die Bandbreite der durch ἐρυθρός benennbaren Rottöne

geht von einer gerade noch wahrnehmbaren Rotfärbung (Mars) über die Farbe des Kupfers und das Rotbraun von Feigen zum entschiedensten und intensivsten Rot von Mohn und Blut: Als je gemeintes Noem zeigt sich in der Tat, wie erwartet, die Farbvalenz, nicht die Helligkeit oder Sättigung" (Dürbeck 1977: 122). Dadurch ergeben sich natürlich Überschneidungen mit anderen Begriffen für ‚rot': πυρρός, das eher einen Sättigungsgrad bezeichnet (s. Anm. zu 812ᵃ16f.), oder Wörter vom Stamm φοιν- oder φοινικ- (vgl. Dürbeck 1977: 123–129, 293f.). Der in unserem Zusammenhang mit ἐρυθραίνειν bezeichnete Vorgang des Errötens wird weiter unten im selben Absatz mehrfach ἐπιφοινίσσειν genannt (812ᵃ30–37), ohne daß ein Bedeutungsunterschied vorläge.

812ᵃ25–37 „Deren Brustbereich von feuerroter Farbe… die Augen rot werden" (οἷς δὲ περὶ τὰ στήθη ἐπιφλεγές... ἐκφοινίσσονται τοὺς ὀφθαλμούς): Im Gegensatz zum Erblassen aus Furcht (vgl. Anm. zu 812ᵃ17f.) wird der physiologische Vorgang beim Erzürnen als Blutwallung beschrieben: das Blut steigt in den Kopf und färbt Brust, Hals und Augen rot; zugleich läßt es die Adern an den Schläfen hervortreten. Diese alltägliche Beobachtung des Affekts wird hier zu einer Zustandsbeschreibung umgearbeitet, ohne daß der Unterschied zwischen dem vorübergehenden Affekt und dem konstanten Charakter beachtet würde.

In die Beschreibung des Zornigen sind zwei weitere Zustände des Errötens eingeschoben: aus Scham (812ᵃ30–33) und bei Trunkenheit (812ᵃ33–35; vgl. Anm. zu 805ᵃ3f.). Sie unterbrechen die physiologische Beschreibung des Erzürnens, weil der Verfasser sein Material offensichtlich eher nach der Reihenfolge der Zeichenbereiche, d.h. Körpermerkmale, anordnen wollte, als nach der Thematik seiner Erklärungsmodelle.

812ᵃ35–37 „Deren Augen leicht rot werden, die sind im Zorn leicht reizbar; siehe den Affektzustand, weil denen, die vor Zorn außer sich sind, die Augen rot werden" (οἷς δὲ οἱ ὀφθαλμοὶ ἐπιφοινίσσουσιν, ἐκστατικοὶ ὑπὸ ὀργῆς· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ πάθος, ὅτι οἱ ὑπ' ὀργῆς ἐξεστηκότες ἐκφοινίσσονται τοὺς ὀφθαλμούς): Mit dieser Korrelation wird ein Übergang von verschiedenen im Affekt rot werdenden Körperteilen zu einer Behandlung der Augenfarben geschaffen. Denn im Unterschied zu den im folgenden behandelten Farben der Iris handelt es sich hier um ein Erröten des Augapfels, das auf eine verstärkte Durchblutung des Kopfes zurückzuführen ist (s. Anm. zu 812ᵃ25–37).

812ᵃ37–ᵇ12 „Die allzu schwarze Augen haben,… Hähne und Raben" (οἷς δὲ οἱ ὀφθαλμοὶ ἄγαν μέλανες,... ἐπὶ τοὺς ἀλεκτρυόνας καὶ κόρακας): Unter dem Stichwort Auge wird nach der Erwähnung des geröteten Augapfels hier zunächst die Skala der verschiedenen Farben der Iris besprochen: Feigheit wird sowohl von allzu dunklen (812ᵃ37–ᵇ2) als auch von allzu hellen (812ᵇ3–5) Augen ange-

zeigt; Beherztheit hingegen von der Mitte zwischen diesen Extremen, einem kräftigen Gelb (812^{b}2f.) und Braun (812^{b}5f.). Die weiteren Qualitäten sind nicht mehr so systematisch einzuordnen und bezeichnen auch nicht mehr nur Farben: weißweinfarbene Augen deuten auf Gier (812^{b}6f.), feurige auf Unverschämtheit (812^{b}7f.), blasse und erregte (d.h. gefleckte) auf Feigheit (812^{b}8–11), glitzernde auf Lüsternheit (812^{b}11f.).

Zwei längere Passagen in Aristoteles' biologischen Schriften befassen sich mit den verschiedenen Farben von Augen. In *Gen. an.* V.1, 779^{a}26–^{b}34 wird die Tatsache untersucht, daß menschliche Neugeborene immer blaue (γλαυκότερα) Augen haben, aber bald eine individuelle Augenfarbe entwickeln, die sie dann beibehalten. Alle anderen Lebewesen haben eine konstante Augenfarbe, die meist innerhalb der Tierart gleich ist; z.B. haben Rinder immer schwarze (μέλας), Schafe immer wie Wasser klare Augen (ὑδαρές); andere Gattungen sind ganz braun- oder blauäugig (χαροπὸν ἢ γλαυκόν). Nur beim Menschen kommen alle verschiedenen Augenfarben vor, aber auch einige Pferde sind ἑτερόγλαυκοι (wörtlich „in einem Auge blau", d.h. wohl: mit unterschiedlichen Farben in beiden Augen; vgl. aber *Hist. an.* I.9, 492^{a}6f.: ἵπποι δὲ γίγνονται γλαυκοί „manche Pferde haben blaue Augen"). Die Genese der verschiedenen Augenfarben hängt in *Gen. an.* damit zusammen, daß das Auge laut Empedokles aus Wasser besteht, schwarze Augen aber viel Flüssigkeit in sich haben, blaue wenig; derselbe Farbeffekt stelle sich bei Meerwasser ein: die tiefe See ist dunkler als die flache (779^{b}12–34). In dieser auf die Physiologie des Auges konzentrierten Abhandlung werden keinerlei Hinweise auf Charaktereigenschaften der Träger bestimmter Augenfarben gegeben. Anders im ersten Buch der *Historia animalium*, wo im Zuge der Diskussion der einzelnen Körperteile auch die Augen und ihre verschiedenen Eigenschaften besprochen werden (*Hist. an.* I.9, 491^{b}34–492^{a}12): Das Weiße im Auge ist bei allen Lebewesen ähnlich, aber die Iris hat unterschiedliche Farben: schwarz (μέλας), hellblau (γλαυκός), dunkelbraun (χαροπόν), gelblichbraun (αἰγωπός, ‚ziegenäugig', d.h. bernsteinfarben) – letzteres ein Zeichen des besten Charakters und am besten für die Sehschärfe. Die Größe der Augen variiert, die mittelgroßen sind am besten. Augen können vorstehen oder tiefliegen, wobei tiefliegende Augen die Tiere mit dem schärfsten Blick (ὀξυωπέστατοι) kennzeichnen und die Mitte zwischen beiden den besten Charakter anzeigt. Manche Augen blinzeln häufig, andere gar nicht, und wiederum ist die Mitte das Anzeichen für den besten Charakter; häufiges Blinzeln verrät den Unbeständigen (ἀβέβαιος), ein starrer Blick hingegen den Unverschämten (ἀναιδής).

Die allgemeine Tendenz der Bewertung bei Aristoteles entspricht derjenigen in den *Phgn.*: die mittlere von zwei extremen Formen ist jeweils die beste (vgl. Einl. Kap. III.6, S. 164–166). Auch die Deutung des häufigen Blinzelns stimmt in der *Hist. an.* und den *Phgn.* sachlich miteinander überein, wenn sie sich auch

nicht genau entspricht, denn in den *Phgn.* gilt häufiges Blinzeln als Kennzeichen des Feigen (807^{b}7, 813^{a}20). Die in der *Hist. an.* dafür angeführte Unbeständigkeit wäre jedoch zugleich eine treffende Beschreibung für das Zittern und die Unruhe des Furchtsamen, und auf diese physiologischen Anzeichen von Furcht wird in den *Phgn.* die blasse Hautfarbe des Feigen zurückgeführt (vgl. Anm. zu 812^{a}17f.).

812^{a}37–^{b}2 „Die allzu schwarze Augen haben, sind feige: denn die allzu schwarze Farbe zeigt offensichtlich Feigheit an“ (οἷς δὲ οἱ ὀφθαλμοὶ ἄγαν μέλανες, δειλοί· ἡ γὰρ ἄγαν μελαίνη χρόα ἐφάνη δειλίαν σημαίνουσα): Auch bei der Hautfarbe gilt Schwarz als evidentes Zeichen der Feigheit (vgl. 812^{a}12f.); vielleicht ist auch hier an das Beispiel der dunkelhäutigen Ägypter und Äthiopier gedacht, die bereits in Traktat A ausdrücklich genannt wurden (s. Anm. zu 805^{a}27).

812^{b}2f. „Die nicht allzu schwarze (Augen haben), sondern zur gelben Augenfarbe tendieren, sind beherzt“ (οἱ δὲ μὴ ἄγαν μέλανες ἀλλὰ κλίνοντες πρὸς τὸ ξανθὸν χρῶμα εὔψυχοι): Die Kombination von Schwarz und Gelb muß man sich wohl als ein kräftiges dunkles Gelb vorstellen. Das Adjektiv ξανθός bezeichnet ursprünglich ausschließlich die Haarfarbe von Göttern, Menschen und Tieren und wird erst sekundär zum Farbwort für ‚Gelb‘ (vgl. Anm. zu 809^{b}25); in diesem Sinn ist es an unserer Stelle auf die Augen angewandt (das Auge wird zwar nicht explizit genannt, doch läßt sich dieser Bezug aus dem Kontext annehmen, da der gesamte Abschnitt 812^{a}35–^{b}12 Augenfarben behandelt). In der Beschreibung des Löwen wird seine blonde Mähne genannt (809^{b}25); ebenso gilt blondes Haar unter Hinweis auf den Löwen als Zeichen für Beherztheit (812^{a}15). Da dieselbe Eigenschaft (εὔψυχος) an unserer Stelle genannt wird, ist eine gedankliche Assoziation der blonden Löwenmähne mit der Augenfarbe nicht auszuschließen.

812^{b}3–5 „Deren Augen hellblau oder weiß sind, die sind feige; denn die weiße Farbe ist offensichtlich ein Indiz für Feigheit“ (οἷς δὲ οἱ ὀφθαλμοὶ γλαυκοὶ ἢ λευκοί, δειλοί· ἐφάνη γὰρ τὸ λευκὸν χρῶμα δειλίαν σημαῖνον): Das Adjektiv γλαυκός bezeichnet als Farbwort ein helles Blau, Blaugrau oder Grau, dient aber auch als Glanzwort, wie z.B. im homerischen Epitheton γλαυκῶπις, das eine große Bandbreite an Bedeutungen abdecken kann: ‚furchtbar blickend‘, ‚mit funkelnden Augen‘, ‚blauäugig‘, oder auch: ‚mit leuchtendem Antlitz‘ (vgl. Dürbeck 1977: 171–177; ausführlich und mit vollständiger Materialsammlung: Maxwell-Stuart 1981a). Die Kombination „hellblau oder weiß“ dient dazu, einen Gegensatz zu den zuvor behandelten „schwarzen“ Augen aufzustellen; das wird daran deutlich, daß im verallgemeinernden Nachsatz nur noch von Weiß die Rede

ist. Mit „hellblau oder weiß“ ist demnach dieselbe, nämlich eine sehr helle Augenfarbe gemeint: Sie sind ebenso extrem ‚lichtvoll‘ wie die schwarzen Augen extrem ‚lichtlos‘ sind.

Ebenso wie bei der Hautfarbe, wo allzu weiße und allzu schwarze Farben den Feigen kennzeichnen (s. Anm. zu $812^{a}12$–15), gelten auch bei den Augenfarben beide extremen Enden der Farb- bzw. Lichtskala als Merkmale für Feigheit (vgl. Anm. zu $812^{a}37$–$^{b}2$). Dadurch wird impliziert, was bei der Hautfarbe ausdrücklich gesagt wurde ($812^{a}14$f.): daß die Augenfarbe, die Mut anzeigt, in der Mitte zwischen diesen Extremen steht. Diese Mitte zwischen sehr hell und sehr dunkel wird in unserem Abschnitt sowohl von den zuvor genannten „nicht allzu schwarzen, sondern zum Gelb tendierenden“ als auch von den als nächstes genannten „dunkelbraunen“ Augen eingenommen, die beide als Kennzeichen von Beherztheit bezeichnet werden; s. Anm. zu $812^{b}2$f. und $812^{b}5$f.; zur Feigheit s. Anm. zu $807^{b}4$.

$812^{b}5$f. „Deren Augen nicht hellblau, sondern dunkelbraun sind, die sind beherzt; siehe Löwe und Adler“ (οἱ δὲ μὴ γλαυκοὶ ἀλλὰ χαροποὶ εὔψυχοι· ἀναφέρεται ἐπὶ λέοντα καὶ ἀετόν): Zu γλαυκός ‚hellblau‘ s. Anm. zu $812^{b}3$–5. Die Bedeutung von χαροπός ist nicht eindeutig geklärt; es wird schon bei Homer oft auf Augen angewandt und kann einen leuchtenden, kampflustigen oder auch gierigen Blick bezeichnen (vgl. Dürbeck 1977: 246f., Anm. 617 und die Stellensammlung bei Maxwell-Stuart 1981b: 58–68); als konkrete Augenfarbe wird das Wort erst später gebräuchlich. In Hipp. *Epid.* 3,14 wird das ὄμμα χαροπόν als eines der Symptome des Schwindsüchtigen aufgezählt; es ist aber nicht klar, ob dort eine Farbe oder ein leuchtender Blick gemeint ist. Aristoteles hingegen zählt χαροπός neben Schwarz, Blau und Gelbgrau zu den häufigsten Augenfarben (s. die Stellen in der Anm. zu $812^{a}35$–$^{b}12$). Aufgrund dieses Kontextes ist anzunehmen, daß χαροπός ein dunkles Braun bezeichnet (vgl. Schmidt 1876: III,24). Dagegen gibt Maxwell-Stuart 1981b: 61 als Bedeutung „amber“, d.h. bernsteinfarben an (er erwähnt als Alternative aber auch „dark brown“); da in der Aufzählung der häufigsten Augenfarben in *Hist. an.* I.9, $492^{a}2$f. ‚bernsteinfarben‘ aber schon durch αἰγωπός ‚gelblichbraun‘, ‚bernsteingelb‘ abgedeckt ist (vgl. Anm. zu $812^{b}6$f.), ist diese Bedeutung zumindest für den Kontext bei Aristoteles kaum wahrscheinlich. An unserer Stelle ist die Bedeutung ‚dunkelbraun‘ außerdem durch den Hinweis auf die Augenfarbe von Löwe und Adler gesichert.

Zu den weiteren Charaktereigenschaften und Körpermerkmalen von Löwe und Adler s. Anm. zu $809^{b}14$ und $809^{b}15$–36 (Löwe) und zu $811^{a}37$ (Adler).

$812^{b}6$f. „Deren Augen weinfarben sind, die sind gierig“ (οἷς δὲ οἰνωποί, μάργοι): Eine genaue Klärung der Bedeutung von οἰνωπός ist laut Dürbeck

1977: 188–191 auch nach einer gründlichen kritischen Durchsicht der Belegstellen nicht möglich, da die etymologische Erklärung als ,weinfarben' noch keinen Hinweis gibt, welche Farbe gemeint ist. Vielmehr scheint οἰνωπός, „obwohl Farbvergleichswort, keine einheitliche Farbe zu bezeichnen" (188). In der Prosa ist eine helle gelbliche Farbe anzunehmen (vgl. [Arist.] *Col.* 792^{b}6–10, Hipp. *Mulier.* 2,111 (8,238,20 L.); so auch Eur. *Bacch.* 437 für den Teint des Dionysos), während in der Dichtung auch das Grün des Efeus (Soph. *Oed. Kol.* 674) als ,weinfarben' gelten kann – vermutlich in Übertragung vom homerischen οἶνοψ, das als Beiwort des Meeres eine tiefdunkle Färbung meinen dürfte (wie Dürbeck 1977: 189 vorschlägt, aufgrund der tiefdunklen Farbe, die Rotwein von Natur aus hat oder zumindest in den üblichen nicht-transparenten Tongefäßen annimmt). Dennoch ist auch für das homerische Wort eine gelbliche Farbe, wie sie vom Weißwein herrührt, ebenso möglich (Dürbeck 1977: 189f.).

An unserer Stelle ist die Bedeutung durch den Hinweis auf die Augenfarbe der Ziegen sicher zu klären: Ziegen haben bernsteingelbe Augen (Dürbeck 1977: 189); der Farbvergleich beruht also ganz offensichtlich auf einem kräftigen Weißwein.

812^{b}7 „siehe die Ziegen" (ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς αἶγας): Die Ziege dient in den *Phgn.* zweimal als Beispiel für Lüsternheit; als Indizien gelten ihre weinfarbenen Augen (*h.l.*) und ihre laute und meckernde Stimme (813^{b}5). In 812^{b}13f. werden außerdem die dichtbehaarten Beine des Ziegenbockes als Zeichen für Geilheit gedeutet. „Griechen wie Römer gaben einem lasziven Liebesjäger den Namen Bock: τράγος (τραγίζειν), hircus, und auch die ägyptischen Hieroglyphen symbolisieren einen üppigen Lebemann durch die Figur eines Bockes." (Keller 1909: 305). Die Geilheit des Bockes ist ikonographisch eng mit dem dionysischen Kontext verbunden: der Bock selbst ist bisweilen ein Begleiter des Dionysos (vgl. z.B. die sf. Amphora in Kopenhagen, Mus. Naz. Chr. VIII 807, um 520–500 v. Chr.; Abb. in LIMC III.2, Dionysos 413; vgl. auch Nr. 422; 428), vor allem aber haben die Satyrn (wie auch Pan) eine ,Bocksnatur', bei der die in 812^{b}13f. erwähnten behaarten Beine in der ikonographie eine große Rolle spielen.

812^{b}7f. „Deren Augen feurig sind, die sind unverschämt; siehe die Hunde" (οἷς δὲ πυρώδεις, ἀναιδεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κύνας): Zum Hund und seiner ambivalenten Beurteilung in der griechischen Literatur s. Anm. zu 807^{a}19. Der Unverschämte wird in Katalog A in einem eigenen Lemma behandelt; s. Anm. zu 807^{b}28.

812^{b}8–11 „Die mit blassen Augen... nicht ebenmäßigen Farbe" (οἱ ὠχρόμματοι... χρώματι οὐχ ὁμαλῷ): Mit ὠχρός ein schwacher Grad an Farbsättigung ge-

meint: ,blaß', der aber auch auf eine konkrete Farbe bezogen sein kann: ,blaßgrün', ,blaßgelb' (Dürbeck 1977: 116–119, 287–289). Im letzteren Sinne ist das Wort mit χλωρός austauschbar (vgl. Anm. zu 807^b^23 und Dürbeck 1977: 118f., 49–58 *passim*). An unserer Stelle ist eindeutig auf die Blässe beim Erschrecken Bezug genommen; die Formulierung erinnert an die „blasse und erregte Hautfarbe" (οἱ δὲ ἔνωχροι καὶ τεταραγμένοι τὸ χρῶμα), die im Abschnitt zuvor als Kennzeichen für Feigheit gilt (s. Anm. zu 812^a^17f.). Im erklärenden Nachsatz ist die Metapher der „erregten Hautfarbe" als „nicht ebenmäßige Hautfarbe" erläutert: damit ist einerseits der rasche Farbwechsel gemeint, andererseits aber wohl auch auf das Phänomen der hektischen Flecken, die besonders im Gesicht entstehen können, Bezug genommen.

Ein blasses Gesicht wird auch in Katalog A unter den Körpermerkmalen des Feigen aufgeführt (807^b^6f.); siehe die Anmerkung dort zur physiologischen Erklärung des Erschreckens.

812^b^11f. „Die glänzende Augen haben, sind lüstern; siehe die Hähne und Raben" (οἱ δὲ τοὺς ὀφθαλμοὺς στιλπνοὺς ἔχοντες λάγνοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ἀλεκτρυόνας καὶ κόρακας): Auch der Kamm des Hahnes gilt in 811^a^38–^b^2 als Kennzeichen seiner Lüsternheit; zur Lüsternheit in den *Phgn.* s. Anm. zu 808^b^4–6. Ferner gilt der Hahn als Beispiel für Mut; s. Anm. zu 806^b^18. Zum Raben siehe Anm. zu 811^a^35.

Das Adjektiv στιλπνός, das zuerst bei Homer, *Il.* 14,351 vorkommt, findet erst in der Spätantike häufiger Verwendung (im TLG 132mal); für die Zwischenzeit gibt der TLG nur zwei Nachweise an: neben unserer Stelle (der einzigen im Corpus Aristotelicum) etwa zeitgleich noch Theophrast, *De lapidibus* 2,6.

812^b^13f. „Die dichtbehaarte Beine haben, sind lüstern; siehe die Böcke" (Οἱ δασείας ἔχοντες τὰς κνήμας λάγνοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς τράγους): Siehe Anm. zu 812^b^7 zur Geilheit des Ziegenbocks.

812^b^14–17 „Die den Bereich um die Brust… den dichtestbehaarten Bauch haben" (οἱ δὲ περὶ τὰ στήθη... τὴν κοιλίαν δασυτάτην ἔχουσιν): Aufgrund desselben Körpermerkmals gelten Vögel in Traktat A als schwatzhaft (806^b^18–21); in 812^b^19–21 werden sie wegen der dichten Behaarung der Schultern als Beispiel für diejenigen herangezogen, die „nichts zu Ende bringen". Die ,Vollendungsfreude' wird weiter unten ausführlicher am Gang (s. Anm. zu 813^a^3–18) und an der Körpergröße in Kombination mit der Fleischkonstitution (s. Anm. zu 813^b^7–30) diskutiert.

812^{b}17f. „Die eine allzu haarlose Brust haben, sind unverschämt; siehe die Frauen“ (οἱ τὰ στήθη ψιλὰ ἄγαν ἔχοντες ἀναιδεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς γυναῖκας): Siehe Anm. zu 807^{b}28–33 zum Unverschämten.

Frauen gelten auch in *Hist. an.* IX.1, 608^{b}12 als unverschämt; s. Einl. Kap. III.3, S. 141f.

812^{b}18f. „Daher darf sie also weder zu dichtbehaart noch haarlos sein; der mittlere Zustand ist der beste“ (ἐπειδὴ οὖν οὔτε ἄγαν δασέα δεῖ εἶναι οὔτε ψιλά, ἡ μέση ἕξις κρατίστη): Zur normativen Formulierung und zur Bewertung des Mittelmaßes als der besten Erscheinungsform siehe Einl. Kap. III.6, S. 164–166.

812^{b}19–21 „Die dichtbehaarte Schultern haben, bringen niemals eine Sache zu Ende; siehe die Vögel“ (οἱ τοὺς ὤμους δασεῖς ἔχοντες οὐδέποτε πρὸς τοῖς αὐτοῖς διατελοῦσιν· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ὄρνιθας): Vgl. Anm. zu 812^{b}14–17, wo die dichte Behaarung von Brust und Bauch als Merkmal derer gilt, die nichts zu Ende bringen; auch dort unter Verweis auf die Vögel.

812^{b}22–24 „Die den Nacken hinten dicht behaart haben, sind edelmütig; siehe die Löwen“ (οἱ δὲ τὸν αὐχένα ὄπισθεν δασὺν ἔχοντες ἐλευθέριοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας): Zur Mähne des Löwen s. Anm. zu 809^{b}25.

812^{b}24f. „Die mit spitzem Kinn sind beherzt; siehe die Hunde“ (οἱ δὲ ἀκρογένειοι εὔψυχοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κύνας): Siehe Anm. zu 807^{a}19 zum Hund.

812^{b}25–28 „Die mit zusammenstoßenden Augenbrauen... Schweine“ (οἱ δὲ συνόφρυες... τοὺς σῦς): Augenbrauen werden in den *Phgn.* außer an dieser Stelle, die zwei Korrelationen nennt, nur noch in der Beschreibung des Löwen erwähnt: seine Augenbrauen sind groß (εὐμεγεθής, 809^{b}20).

Aristoteles gibt im Rahmen seiner Beschreibung der einzelnen Körperteile im ersten Buch der *Historia animalium* vier weitere physiognomische Deutungen der Form von Augenbrauen: „Gerade Augenbrauen sind ein Zeichen eines sanften Charakters, zur Nase hin gebogene das eines Schroffen, zu den Schläfen hin gebogene das eines Spötters und Ironikers, herabgezogene ein Zeichen von Neid“ (ὧν αἱ μὲν εὐθεῖαι μαλακοῦ ἤθους σημεῖον, αἱ δὲ πρὸς τὴν ῥῖνα τὴν καμπυλότητ' ἔχουσαι στρυφνοῦ, αἱ δὲ πρὸς τοὺς κροτάφους μωκοῦ καὶ εἴρωνος, αἱ δὲ κατεσπασμέναι φθόνου, I.9, 491^{b}15–18; zum Hinweis auf den Ironiker, mit dem Sokrates gemeint sein könnte, vgl. Anm. zu 808^{a}27–29). Keine dieser vier Korrelationen findet sich auch in den *Phgn.*, vielmehr ist an unserer Stelle eine Krümmung der Augenbrauen als Zeichen des Edlen genannt, die das zweite und dritte Merkmal aus der *Hist. an.* miteinander zu verbinden

scheint: zur Nase hin nach unten gebogen, zu den Schläfen hin aber hochgezogen.

$812^{b}30$f. „Die sehr krause Haare haben, sind feige; siehe die Äthiopier" (οἱ τὰς τρίχας σφόδρα οὔλας ἔχοντες δειλοί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς Αἰθίοπας): Nach Aristoteles, *Gen. an.* V.3, $782^{b}18$–$783^{a}1$ entsteht krauses Haar durch die Verdunstung der wässrigen Feuchtigkeit im Haar (vgl. Anm. zur Haarbeschaffenheit, $806^{b}6$–18). Als Beispiel nennt auch er die Äthiopier; als Beispiel für glattes Haar wiederum zieht er die Skythen und Thraker heran, die eine feuchte Konstitution haben und unter dem klimatischen Einfluß von feuchter Luft leben. Diese drei Volksgruppen sind Standardbeispiele für Barbaren und werden auch in den *Phgn.* zu Beginn von Traktat A bei der Diskussion der ethnologischen Methode früherer Physiognomiker genannt ($805^{a}24$–28). Die Zuordnung von Mut zu den Nordvölkern und Feigheit zu denen im Süden ist dabei ebenfalls standardisiert, so daß sie in den *Phgn.* ohne weitere Erklärung verwendet wird, sowohl im allgemeinen Sinn ohne Nennung von Namen ($806^{b}15$–18) als auch als konkretes Beispiel der feigen Äthiopier und Ägypter ($812^{a}12$f., wegen ihrer dunklen Hautfarbe).

$812^{b}34$–36 „Die das Haar an der Stirn aufgestellt haben, sind edelmütig; siehe die Löwen" (οἱ τοῦ μετώπου τὸ πρὸς τῇ κεφαλῇ ἀναστεῖλον ἔχοντες ἐλευθέριοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς λέοντας): Mit diesen Worten wird, wie auch in $809^{b}23$f., auf die Anastolé, die aufstehende Haarlocke, Bezug genommen, die ein Zitat der Löwenmähne darstellt und durch das Porträt Alexanders des Großen (vgl. Taf. XV,1–2) zu einer ikonographischen Formel wurde; vgl. den Exkurs in der Einleitung, S. 183–185.

$812^{b}36$–$813^{a}2$ „Die am Kopf Haare haben, die an der Stirn zur Nase hin wachsen, sind gemein; siehe den Gesamteindruck, weil die Erscheinung sklavisch ist" (οἱ ἐπὶ τῆς κεφαλῆς προσπεφυκυίας ἔχοντες τὰς τρίχας ἐπὶ τοῦ μετώπου κατὰ τὴν ῥῖνα ἀνελεύθεροι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν, ὅτι δουλοπρεπὲς τὸ φαινόμενον): Zum Gemeinen s. Anm. zu $811^{a}4$.

$813^{a}3$–18 „Wer weite und langsame Schritte macht... den Gesamteindruck" (Μακροβάμων καὶ βραδυβάμων ... ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Der Gang wird ausführlich behandelt, und die komplizierten Beschreibungen der Gangweisen, die sich zunächst jeweils aus einer Kombination der Qualitäten Länge und Geschwindigkeit des Schrittes zusammensetzen, ist ein Hinweis auf das genaue Augenmerk, das sich auf das Phänomen des Gehens richtet. Ein weit ausgreifender Schritt kennzeichnet schon den homerischen Helden (Paris, vielleicht ironisch gefärbt, in *Il.* 3,22; Aias in *Il.* 7,212f.; Achilles in der Unterwelt in

Od. 11,539; weitere Stellen bei Bremmer 1992: 16f.). In seiner Skizze des heldenhaften Feldherrn, dessen allzu überzeugendes Äußeres er ablehnt, erwähnt auch Archilochos den weiten Schritt (*fr.* 114 West). Eine Erinnerung an diese heroische Eigenschaft ist ferner sicherlich auch noch die Erwähnung des weiten Schrittes des Löwen in den *Phgn.* 809^{b}31–33. Wie Bremmer 1992 gezeigt hat, war jedoch mit dem Beginn der Demokratie in Athen das ostentative herrische Einherschreiten mit langen Schritten als Zeichen des Adels verpönt (in den 422 v. Chr. aufgeführten *Wespen* versucht der Sohn, seinem Vater eben diese Gangrt beizubringen: er soll damit das Erscheinungsbild eines Mannes aus der Oberschicht nachahmen, *Vesp.* 1169). Bremmer 1992: 23 faßt zusammen: „In classical and later times, then, the proper male behaviour in public walking required a leisurely but not sluggish gait, with steps that were not too small, with the hands firmly held and not upturned, the head erect and stable, the eyes openly, steadfastly, and firmly fixed on the world."

Der Charaktertyp μεγαλόφρων (‚hochgesinnt') ist dem μεγαλόψυχος (‚großgesinnt') unmittelber verwandt; vgl. Anm. zu 809^{b}34f.

Zum bürgerlichen Idealbild vgl. die Anm. zu 807^{b}33 zum Anständigen und zum Gegenbild, dem Kinäden mit „zusammenstoßenden Knien", die Anm. zu 808^{a}13.

Die Fähigkeit, Angefangenes zu Ende zu bringen, ist auch in der langen Behandlung von Körpergröße und Konstitution in 813^{b}7–30 die wichtigste Charaktereigenschaft; beide Passagen weisen in ihrer Art, verschiedene Kriterien miteinander zu kombinieren, strukturelle Ähnlichkeiten auf (siehe die Anm. zu 813^{b}7–30).

813^{a}9–11 „Auf die Bewegungen von Hand, Unterarm und Arm läßt sich dasselbe übertragen" (περὶ δὲ χειρὸς καὶ πήχεος καὶ βραχίονος φορᾶς, αἱ αὐταὶ ἀναφέρονται): Mit dieser kurzen Analogie wird der gesamte Bereich der Gestik abgehandelt, der in der rhetorischen Schulung neben der Stimmodulation die größte Bedeutung in der ‚actio' hat (vgl. oben Einl. Kap. II.3, S. 92f.).

Zum anatomischen Begriff βραχίων ‚Oberarm' siehe Skoda 1988: 32f.

813^{a}14f. „Die mit nach außen gedrehten Füßen und Waden laufen, sind weibisch; siehe die Frauen" (οἱ δὲ τοῖς ποσὶν ἐξεστραμμένοις πορευόμενοι καὶ ταῖς κνήμαις θηλείαις· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς γυναῖκας): Siehe Einl. Kap. III.5, S. 153–158 zur Geschlechterdifferenz.

813^{a}17f. „Die beim Gehen nach rechts geneigt sind, sind Kinäden; siehe den Gesamteindruck" (οἱ ἐγκλινόμενοι εἰς τὰ δεξιὰ ἐν τῷ πορεύεσθαι κίναιδοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Siehe Anm. zu 808^{a}13 zum Kinäden und zu der ihm zugeschriebenen Rechtsneigung des Kopfes und Anm. zu 809^{a}13.

813ª19f. „Die leicht bewegliche Augen haben, sind schnell und räuberisch; siehe die Habichte" (οἱ εὐκινήτους τοὺς ὀφθαλμοὺς ἔχοντες ὀξεῖς, ἁρπαστικοί· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ἱέρακας): Die Zuordnung und Bedeutung des Adjektivs ὀξεῖς variiert in den Übersetzungen: Hett, Raina und Gohlke fassen es als Akkusativ zu ὀφθαλμούς auf, was jedoch sowohl die geschlossene Wortstellung οἱ... ἔχοντες durchbrechen würde als auch dem reihenden Stil der Kataloge widerspricht. Es handelt sich vielmehr – wie Bartholomaeus, Kreuz, Loveday/Forster und Schneidewin richtig gesehen haben –, um einen Nominativ, d.h. es werden hier zwei Charaktereigenschaften genannt. Dies ist in den Katalogen der *Phgn.* zwar selten, kommt aber bisweilen vor: vgl. das Lemma zum Ungestümen (θυμώδης, 808ª19–24), dem auch die Eigenschaft ‚fröhlich' (εὔθυμος) zugeordnet wird.

Die Bedeutung von ὀξύς ist in diesem Zusammenhang nicht eindeutig festzulegen: ‚scharfsichtig' (Kreuz) ist eher unwahrscheinlich, da dies keine charakterliche, sondern eine körperliche Eigenschaft ist; am treffendsten gibt wohl Bartholomaeus den Sachverhalt mit dem weiten Begriff ‚acutus' wieder. Mit der Übersetzung ‚schnell' sollen Konnotationen wie ‚scharfsinnig', ‚hitzig', etc. nicht ausgeschlossen werden (vgl. LSJ *s.v.* II u. III), obwohl ein Bezug auf die Schnelligkeit der Bewegung naheliegt; s. Anm. zu 813ª20 zum Habicht und Anm. zu 806ᵇ25f. zur Konstitution des Schnellen).

813ª19 „räuberisch" (ἁρπαστικοί): Das Adjektiv ἁρπαστικός kommt im Griechischen nur an dieser Stelle und dann erst wieder bei Philodem *Oec.* 25,10 vor. Es ist offenbar abgeleitet vom gebräuchlicheren (aber ebenfalls seltenen) Adjektiv ἅρπαξ.

813ª20 „siehe die Habichte" (ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς ἱέρακας): Der Habicht wird in den *Phgn.* nur dieses eine Mal genannt. Sein auffallendstes Merkmal ist der schnelle Flug, der schon im epischen Epitheton ὠκύπτερος (*Il.* 13,62, Hes. *Op.* 212) und in einigen homerischen Vergleichen hervorgehoben wird (z.B. *Il.* 13,819; 15,237f.). Die ihm in den *Phgn.* zugewiesene Charaktereigenschaft ὀξύς bezieht sich vermutlich auf diese typische Fähigkeit, wobei der Begriff auch mehr als die rein physische Bewegung umfassen könnte. Als Raubvogel jagt der Habicht in der Literatur vor allem Tauben (vgl. *Od.* 15,525–528, Äsop 4 Hausrath) und wird daher bei Homer *Il.* 15,238 mit dem Epitheton ‚Wildtaubentöter' (φασσοφόνος) belegt, das auch eine Bezeichnung für eine der zehn von Aristoteles unterschiedenen Unterarten des Habichts ist (*Hist. an.* VIII.36, 620ª18). In der frühesten griechischen Fabel, Hesiods αἶνος in *Erga* 202–212, vertritt er der gefangenen Nachtigall gegenüber das Recht des Stärkeren. Seine Charakterisierung in den *Phgn.* als „räuberisch" ist damit schon früh nachweisbar; Platon greift sie beispielsweise im *Phaidon* 82a4–6 mit der Überlegung auf,

die Seelen derjenigen Menschen, die im Leben Unrecht, Alleinherrschaft und Räuberei geschätzt hätten, würden als Wölfe, Habichte oder Falken wiedergeboren.

$813^{a}20$ „die Blinzler sind feige, weil sie sich zuerst mit den Augen zur Flucht wenden" (οἱ σκαρδαμύκται δειλοί, ὅτι ἐν τοῖς ὄμμασι πρῶτα τρέπονται): Siehe Anm. zu $807^{b}7$.

$813^{a}31–^{b}6$ „Die mit lauter und tiefer Stimme sprechen,... siehe die Ziegen" (Οἱ μέγα φωνοῦντες βαρύτονον... ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς αἶγας): Die Kriterien, nach denen anhand der Stimme physiognomische Schlüsse auf Mut und Feigheit gezogen werden können, sind Gegenstand einer ausführlichen Diskussion in Traktat A ($807^{a}13–25$). Die beiden einzigen dort behandelten Charakterzüge, Mut und Feigheit, kommen in unserem Abschnitt zwar nicht vor; die dort relevanten Kriterien, Tonhöhe und Tonintensität, allerdings werden hier auf andere Charakterzüge angewandt. Daher darf man annehmen, daß unsere Passage ohne Kenntnis der Abhandlung zum selben Thema in Traktat A entstanden ist.

Zum Übermut des Esels siehe Anm. zu $811^{a}25$f.; zum Rind, dessen Melancholie nur hier erwähnt ist, s. Anm. zu $810^{b}10$; zu den sanftmütigen Schafen s. Anm. zu $806^{b}8$.

$813^{a}34–^{b}1$ „Die mit hoher, sanfter, gedämpfter Stimme reden, sind Kinäden; siehe die Frauen und den Gesamteindruck" (ὅσοι δὲ ταῖς φωναῖς ἀξείαις μαλακαῖς κεκλασμέναις διαλέγονται, κίναιδοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς γυναῖκας καὶ ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Der Kinäde wird in Traktat A in einem eigenen Lemma behandelt ($808^{a}12–16$); seine Stimme ist dort allerdings nicht erwähnt. Zum Begriff ‚Gesamteindruck' s. Anm. zu $809^{a}13$.

$813^{b}1–3$ „Die eine tiefe, hohltönende, laute Stimme haben, die nicht gekünstelt ist, ⟨.....⟩; siehe die robusten Hunde und den Gesamteindruck" (ὅσοι βαρὺ κοῖλον φωνοῦσι μέγα, μὴ πεπλεγμένον ⟨.....⟩, ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς εὐρώστους κύνας καὶ ἐπὶ τὴν ἐπιπρέπειαν): Foersters nimmt zu Recht eine Lacuna an, durch die die Charaktereigenschaft ausgefallen ist. Mit der Variante βαρὺ κοῖλον folge ich der Korrektur von Gesner, die Foerster übernimmt. Die Überlieferung ist an dieser Stelle uneinheitlich, was vermutlich auf eine frühe Korruptel zurückgeht: Marc. IV.58 (K) liest βαρύκοινον, die Brüder Ambr. C 4 sup. (F) und Havn. (H) lesen βαρύκονον; beide Wörter sind allerdings weder im TLG nachweisbar noch etymologisch erklärbar und daher offensichtlich korrupt. Die Lesart βαρύτονον des Codex Marc. 263 (D), die anscheinend auch Bartholomaeus' Vorlage enthielt (denn er übersetzt: „graviter vocant"), dürfte ein Heilungsversuch eines Korrektors oder Kopisten sein, der das Adjektiv aus

813a31 übernahm. Inhaltlich ist diese Lesart aber problematisch, weil dadurch die zuerst genannte Beschaffenheit der Stimme, laut und tief (813a31), wiederholt, aber einer anderen Charaktereigenschaft zugeordnet würde. Diese selbst ist zwar im Text nicht erhalten, aber durch die unterschiedlichen Vergleichstiere Esel (813a32) und Hund (813b3) wird deutlich, daß hier nicht in beiden Fällen von Übermut (813a32) die Rede sein kann.

Zum Hund s. Anm. zu 807a19; mit ‚robusten Hunden' sind hier anscheinend große und kräftige Hunderassen gemeint (kleine Schoßhunde haben keine tiefe Stimme).

Zum Begriff ‚Gesamteindruck' s. Anm. zu 809a13.

813b4–6 „Die eine hohe und durchdringende Stimme haben, sind gierig; siehe die Ziegen" (ὅσοι δὲ φωνοῦσιν ὀξὺ καὶ ἐγκεκραγός, μάργοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς αἶγας): Zur Ziege und ihrer Charakterisierung als gierig s. Anm. zu 812b7.

813b7–30 „Die allzu Kleinen sind schnell... oder zum Nichtvollenden geeignet ist" (Οἱ μικροὶ ἄγαν ὀξεῖς... καὶ ὡς ἀτελῆ, εἴρηται): Der letzte Satz des Abschnittes resümiert nicht seine Ergebnisse, sondern seine Beurteilungskriterien: Größe bzw. Kleinheit sind demnach ausschlaggebend für die Eignung des betreffenden Menschen, das Angefangene zu vollenden oder nicht. Dieses Resümee stimmt allerdings nicht ganz mit den vorangehenden Ausführungen überein, in denen zunächst von der Größe allein die Rede ist, die ausschließlich Schnelligkeit bzw. Langsamkeit im Denken bedingt. Der Grund dafür liegt offensichtlich in der Länge der Strecke, die der Blutfluß zurücklegen muß (ἡ τοῦ αἵματος φορά, 813b9f.). Im Blutfluß wird nämlich nach Aristoteles unter anderem die ‚Bewegung der Sinneswahrnehmung' und damit das Denken transportiert (vgl. Anm. zu κίνησις τῶν αἰσθήσεων, 811a7), wobei für ihn das zentrale Organ der Wahrnehmung nicht das Gehirn ist, sondern im Herzen lokalisiert ist (nicht etwa das Herz selbst; Stellennachweise bei Webb 1982: 28 Anm. 23), dessen Wärme die Voraussetzungen für diese Funktion schafft.

Die Körpergröße ist aber nicht allein ausschlaggebend für die Fähigkeit, Angefangenes zu Ende zu bringen, die sich aus einer Kombination von Geschwindigkeit und Vollständigkeit dieser ‚Gedankenbewegung' zusammensetzt. Zu große Schnelligkeit und Kürze der Gedankenbewegung führen zu Sprunghaftigkeit des Denkens, zu große Langsamkeit und Länge hingegen zu ihrer Unvollständigkeit. Diese Möglichkeiten werden durch zwei weitere Kriterien bestimmt: durch die Feuchtigkeit bzw. Trockenheit des Fleisches und durch die Hautfarbe, die auf Wärme bzw. Kälte des Körpers zurückzuführen ist. Diese beiden Kriterien treten allerdings nicht in ihren vier (bzw. zusammen mit der Größe sechs) kombinatorischen Möglichkeiten auf, sondern werden entsprechend ihrer üblichen Korrelationen miteinander verbunden: trockenes Fleisch geht mit

Wärme einher, feuchtes mit Kälte. Insofern gibt es, kombiniert man Fleisch und Farbe mit der Körpergröße, nur vier Varianten, die hier schematisch verdeutlicht werden sollen:

	klein	groß
	schnell im Denken wegen der kurzen Strecke des Blutflusses (813^{b}7–9)	langsam im Denken wegen der langen Strecke des Blutflusses (813^{b}9–11)
trockenes Fleisch u. ‚warme' Hautfarbe	bringen nichts zu Ende, weil sprunghaft im Denken (813^{b}11–16)	vollendungsfreudig u. aufmerksam, weil die Wärme (d.h. Schnelligkeit) die Größe (d.h. lange Strecke) ausgleicht (813^{b}23–27)
feuchtes Fleisch u. ‚kalte' Hautfarbe	vollendungsfreudig, weil die Schnelligkeit durch schwere Beweglichkeit ausgeglichen wird (813^{b}20–23)	bringen nichts zu Ende, weil der lange und langsame Blutfluß nicht vollständig beim Denken ankommt (813^{b}16–20)

Einen ähnlichen Zusammenhang zwischen der Konstitution und der Intelligenz diskutiert das lange Kapitel 1,35 der hippokratischen Schrift *De victu*. Ausgehend von der These, daß Frauen dem Wasser und Männer dem Feuer näher stehen (1,27) und Feuer und Wasser die grundlegenden Faktoren jeder Konstitution sind, wird die beste Mischung aus beidem (d.h. aus „dem feuchtesten des Feuers und dem trockensten des Wassers", πυρὸς τὸ ὑγρότατον καὶ ὕδατος τὸ ξηρότατον κρῆσις, 1,35) als beste Voraussetzung für Intelligenz (φρόνησις) bezeichnet. Den weiteren Ausführungen zufolge bedeutet ein leichtes Überwiegen von Wasser immer noch Intelligenz, ein stärkeres jedoch Stumpfsinnigkeit, ein leichtes Überwiegen von Feuer Gesundheit, Intelligenz, und Auffassungsgabe, ein stärkeres hingegen eine größere Schnelligkeit und Voreiligkeit in Wahrnehmung und Urteil (entsprechend der Sprunghaftgkeit und Unkonzentriertheit an unserer Stelle in den *Phgn.*). Innerhalb von *De victu* wird natürlich Wert darauf gelegt, durch welche Art von Ernährung jede dieser von der besten Mischung abweichenden Konstitutionen am günstigsten beeinflußt werden kann.

Obwohl die Theorien in *De victu* 1,35 und *Phgn.* 813^{b}7–30 im einzelnen wenig Berührungspunkte aufweisen, ist doch der Ansatzpunkt derselbe: Intelligenz hängt vor allem von der Geschwindigkeit des Denkens ab, die bei einer ausgewogenen Mischung der sie bestimmenden Faktoren am besten gewährleistet ist; das wird an dem Zitat aus *De victu* und an den beiden „vollendungsfreudigen" Typen in unserem Schema besonders deutlich, weil dort jeweils ein Übermaß das andere ausgleicht.

Die Fähigkeit, Angefangenes zu Ende zu bringen, steht auch im Mittelpunkt der Behandlung des Ganges; s. Anm. zu 813ᵃ3–18. Beide Passagen weisen in ihrer Art, verschiedene Kriterien miteinander zu kombinieren, strukturelle Ähnlichkeiten auf.

813ᵇ30–35 „Die mittlere von diesen Naturen... von mittlerer Größe sein" (ἡ δὲ τούτων μέση φύσις... εἶναι τὸ μέγεθος): Die Aufzählung verschiedener Eigenschafts-Kombinationen im ganzen vorangegangenen Abschnittes läuft – ohne daß dies ausdrücklich gesagt würde – darauf hinaus, daß ein Mittelmaß an Geschwindigkeit der ‚Denkbewegung' für das Wahrnehmungs- und Denkvermögen und die Fähigkeit, Angefangenes zu Ende zu bringen, am vorteilhaftesten ist (s. Anm. zu 813ᵇ7–30). Daher überrascht es nicht, diese Aussage zum Abschluß ausgesprochen zu finden. Dabei wird das Argument wiederum, wie schon im vorangehenden Resümee, auf das Kriterium der Größe reduziert: die Länge der ‚Bewegung' ist ausschlaggebend für die Fähigkeit der aufmerksamen Wahrnehmung und der Konzentration, aufgrund derer man Angefangenes zu Ende führt.

Zur normativen Formulierung und zur Bewertung des Mittelmaßes als der besten Erscheinungsform siehe Einl. Kap. III.6, S. 164–166.

813ᵇ33 „gehen darüber hinaus" (ὑπερχωροῦσιν): Das Kompositum ὑπερχωρέω ist ein absolutes *hapax legomenon*, das selbst im TLG kein zweites Mal nachweisbar ist. Die übliche Formulierung wäre das unmittelbar zuvor zweimal verwendete Verb ὑπερβάλλειν (813ᵇ26, 28).

813ᵇ35–814ᵃ5 „Die Unausgewogenen sind zu allem fähig... wie es anfangs beschrieben wurde" (οἱ ἀσύμμετροι πανοῦργοι... ὥσπερ ἐν ἀρχῇ διῃρέθη): Als letztes Kriterium im Katalog der Körpereigenschaften wird das Stichwort der ἀσυμμετρία ‚Unausgewogenheit' angeführt. Damit ist die Proportioniertheit des ganzen Körpers gemeint, die bisher nur in Einzelheiten vorkam (z.B. in der Strecke vom Nabel zum Brustbein: 810ᵇ16–23). Hier wird wiederum deutlich, wie eng physiognomische Kriterien mit ästhetischen Werturteilen zusammenhängen: εὐαγωγία „gute Erziehung" und εὐφυΐα „gute Natur" ist direkt mit συμμετρία „Ausgewogenheit" korreliert; ἀσυμμετρία „Unausgewogenheit" hingegen wird mit πανουργία „zu allem fähig Sein" gleichgesetzt.

Abschnitt V: 814ᵃ5–ᵇ9 Im letzten Abschnitt werden die Kriterien noch einmal zusammengefaßt, die im theoretischen Teil von Traktat B vorgestellt und nach denen im Katalog B die Korrelationen getroffen wurden: der Bezug auf den Gesamteindruck – diese wichtige Methode wird allerdings in Traktat B nirgends ausdrücklich eingeführt, sondern nur praktisch angewandt (vgl. Anm. zu

809a13) – und auf die Geschlechterdifferenz (vgl. bes. Abschnitt IV: 809a26–810a13). Mit der Erwähnung von Gerechtigkeit und Mut als den zentralen Charaktermerkmalen (814a8f.) greift der Verfasser dabei auf seine generellen Charakterskizzen von Männchen und Weibchen zurück (809b27f.). Die ethische Kardinaltugend Gerechtigkeit kommt überraschenderweise in den ganzen *Phgn.* nur an diesen beiden Stellen vor.

Zum Abschluß wird noch einmal, deutlicher als je zuvor, auf die Hierarchie der Zeichenbereiche hingewiesen: am aussagekräftigsten sind diejenigen Körperteile, die sich am ehesten mit Intelligenz (φρόνησις, 814b8) in Verbindung bringen lassen. Vgl. Kap. III.3, S. 149 zur Zeichenhierarchie als methodischem Prinzip der angewandten Physiognomik.

ANHANG

Liste der in den *Physiognomonica* aufgeführten Körpermerkmale mit den ihnen zugeordneten Charakterzügen und gegebenenfalls den Begründungen (durch Tiervergleich oder Erklärung)

Körpermerkmal	**Charakterzug**	**Begründung**	**Textstelle**
Körper			
größer u. kräftiger (als das Weibchen)		Männchen	A: 806^{b}32
die ganze Erscheinungsform des Körpers eher angenehm als edel, weniger sehnig u. geschmeidiger, mit feuchterem Fleisch	feiger und ungerechter (als das Männchen)	Weibchen	B: 809^{b}9–14
der Körper insgesamt gelenkig u. sehnig, weder zu trocken noch zu feucht		Löwe	B: 809^{b}30f.
ungegliedert u. unproportioniert		Panther	B: 810^{a}6
klein u. zierlich, hager	kleinmütig		A: 808^{a}30
zierlich	mitleidig		A: 808^{a}34
kräftig	sanftmütig		A: 808^{a}24
Gliedmaße			
groß u. kräftig	ungestüm		A: 808^{a}21f.
klein	kleinmütig		A: 808^{a}29
stark u. groß	mutig		A: 807^{a}33
schwach	feige		A: 807^{b}8

Körpergröße			
allzu klein	schnell (im Denken)	kurzer Blutfluß, Bew. kommt allzu schnell beim Denken an	B: 813^b7–9
klein mit trockenem Fleisch u. ‚warmer' Hautfarbe	bringen nichts zu Ende	kurzer u. schneller Blutfluß bewirkt sprunghaftes Denken	B: 813^b11–16
klein mit feuchtem Fleisch u. ‚kalter' Hautfarbe	vollendungsfreudig	kurzer Blutfluß u. ausgewogene Mischung	B: 813^b20–23
allzu groß	langsam (im Denken)	langer Blutfluß, Bew. kommt schnell beim Denken an	B: 813^b9–11
groß mit trockenem Fleisch u. ‚warmer' Hautfarbe	vollendungsfreudig und aufmerksam	Wärme macht Übermaß in Größe, Fleisch und Farbe wett, daher ausgewogen	B: 813^b23–27
groß mit feuchtem Fleisch u. ‚kalter' Hautfarbe	bringen nichts zu Ende	langer u. langsamer Blutfluß, Bew. kommt nicht vollständig beim Denken an	B: 813^b16–20
Körperproportionen			
die Strecke vom Nabel zur Brust ist länger als die von dort zum Nacken	tüchtige Esser		A: 808^b2–4
die Strecke vom Nabel zum Brustbein ist länger als die von dort zum Hals	gefräßig u. stumpfsinnig	großer Magen schränkt die Sinneswahrnehmung ein	B: 810^b16–24
obere Körperteile größer	schlafliebend		A: 808^b7
obere Körperteile größer	schwatzhaft		A: 808^b8
obere Körperteile kleiner, zierlich u. eher fleischig	erinnerungsfähig		A: 808^b9f.

Haut			
allzu schwarz	feige	Ägypter u. Äthiopier	B: 812^a12f.
allzu weiß	feige	Frauen	B: 812^a13f.
ziemlich stumpfe Hautfarbe	mutig		A: 807^b2f.
weißrot u. rein	gut veranlagt		A: 807^b17f.
weißrot u. glatt	gut veranlagt		A: 806^b4f.
dünne Haut	gut veranlagt		A: 807^b18
rötliche Hautfarbe, Farbe blutunterlaufen	unverschämt		A: 807^b32
rötlich	ungestüm		A: 808^a20
rötlich	schmäh-süchtig		A: 808^a32
hell	mitleidig		A: 808^a33
hell	lüstern		A: 808^b4
kräftig	hitzig u. heißblütig		A: 806^b4
bläßlich gelb	kühl u. langsam	langsam, da das Kalte schwer zu bewegen ist	B: 812^a19–21
blaß u. erregt	feige	Affektzustand	B: 812^a28–30
bunt		Panther	B: 810^a5f.
dunkel	verbittert		A: 808^a17
rot	schnell	Erwärmung	B: 812^a21–23
feuerrot	neigen zum Wahnsinn	höchste Erwärmung	B: 812^a22–25
Brustbereich feuerrot	leicht zu erzürnen	Affekt	B: 812^a25–28
angespannte Adern an Hals und Schläfen	leicht zu erzürnen	Affektzustand	B: 812^a28–30
Gesicht wird leicht rot	schüchtern	Affektzustand	B: 812^a30–32
Wangen werden leicht rot	trunksüchtig	Affektzustand (betrunken)	B: 812^a33–35
Augen werden leicht rot	außer sich vor Zorn	Affektzustand	B: 812^a35–37

Fleisch			
ziemlich feucht u. ziemlich weich, nicht gesund u. nicht sehr fettig	gut veranlagt		A: 807^b12f.
gesund	schlafliebend		A: 808^b7f.
feucht u. viel	sanftmütig		A: 808^a25
fest u. gesund	stumpf-sinnig		A: 806^b21f.
weich	gut veranlagt u. unbeständig		A: 806^b22–25
Haar			
hart	mutig		A: 807^a31
hart	mutig	Löwe u. Wildschwein; Vögel m. hartem Gefieder (Wachteln u. Hähne); Menschen im Norden	A: 806^b6–18
weich	feige		A: 807^b4f.
weich	feige	Hirsch, Hase u. Schaf; Vögel m. weichem Gefieder; Menschen im Süden	A: 806^b6–18
nicht allzu hart	gut veranlagt		A: 807^b18f.
sehr kraus	feige	Äthiopier	B: 812^b30f.
nur an der Spitze kraus	beherzt	Löwe	B: 812^b33f.
an der Stirn aufgestellt	edelmütig	Löwe	B: 812^b34–36
an der Stirn zur Nase hin wachsend	gemein	Gesamteindruck: Erscheinung sklavisch	B: 812^b36–$^a2$
borstig	feige	Affektzustand: Haare sträuben sich beim Erschrecken	B: 812^b28–30
gerade u. schwarz	verbittert		A: 808^a19

gerade, dick u. schwarz	lüstern		A: 808^{b}4f.
an den Schläfen gerade	lüstern		A: 808^{b}5f.
nicht allzu schwarz	gut veranlagt		A: 807^{b}18f.
blond	beherzt	Löwe	B: 812^{a}15f.
allzu rothaarig	bösartig	Fuchs	B: 812^{a}16f.
Behaarung			
am Bauch dicht behaart	schwatzhaft	Vögel	A: 806^{b}18–21
am Bauch dicht behaart	schwatzhaft		A: 808^{b}8f.
dichtbehaart	lüstern		A: 808^{b}4
Schläfen dicht behaart	lüstern		A: 808^{b}4f.
Beine dicht behaart	lüstern	Bock	B: 812^{b}13f.
Brust- und Bauchbereich dicht behaart	bringen nichts zu Ende	Vögel	B: 812^{b}14–17
Schultern dicht behaart	bringen nichts zu Ene	Vögel	B: 812^{b}19–21
Rücken allzu dicht behaart	unverschämt	wilde Tiere	B: 812^{b}21f.
Nacken hinten dicht behaart	edelmütig	Löwe	B: 812^{b}22–24
Brust allzu haarlos	unverschämt	Frauen	B: 812^{b}17f.
Brust- u. Leistengegend unbehaart	ungestüm		A: 808^{a}22f.
guter Bartwuchs	ungestüm		A: 808^{a}23f.
herabgezogener Haaransatz	ungestüm		A: 808^{a}23f.
hochgezogener Haaransatz	sanftmütig		A: 808^{a}26f.
Füße			
gut gewachsen, groß, schön gegliedert u. sehnig	robust	männlich	B: 810^{a}15-17
gegliedert	robust	männlich	B: 811^{a}1
klein, schmal, ungegliedert, eher angenehm anzusehen als kräftig	weichlich	weiblich	B: 810^{a}17-20, vgl. 811^{a}1
schwach u. ungegliedert	weichlich	weiblich	B: 811^{a}1
zierlicher (als beim Männchen)		weiblich	B: 809^{b}9

Zehen			
krumm	unverschämt	Raugvögel	B: $810^{a}20$–22
zusammengepreßt	furchtsam	Sumpfvögel m. Schwimmfüßen	B: $810^{a}22$–24
Zehennägel			
krumm	unverschämt	Raubvögel	B: $810^{a}21$f.
Beine			
fleischig, steif u. straff	stumpf-sinnig		A: $807^{b}20$f.
lang	stumpf-sinnig		A: $807^{b}25$
kurz	feige		A: $807^{b}8$
kräftig u. sehnig		Löwe	B: $809^{b}29$f.
Bereich um die Knöchel			
sehnig u. gegliedert	robust	männlich	B: $810^{a}24$–26
fleischig u. ungegliedert	weichlich	weiblich	B: $810^{a}26$–28
Unterschenkel			
gegliedert, sehnig u. kräftig	robust	männlich	B: $810^{a}28$–30
dünn		weiblich	B: $809^{b}8$
dünn u. sehnig	lüstern	Vögel	B: $810^{a}30$f.
sehr prall, als ob sie fast bersten	abscheulich, unverschämt	Gesamteindruck	B: $810^{a}32$–34
rings um den Knöchel dick, fleischig u. gedrungen	stumpf-sinnig		A: $807^{b}23$f.
Waden			
nach unten zusammengezogen	mutig		A: $807^{a}37$f.
nach oben hinaufgezogen	feige		A: $807^{b}6$
Knie			
zusammenstoßend	Kinäde		A: $808^{a}13$
zusammenstoßend	Kinäde	Gesamteindruck	B: $810^{a}34$f.
zusammenstoßend		weiblich	B: $809^{b}8$

Oberschenkel			
nicht zu fleischig		Löwe	B: $809^{b}29$
von mehr Fleisch umgeben (als beim Männchen)		weiblich	B: $809^{b}7$f.
fleischig		Panther	B: $810^{a}4$
knochig u. sehnig	robust	männlich	B: $810^{a}35$f.
knochig u. prall	weichlich	weiblich	B: $810^{a}36$–$^{b}1$
gegliedert	robust	männlich	B: $811^{a}1$
schwach u. ungegliedert	weichlich	weiblich	B: $811^{a}1$
Hüfte			
nicht vorstehend	mutig		A: $807^{a}37$
klein u. schwach	feige		A: $807^{b}9$
gedrungen	stumpf-sinnig		A: $807^{b}21$
fleischig	stumpf-sinnig		A: $807^{b}25$
von mehr Fleisch umgeben (als beim Männchen)		weiblich	B: $809^{b}7$f.
fleischig		Panther	B: $810^{a}4$
eher nicht fleischig		Löwe	B: $809^{b}29$
Hinterteil			
spitz u. knochig	robust		B: $810^{b}1$f.
fleischig u. fett	weichlich		B: $810^{b}2$
wenig Fleisch, als ob es weggewischt worden wäre	bösartig	Affe	B: $810^{b}2$–4
Lenden			
schlank	jagdfreudig	Löwe, Jagdhund	B: $810^{b}4$–6
Bauch			
breit u. nicht vorstehend	mutig		A: $807^{a}33$f.
eher glatt		Panther	B: $810^{a}4$f.
Bauchbereich			
schmächtig	robust	männlich	B: $810^{b}6$-8
nicht schmächtig	weichlich	Gesamteindruck	B: $810^{b}8$f.

Rücken			
von guter Größe u. kräftig	robust	männlich	B: 810^b9f.
schmal u. schwach	weichlich	weiblich	B: 810^b10–12
lang		Panther	B: 810^a4
eher nicht fleischig	gut veranlagt		A: 807^b17
Brustkorb			
stark u. groß	mutig		A: 807^a32f.
ausgeprägt	ungestüm		A: 808^a20
ausgeprägt	robust	männlich	B: 810^b12f.
weniger ausgeprägt (als beim Männchen)		weiblich	B: 809^b7
nicht ausgeprägt		Panther	B: 810^a3
nicht ausgeprägt	weichlich	weiblich	B: 810^b13f.
sehr umfangreich, wie aufgeblasen	geschwätzig u. reden Unfug	Rind u. Frosch	B: 810^b14–16
Bereich um die Rippen			
locker	gut veranlagt		A: 807^b16
Brust			
fleischig u. breit	mutig		A: 807^a36f.
groß u. gegliedert	robust	männlich	B: 810^b23f.
jugendlich		Löwe	B: 809^b27
schwächer (als beim Männchen)		weiblich	B: 809^b6
mit nicht ausgeprägtem Brustkorb		Panther	B: 810^a3
hochgezogen	unverschämt		A: 807^b33
Schultergürtel			
breit, mit gutem Brustkorb und gutem Rücken		Löwe	B: 809^b28
groß, fleischig u. gegliedert	robust	männlich	B: 810^b25f.
schwach, nicht fleischig u. ungegliedert	weichlich	weiblich	B: 810^b27f.

sehr gekrümmt u. die Schultern zur Brust zusammengezogen	bösartig	Gesamteindruck	B: 810^{b}28–31
in die andere Richtung gekrümmt	leichtfertig u. unvernünftig	Pferd	B: 810^{b}31–33
Schultern			
herausstehend	robust	männlich	B: 810^{b}34–36
kraftvoll		Löwe	B: 809^{b}27
schwach u. ungegliedert	weichlich	weiblich	B: 810^{b}36f.
locker	edel	Augenschein	B: 811^{a}1–3
verkrampft u. zusammengezogen	gemein	Gesamteindruck	B: 811^{a}4f.
Schlüsselbeinbereich			
eher locker als zusammengepreßt		Löwe	B: 809^{b}26f.
locker	aufmerksam	nehmen die Bew. der Wahrnehmg. gut auf	B: 811^{a}5–7
zusammengepreßt	stumpfsinnig	nehmen die Bew. der Wahrnehmg. nicht auf	B: 811^{a}7–10
Schulterblätter			
breit u. auseinanderstehend, weder allzu eng anliegend noch gänzlich losgelöst	mutig		A: 807^{a}34f.
nach oben gezogen	stumpfsinnig		A: 807^{b}21f.
nach oben gezogen	unverschämt		A: 807^{b}30
auseinanderstehend, groß u. breit	ungestüm		B: 808^{a}21
Bereich um die Schulterblätter			
ziemlich mager	gut veranlagt		A: 807^{b}13f.
liegt eng an, darunter gelöst	gut veranlagt		A: 807^{b}15f.

Arme			
kurz	Würfelspieler u. Tänzer		A: 808^{a}31f.
Hände			
dünn u. groß	feige		A: 807^{b}9
Hals			
dick	stumpfsinnig		A: 807^{b}25
dick	robust	männlich	B: 811^{a}10–12
dick u. feist		wilder Stier	B: 811^{a}13f.
dünn	schwach	weiblich	B: 811^{a}12f.
dünn u. lang	feige	Hirsch	B: 811^{a}16
dünner (als beim Männchen)		weiblich	B: 809^{b}6
von guter Länge u. nicht allzu dick	großgesinnt	Löwe	B: 811^{a}14 f.
von guter Länge, in der Dicke entsprechend proportioniert, mit blonder Mähne		Löwe	B: 809^{b}24–26
kräftig, nicht sehr fleischig	mutig		A: 807^{a}35f.
allzu kurz	hinterlistig	Wolf	B: 811^{a}17
allzu lang u. dünn		Panther	B: 810^{a}3
Nackenpartie			
ziemlich mager	gut veranlagt		A: 807^{b}13f.
fleischig, steif u. straff	stumpfsinnig		A: 807^{b}20 f.
Kopf			
groß	aufmerksam	Hund	B: 812^{a}5–7
klein	stumpfsinnig	Esel	B: 812^{a}7f.
kleiner (als beim Männchen)		weiblich	B: 809^{b}5
mittelgroß		Löwe	B: 809^{b}24
spitz	unverschämt	Raubvögel	B: 812^{a}8f.

Gesicht			
fleischig	leichtsinnig	Rind	B: 811^{b}4–6
fleischig	feige	Esel u. Hirsch	B: 811^{b}6f.
fleischig u. ziemlich langgezogen	stumpfsinnig		A: 807^{b}26
mager	sorgfältig		B: 811^{b}6
klein		Panther	B: 809^{b}39
klein	kleinmütig		A: 808^{a}30
allzu klein	kleinmütig	Katze u. Affe	B: 811^{b}8f.
klein		Panther	B: 809^{b}39
groß	träge	Esel u. Rind	B: 811^{b}9f.
rundlich	unverschämt		A: 807^{b}33
runzlig u. hager	traurig		A: 808^{a}7f.
runzlig u. fleischlos	verbittert		A: 808^{a}17f.
schmaler (als beim Männchen)		weiblich	B: 809^{b}5
ziemlich viereckig u. nicht zu knochig		Löwe	B: 809^{b}16f.
Bereich um das Gesicht			
blaß	feige		A: 807^{b}6
fett	Ironiker		A: 808^{a}27
zerfurcht	verbittert		A: 808^{a}18
ziemlich mager	gut veranlagt		A: 807^{b}14f.
Gesichtsausdruck			
leicht veränderlich u. niedergeschlagen	feige		A: 807^{b}11f.
eher verschlafen, weder lebendig noch nachdenklich	heiter		A: 808^{a}4f.
schläfrig	Ironiker		A: 808^{a}28 f.
grinsend	mürrisch		A: 808^{a}17
niederträchtig	gemein	Gesamteindruck	B: 811^{b}11–13
nicht voreilig, sondern tüchtig	heiter		A: 808^{a}6f.
Kinn			
spitz	beherzt	Hund	B: 812^{b}24f.

Kiefer			
groß u. fleischig	stumpf-sinnig		A: 807^b24
die obere Kinnlade nicht hervorstehend, sondern der unteren gleichgestellt		Löwe	B: 809^b17 f.
Mund			
von guter Größe		Löwe	B: 809^b16
groß		Panther	B: 809^b39
Lippen			
dünn u. an den Mundwinkeln schlaff, so daß dort die Oberlippe über die Unterlippe hängt	großgesinnt	Löwe, große u. kräftige Hunde	B: $811^a18–22$
dünn u. hart, an den Eckzähnen aufgeworfen	von guter Abstammung	Schweine	B: $811^a22–24$
dick, die Oberlippe steht weiter vor als die Unterlippe	dumm	Esel u. Affe	B: $811^a24–26$
Oberlippe steht hoch	schmäh-süchtig		A: 808^a32
Oberlippe u. Zahnfleisch stehen vor	schmäh-süchtig	Hund	B: $811^a26–28$
Nase			
eher dick als dünn		Löwe	B: 809^b18
platt	lüstern	Hirsch	B: 811^b2f.
Nasenflügel von oben her zerfurcht	mitleidig		A: 808^a34f.
dicke Nasenspitze	leichtsinnig	Rind	B: 811^a28f.
dünne Nasenspitze	wie Vögel		B: 811^a33f.
spitze Nasenspitze	leicht zu erzürnen	Hund	B: 811^a30f.
rundliche, stumpfe Nasenspitze	großgesinnt	Löwe	B: $811^a31–33$

an der Nasenwurzel dick	stumpfsinnig	Schwein	B: 811^{a}29f.
leicht von der Stirn weggebogen, gerade	unverschämt	Rabe	B: 811^{a}34–36
nach innen gebogen, vorne am Stirnbereich rundlich u. hochstehender Stirnbogen	lüstern	Hahn	B: 811^{a}37–^{b}2
Hakennase, von der Stirn abgesetzt	großgesinnt	Adler	B: 811^{a}36f.
Nasenflügel auffliegend	ungestüm	Affektzustand	B: 811^{b}3f.

Augenpartie

runzlig	ironisch		A: 808^{a}27f.
tiefliegend	heiter		A: 808^{a}3

Tränensäcke

hängen wie Blasen herab	trunksüchtig	Zustand	B: 811^{b}13–16
stehen wie Blasen hervor	schlafliebend	Affektzustand	B: 811^{b}16–18

Augen

klein	kleinmütig		A: 808^{a}30
klein	kleinmütig	Gesamteindruck u. Affe	B: 811^{b}18–20
groß	träge	Rinder	B: 811^{b}20f.
klein, weißlich, tiefliegend, dabei ziemlich flach		Panther	B: 809^{b}39–810^{a}1
tiefliegend	bösartig	Affe	B: 811^{b}22f.
tiefliegend, nicht sehr rund, aber nicht oval; von mittlerer Größe		Löwe	B: 809^{b}19f.
ein wenig tiefliegend	großgesinnt	Löwe	B: 811^{b}26f.
noch tiefer liegend	sanftmütig	Rinder	B: 811^{b}27f.
hervorstehend	dumm	Gesamteindruck u. Esel	B: 811^{b}23f.
weder allzu offen noch gänzlich geschlossen	mutig		A: 807^{b}1 f.
weder ganz geöffnet noch ganz geschlossen	anständig		A: 807^{b}36f.
weit geöffnet u. leuchtend	unverschämt		A: 807^{b}29

Augenfarbe			
dunkelbraun	mutig		A: 807^{b}1
dunkelbraun u. feucht	gut veranlagt		A: 807^{b}19
dunkelbraun	beherzt	Löwe u. Adler	B: 812^{b}5f.
allzu schwarz	feige		B: 812^{a}37–^{b}2
nicht allzu schwarz, sondern zum Gelb hin tendierend	beherzt		B: 812^{b}2f.
hellblau oder weiß	feige		B: 812^{b}3–5
weinfarben	gierig	Ziege	B: 812^{b}6f.
feurig	unverschämt	Hund	B: 812^{b}7f.
werden leicht rot	im Zorn leicht reizbar	Affektzustand: außer sich vor Zorn	B: 812^{a}35–37
blaß u. erregt	feige	Affektzustand: Erblassen bei Schreck	B: 812^{b}8–11
blaß u. stumpf	stumpf-sinnig		A: 807^{b}23
glänzend	lüstern	Hahn u. Rabe	B: 812^{b}11f.
glänzend u. gierig	lüstern		A: 808^{b}6
glanzlos, schwarz	anständig		A: 807^{b}35f.
Augenlider			
blutunterlaufen u. dick	unverschämt		A: 807^{b}29
Augenbrauen			
von guter Größe		Löwe	B: 809^{b}20
zusammenstoßend	mürrisch	Affekt	B: 812^{b}25f.
vor der Nase nach unten, zu den Schläfen hin hochgezogen	einfältig	Schwein	B: 812^{b}26–28
Stirn			
klein	ungebildet	Schwein	B: 811^{b}28f.
allzu groß	träge	Rind	B: 811^{b}29f.
rundlich	stumpf-sinnig	Esel	B: 811^{b}30f.
ziemlich groß u. flach	aufmerksam	Hund	B: 811^{b}31–33

länglich, zu den Ohren hin eher rundlich als flach		Panther	B: 810ᵃ1–3
viereckig	großgesinnt	Löwe	B: 811ᵇ33f.
viereckig, in der Mitte leicht vertieft, wölbt sich unten vor		Löwe	B: 809ᵇ20–22
düster	rücksichtslos	Stier u. Löwe	B: 811ᵇ34f.
entspannt	Schmeichler	Affekzustand u. Hund beim Schwanzwedeln	B: 811ᵇ35–38
finster	betrübt	Affektzustand	B: 812ᵃ2–4
gesenkt	Wehklager	Affektzustand	B: 812ᵃ4f.
hell, gerade, nicht groß, mager, weder glatt noch runzlig	mutig		A: 807ᵇ3f.
groß, rundlich u. fleischig	stumpf-sinnig		A: 807ᵇ22f.
groß, fleischig, glatt	heiter		A: 808ᵃ2f.
Ohren			
klein	affenartig		B: 812ᵃ9
groß	eselsartig		B: 812ᵃ10
von mittlerer Größe		die besten Hunde	B: 812ᵃ10f.
Körperhaltung			
Körper zusammengesunken	feige		A: 807ᵇ5
bei den Bewegungen angespannt	feige		A: 807ᵇ10
nicht dreist drauflosgehend, sondern zurückgeneigt u. in Schrecken versetzt	feige		A: 807ᵇ11
aufrecht	mutig		A: 807ᵃ32
aufrecht	ungestüm		A: 808ᵃ19 f.
ein wenig krumm u. etwas nach vorne geneigt	unverschämt		A: 807ᵇ30f.
nach vorne geneigt	schmäh-süchtig		A: 808ᵃ33
niedergedrückt	traurig		A: 808ᵃ11
etwas rückwärts gebeugt	sanftmütig		A: 808ᵃ25f.

Kopf nach rechts geneigt	Kinäde		A: $808^{a}13$
nicht voreilig, sd. tüchtig	heiter		A: $808^{a}6$f.
Bewegungen			
müde	traurig		A: $808^{a}12$
langsam	anständig		A: $807^{b}34$
langsam	heiter		A: $808^{a}5$
träge	sanft		A: $806^{b}25$
schnell	hitzig		A: $806^{b}26$
schnell	unverschämt		A: $807^{b}32$
Gang			
weite u. langsame Schritte	langsamer Beginner u. vollendungs-freudig	Langsamkeit verzögert, weiter Schritt ist wir-kungsvoll	B: $813^{a}3$–5
kurze u.langsame Schritte	langsamer Beginner u. nicht vollen-dungsfreudig	Kombination nicht wirkungs-voll	B: $813^{a}5$f.
weite u. schnelle Schritte	nicht unter-nehmungs-lustig, aber vollendungs-freudig	Schnelligkeit ist vollendungs-freudig, Weite nicht wirkungs-voll	B: $813^{a}7$f.
kurze u. schnelle Schritte	unterneh-mungslustig aber nicht vollendungs-freudig		B: $813^{a}8$f.
langsame u. große Schritte, sich dabei in den Schultern wiegend		Löwe	B: $809^{b}31$–33
kraftvoller Gang		Löwe	B: $809^{b}30$
sich nach vorne gebeugt in den Schultern wiegend	hochgesinnt	Löwe	B: $813^{a}11$–14
sich aufrecht angespannt in den Schultern wiegend, dabei kurzarmig	‹...›	Pferde	B: $813^{a}11$f.

mit nach außen gedrehten Füßen und Waden laufend	weibisch	Frauen	B: 813^{a}14f.
sich im Körper herum-drehend und sich windend	Schmeichler	Affektzustand	B: 813^{a}16f.
beim Gehen nach rechts geneigt	Kinäde	Gesamteindruck	B: 813^{a}17f.
Schritte von zweierlei Art: einerseits sich in der Hüfte wiegend, andererseits mit gerade gehaltener Hüfte	Kinäde		A: 808^{a}14f.
Gestik			
Bew. von Hand, Unterarm und Arm: Kombinationen von schnell/langsam, kurz/weit analog zum Gang	analog zum Gang	analog zum Gang	B: 813^{a}9–11
Handbewegungen nach oben zeigend und schlaff	Kinäde		A: 808^{a}13 f.
Blick			
leicht bewegliche Augen	schnell u. räuberisch	Habichte	B: 813^{a}19f.
schwach u. blinzelnd	feige		A: 807^{b}7
Blinzler	feige	Flucht mit den Augen	B: 813^{a}20f.
schnell blinzelnd	entweder feige oder heißblütig		A: 807^{b}37–808^{a}2
langsam blinzelnd	anständig		A: 807^{b}37
Schweifenlassen der Augen	Kinäde		A: 808^{a}15f.
mißtrauischer Blick; ein Augenlid fällt halb über die Augen; Blick bewegungslos; Blick von unterhalb des Oberlids hinaufgeführt u. sanft; zufallende Lider; Blick sanft u. zerstreut	‹.....›	Gesamteindruck u. Frauen	B: 813^{a}21–27
langsame Augenbewegung, als ob der Blick stillsteht	nachdenklich	Affektzustand	B: 813^{a}27–30

Stimme			
tief u. kräftig	mutig		A: 806^{b}26f.
tief u. unangespannt	unbekümmert	Affektuzstand	A: 807^{a}16f.
tief	mutig	Löwe, Stier, bellender Hund, Kampfhähne	A: 807^{a}17–20
kräftig	mutig	(Folgerung aus dem Widerspruch der beiden vorherigen)	A: 807^{a}21–25
hoch u. leise	feige		A: 806^{b}27
hoch u. angespannt	jähzornig	Affektzustand: verägert u. zornig	A: 807^{a}14–16
hoch	feige	Hirsch u. Hase	A: 807^{a}17–21
unangespannt u. schwach	feige	(Folgerung aus dem Widerspruch der beiden vorherigen)	A: 807^{a}21–25
hauchend u. schwach	anständig		A: 807^{b}35
laut u. tief	übermütig	Esel	B: 813^{a}31f.
tief einsetzend, hoch endend	melancholisch, Klager	Rind u. ‚zur Stimme passend'	B: 813^{a}32–34
hoch, sanft u. gedämpft	Kinäde	Frauen u. Gesamteindruck	B: 813^{a}34–^{b}1
tief, hohltönend, laut u. ungekünstelt	‹.....›	robuste Hunde u. Gesamteindruck	B: 813^{b}1–3
sanft u. unangespannt	sanftmütig	Schaf	B: 813^{b}3f.
hoch u. durchdringend	gierig	Ziege	B: 813^{b}4f.
leise	heiter		A: 808^{a}5f.
Sprechweise			
langsam	anständig		A: 807^{b}34

Verzeichnis und Nachweis der Abbildungen

Taf. I,1

Ein Mann und eine Frau besteigen (?) ein Schiff. Detail aus einem attisch-spätgeometrischen Krater (Umzeichnung). 2. Hälfte 8. Jh. v. Chr. – London, British Museum 1899.2-19.1. – Photo nach Schadewaldt 1965: Abb. 3.

Taf. I,2

Bronzestatuette des Apollon, geweiht von Mantiklos aus Theben. Unterschenkel und rechter Arm fehlen; in der linken Hand ist ein Bogen zu ergänzen. Inschrift auf der Vorderseite der Oberschenkel: Μάντικλος μ' ἀνέθεκε ϝεκαβόλοι ἀργυροτόχσοι τᾶς (δ) δεκάτας, τὺ δέ, Φοῖβε, δίδοι χαρίϝετταν ἀμοιϝ[άν] („Mantiklos hat mich dem Ferntreffenden mit dem silbernen Bogen geweiht als Zehnten. Du aber, Phoibos, schenk' ein freundliches Geschick"). Höhe 20 cm. Um 700 v. Chr. (orientalisierender Stil). – Boston, Museum of Fine Arts 03.997. – Photo nach Fuchs 1993: Abb. 4.

Taf. I,3

Polyphem wird von Odysseus und seinen Gefährten geblendet. Halsbild einer protoattischen Amphora aus Eleusis. Höhe des Bildfrieses ca. 42 cm. Um 670 v. Chr. – Eleusis, Museum. – Photo nach Simon 1976: Abb. 15/VI.

Taf. II,1

Grabstatue des Kroisos von Anavyssos. Funktion und Benennung sind durch das Epigramm angegeben: Στῆθι καὶ οἴκτιρον Κροίσου παρὰ σῆμα θάνοντος. Ηόν ποτ' ἐνὶ προμάχοις ὤλεσε θοῦρος Ἄρης („Bleibe stehen und trauere beim Grabmal des toten Kroisos, den der wütende Ares unter den Vorkämpfern vernichtete"). Marmor.

Höhe 1,94 m. Um 530 v. Chr. – Athen, Nationalmuseum 3851. – Photo nach Stewart 1997: Abb. 38.

Taf. II,2
Kore des Bildhauers Antenor, geweiht vom Töpfer Nearchos. Marmor. Höhe 2,25 m. Um 525 v. Chr. – Athen, Akropolismuseum 681. – Photo nach Fuchs 1993: Abb. 169.

Taf. III,1
Junge Männer beim Sport. Namensbeischriften bei fast jedem von ihnen; auf beiden Seiten die Inschrift: Λέαγρος καλός („Leagros ist schön“). A-Seite eines attisch-rotfigurigen Kelchkraters des Euphronios. Um 510 v. Chr. – Berlin, Antikenmuseum SMPK, F 2180. – Photo nach v. Bothmer 1991: S. 64

Taf. III,2
‚Herr und Hund‘. Innenbild einer Schale des Hegesibulos-Malers. Um 510/500 v. Chr. – New York, Metropolitan Museum of Art 07.286.47. – Photo nach v. Bothmer 1958: Taf. 37b.

Taf. III,3
Nacktes Männchen beim Verrichten seiner Notdurft. Scherbe von der Akropolis. Durchmesser 4,6 cm. Um 500 v. Chr. – Athen, Akropolismuseum 1073. – Photo nach Graef/Langlotz 1933: II, Taf. 83.

Taf. IV,1
Ehrenstatuen der Tyrannentöter Harmodios und Aristogeiton. Rekonstruierte römische Marmorkopien der 477/476 v. Chr. von Kritios und Nesiotes geschaffenen Bronzestatuen. – Neapel, Museo Nazionale 6009, 6010. – Photo nach Stewart 1997: Abb. 40.

Taf. IV,2
Bildnis des Perikles. Römische Marmorkopie nach der Bronzestatue des Kresilas um 429–425 v. Chr. – London, British Museum 549. – Photo nach Zanker 1995: Abb. 15.

Taf. V,1
Choreuten einer Tragödie. Ausschnitt aus einem attisch-rotfigurigen Kolonettenkrater. Um 500/490 v. Chr. – Basel, Antikenmuseum BS 415. – Photo nach Schmidt 1967: Taf. 21,1.

Taf. V,2
Dionysos und Ariadne, umgeben von den Mitwirkenden an einem Satyrspiel. Ausschnitt aus einem rotfigurigen apulischen Volutenkrater, dem sog. Pronomos-Krater. Um 400 v. Chr. – Neapel, Museo Nazionale Archaeologico 3240. – Photo nach Furtwängler/Reichhold 1932: III, Taf. 143/144.

Taf. VI,1
Karikatur eines Mannes, der einem Fuchs lauscht (sog. ‚Äsop'). Innenbild einer attisch-rotfigurigen Schale. Um 440 v. Chr. – Rom, Musei Vaticani, Vasensammlung 16552. – Photo nach Zanker 1995: Abb. 19.

Taf. VI,2
Karikatur eines Bürgers auf dem Rand eines attisch-rotfigurigen Askos. Um 440 v. Chr. – Paris, Louvre G 610. – Photo nach Zanker 1995: Abb. 20.

Taf. VI,3
Terrakotte aus dem Kabirion bei Theben in Böotien. Etwa 440–410 v. Chr. – Athen, Nationalmuseum 10334. – Photo nach Himmelmann 1994: Abb. 34a/b.

Taf. VI,4
Tanzender Buckliger. Alexandrinische Bronzestatuette. Höhe 8,5 cm. 2. Jh. v. Chr. (alexandrinisch) – München, Antikensammlungen Inv. 4317. – Museumsphoto.

Taf. VII,1
Stehender Fischer, ‚Seneca'-Typus. Römische Marmorkopie aus Anzio, nach einem Original aus dem letzten Viertel des 3. Jh. v. Chr. Höhe 1,60 m. – Rom, Musei Vaticani, Galleria dei Candelabri IV 38. – Photo nach Laubscher 1982: Taf. 1.

Taf. VII,2
‚Trunkene Alte'. Römische Marmorkopie nach einem Original aus dem späten 3. Jh. v. Chr. Höhe 92 cm. – München, Glyptothek 437. – Museumsphoto.

Taf. VIII,1
Bildnis des Themistokles. Römische Marmorkopie des Kopfes als Herme, nach einer Bronzestatue um 470/460 v. Chr. Aus Ostia.

Höhe des Kopfes 26 cm – Ostia, Museum 85. – Photo nach Fittschen 1988a: Taf. 12,1.

Taf. VIII,2
Bildnis des Pindar. Römische Marmorkopie nach einer um 460 v. Chr. entstandenen Statue – Rom, Museo Capitolino, Stanza dei filosofi 58. – Photo nach Fittschen 1988a: Taf. 15,2.

Taf. IX,1
Bildnis des blinden Homer, sog. Epimenides-Typus. Römische Marmorkopie aus der frühen Kaiserzeit nach einem Original um 460 v. Chr. – München, Glyptothek 273. – Museumsphoto.

Taf. IX,2
Satyrn im Gefolge des Dionysos. Ausschnitt aus einem attisch-schwarzfigurigen Kolonettenkrater. Um 540 v. Chr. – München, Antikensammlungen, Inv. 1736. – Museumsphoto.

Taf. X,1
Bildnis des Sokrates, Typus A. Römische Marmorkopie nach einer Statue um 380/370 v. Chr. – Neapel, Museo Nazionale Archeologico 6129. – Photo nach Fittschen 1988a: Taf. 46,2.

Taf. X,2
Bildnis des Sokrates, Typus B. Römische Marmorkopie nach einer wahrscheinlich um 317/307 v. Chr. geschaffenen Statue. – Rom, Museo Capitolino (Abguß). – Photo nach Scheibler 1989a: Abb. 7.3.

Taf. XI,1
Sokrates. Alabasterstatuette aus Alexandria. Replik nach einem Original des späteren 4. Jh. v. Chr., vermutlich den Statuentypus des Bildnistypus B darstellend. Höhe 27,5 cm. – London, British Museum 1925.11–18.1. – Photo nach Fittschen 1988a: Taf. 64,1.

Taf. XI,2
Grabrelief des Artemon. Attisch. Höhe 1,25 m. Um 350 v. Chr. – München, Glyptothek 493. – Museumsphoto.

Taf. XII,1
Bildnis des Platon. Römische Marmorkopie nach einer vermutlich von Silanion kurz nach 348 v. Chr. geschaffenen Statue. Höhe 25 cm. – München, Glyptothek 548. – Museumsphoto.

Taf. XII,2
Detail aus dem Grabrelief eines Komödiendichters. Um 350 v. Chr. – Lyme Hall bei Stockport, Cheshire (Gipsabguß in der Abgußsammlung antiker Plastik, Berlin). – Photo nach Giuliani 1986: Abb. 24.

Taf. XIII,1
Bildnis des Epikur. Römische Doppelherme mit Metrodor, nach einem Original von ca. 270 v. Chr.– Rom, Museo Capitolino 576. – Photo des Abgusses in der Abgußsammlung München nach Zanker 1995: Abb. 66.

Taf. XIII,2
Sitzstatue des Epikur. Rekonstruktion von K. Fittschen in der Abgußsammlung Göttingen. – Photo nach Zanker 1995: Abb. 62

Taf. XIV,1
Eingangsszene aus Menanders *Synaristosai*. Bodenmosaik, von Dioskurides aus Samos signiert (Διοσκουρίδης Σάμιος ἐποίησε). Aus Pompeji, ‚Villa des Cicero'. Spätes 2. Jh. v. Chr., nach einem Original um 300 v. Chr. – Neapel, Museo Nazionale 9987. – Photo nach Green/Handley 1995: Abb. 50

Taf. XIV,2
Maske vom Fuß eines keramischen Kohlebeckens. Aus Delos. Höhe ca. 16 cm. Späthellenistisch (ca. 150–50 v. Chr.) – Delos B 3718. – Photo nach Green 1994: 127 fig. 5.18c.

Taf. XIV,3
Moderner Abdruck eines Terrakotta-Models aus Tarent. Um 300 v. Chr. – London, British Museum 1887.7–25.7. – Photo nach Green/Handley 1995: 77 Abb. 49.

Taf. XV,1
Bildnis Alexanders des Großen, sog. Alexander Schwarzenberg. Römische Marmorkopie nach einer Statue um 336 v. Chr. – München, Glyptothek 559. – Museumsphoto.

Taf. XV,2
Bildnis Alexanders des Großen, sog. Azára-Herme. Römische Kopie aus Tivoli, nach einer Statue des Leochares (?) um 320 v. Chr. Inschrift auf dem Hermenschaft: ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΣ ΦΙΛΙΠΠΟΥ ΜΑΚΕ[ΔΩΝ] („Alexander, Sohn des Philipp, Makedonier"). Marmor – Paris, Louvre MA 436. – Photo nach Stewart 1990: II, Abb. 562.

Taf. XIV,1
,Alexander Rondanini'. Römische Marmorkopie nach einer Statue aus der 1. Hälfte des 3. Jh. v. Chr. Höhe 1,68 m. – München, Glyptothek. – Museumsphoto.

Taf. XIV,1
Aphrodite von Knidos. Römische Kopie einer vermutlich im Späthellenismus herausgebildeten Variante zu einem Original des Praxiteles um 350/340 v. Chr. – München, Glyptothek 258. – Museumsphoto.

STELLENREGISTER

Vorbemerkung: In diesem Register sind die in Einleitung und Anmerkungen behandelten ‚loci physiognomonici' erfaßt sowie alle Stellen aus den *Physiognomonica*, die in der Einleitung besprochen oder erwähnt werden.

SACHREGISTER